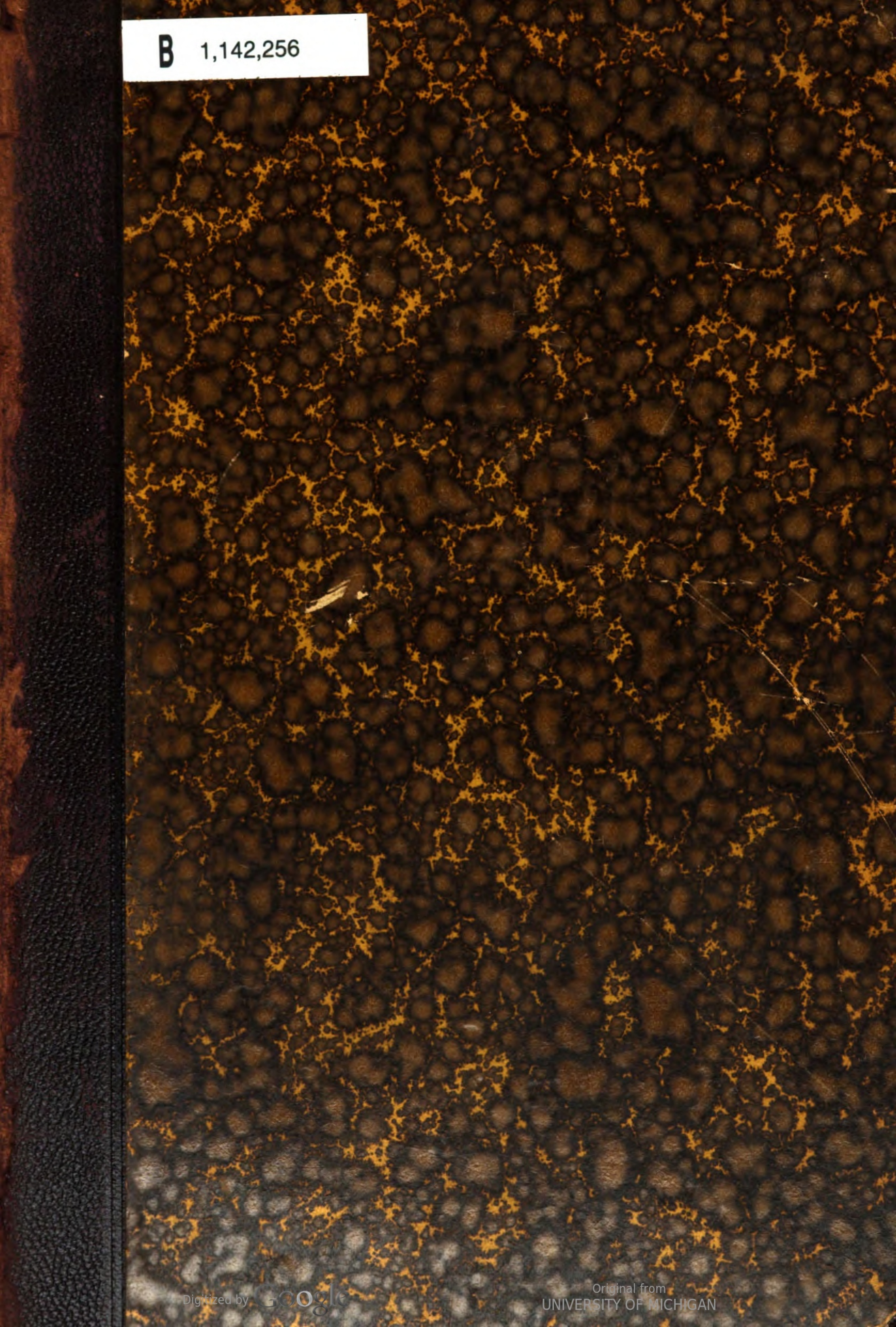
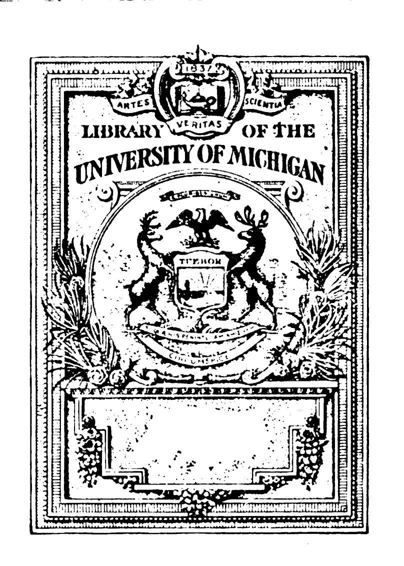
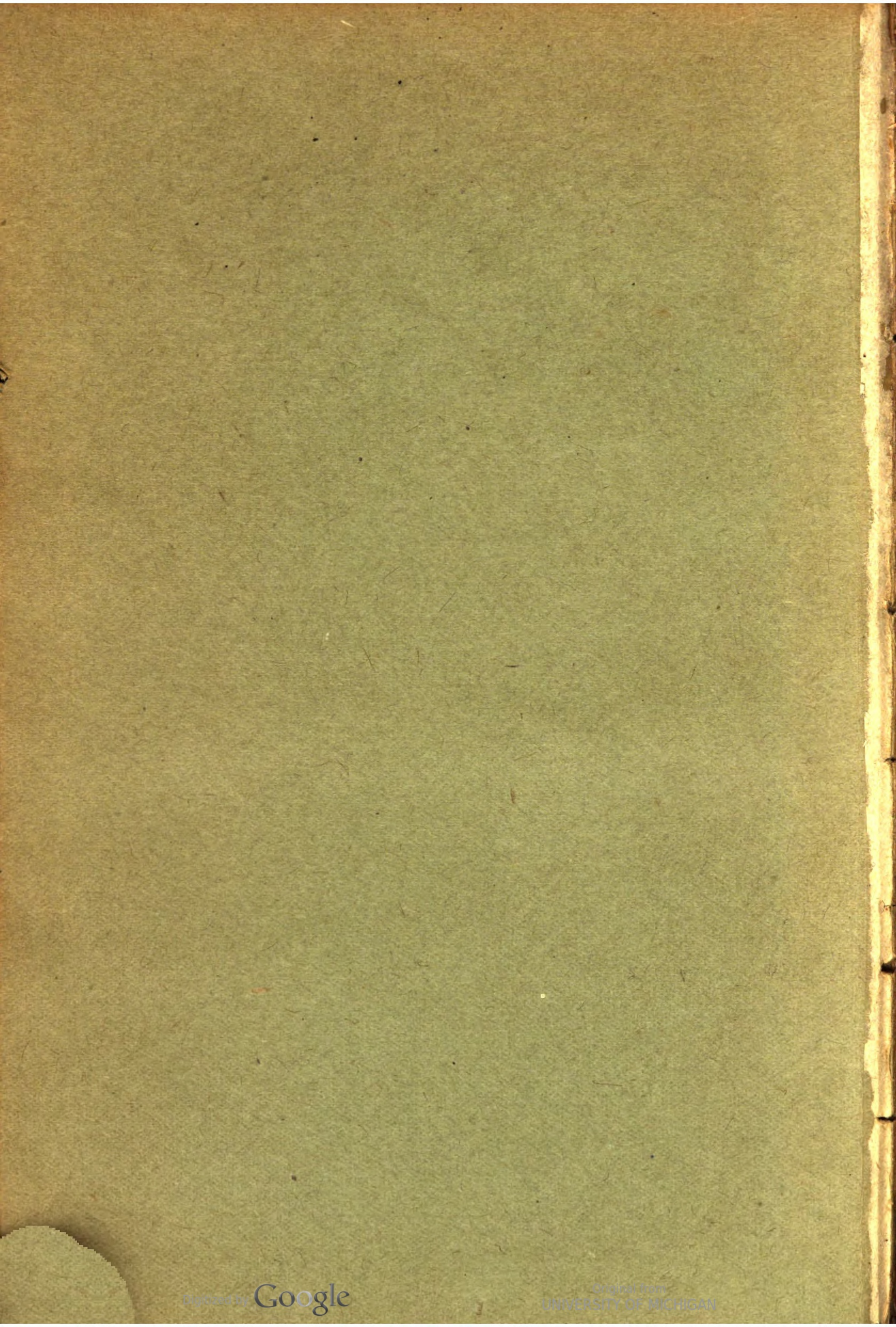
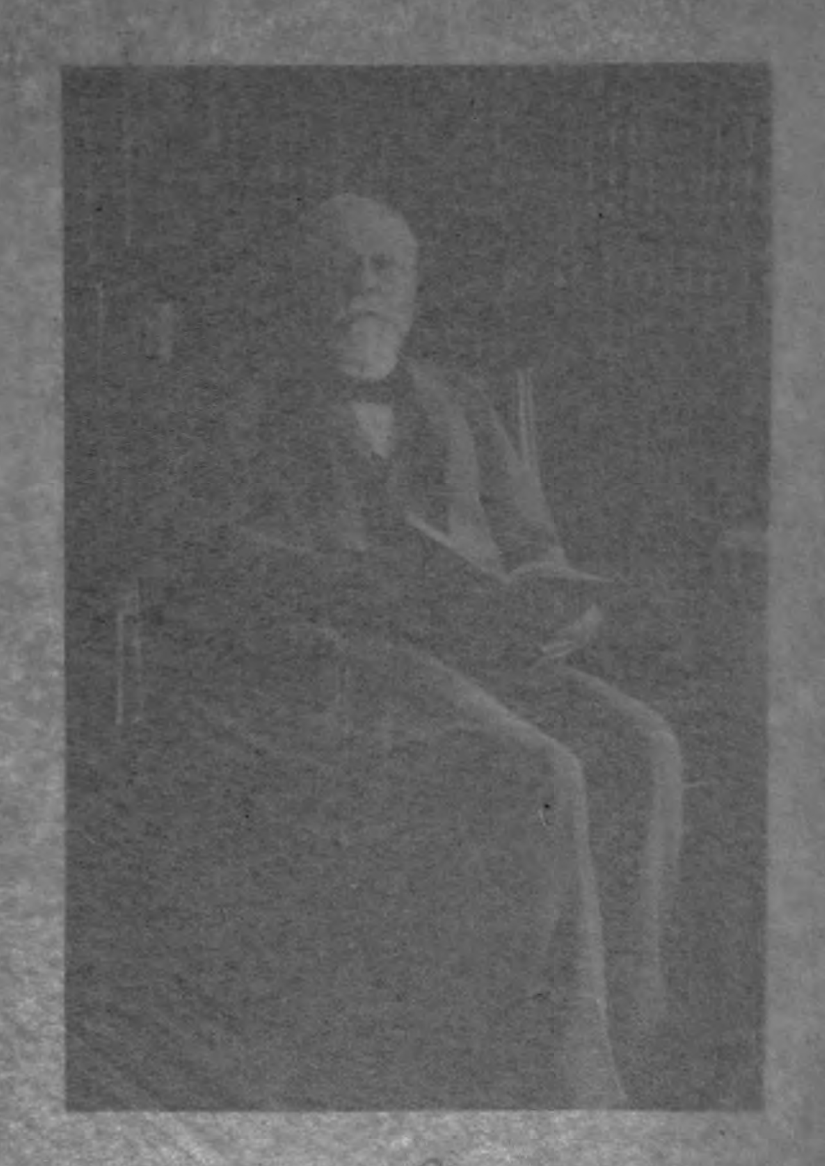



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR





H. Paul.

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL† UND EDUARD SIEVERS

HERAUSGEGEBEN

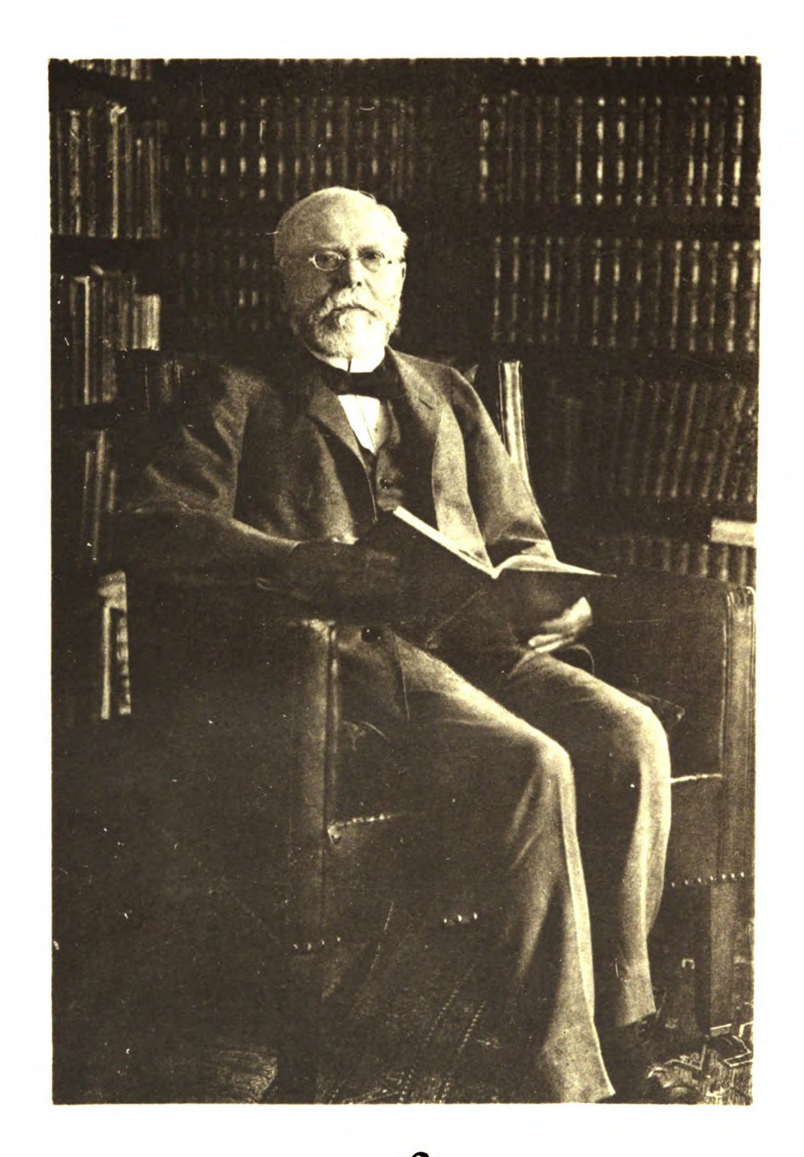
VON

WILHELM BRAUNE.

46. BAND.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1922



H. Paul.

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL † UND EDUARD SIEVERS

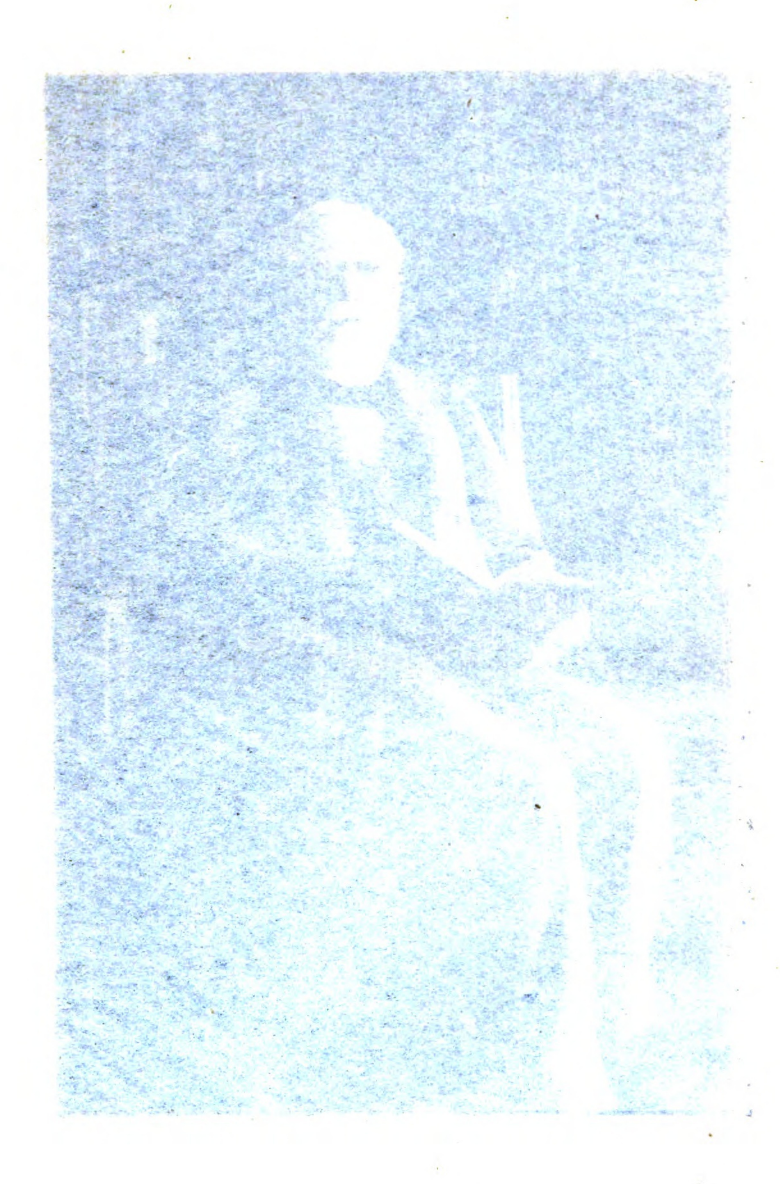
HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM BRAUNE



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1922



BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL † UND EDUARD SIEVERS

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM BRAUNE.

46. BAND.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1922

INHALT.

Seite

BRUCHSTÜCKE DEUTSCHER DICHTUNGEN DES 13.—14. JAHRHUNDERTS.

A. Schlußverse von Konrads von Würzburg Otte mit dem barte. B. Peter von Staufenberg. C. Hofzucht. D. Busant.

Die auf den folgenden blättern abgedruckten fragmente deutscher gedichte fand herr J. F. Payne M. D. im einband eines buches seiner privatbibliothek. Das werk führt den titel: *Joannis Cheki Angli De Pronuntiatione Graecae potissimum linguae disputationes cum Stephano Vuintoniensis Episcopo ... Basileæ, Per Nicol. Episcopium iuniorem 1555.*[1]) Dr. Payne hatte die güte, seinen fund mir zu übersenden, ein ebenso interessantes wie willkommenes geschenk, wofür ich dem inzwischen verstorbenen stets ein dankbares gedächtnis wahren werde.

Es ist bezeichnend, daß im humanisten-zeitalter ein buchbinder einen augenscheinlich recht stattlichen codex deutscher gedichte zerschnitt und einzelne blätter desselben dazu verwandte, die ledernen einbanddeckel eines von der griechischen sprache handelnden buches zu steifen. Vorder- und hinterdeckel des bandes enthielten je zehn übereinanderliegende, mit etwas leim zusammengeklebte blättchen, die ich nach ihrer trennung inhaltlich bestimmte, ordnete und derart auf zehn blättern starken, braunen papiers (30,9 × 22 cm) montieren ließ, daß die ursprünglichen zerschnittenen blatthälften wieder aneinander treten, nur durch einen kleinen zwischenraum getrennt, der den der scheere zum opfer gefallenen zeilen

---

[1]) Vgl. Catalogue of the remaining portion of the Library of the late Joseph F. Payne M. D. which will be sold by auction by Messrs. Sotheby, Wilkinson & Hodge ... on Tuesday, the 30th of January 1912: p. 26 no. 186



entspricht. Das so entstandene heft wurde mit einem grünen Morocco-einband versehen.

Jener alte buchbinder, dem deutsche poesie wenig respect eingeflößt zu haben scheint, entnahm, wie die roten römischen ziffern auf der mitte des oberen randes jedes blattes zeigen, dem mißhandelten, wohl schon früher von ihm für ähnliche zwecke ausgeschrotenen codex diesmal die bll. LVI—LIX, LXI—LXIII, LXVIIII, LXXXV—LXXXVI und zerschnitt sie zunächst der breite nach in zwei gleiche hälften. Allein da diese stücke für die deckelfüllung noch zu groß waren, beschnitt er die oberen blatthälften ringsherum, die unteren nur am linken und unteren rande. Glücklicherweise verfuhr er mit dem oberen rande der oberen blatthälften so schonend, daß über der ersten schriftzeile jeder seite noch ein raum von ca. 1,2—1,5 cm bleibt und die so wichtige blattbezifferung erhalten ist. Wie der abdruck durch die auspunktierten zeilen angibt, ist andererseits eine bestimmte versanzahl in der mitte und am ende jeder spalte verloren gegangen und zudem auf den vorderseiten fast durchweg ein oder mehrere buchstaben zu anfang der verszeilen der ersten spalte, auf den rückseiten entsprechend buchstaben der versschlüsse der zweiten spalten. In dieser hinsicht sind die unteren hälften stärker in mitleidenschaft gezogen, weil ihr linker rand eben stärker beschnitten worden war.

Das durchschnittsmaß der bruchstücke in ihrer gegenwärtigen gestalt beträgt nun: höhe 10—11 cm, breite 16,5 cm. Wohl zufolge des aufliegens auf dem leder des deckels ist die schrift auf der vorderseite von bl. LXIII (abdruck 7[r]) z. t. abgeschabt, z. t. verblichen, auch sonst sind hie und da einzelne buchstaben undeutlich geworden oder ganz geschwunden; kleine löcher, denen öfters auch buchstaben zum opfer gefallen sind, weisen wohl auf nägel hin, die zur befestigung des nach innen eingeschlagenen lederbezugs dienten.

Aus der äußeren gestalt unserer bruchstücke, ihrer blattnummerierung und ihrem inhaltlichen zusammenhang läßt sich rückschließend etwa folgendes über den codex, dessen klägliche überreste sie bilden, ermitteln: Es war eine ansehnliche papierhandschrift in kl. folio, so weit wir sehen können, in zwei spalten geschrieben, die durch eine vertikale tintenlinie von-

einander getrennt waren. Eine horizontale, auf der die erste verszeile steht, schloß den spaltenraum nach oben; andere horizontale linierung fehlte, doch mag, nun ja nicht controllierbar, jener oberen eine untere mit dem gleichen zweck entsprochen haben. Die spaltenhöhe betrug ungefähr 23 cm, ihre breite durchschnittlich 8 cm. Da der schreiber nicht durch horizontale linien gelenkt ward, schwankte auch die zeilenzahl der abgesetzt geschriebenen verse auf den einzelnen seiten, ja innerhalb der einzelnen spalten: aus dem vorhandenen material ergibt sich ein spielraum von 28—33 zeilen. Die zweite zeile der reimpaare war nicht eingerückt, wohl aber bildet eine rot durchstrichene capitale den anfangsbuchstaben jeder verszeile. Rot war, wie bereits angeführt, die blattbezifferung, mit roten buchstaben (a—c) bezeichnet innerhalb unserer fragmente der schreiber zweimal am spaltenrande die umstellung falsch gesetzter verse, und daraus dürfte hervorgehen, daß schreiber und miniator dieselbe person waren. Ob farbige initialen vorhanden waren, ob rotschrift auch für titelangabe der einzelnen stücke verwendet wurde, läßt sich nicht sagen, allein spuren deuten darauf, daß die erste (resp. 47.) zeile des Peter von Staufenberg durchweg in rotschrift war, ja es ist sogar möglich, daß das fehlen des prologs (v. 1—46) darauf zurückzuführen ist, daß der schreiber ihn von anfang bis ende so eintragen wollte. Jedenfalls erklärt sich daraus am einfachsten, warum er gut $1^3/_4$ spalten von 1^r unbeschrieben ließ, die bequem für seine niederschrift und ev. eine titelschrift ausgelangt hätten. Dann wäre auch der schluß naheliegend, daß schon in seiner vorlage (ob einzelhs. des *P. v. St.*, ob teil einer sammelhs.?) der prolog irgendwie als solcher kenntlich gemacht war.

Ob mehrere oder nur eine hand an der herstellung des codex beteiligt waren, können wir natürlich nicht wissen. Die erhaltene partie muß ohne zweifel ein und derselben zugeteilt werden, wenn auch das letzte fragment (*Der Busant*) etwas flüchtigere und spitzigere züge aufweist. Eine graphische eigentümlichkeit ist das gelegentliche auftreten eines nach unten offenen, *n* (mit nach links umbiegenden schlußschaft) ähnlichen zeichens für *a*, stets, wo es überhaupt gebraucht wird, vor consonanten z. b. *gnch, tng.* Der unterschied zwischen *n* und *u* ist gänzlich verwischt, der



buchstabe *i* bald mit einem strich, bald mit einem punkt versehen, daneben ohne jedes zeichen. Abkürzungen sind sehr selten und bieten nichts besonderes. Erwähnt mögen die sehr häufigen *dz*, *wz* (= *waz* und *was*) werden (vorlage wohl *dc*, *wc*; vgl. Beitr. 33, 379). Der schriftcharakter — gotische minuskel stark mit cursiven elementen gemischt — weist uns m. e. nach der mitte oder eher ins letzte viertel des 14. jh.'s. Als wasserzeichen tritt auf ein sogenannter dreiberg (auch abtmütze genannt) (s. E. Kirchner, Die papiere des 14. jh.'s, nr. 27); in seiner gestalt am ähnlichsten der nr. 474 (da freilich erst aus den jahren 1443—44) bei C. M. Briquet, Papiers et Filigranes des Archives de Gênes, 1888. Außerdem zeigen sich in der entfernung von je 40 mm vier bodendrähte, deren einer mitten durch das wasserzeichen geht.

Über die lagenverhältnisse im ursprünglichen codex läßt sich natürlich nichts bestimmen; auch über seinen inhalt bis zu dem punkt, wo unsere fragmente einsetzen, kann man keine sicheren angaben machen. Das erste bruchstück (bl. LVI) bringt den schluß (9 zeilen) von Konrads von Würzburg *Otte mit dem barte.* Nach Pipers zählung (KDNL, 4. bd.: Höfische epik III, s. 185 ff.) hat die dichtung 764 verse. Nehmen wir auf grund unserer früheren angaben durchschnittlich 31 zeilen für die spalte an, so wird der *Otte* auf der ersten spalte von bl. L[r] begonnen haben. Gesetzt, daß keine prosa darunter gemengt war, so würden auf den voraufgehenden 49 bll. ca. 6076 verse platz gefunden haben. Das schlösse, vom Trojanerkrieg Konrads ganz abgesehen, auch den Partenopier (20784 verse) und selbst den Engelhard (6504 verse) aus, dessen einzig auf uns gekommener Frankfurter druck vom jahre 1573 sich ja wohl keine umfangreichen einschiebsel erlaubt hat.

Bei diesem negativen resultat wird es verbleiben müssen; denn wer sagt uns, daß dem *Otte mit dem barte* auch nur noch eine der kleineren, nicht legendarischen dichtungen Konrads, die freilich hier allesamt hätten bequem stehen können, voranging? Zwischen dem schluß des zweiten bruchstückes (*Peter von Staufenberg*) und dem anfang des dritten (*Hofzucht*) klafft jetzt eine lücke von 5 bll., indem die blattzählung von LXIII auf LXVIIII springt. Das würde also ca. 620 verse ergeben. Nun fehlen vom *P. v. St.* nur 178 verse

von denen aber noch vier auf dem weggeschnittenen teil der zweiten spalte von LXIII^v standen; der *Hofzucht*, dem nächsten fragment, mangeln, falls ihr text, wie wahrscheinlich, mit dem von A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen handschriften (St. LV 35, 531 ff.) gedruckten gedichte übereinstimmte, ca. 450 verse zu anfang: zusammen also 174 + 450 = 624 verse. Daher muß sich die *Hofzucht* unmittelbar an den *P. v. St.* angeschlossen haben. Hierauf springt die blattzählung von LXVIIII auf LXXXV, d. h. es fehlen 15 bll. mit ca. 1860 versen. Da aber dem schluß der *Hofzucht* gemäß Kellers text nur 74 verse, von denen wiederum vier noch auf bl. LXVIIII^v2 standen, dem folgenden *Busant* nur 290 verse entbrechen, das macht 360 verse zusammen, so wird, falls nicht ein prosastück dazwischengeschoben war, zwischen diesen beiden werken noch eine dichtung von etwa 1500 versen gestanden haben. Dem *Busant* endlich mangeln ca. 600 verse (genau läßt sich das nicht angeben, da gerade dort, wo unser fragment schließt, auch die einzige, vollständig erhaltene hs. eine lücke hat); dafür wären mindestens 5 bll. notwendig gewesen, so daß wir auf die blattzahl LXXXXI kämen. Allein, ob damit der codex schloß oder dem *Busant* noch andere dichtungen folgten, das ist eine unlösbare frage.

Günstiger als die frage nach dem ursprünglichen inhalt des codex liegt die nach seiner heimat, nach seinem entstehungsort. Für localisierung am Oberrhein spricht zunächst der umstand, daß sich laut unserer fragmente zu einer dichtung Konrads von Würzburg zwei sicher von ihm beeinflußte gesellen — der *Peter von Staufenberg* und der *Busant* —, gedichte, die selbst am Oberrhein zu hause sind. Weiterhin: die orthographie des schreibers der bruchstücke weist nach dem Elsaß, also wohl nach Straßburg. Folgende anführungen, zu denen man die arbeit von E. Haendcke, Die mundartlichen elemente in den elsäßischen urkunden, Straßburg 1894 halten wolle, werden zur bekräftigung genügen:

1. aus dem vocalismus: die sehr häufige schreibung *o* statt *ā*, z. b. *lot, gobe, ofentüre, on(e)*, auch im reim zu *ă*, z. b. *hon* : *an*; die schreibung *e* für *æ*, z. b. *stete, gesehe, gebere*; *ô* für *e*, z. b. *mônsche*; *ü* (hs. stets *ů*) für und neben *u*, z. b. *süllent, sünden, tügent, vür*; *u* statt *i* in dem charakteristischen *wurt*

(3. pers. sing.) : *verbürtt* (*P. v. St.* v. 985); *ù* für *ū*, *herùs* und *iu*: *tùrliche, trùten, slùs, drù* und immer *sù*; daneben *u*, z. b. *uch, frunt, truwen*; *ů* für *uo* in *fůte* (= *fuogte*), *gefůget, můste* (indic. z. b. v. 115. 282); *ô* statt *ou*, z. b. *stôffenberg, frôwen* (= *frouwen*); *ù* für *ie*, stets *sù* (*sie*), *nùt* immer, doch im reime *niht* : *zův'siht*). Angeführt mag auch *har* = *her* werden.

2. aus dem consonantismus: schwanken von *d- t-* im anlaut: *dier, dief, tagen. det, tet, tůt, getrungen*; gelegentliches *p* im anlaut für *b*: *parn*; *g* für *j*: *blůgete, schrigen*; *m* > *n*: *kunt* (= *kumt*), *bekan, lobesan*; metathesis des *r*: *dirten*; überwiegend nichtbeachtung des mhd. auslautgesetzes: *tag, pflag, mag* : *erschrag, lib, wib*; andererseits *urlop, eweclich* usw.

3. aus der flexion: beseitigung der pronominalendung *-iu*, stets *die, schône* usw. für *diu, schôniu*; die form *hestu* für *hastu*; die durchführung der endung *-ent*, auch im praet. *stundent, soßent* usw.; *went* = *wellent*.

Endlich: das buch, in dessen originaleinband[1]) die bruchstücke sich fanden, war in Basel gedruckt. War es daselbst im officin des Nicol. Episcopius auch gebunden worden, so müßten wir auf grund des eben über den dialekt gesagten annehmen, daß entweder die deutsche hs. ihren weg aus dem Elsaß (Straßburg) nach dem nahen Basel gefunden, oder daß sie von einem Elsässer (Straßburger) in Basel selbst geschrieben worden sei. Eine dritte möglichkeit darf wenigstens erwähnt werden. Sir John Cheke[2]) weilte im selben jahre (1555), da durch vermittlung des Coelius Secundus Curio sein büchlein gedruckt wurde, in Straßburg, wo er an der universität griechisch lehrte. Könnte er nicht eben hier das exemplar seines buches, das unsere bruchstücke enthält, haben binden lassen? Gewiß, nur läßt sich leider nicht nachweisen, daß das betreffende exemplar aus seiner privatbibliothek stammte oder ein geschenkexemplar an einen freund oder gönner in England war. Wie dem auch sei, jedenfalls scheint der ursprung des deutschen codex im Elsaß oder in Basel gesichert.

---

[1]) Dr. Payne schrieb mir darüber: The style was very much like that of other books printed at Basel about that time, e. g. a small Greek volume of Galen, De Valetudine (1549) which I have. It was dark thick calf or similar leather with a central oval medallion.

[2]) Vgl. Dict. of Nat. Biogr. London 1908, p. 178 usw.

Der abdruck der fragmente schließt sich möglichst an die hsl. schreibung an und will zugleich ein bild von dem jetzigen zustand der bruchstücke geben. Deshalb wurde das nebeneinandergehen der zeichen *ſ, s, ß*; *f, v, u* usw. belassen und blieben auch die wenigen abkürzungen unaufgelöst. Die auspunktierten zeilen zwischen den oberen und unteren blatthälften sowie am spaltenschluß entsprechen dem umfang nach natürlich der zahl der tatsächlich fehlenden zeilen, was sich an der hand des vollständigen abdruckes der stücke meist unschwer bestimmen ließ. Auf dieselbe weise konnte — freilich keineswegs überall — die anzahl der durch beschneiden am versanfang oder -schluß verlorenen buchstaben durch eine entsprechende anzahl von punkten angegeben werden. Allein wo sich hier aus dem raumverhältnis oder noch vorhandenen buchstabenresten die annahme einer von der bekannten textgestalt abweichenden lesart mit notwendigkeit ergab, habe ich meinen leseversuch, falls er mir das richtige zu treffen schien, in die noten gesetzt. Nur in dem kurzen bruchstück aus der *Hofzucht* wurden die weggeschnittenen buchstaben im texte selbst in eckiger klammer ergänzt. In den fußnoten findet sich auch angegeben, wo sonst buchstaben verloren gegangen oder unlesbar geworden sind; desgleichen ist angemerkt, wo einzelne wörter oder eine ganze zeile nur aus buchstabenresten hergestellt ist.

A. Schluß des *Otte mit dem barte.*

LVI.

1r a 758 Got ime heiles gůnne
Wenne er ſo vil der tůgende hat
760 Von Wurtzburg meiſtᵓ Cůnrat
Der můs ime iemᵓ heiles bittē
Er hat der eren ſtrit geſtrittē
Mit gerne gebender hende
Hie nimet dis bůch ein ende
765 Schone vnd vßerleſen
Got můße vnd allen gnedig weſē.

758—66 *die großen anfangsbuchstaben der verse sind bis auf spuren weggeschnitten, doch ist ihre ergänzung sicher.* 766 vnd *statt* vns *durch das darüberstehende* vnd *veranlaßt. Rest der seite bis auf ein paar federproben (16. jh.) leer, s. oben s. 3.*

B. Aus dem *Peter von Staufenberg.*

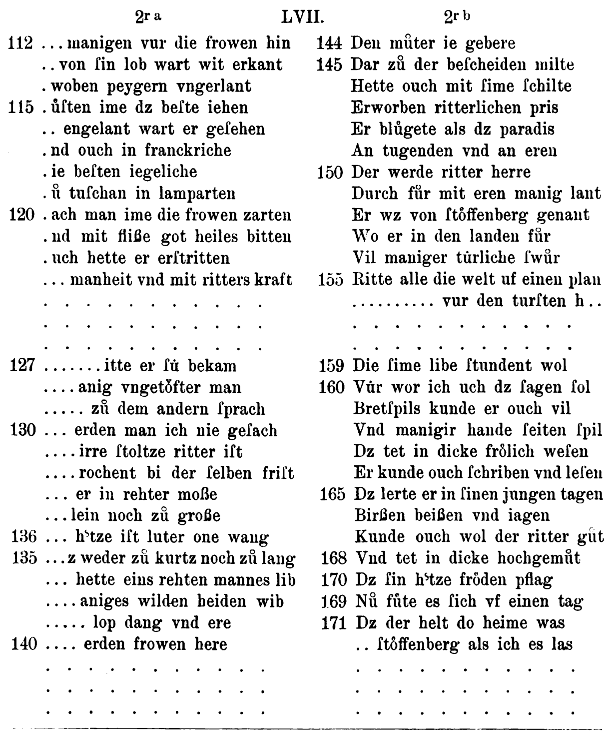
1va der milte von ſtŏ

47 . . . .
48 . ls ich vor geschriben las
. . n eime werden ritter her
50 . . es peterman von temiger
. r]nd wz ein tegen vßerkorn
. . n ſtŏffenb'g wz er geborn
. z lit in mortenŏwe
. o mange ſchône frŏwe
55 . ich lot in eren ſchowen
. er lop iſt vnuerhowen
. enne ſu vor wandel ſint behůt
. . r edele ritter vnd gůt
. z von art ein milte man
. . . .
. . . .
62 Der edel vnd der ſtete
Erte arme vnd ouch riche
Er lies von ime entwichen
65 Nie deheinen varenden man
Er můſte ſine gobe han
Ouch diende er flißecliche
Gotte von himelriche
Vnd ouch der zarten můter ſin
70 Maria der reinen ſůnerin
Sprach er alle morgen zů
Hilf mir frowe dz ich getů
Dz ich din hulde erwerbe
E denne ich hie erſterbe
75 Des en verlies er niemer tag
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

1vb

80 Der hoch geborne leyge
Diende ouch gerne frŏwen
Wo er die môhte ſchowen
So wz er von hertzen fro
Vns tůt die ofentůre alſo
85 Dz er nie ſo zornig wart
Sach er eine frowe zart
Verſwunden was ſin vngemach
Dovon man ime dz beſte iach
In aller dirre welte wit
90 Man ſeite dz weder ·E· noch ſit
. . . .
. . . .
93 Der ſelbe tegen herre
Mahte mangen ſattel lere
95 In turneý vnd in ſtriten
Wart zů beden ſiten
Frumer ritter nie geſehen er....
98 Was er ergreif mit der han .
102b Vmb die wz es ergangen
100a Vnd mit ſime ſw'te môhte erl.....
103c Des lag vor ime vil manger...
Ouch brohte er manigen in n..
105 Die ſich durch werde frŏwen
Vf hôfen ließent ſchowen
Als man ſtechen ſolte
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Überschrift dem v. 196 der dichtung entnommen, von einer hand des 16. jh.'s. 47 *bis auf rote farbspuren ganz verloschen.* 50 *vielleicht aus* temĩger *der vorlage.* 54 frŏwe] -we *schrift abgerieben.* 62 *nur untere buchstabenspitzen resp. -hälften noch sichtbar.* 75 *untere buchstabenspitzen z. t. weggeschnitten,* verlies *stark verrieben, fast unleserlich.* 93 *die oberen spitzen einzelner buchstaben weggeschnitten.* 95 vnd] *die zwei letzten buchstaben verrieben.* 106 ließent *von den zwei schließenden buchstaben abgesehen ist die schrift sehr verrieben.*



LVII.

2r a

112 ... manigen vur die frowen hin
.. von ſin lob wart wit erkant
. woben peygern vngerlant
115 . ůſten ime dz beſte iehen
.. engelant wart er geſehen
. nd ouch in franckriche
. ie beſten iegeliche
. ů tuſchan in lamparten
120 . ach man ime die frowen zarten
. nd mit fliße got heiles bitten
. uch hette er erſtritten
... manheit vnd mit ritters kraft
. . . .
. . . .
. . . .
127 .... itte er ſů bekam
.... anig vngetŏfter man
..... zů dem andern ſprach
130 ... erden man ich nie geſach
.... irre ſtoltze ritter iſt
.... rochent bi der ſelben friſt
... er in rehter moße
... lein noch zů große
136 ... h'tze iſt luter one wang
135 ... z weder zů kurtz noch zů lang
... hette eins rehten mannes lib
.... aniges wilden heiden wib
..... lop dang vnd ere
140 .... erden frowen here
. . . .
. . . .
. . . .

2r b

144 Den můter ie gebere
145 Dar zů der beſcheiden milte
Hette ouch mit ſime ſchilte
Erworben ritterlichen pris
Er blůgete als dz paradis
An tugenden vnd an eren
150 Der werde ritter herre
Durch fůr mit eren manig lant
Er wz von ſtŏffenberg genant
Wo er in den landen fůr
Vil maniger tùrliche ſwůr
155 Ritte alle die welt uf einen plan
.... vur den turſten h..
. . . .
. . . .
159 Die ſime libe ſtundent wol
160 Vùr wor ich uch dz ſagen ſol
Bretſpils kunde er ouch vil
Vnd manigir hande ſeiten ſpil
Dz tet in dicke frŏlich weſen
Er kunde ouch ſchriben vnd leſen
165 Dz lerte er in ſinen jungen tagen
Birßen beißen vnd iagen
Kunde ouch wol der ritter gůt
168 Vnd tet in dicke hochgemůt
170 Dz ſin h'tze frŏden pflag
169 Nů ſůte es ſich vf einen tag
171 Dz der helt do heime was
.. ſtŏffenberg als ich es las
. . . .
. . . .
. . . .

120 *l.* ſach. 123 -heit vnd *schrift sehr abgerieben.* 127 *l.* Wo in ſtr]itte. 129 *l.* Dicke zů*?* 130 w]erden *vom* w *ist noch der schlußschaft sichtbar.* 135 *l.* Er w]z, *spuren des* z *sichtbar.* weder] -der *verrieben.* 140 *von* w]erden *nur die oberen buchstabenspitzen erhalten.* 156 *nur die oberen buchstabenhälften sind sichtbar; außerdem noch das übergeschriebene* e *und die* ſ*-spitze des vorangehenden* můſte. 172 *die unteren buchstabenhälften fast durchaus weggeschnitten.*

2v a

176 . enne der werde ritter do
. on in was lange zit geweſen
. er helt an manheit vßerleſen

2v b

209 Die ſo rehte ſchône was
210 Vns ſeit die ofentùre das
Dz got an diſe welt ie

LVII.

2v a

. prach ſime knehte zů
180 . n einē pfingeſt tage frů
. nabe bereite mir ein pfert
. nd dir dz ros min hertze gert
. u ſolt nůt lenger biten
. ir ſůllent gon nuſbach riten
185 . o wil ich meße hôren
. urch dz got v'ſtôren
. . lle miner großen ſünden ein [teil
. . . .
. . . .
191 Vnd durch weltlichen rům
Der kneht ſprach here ich tůn
Man ſol gotte gehorsam ſin
Do lief er zů dem ſtalle hin
195 Vnd zoch her us ros vnd pfert
Hůt mantel ſporn vnd ſwert
Dz trůg er an ſiner hant
Dar do er ſin herren vant
Sů ſoßent vf vnd rittent dan
200 Do hies der tugentliche man
Sinen knaben riten vor
Wenne er noch ſines hertzen kor
Wolte ſprechen ſin gebet
Als er dicke geton hett
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

2v b

Schoner wib nie w'den lie
Als die vil zarte reine
Von fleiſch vnd von gebeine
215 Wart nie ſchôner wib geſehen
Rehte als der liehten ſunnen . . . . . .
Git liehten ſunne berenden ſc . . .
Vůr alles dz geſteine hin
Alſo det die frôwe gůt
220 Vůr alle frõwen hoch gemůt
. . . .
. . . .
. . . .
224 So lag der ſtein vor eime ha . .
225 Do ſů der kneht vf ſitzen va . .
Ouch hette ſů ein wis gewan .
Dz alſo ſchone luhte
Dz den knaben duhte
Sů wer von himelriche kome .
230 Oder us dem paradiſe genom . .
Vnd fůre ouch in der engel ſc . . .
Von palmat ſidin roſeuar
Was ir wunnecliches kleit
Dar vf von golde wz geleit
235 Vil manig dier erhaben
Von golde wol durch graben
Von dem richen kleide erſchein
. . . .
. . . .
. . . .

187 *l.* We]lle *oder* Sů]lle *(*d Sol*)? von der folgenden zeile (188) sind nur die oberen spitzen von* ch *(in* ich*)* ll *(in* allen*) und* l *(in* veil*), sowie das* o *(in* zů*) sichtbar.* 237 *nur die spitzen der schaftlangen buchstaben sind erhalten, doch ist die lesung sicher.*

LVIII.

3r a

241 . . e man riche an troſte vant
. . m̄e man ſů leite in ſine hant
. . r der menſche tot geweſen
. . e ſteine mahtent in geneſen
245 . . s ich die mere v'nomen hon
. . trůg ein richen vurſpang an
. . e ſelbe reine frowe clar
. . r irme hertzen dz iſt war

3r b

274 Er geturſte nut ſtille haben
275 Wenne er den herren entſas
Der ime alſo nohe was
Geritten bi der ſelben ſtunt
Des wart ſin hertze an frôden wunt
Vnd was ſin aller groſtes leit
280 Dz ime ſin h're ſo nohe reit
Do von wolte er nut ſtille haben

einander getrennt waren. Eine horizontale, auf der die erste verszeile steht, schloß den spaltenraum nach oben; andere horizontale linierung fehlte, doch mag, nun ja nicht controllierbar, jener oberen eine untere mit dem gleichen zweck entsprochen haben. Die spaltenhöhe betrug ungefähr 23 cm, ihre breite durchschnittlich 8 cm. Da der schreiber nicht durch horizontale linien gelenkt ward, schwankte auch die zeilenzahl der abgesetzt geschriebenen verse auf den einzelnen seiten, ja innerhalb der einzelnen spalten: aus dem vorhandenen material ergibt sich ein spielraum von 28—33 zeilen. Die zweite zeile der reimpaare war nicht eingerückt, wohl aber bildet eine rot durchstrichene capitale den anfangsbuchstaben jeder verszeile. Rot war, wie bereits angeführt, die blattbezifferung, mit roten buchstaben (a—c) bezeichnet innerhalb unserer fragmente der schreiber zweimal am spaltenrande die umstellung falsch gesetzter verse, und daraus dürfte hervorgehen, daß schreiber und miniator dieselbe person waren. Ob farbige initialen vorhanden waren, ob rotschrift auch für titelangabe der einzelnen stücke verwendet wurde, läßt sich nicht sagen, allein spuren deuten darauf, daß die erste (resp. 47.) zeile des Peter von Staufenberg durchweg in rotschrift war, ja es ist sogar möglich, daß das fehlen des prologs (v. 1—46) darauf zurückzuführen ist, daß der schreiber ihn von anfang bis ende so eintragen wollte. Jedenfalls erklärt sich daraus am einfachsten, warum er gut $1^3/_4$ spalten von 1^r unbeschrieben ließ, die bequem für seine niederschrift und ev. eine titelschrift ausgelangt hätten. Dann wäre auch der schluß naheliegend, daß schon in seiner vorlage (ob einzelhs. des *P. v. St.*, ob teil einer sammelhs.?) der prolog irgendwie als solcher kenntlich gemacht war.

Ob mehrere oder nur eine hand an der herstellung des codex beteiligt waren, können wir natürlich nicht wissen. Die erhaltene partie muß ohne zweifel ein und derselben zugeteilt werden, wenn auch das letzte fragment (*Der Busant*) etwas flüchtigere und spitzigere züge aufweist. Eine graphische eigentümlichkeit ist das gelegentliche auftreten eines nach unten offenen, *n* (mit nach links umbiegenden schlußschaft) ähnlichen zeichens für *a*, stets, wo es überhaupt gebraucht wird, vor consonanten z. b. *gnch, tng.* Der unterschied zwischen *n* und *u* ist gänzlich verwischt, der

buchstabe *i* bald mit einem strich, bald mit einem punkt versehen, daneben ohne jedes zeichen. Abkürzungen sind sehr selten und bieten nichts besonderes. Erwähnt mögen die sehr häufigen *dʒ, wʒ* (= *waʒ* und *was*) werden (vorlage wohl *dc, wc*; vgl. Beitr. 33, 379). Der schriftcharakter — gotische minuskel stark mit cursiven elementen gemischt — weist uns m. e. nach der mitte oder eher ins letzte viertel des 14. jh.'s. Als wasserzeichen tritt auf ein sogenannter dreiberg (auch abtmütze genannt) (s. E. Kirchner, Die papiere des 14. jh.'s, nr. 27); in seiner gestalt am ähnlichsten der nr. 474 (da freilich erst aus den jahren 1443—44) bei C. M. Briquet, Papiers et Filigranes des Archives de Gênes, 1888. Außerdem zeigen sich in der entfernung von je 40 mm vier bodendrähte, deren einer mitten durch das wasserzeichen geht.

Über die lagenverhältnisse im ursprünglichen codex läßt sich natürlich nichts bestimmen; auch über seinen inhalt bis zu dem punkt, wo unsere fragmente einsetzen, kann man keine sicheren angaben machen. Das erste bruchstück (bl. LVI) bringt den schluß (9 zeilen) von Konrads von Würzburg *Otte mit dem barte.* Nach Pipers zählung (KDNL, 4. bd.: Höfische epik III, s. 185 ff.) hat die dichtung 764 verse. Nehmen wir auf grund unserer früheren angaben durchschnittlich 31 zeilen für die spalte an, so wird der *Otte* auf der ersten spalte von bl. L^r begonnen haben. Gesetzt, daß keine prosa darunter gemengt war, so würden auf den voraufgehenden 49 bll. ca. 6076 verse platz gefunden haben. Das schlösse, vom Trojanerkrieg Konrads ganz abgesehen, auch den Partenopier (20784 verse) und selbst den Engelhard (6504 verse) aus, dessen einzig auf uns gekommener Frankfurter druck vom jahre 1573 sich ja wohl keine umfangreichen einschiebsel erlaubt hat.

Bei diesem negativen resultat wird es verbleiben müssen; denn wer sagt uns, daß dem *Otte mit dem barte* auch nur noch e i n e der kleineren, nicht legendarischen dichtungen Konrads, die freilich hier allesamt hätten bequem stehen können, voranging? Zwischen dem schluß des zweiten bruchstückes (*Peter von Staufenberg*) und dem anfang des dritten (*Hofzucht*) klafft jetzt eine lücke von 5 bll., indem die blattzählung von LXIII auf LXVIIII springt. Das würde also ca. 620 verse ergeben. Nun fehlen vom *P. v. St.* nur 178 verse

von denen aber noch vier auf dem weggeschnittenen teil der zweiten spalte von LXIII[v] standen; der *Hofzucht*, dem nächsten fragment, mangeln, falls ihr text, wie wahrscheinlich, mit dem von A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen handschriften (St. LV 35, 531 ff.) gedruckten gedichte übereinstimmte, ca. 450 verse zu anfang: zusammen also 174 + 450 = 624 verse. Daher muß sich die *Hofzucht* unmittelbar an den *P. v. St.* angeschlossen haben. Hierauf springt die blattzählung von LXVIIII auf LXXXV, d. h. es fehlen 15 bll. mit ca. 1860 versen. Da aber dem schluß der *Hofzucht* gemäß Kellers text nur 74 verse, von denen wiederum vier noch auf bl. LXVIIII[v2] standen, dem folgenden *Busant* nur 290 verse entbrechen, das macht 360 verse zusammen, so wird, falls nicht ein prosastück dazwischengeschoben war, zwischen diesen beiden werken noch eine dichtung von etwa 1500 versen gestanden haben. Dem *Busant* endlich mangeln ca. 600 verse (genau läßt sich das nicht angeben, da gerade dort, wo unser fragment schließt, auch die einzige, vollständig erhaltene hs. eine lücke hat); dafür wären mindestens 5 bll. notwendig gewesen, so daß wir auf die blattzahl LXXXXI kämen. Allein, ob damit der codex schloß oder dem *Busant* noch andere dichtungen folgten, das ist eine unlösbare frage.

Günstiger als die frage nach dem ursprünglichen inhalt des codex liegt die nach seiner heimat, nach seinem entstehungsort. Für localisierung am Oberrhein spricht zunächst der umstand, daß sich laut unserer fragmente zu einer dichtung Konrads von Würzburg zwei sicher von ihm beeinflußte gesellen — der *Peter von Staufenberg* und der *Busant* —, gedichte, die selbst am Oberrhein zu hause sind. Weiterhin: die orthographie des schreibers der bruchstücke weist nach dem Elsaß, also wohl nach Straßburg. Folgende anführungen, zu denen man die arbeit von E. Haendcke, Die mundartlichen elemente in den elsäßischen urkunden, Straßburg 1894 halten wolle, werden zur bekräftigung genügen:

1. aus dem vocalismus: die sehr häufige schreibung *o* statt *ā*, z. b. *lot, gobe, ofentu̍re, on*(*e*), auch im reim zu *ǎ*, z. b. *hon* : *an*; die schreibung *e* für *œ̄*, z. b. *stete, gesehe, gebere*; *ô* für *e*, z. b. *mônsche*; *ü* (hs. stets *u̍*) für und neben *u*, z. b. *su̍llent, su̍nden, tu̍gent, vu̍r*; *u* statt *i* in dem charakteristischen *wurt*

(3. pers. sing.) : *verbúrtt* (*P. v. St.* v. 985); *ú* für *ū*, *herús* und *iu*: *túrliche, trúten, slús, drú* und immer *sú*; daneben *u*, z. b. *uch, frunt, truwen*; *ů* für *uo* in *fůte* (= *fuogte*), *gefůget, můste* (indic. z. b. v. 115. 282); *ô* statt *ou*, z. b. *stôffenberg, frôwen* (= *frouwen*); *ú* für *ie*, stets *sú* (*sie*), *nút* immer, doch im reime *niht* : *zův'siht*). Angeführt mag auch *har* = *her* werden.

2. aus dem consonantismus: schwanken von *d- t-* im anlaut: *dier, dief, tagen. det, tet, tůt, getrungen*; gelegentliches *p* im anlaut für *b*: *parn*; *g* für *j*: *blůgete, schrigen*; *m* > *n*: *kunt* (= *kumt*), *bekan, lobesan*; metathesis des *r*: *dirten*; überwiegend nichtbeachtung des mhd. auslautgesetzes: *tag, pflag, mag* : *erschrag, lib, wib*; andererseits *urlop, eweclich* usw.

3. aus der flexion: beseitigung der pronominalendung *-iu*, stets *die, schône* usw. für *diu, schôniu*; die form *hestu* für *hastu*; die durchführung der endung *-ent*, auch im praet. *stundent, soßent* usw.; *went* = *wellent.*

Endlich: das buch, in dessen originaleinband[1]) die bruchstücke sich fanden, war in Basel gedruckt. War es daselbst im officin des Nicol. Episcopius auch gebunden worden, so müßten wir auf grund des eben über den dialekt gesagten annehmen, daß entweder die deutsche hs. ihren weg aus dem Elsaß (Straßburg) nach dem nahen Basel gefunden, oder daß sie von einem Elsässer (Straßburger) in Basel selbst geschrieben worden sei. Eine dritte möglichkeit darf wenigstens erwähnt werden. Sir John Cheke[2]) weilte im selben jahre (1555), da durch vermittlung des Coelius Secundus Curio sein büchlein gedruckt wurde, in Straßburg, wo er an der universität griechisch lehrte. Könnte er nicht eben hier das exemplar seines buches, das unsere bruchstücke enthält, haben binden lassen? Gewiß, nur läßt sich leider nicht nachweisen, daß das betreffende exemplar aus seiner privatbibliothek stammte oder ein geschenkexemplar an einen freund oder gönner in England war. Wie dem auch sei, jedenfalls scheint der ursprung des deutschen codex im Elsaß oder in Basel gesichert.

---

[1]) Dr. Payne schrieb mir darüber: The style was very much like that of other books printed at Basel about that time, e. g. a small Greek volume of Galen, De Valetudine (1549) which I have. It was dark thick calf or similar leather with a central oval medallion.

[2]) Vgl. Dict. of Nat. Biogr. London 1908, p. 178 usw.

Der abdruck der fragmente schließt sich möglichst an die hsl. schreibung an und will zugleich ein bild von dem jetzigen zustand der bruchstücke geben. Deshalb wurde das nebeneinandergehen der zeichen *ſ, s, ß*; *f, v, u* usw. belassen und blieben auch die wenigen abkürzungen unaufgelöst. Die auspunktierten zeilen zwischen den oberen und unteren blatthälften sowie am spaltenschluß entsprechen dem umfang nach natürlich der zahl der tatsächlich fehlenden zeilen, was sich an der hand des vollständigen abdruckes der stücke meist unschwer bestimmen ließ. Auf dieselbe weise konnte — freilich keineswegs überall — die anzahl der durch beschneiden am versanfang oder -schluß verlorenen buchstaben durch eine entsprechende anzahl von punkten angegeben werden. Allein wo sich hier aus dem raumverhältnis oder noch vorhandenen buchstabenresten die annahme einer von der bekannten textgestalt abweichenden lesart mit notwendigkeit ergab, habe ich meinen leseversuch, falls er mir das richtige zu treffen schien, in die noten gesetzt. Nur in dem kurzen bruchstück aus der *Hofzucht* wurden die weggeschnittenen buchstaben im texte selbst in eckiger klammer ergänzt. In den fußnoten findet sich auch angegeben, wo sonst buchstaben verloren gegangen oder unlesbar geworden sind; desgleichen ist angemerkt, wo einzelne wörter oder eine ganze zeile nur aus buchstabenresten hergestellt ist.

A. Schluß des *Otte mit dem barte.*

LVI.

1ʳ a 758 Got ime heiles gůnne
Wenne er ſo vil der tůgende hat
760 Von Wurtzburg meiſtˢ Cůnrat
Der můs ime iemˢ heiles bittē
Er hat der eren ſtrit geſtrittē
Mit gerne gebender hende
Hie nimet dis bůch ein ende
765 Schone vnd vßerleſen
Got můße vnd allen gnedig weſē.

758—66 *die großen anfangsbuchstaben der verse sind bis auf spuren weggeschnitten, doch ist ihre ergänzung sicher.* 766 vnd *statt* vns *durch das darüberstehende* vnd *veranlaßt. Rest der seite bis auf ein paar federproben (16. jh.) leer, s. oben s. 3.*

B. Aus dem *Peter von Staufenberg.*

1va der milte von ſtŏ

47 . . . .
48 . ls ich vor geschriben las
. . n eime werden ritter her
50 . . es peterman von temiger
. ṙhd wz ein tegen vßerkorn
. . n ſtŏffenbʼg wz er geborn
. z lit in mortenŏwe
. o mange ſchŏne frŏwe
55 . ich lot in eren ſchowen
. er lop iſt vnuͤerhowen
. enne ſu vor wandel ſint behůt
. . r edele ritter vnd gůt
. z von art ein milte man
. . . .
. . . .
62 Der edel vnd der ſtete
Erte arme vnd ouch riche
Er lies von ime entwichen
65 Nie deheinen varenden man
Er můſte ſine gobe han
Ouch diende er flißecliche
Gotte von himelriche
Vnd ouch der zarten můter ſin
70 Maria der reinen ſuͤnerin
Sprach er alle morgen zů
Hilf mir frowe dz ich getů
Dz ich din hulde erwerbe
E denne ich hie erſterbe
75 Des en verlies er niemer tag
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

1vb

80 Der hoch geborne leyge
Diende ouch gerne frŏwen
Wo er die mŏhte ſchowen
So wz er von hertzen fro
Vns tůt die ofentuͤre alſo
85 Dz er nie ſo zornig wart
Sach er eine frowe zart
Verſwunden was ſin vngemach
Dovon man ime dz beſte iach
In aller dirre welte wit
90 Man ſeite dz weder ·E· noch ſit
. . . .
. . . .
93 Der ſelbe tegen herre
Mahte mangen ſattel lere
95 In turneý vnd in ſtriten
Wart zů beden ſiten
Frumer ritter nie geſehen er....
98 Was er ergreif mit der han.
102b Vmb die wz es ergangen
100a Vnd mit ſime ſwʼte mŏhte erl.....
103c Des lag vor ime vil manger...
Ouch brohte er manigen in n..
105 Die ſich durch werde frŏwen
Vf hŏfen ließent ſchowen
Als man ſtechen ſolte
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Überschrift dem v. 196 der dichtung entnommen, von einer hand des 16. jh.'s. 47 *bis auf rote farbspuren ganz verloschen.* 50 *vielleicht aus* tem$\overset{\mathrm{I}}{\mathrm{g}}$er *der vorlage.* 54 frŏwe] -we *schrift abgerieben.* 62 *nur untere buchstabenspitzen resp. -hälften noch sichtbar.* 75 *untere buchstabenspitzen z. t. weggeschnitten,* verlies *stark verrieben, fast unleserlich.* 93 *die oberen spitzen einzelner buchstaben weggeschnitten.* 95 vnd] *die zwei letzten buchstaben verrieben.* 106 ließent *von den zwei schließenden buchstaben abgesehen ist die schrift sehr verrieben.*

LVII.

2r a

112 ... manigen vur die frowen hin
.. von ſin lob wart wit erkant
. woben peygern vngerlant
115 . ůſten ime dz beſte iehen
.. engelant wart er geſehen
. nd ouch in franckriche
. ie beſten iegeliche
. ů tuſchan in lamparten
120 . ach man ime die frowen zarten
. nd mit fliße got heiles bitten
.. uch hette er erſtritten
... manheit vnd mit ritters kraft
. . . .
. . . .
. . . .
127 .... itte er ſů bekam
.... anig vngetŏfter man
..... zů dem andern ſprach
130 ... erden man ich nie geſach
.... irre ſtoltze ritter iſt
.... rochent bi der ſelben friſt
... er in rehter moße
... lein noch zů große
136 ... h'tze iſt luter one wang
135 ... z weder zů kurtz noch zů lang
... hette eins rehten mannes lib
..... aniges wilden heiden wib
..... lop dang vnd ere
140 .... erden frowen here
. . . .
. . . .
. . . .

2r b

144 Den můter ie gebere
145 Dar zů der beſcheiden milte
Hette ouch mit ſime ſchilte
Erworben ritterlichen pris
Er blůgete als dz paradis
An tugenden vnd an eren
150 Der werde ritter herre
Durch fůr mit eren manig lant
Er wz von ſtŏffenberg genant
Wo er in den landen fůr
Vil maniger tůrliche ſwůr
155 Ritte alle die welt uf einen plan
.... vur den turſten h ..
. . . .
. . . .
159 Die ſime libe ſtundent wol
160 Vůr wor ich uch dz ſagen ſol
Bretſpils kunde er ouch vil
Vnd manigir hande ſeiten ſpil
Dz tet in dicke frŏlich weſen
Er kunde ouch ſchriben vnd leſen
165 Dz lerte er in ſinen jungen tagen
Birßen beißen vnd iagen
Kunde ouch wol der ritter gůt
168 Vnd tet in dicke hochgemůt
170 Dz ſin h'tze frŏden pflag
169 Nů fůte es ſich vf einen tag
171 Dz der helt do heime was
... ſtŏffenberg als ich es las
. . . .
. . . .
. . . .

---

120 *l.* ſach. 123 -heit vnd *schrift sehr abgerieben.* 127 *l.* Wo in ſtr]itte. 129 *l.* Dicke zů*?* 130 w]erden *vom* w *ist noch der schlußschaft sichtbar.* 135 *l.* Er w]z, *spuren des* z *sichtbar.* weder] -der *verrieben.* 140 *von* w]erden *nur die oberen buchstabenspitzen erhalten.* 156 *nur die oberen buchstabenhälften sind sichtbar; außerdem noch das übergeschriebene* e *und die* ſ-*spitze des vorangehenden* můſte. 172 *die unteren buchstabenhälften fast durchaus weggeschnitten.*

2v a

176 . enne der werde ritter do
. on in was lange zit geweſen
. er helt an manheit vßerleſen

2v b

209 Die ſo rehte ſchŏne was
210 Vns ſeit die ofentůre das
Dz got an diſe welt ie

LVII.

2ᵛ a

. prach ſime knehte zů
180 . n einē pfingeſt tage frů
. nabe bereite mir ein pfert
. nd dir dz ros min hertze gert
. u ſolt nůt lenger biten
. ir ſůllent gon nuſbach riten
185 . o wil ich meße hŏren
. urch dz got v'ſtŏren
. . lle miner großen ſůnden ein [teil
. . . .
. . . .
. . . .
191 Vnd durch weltlichen rům
Der kneht ſprach here ich tůn
Man ſol gotte gehorsam ſin
Do lief er zů dem ſtalle hin
195 Vnd zoch her us ros vnd pfert
Hůt mantel ſporn vnd ſwert
Dz trůg er an ſiner hant
Dar do er ſin herren vant
Sů ſoßent vf vnd rittent dan
200 Do hies der tugentliche man
Sinen knaben riten vor
Wenne er noch ſines hertzen kor
Wolte ſprechen ſin gebet
Als er dicke geton hett
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

2ᵛ b

Schoner wib nie w'den lie
Als die vil zarte reine
Von fleiſch vnd von gebeine
215 Wart nie ſchŏner wib geſehen
Rehte als der liehten ſunnen......
Git liehten ſunne berenden ſc...
Vůr alles dz geſteine hin
Alſo det die frŏwe gůt
220 Vůr alle frŏwen hoch gemůt
. . . .
. . . .
. . . .
224 So lag der ſtein vor eime ha..
225 Do ſů der kneht vf ſitzen va..
Ouch hette ſů ein wis gewan.
Dz alſo ſchone luhte
Dz den knaben duhte
Sů wer von himelriche kome.
230 Oder us dem paradiſe genom..
Vnd fůre ouch in der engel ſc...
Von palmat ſidin roſeuar
Was ir wunnecliches kleit
Dar vf von golde wz geleit
235 Vil manig dier erhaben
Von golde wol durch graben
Von dem richen kleide erſchein
. . . .
. . . .
. . . .

---

187 *l.* We]lle *oder* Sů]lle *(*d Sol*)? von der folgenden zeile (188) sind nur die oberen spitzen von* ch *(in* ich*)* ll *(in* allen*) und* l *(in* veil*), sowie das* o *(in* zů*) sichtbar.* 237 *nur die spitzen der schaftlangen buchstaben sind erhalten, doch ist die lesung sicher.*

LVIII.

3ʳ a

241 . . e man riche an troſte vant
. . m̄e man ſů leite in ſine hant
. . r der menſche tot geweſen
. . e ſteine mahtent in geneſen
245 . . s ich die mere v'nomen hon
. . trůg ein richen vurſpang an
. . e ſelbe reine frowe clar
. . r irme hertzen dz iſt war

3ʳ b

274 Er geturſte nut ſtille haben
275 Wenne er den herren entſas
Der ime alſo nohe was
Geritten bi der ſelben ſtunt
Des wart ſin hertze an frŏden wunt
Vnd was ſin aller groſtes leit
280 Dz ime ſin h're ſo nohe reit
Do von wolte er nut ſtille haben

LVIII.

3r a

..s ir wol gezeme was
250 ..ich es geſchriben las
..r an vil koſte was geleit
..n mang' hande ſchonheit
...inne ein karfunkel
. . . .
. . . .
. . . .
257 .... gab wunneclichen ſchin
.....les dꝫ geſteine hin
....mb ving vil manigē ſtein
260 .... gros vnd klein
....eſten ſo man ſü iergen vant
....ôsten môhte nut ein lant
....olten han noch ſime werde
...art vf alle der erden
265 ....eyſer nie ſo lobeſan
... es v'golten môhte han
....llem ſime riche
...z ſo lobeliche
...wz ſo wunneclich geuar
270 . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

3r b

Von not můſte er vur ſich traben
Vnd neig ir doch mit zůhten gar
Nů wz der h're komen dar
285 Vil ſchiere do der reine
. . . .
. . . .
288 V'ſwunden wꝫ ſin ungemach
Do er die ſchône ſo eine vant
290 An der was aller wunsch bewant
Des wz er von hertzen fro
Er sprach vil zůhtekliche do [zuht
Got grůße uch frowe durch alle
294 Got grůſſe uch hoch gelobete fruht
295 Got grůße uch aller ſchônſtes wib
Die ie gewan ſele oder lib
Vnd mir vf erden ie wart kunt
Got grůße uch frowe tuſent ſtunt
Sprach der ritter do zů ir
300 Min lieber frunt got danke dir
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

258 *l.* Vür al]les *und vgl. v. 218.* 259 *l.* Den u]mbeving . . . maniger stein. 262 *l.* Den b]ôſten. 265 *l.* Ein k]eyſer. 266 *l.* Der] es. 270 *von dieser zeile sind nur ein paar buchstabenspitzen übrig geblieben.* 285 der] *durch das* r *geht ein loch.* 288 *nur die unteren buchstabenspitzen sichtbar.* 300 got *schrift stark verrieben, doch sicher. Von der folgenden zeile (301) sind nur noch die spitzen eines* w *und* d *von dem worte* werde *sichtbar.*

LVIII.

3v a

305 Er ſprang von dem pferde ſin
Die frŏwe bot ime ir hendelin
Do hůb der wandels eine
Die frŏwe abe dem ſteine
Do von ſin truren gar zergie
310 Mit armen er ſü vmb vie
Vnd bat die frŏwe ſitzen nider
Do rette die tugentſame nüt wid'
Su saßent nider in dz gras

3v b

335 So han ich frunt din gepflege.
Bede an ſtroßen vnd an ſtege.
In ſturmen vnd in ſtriten
Hůte ich din zů allen ziten
Alſo ein frunt des andern ſol
340 In turneý hůte ich din ŏch wo.
Dz dir leides nie geſchach
Wo men zů hofe ſtechen ſach
Do pflag ich ritter milte..

LVIII.

3v a

Der helt rette aber vurbas
315 Gnodent frŏwe hoch geborn
. . . .
. . . .
. . . .
Des wart der ritter harte fro
320 Vnd ſprach tugentliche do
Gnodent werde reine
Wie ſint ir hie ſo eine
Dz ůch niemen wonet bi
Die frŏwe clor von ſchanden fri
325 Den ritter tugentliche an ſach,
Dis wort ſů lachende ſprach
Dz mag dich wol wunder han
Ich ſage dir ritter loheſan
Wie ſich het gefůget das
330 Dz ich hie ſo eine ſas
Do han ich frunt gewartet din
. . . .
. . . .
. . . .

3v b

Din mit dime ſchilte
345 Ouch on alle wider habe
. . . .
. . . .
Als din h'tze hat begert
Do wart manig helt erſlag . .
350 Do hůte ich din alle tage
Mit miner frien hende
Hůte ich din in dem ellend .
Do von din lob iſt wite erk . . .
In ſwoben peyg'n vnd vnger . . . .
355 Ouch hůte ich din in pruß . .
Vor valwen vnd vor rüßen
In engelant in franckrich
Pflag ich din ouch meiſter . . . .
Zů tuſckan in lamparten
360 Kunde ich din wol gewarten
. . . .
. . . .
. . . .

---

306 *der schnitt geht mitten durch die* D-*capitale und ebenso durch die capitalen der folgenden v. 307—15.* 331 *die unteren buchstabenhälften weggeschnitten.* 348 *bis auf ein paar untere buchstabenspitzen und die* h- *und* g-*schleifen weggeschnitten.*

LVIIII.

4r a

364 . . was ich alle zit bi dir
365 . z du mich helt geſehe nie
. in frunt nů ſchoweſtu mich hie
. anne ich din ie mit truwen
. ol mir dz ich diſen tag [pflag
. elebte ie dz frowe ich mich
370 . prach der ritter lŏbelich
. z ich ůch ſchŏnes wib ſol ſehen
. ir kunde liebers nůt geſchehen
. añe ſolte ich noch dem willen
. . . dent frowe bi uch sin [min
. . . .
. . . .
377 . . . . . frunt dz mag wol ſin
. . . . . ſtu des willen min
. . . . ch hie beſcheide dich

4r b

393 Gůtes wes din hertze gert
Des biſtu frunt von mir gewert
395 Aber nimeſtu ein elich wib
So ſtirbet din minneclich' lib
Dar noch an dem dirten tage
Vůr wor ich dir dz ſage
Wenne es nieman erwenden kan
400 Har vmb ſoltu dich verſtan
In hertzen vnd in můte
Do ſprach der ritter gůte
Frowe iſt die rede war
. . . .
. . . .
406 Vnd dar zů lib vnd leben
Obe ich vnrehte ſage dir
Dz got niemer gehelffe mir

4r a — LVIIII. — 4r b

380 ....e du wilt ſo heſtu mich
...u alters eine biſt
...ſage dir ouch an dᵉſelben friſt
....u trúten minen lib
...ůſtu one elich wib
385 ...er ſin vntze an dinen tot
... lebeſt gar one alle not
... an den jungeſtlichen tag
.. dich nút gekrenken mag
....ſwecher wirſt
. . . .
. . . .
. . . .

Do ſprach der tugenthafte man
410 Got den wil ich zů búrge han
Wenne er getruwes hertze nie
Mit der helffe ſin verlie
Er húlffe ime us aller not
Lib vnd ſele an gotte ſtot
415 Der můße vnſer beder pflegen
Frǒwe ich han mich des erwegen
Dz ich lib vnd leben
Vúr eigen uch wil iemer geben
. . . .
. . . .
. . . .

374 *l.* Gno]dent. *Von* ...dent frowe *die unteren hälften weggeschnitten.* 377 *l.* lieber] f. 378 *l.* Volge]ſtu. 382 *l.* Vnd] ſage dᵉ *von der texthand über der zeile eingefügt.* 383 *l.* Wilt]u 384 *l.* So m|ůſtu. 388 gekrenken *die schrift stark verrieben.* 389 *von* ſwecher wirſt *nur die obersten buchstabenspitzen erhalten, der rest der zeile ganz weggeschnitten.* 406 *die oberen spitzen weggeschnitten.* 418 *alles bis auf die oberen buchstabenspitzen weggeschnitten.*

4v a — LVIIII. — 4v b

422 Die nam er an ſinen lib
Vnd kuſte ſú an iren munt
Alſo tet die clore bi der ſtunt
425 Sú kuſte in tugentliche wider
Man ſeit dz weder ·E· noch ſider
Grǒßer liebe nie enwart
Do man mit tribe der minne art
Alſo ſú do hettent beide
430 Do wolte vf der heide
Der helt bi ir geſloffen han
.o ſprach die frowe wol getan
. . . .
. . . .
435 . . . .
Vnd kein menſche niemer geſehe
Vnſer erſte hochgezit
Vf dirre grúnen heiden wit
Min frúnt dz ſoltu erloßen mich
440 Ach hertze liebe gewere mich
Vnd los nů zů mole varn
Wir ſullentz heim zů huſe ſparn

453 Der ſúnde wil ich entladen ſin
Vnd ſo nim trut dis vingerlin
455 Dar inne ſo lit ein edel ſtein
Die ſunne nie beſſern uber ſchein
Er ſpᵃch mag es nút anders ſin
So trage ich es durch den willē d..
Wan dz ich můs von úch ſcheiden
460 So geſchach mir nie ſo leide
Alſo mir von uch hie můs beſche...
Ach wenne ſol ich uch aber ſeh..
Dz tůnt mir werde frowe kunt
464 . . . .
a . . . . } *vgl.* h.
b . . . . } *(Schröder zu v. 464).*
465 Du ſolt varen hǒren meße
Durch dz got vᵉgeße
Alle dine mißetat
Vnd wenne man den ſegē gebē...
So rit min frúnt her wider....
470 Vnd go du denne alters ein
In die kemenote din

LVIIII.

4v a

Do wil ich tůn den willen ſin
Er ſprach gnodent frowe min
445 Was ir gebietent dz ſol ſin
Do ſprach die frowe wider in
Des mahtu wol genießen
Es ſol dich nut v'drießen
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

4v b

Do wil ich werlich bi dir ſin
Wenne du einoſt gewunſcheſt
So bin ich endelich bi dir [. . . . . . .
475 Vnd leiſte was din h'tze gert
Do ſprach der edele ritter w . . .
So wil ich frőlich riten
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

422—32 *der schnitt geht durch die capitalen.* 463 *die unteren buchstabenspitzen sind weggeschnitten.* 473 *vielleicht besser* gewunſcheſt... (= mir), *doch s. zu* 973. 477 *die unteren hälften der letzten zwei wörter abgeschnitten.*

LXI.

5r a

604 .. nam ſin vil gnote war
605 ... ſen fryen dienſtman
.. d manige frowe wunneſan
... ſprochen dz er were
... rehter lantfarere
... do nút bevilte
610 .. der h're milte
.. die witen lant bekam
... er ſin frowe wolte han
... n̄e er ſin wunſch noch ir ge- [plag
.. wer naht oder tag
615 .. wꝫ ſú bi ime zů stunt
. . . .
. . . .
. . . .
.... heim zů lande kam
620 .... neu brůdern lobeſam
.... nder vil der moge ſin
.... rt ime michel ere ſchin
.... e er in lieb an truwen wz
.... ch do vor geſchriben las
625 .... brůder vnd ſine moge
..... t dar vf loge
.... ú ime gebent ein elich wib
.... rochent ſol ſin ſtoltzer lib
.... bes erbe erſterben
630 ..... alſus v'derben
.... kein kindelin

5r b

635 Do wurdent ſú zů rate
In einer kemenaten
Do inne ouch wz der werde gaſt
Sú ſprochent lieber frúnt du haſt
Eren vnd gůtes vil
640 Vnd iſt ouch wol vf dem zil
Dz du ein elich wib ſolt han
642 Die dir in eren wol gezam
657 Der ritter von der rede erſchrag
Mine lieben frúnde ich enmag
Mich ſelber nút gezememen (!) [noch
660 Mir iſt zů maniger hande goch
. . . .
. . . .
. . . .
Do von ich mich ir hůten wil
665 Ein fries leben wil ich han
Die wile ich heiße ein jung'man
Hie mitte rette er ſich von in
Dar nach vnlange ſú gingent hin
Vnd noment in aber har
670 Einen wiſen man ſú brohten dar
Der ſin noher ſippe was
Der manige rede vor ime las
Wanne er kunde redens vil
Er ſprach min frúnt ich wil
675 Dich bitten vnd die brůder din

LXI.

5r a

. . . .
. . . .
. . . .

5r b

Vnd alle die hie bi dir ſin
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

604 *l.* Da *(?)*]nam. 612 *l.* Vnd er. 626 *l.* Leiten]t. 627 *l.* Wie ſ]ů. 631 *l.* Dz er lat] kein*; von den erhaltenen zwei wörtern sind nur die* k-, d- *und* l-*schäfte und die striche über den* i *sichtbar.* 676 dir *stark verrieben und loch im papier, wo* d *stand.*

LXI.

5v a

681 An eins ich wil kein elich wib
Solte man dar vmb minen lib
Zů riemen gar zerſniden
Die ·E· die wil ich miden
685 Dz ſi ůch allen vor geſeit
.ch ſpriche dz vf minen eit
Der rede ſůllent ir mich erlan
Went ir mich gerne bi ůch han
Der alte do mit zuhten ſprach
690 Iſt dir die rede als vngemach
Die ich in truwen habe geton
.ch wonde nůt als vnreht han
..nim ich uf die truwe min
. . . .
. . . .
. . . .
697 Dz die naht her zů zoch
Do wart dem jungen ritter goch
Dz er ſloffen keme
700 Er hies vil geneme
Ime ſinen knaben zůnden nider
Do rette er ouch nůt wider
Do nam der ritter wol geſlaht
Von in allen gůte naht
705 Wanne er zů mole betrůbet was
Sinen knaben hies er das
Dz er ouch ginge an ſin gemach
Zů ime ſelber er do ſprach
Ach h'tze liebe fröwe min
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

5v b

714 Bekůnbert ſo biſtu von mir
715 Ein elich wib wil man dir geben
So haſtu lieb din werdes leben
Gar geſwinde verlorn
Ich wolte hette ich v'born
Dz ich nie worden wer din wib
720 Din milter junger ſtoltzer lib
Jemer můs ruwen mich
Do ſprach der ritter lôbelich
724 Wz ich dir liep gelobet han
723 Mich ſin nieman über reden kan
725 Ich leiſtes bitz an minē tot.
. . . .
. . . .
. . . .
Man welle dir ein ·E· wib ge...
730 So ſoltu dine brůder nem..
Vnd die liebeſten moge din
Den tů ſo mit worten ſch..
Ein ·E· wib mit dir bekůn......
Die wone dir zů allen ziten..
735 Wo du in den landen verſt
736 Wz du gůtes do v'zerſt
Dz gebe ſu dir din h'tze tr..
Vnd ſage in ſtille vnd über...
Wie ich mit dir gelebet ha.
740 Dz erloube ich dir min lieb.....
Vnd lo dich über reden niht
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

693 *l.* Dz nim*; die letzten zwei wörter sehr undeutlich.* 715 geben, *der zweite* n-*strich ist weggeschnitten.*

6r a LXII. 6r b

... ftunt her peterman
... himel got er ane rief
... grunde fines hertzen dief
... er vor dicke tet
... noch es fich gefuget het
... ich die mere v'nomen han
... frankerich ein furfte kam
... man zu kunige wolte erhabe
... fach man vil h ren traben
... grofen frien
... uf den hof fchrigen

. . . .

. . . .

. . . .

792 ... erde ritter herre
... m ich fich han gefeit
... en ouch vf den hof reit
... mer wunnechlichen fchar
... lle fine moge dar
... dinc vf die vart bereit
... ap der ritter vnd ...
... meich vnd pfert
... in der milte ritter wert
... ... in folten han
... ... nement ... in ftan
... ... in ... miden
... l d

778 Noch me mag mir got befchern
Vnd fin werde mûter zart
780 Sû fûrent mit ime uf die vart
Die brûder vnd die moge fin
Do wart in michel ere fchin
Erbotten vil von manigem man
Der ouch dar zû hofe kam
785 Do man in fach fo rilich varn
Maniges edeln fûrften parn
Sprochent dz ift der werde tege.
Der alle zit fich hat erwegen
Libes vnd gûtes

. . . .

. . . .

792 Do fprach der kunig lobefan
Wer ift der ritter vnu'zeit [feit
Dz wart dem richen kûnige do ge-
795 Mit fchalle fpěch des kûniges ge- [twerg
Es ift der milte von ftöffenberg
798 Von himel got mûße in bewarn
797 Ich fihe in fo riliche varn
799 Vnd alfo weidelich
800 Er machet noch mange arme rich
E dirre hof ein ende nimt
So eret er mang' mûter kint
Der kûnig den ritter do wol enpfie
804 Mit zûhten er zû ime gie

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

[illegible] *762 die schrift sehr verblaßt.* [illegible] *schrift mit ausnahme der zwei letzten* [illegible] *von der ganzen zeile sind nur die* [illegible] *789 die unteren spitzen der* [illegible] *die schrift sehr verblaßt.* 792 *die oberen* [illegible] *weggeschnitten.* 795 getwerg, -twe- [illegible]

LXII 6v b

810 Vnd do der vil gezeme
Mit den die er brohte dar
Vur den erwelten kûnig gar

LXII.

6v a

. ie nigent dief dem künige hin
. ich hůb ein ritterlicher juſt
. aniger uf ſine bruſt
815 . art geſtoßen dz er balde viel
. nd ime dz blůt zům munde us
Nů bereite ſich von tenger [wiel
. er peterman der ritter her
. . d reit mit ſchalle über hof
820 . . . . . . war manig biſchof
. . . .
. . . .
Wz der ſtecher an in reit
Die hette er balde do geleit
825 Geſwinde zů der erden
Wenne er noch ſinre werde
Jegelichen kunde erhaben
Er ſchonde ouch der jungē knaben
Vnd wer ime uf dem hofe entweich
830 Vür den reit er vnd ſleich
Dz ime kein leit von ime beſchach
Vil manige reine frowe ſprach
Von ſtőffenberg der milte
Wirbet mit ſime ſchilte
835 Dz er wol füret der eren van
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

6v b

b Do ſprach der künig lobeſan
a Vnd mit ſinen mogen dar bekan
845 Zů dem ritter vnuerzaget
Vch hot ein ſelig tag betaget
Dz ir zů hofe ſint komen her
Gnodent herre ſo ſprach er
Ich vnd die lieben moge min
850 Zů uwern eren komen ſin
Wenne wir durfent uwer wol
. . . .
. . . .
. . . .
855 Dz ich ein eynige můme han
Die iſt ſo rehte wol getan
Vnd iſt ſo wunneclich geſtalt
Ahtzehen iore iſt ſü alt
Vatter vnd můter ſint ir tot
860 Der gewalt wol an mir ſtot
Dz ich ſü üch gibe zů der ·E·
Ich wil üch ſagen dar zů m.
Ich gibe üch landes alſo vil
Als ich üch beſcheiden wil
865 Dz ir wol gewaltig ſint
Ein h're vnd ouch üwer kint
Mit miner můmen werden
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

811 lieben] -be- *schrift ganz abgerieben.* 820 *l.* Des nam] war (= d); *von* war manig *sind nur die oberen buchstabenspitzen, von* biſchof *die oberen hälften erhalten.* 835 füret] *schrift abgerieben, zudem loch im papier.* 845 dem] *das* -e- *und der erste* m-*strich abgerieben.* 851 durfent] *ein loch im papier hat das* e *fast ganz zerstört.* 864 beſcheiden] *das* e *in* be- *abgerieben.* 865 gewaltig] -wa- *verrieben.* 867 můmen] *der erste* m-*strich durch ein loch zerstört, das zweite* m *und das* n *verrieben.*

LXIII.

7r a

872 . . . . erden vnd die frechen
. . . . ſprochent alle do
. . . . e tunt ir ſo
875 . . . . urt gebent
. . . . ent
. . . . betrübet wart

7r b

904 Der ſal wz landes h'ren vol
905 Vil biſchoue ouch dorinne was
Die den ritter frogten das
Ob er ein ·E· wib hette
Do ſprach der ritter ſtete
Ich han ein miñecliches wib

................er ritter zart
.....................tte din
880 ....uwe...
.......................n .....
.......................eben
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
887 ......tir geben einen man
..... mit eren muge han
. . . .
890 .... ift von geburte fri
...... ir vngezeme
...... mich arm man neme
...prach der kunig zů hant
......ich ritter gut bekant
895 .... ich ir ein armen kneht
....nket fů billich vnd reht
....ůs ime undertenig fin
.....z ich an der můmen min
899 .....h der ritter wolte wern
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

910 Die hat den aller fchônsten lib
Den mônfchen ouge ie gefach
Mit der fo han ich gemach
Wo ich in den landen var
So niment fů min alle zit war
915 Vnd ift wenne ich wil bi mir
. . . .
. . . .
. . . .
Dz git mir min frowe clar
920 Wz ich ůch fage dz ift wor
Wenne ich nimme ein elich wib
So ftirbet mir min junger lib
Darnoch an dem dirten tage
Ez ift wor dz ich ůch fage
925 Als mir min frowe hat gefeit
Dz ift wor uf minen eit
Do begunde ein bifchof iehen
H'̀re lont mich die frowe fehen
Do fprach der tugenthafte man
930 Sů lat fich nieman fehen an
Wenne mich alterseine
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

905 dorinne] -ri- *durch eine loch zerstört,* -nne *sehr undeutlich.* 907 hette] -et- *abgerieben.* 910 aller] *sehr undeutlich,* a- *ganz abgerieben.* 919 clar] *sehr verblaßt und undeutlich.* 923 tage] *fast ganz erloschen.* 931 Wenne] *fast erloschen.*

LXIII.

7v a

936 Nů feit ir doch ein kriften man
Wie fint ir fo befinnet
Dz ir den tůfel miñent
Vůr alle reine frowen zart
940 Wz gůtes ie uf erden wart
Gefprochen oder gefungen
Do von fint ir getrungen
Von leygen vnd ouch pfaffen
Der tůfel fich gefchaffen
945 Hat zů eime wibe
Die fele in uwerm libe
....ar ift eweclich verlorn
. . . .

7v b

970 Er hůb fich balde uf die vart
Mit den finen er von dannē reit
Do er zů naht fich hette gelei.
Er wůnschete noch der frôwen...
Bi ime fo wz die keyferin
975 Die fin ie mit truwen pflag
Der ritter an irme arme lag
Sů fprach vil h'̀tze lieber man
Wz ich dir verbotten han
Des wiltu wenig volgen mir
980 Er fpᵃch frowe wz meinet ir
Die fchône f..............
. . . .

7v a LXIII. 7v b

. . . .
. . . .
Mit ime wort gesprochen vil
Die rede ich hie bekürtzen wil
Die pfaffheit in des über ret
Dz der ritter an der stet
955 Sprach wz der künig heißet mich
Dz tůn ich gewilleclich
Zů stunt ime gelobet wart
Die maget rich von hoher art
Dz sü sin ·E· wib solte sin
960 Der kunig tet ime helffe schin
Vnd gab ime kleinöters vil
Der ritter sprach an dem zil
963 I......... die iungfröwe
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

. . . .
Du lebest unz an den d.......
985 Wenne sü dir gelobet wurt
Min h'tze dir dz verbürtt
Dir sage ich dis geschehen...
Ich wil lon sehen minen sů.
Beide fröwen vnd man
990 Wenne din hochzit uohet a.
So din ougē dz gesiht
Du solt dich sumen leng' nih.
Du solt balde bihten
Einem priest' choch(!) gewihten
995 Vnd solt balde got enpfohen
Den priester den heis gohe.
997 Dz er dir vil geringe
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

947 *l.* Vür w]ar? 951 Mit] *die capitale z. t. weggeschnitten.* 953 D(ie p)faffheit, *die eingeklammerten buchstaben bis auf spuren verrieben.* 957 Zů] *die capitale abgerieben.* 984 *die oberen spitzen der buchstaben weggeschnitten.*

C. Aus der *Hofzucht.*

8r a LXVIIII. 8r b

K 5, 20—31:

S]itze stille vnd vfreht
Die] hofezuht heißet dich
Essen] ob tische süuerlich
Dz nie]man dz essen wider ste
Oder] uf von dem tische ge 5
Du s]olt dz brot essen niht
E] man dz erste gerihte siht
Beh]üte dich zů aller stunt
Dz] du niht bedenthalb důst in den
Dur]ch nüt so entsprich niht [munt 10
So] du in dem munde habest iht
Ist dz e]s geschehe not
. . . .
. . . .
. . . . 15

K 6, 23:

Griffest in sin schüssel mit der hant
Do von würt die hofezuht bekant

K 6, 25:

Wiltu du kost saltzen iht

K 7, 16 – 20:

Blose in die schüssel niht 35
Od' in den trang wo dz beschiht
Das dar in üt gestoben ist
Swenke es über zů der frist

∼ K 6, 27:

Leg uf den tisch die hende niht
Wo ieman dz von dir gesiht 40
Dz merket er wol dar an zů hant
Dz dir die hofezuht ist unbekant

U 541, 35—544, 25 (K 6, 7):
Bißeſt] du den ſnit iht
Lege ſü] uf die ſchuſſel niht

K 6, 11:
Du ſolt] nút vor dem geſellen din
Eßen d|z iſt die lere min
Ob dir] ouch dz gefalle wol 20
Vor dir] ſelber er eßen ſol
Man ſo]l nút eſſen alle friſt
Mit der] hant die ime engegē iſt

K 6, 17:
Mit dē ge]ſellen zů der rehten hant
Soltu eſ']ſen mit der linken zů hant 25
Iſt bi d]ir nut der geſelle din
Zů ſtun]t ſo ſoltu beiten ſin

K 6, 19:
Man ouc]h ſol gerne wenden
. . . .
. . . . 30
. . . .

K 7, 22:
Volgeſtu der lere min
. . . .
. . . . 45
. . . .

K 6, 30:
Nút kere dich von dinen geſellen
So du trinken welleſt

K 7, 2—4:
Wer trinket vnd vs dem becher ſiht
Dz zimet gehőften luten niht 50
Trincke gar beſcheidenlich
Dz lefze neze meſlich

K 7, 8:
Hab die naſe zů nohe niht

K 7, 9—12:
Wo man dz von dir geſiht
Dz du wúſcheſt dinen munt 55
Mit dem tůche zů ſtunt
Du biſt der zuhte nút wol gemant

K 7, 13:
Wúſche den munt mit der hant

K 7, 24—29:
Ez zimet wol den iungen
Dz ſie noch tiſche erſůchent ire 60
. . . . [munde
. . . .
. . . .

---

12 *der erhaltene zeilenrest sehr undeutlich, besonders* not. 43 *durch das* m *und* i *von* min *geht ein loch im papier.* 54 v *in* von *verrieben.* 58 mit *fast ganz abgerieben.* 60 *nur die oberen buchstabenhälften dieser zeile sind erhalten.*

LXVIIII.

8v a

K 7, 29—8, 1:
Waßer geben dz ſtot wol
Es ſol doch kein kneht 65
Die hende twahen dz iſt reht
Welle ſú twahen ein jungh're
Der go hin dan verre

Fehlen in U und K:
Gewen iſt vnhőfelich
Vor allen dingen des hüte dich 70

8v b

K 8, 26—9, 19:
Dz ſich ir keine bőſer niht ([*giht*]
Wanne man gemeine von frowē 95
Was man in aller meiſt gew[*ert*]
Dz iſt in aller ſchiereſt beſch[*ert*]
Alſo iſt es ie vnd ie geſin
Ich ſpriche vf die trúwe min 100
Es mőhte beſſer weſen
Man ließe in vngeleſen

LVIIII.

4r a

380 .... e du wilt ſo heſtu mich
... n alters eine biſt
... ſage dir ouch an d'ſelben friſt
.... u trûten minen lib
... ůſtu one elich wib
385 ... er ſin vntze an dinen tot
... lebeſt gar one alle not
... an den jungeſtlichen tag
.. dich nût gekrenken mag
.... ſwecher wirſt
. . . .
. . . .
. . . .

4r b

Do ſprach der tugenthafte man
410 Got den wil ich zů bürge han
Wenne er getruwes hertze nie
Mit der helffe ſin verlie
Er hûlffe ime us aller not
Lib vnd ſele an gotte ſtot
415 Der můße vnſer beder pflegen
Frŏwe ich han mich des erwegen
Dz ich lib vnd leben
Vür eigen uch wil iemer geben
. . . .
. . . .
. . . .

---

374 *l.* Gno]dent. *Von* ... dent frowe *die unteren hälften weggeschnitten.* 377 *l.* lieber] f. 378 *l.* Volge]ſtu. 382 *l.* Vnd] ſage d' *von der texthand über der zeile eingefügt.* 383 *l.* Wilt]u 384 *l.* So m]ůſtu. 388 gekrenken *die schrift stark verrieben.* 389 *von* ſwecher wirſt *nur die obersten buchstabenspitzen erhalten, der rest der zeile ganz weggeschnitten.* 406 *die oberen spitzen weggeschnitten.* 418 *alles bis auf die oberen buchstabenspitzen weggeschnitten.*

LVIIII.

4v a

422 Die nam er an ſinen lib
Vnd kuſte ſû an iren munt
Alſo tet die clore bi der ſtunt
425 Sû kuſte in tugentliche wider
Man ſeit dz weder ·E· noch ſider
Grŏßer liebe nie enwart
Do man mit tribe der minne art
Alſo ſû do hettent beide
430 Do wolte vf der heide
Der helt bi ir geſloffen han
. o ſprach die frowe wol getan
. . . .
. . . .
435 . . . .
Vnd kein menſche niemer geſehe
Vnſer erſte hochgezit
Vf dirre grûnen heiden wit
Min frûnt dz ſoltu erloßen mich
440 Ach hertze liebe gewere mich
Vnd los nů zů mole varn
Wir ſullentz heim zů huſe ſparn

4v b

453 Der ſûnde wil ich entladen ſin
Vnd ſo nim trut dis vingerlin
455 Dar inne ſo lit ein edel ſtein
Die ſunne nie beſſern uber ſchein
Er ſpͤch mag es nût anders ſin
So trage ich es durch den willē d..
Wan dz ich můs von ûch ſcheiden
460 So geſchach mir nie ſo leide
Alſo mir von uch hie můs beſche...
Ach wenne ſol ich uch aber ſeh..
Dz tûnt mir werde frowe kunt
464 . . . .
a . . . . } *vgl.* h.
b . . . . } *(Schröder zu v. 464).*
465 Du ſolt varen hŏren meße
Durch dz got v'geße
Alle dine mißetat
Vnd wenne man den ſegē gebē...
So rit min frûnt her wider....
470 Vnd go du denne alters ein
In die kemenote din

4v a LVIIII. 4v b

Do wil ich tůn den willen ſin
Er ſprach gnodent frowe min
445 Was ir gebietent dz ſol ſin
Do ſprach die frowe wider in
Des mahtu wol genießen
Es ſol dich nut v'drießen
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Do wil ich werlich bi dir ſin
Wenne du einoſt gewunſcheſt
So bin ich endelich bi dir [.......
475 Vnd leiſte was din h'tze gert
Do ſprach der edele ritter w...
So wil ich frŏlich riten
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

422—32 *der schnitt geht durch die capitalen.* 463 *die unteren buchstabenspitzen sind weggeschnitten.* 473 *vielleicht besser* gewunſcheſt... (= mir), *doch s. zu* 973. 477 *die unteren hälften der letzten zwei wörter abgeschnitten.*

5r a LXI. 5r b

604 .. nam ſin vil gnote war
605 ... ſen fryen dienſtman
..d manige frowe wunneſan
... ſprochen dz er were
... rehter lantfarere
... do nüt bevilte
610 .. der h're milte
.. die witen lant bekam
... er ſin frowe wolte han
... n̄e er ſin wunſch noch ir ge-
.. wer naht oder tag [plag
615 .. wz ſů bi ime zů stunt
. . . .
. . . .
. . . .
.... heim zů lande kam
620 .... nen brůdern lobeſam
.... nder vil der moge ſin
.... rt ime michel ere ſchin
.... e er in lieb an truwen wz
.... ch do vor geſchriben las
625 .... brůder vnd ſine moge
..... t dar vf loge
.... ů ime gebent ein elich wib
.... rochent ſol ſin ſtoltzer lib
.... bes erbe erſterben
630 ..... alſus v'derben
.... kein kindelin

635 Do wurdent ſů zů rate
In einer kemenaten
Do inne ouch wz der werde gaſt
Sů ſprochent lieber frůnt du haſt
Eren vnd gůtes vil
640 Vnd iſt ouch wol vf dem zil
Dz du ein elich wib ſolt han
642 Die dir in eren wol gezam
657 Der ritter von der rede erſchrag
Mine lieben frůnde ich enmag
Mich ſelber nůt gezememen (!)
[noch
660 Mir iſt zů maniger hande goch
. . . .
. . . .
. . . .
Do von ich mich ir hůten wil
665 Ein fries leben wil ich han
Die wile ich heiße ein jung'man
Hie mitte rette er ſich von in
Dar nach vnlange ſů gingent hin
Vnd noment in aber har
670 Einen wiſen man ſů brohten dar
Der ſin noher ſippe was
Der manige rede vor ime las
Wanne er kunde redens vil
Er ſprach min frůnt ich wil
675 Dich bitten vnd die brůder din

LXI.

5r a

. . . .
. . . .
. . . .

5r b

Vnd alle die hie bi dir ſin
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

604 *l.* Da *(?)*]nam. 612 *l.* Vnd er. 626 *l.* Leiten]t. 627 *l.* Wie ſ]ů. 631 *l.* Dz er lat] kein; *von den erhaltenen zwei wörtern sind nur die* k-, d- *und* l-*schäfte und die striche über den* i *sichtbar.* 676 dir *stark verrieben und loch im papier, wo* d *stand.*

LXI.

5v a

681 An eins ich wil kein elich wib
Solte man dar vmb minen lib
Zů riemen gar zerſniden
Die ·E· die wil ich miden
685 Dz ſi ůch allen vor geſeit
.ch ſpriche dz vf minen eit
Der rede ſůllent ir mich erlan
Went ir mich gerne bi ůch han
Der alte do mit zuhten ſprach
690 Iſt dir die rede als vngemach
Die ich in truwen habe geton
.ch wonde nůt als vnreht han
..nim ich uf die truwe min
. . . .
. . . .
. . . .
697 Dz die naht her zů zoch
Do wart dem jungen ritter goch
Dz er ſloffen keme
700 Er hies vil geneme
Ime ſinen knaben zůnden nider
Do rette er ouch nůt wider
Do nam der ritter wol geſlaht
Von in allen gůte naht
705 Wanne er zů mole betrůbet was
Sinen knaben hies er das
Dz er ouch ginge an ſin gemach
Zů ime ſelber er do ſprach
Ach h'tze liebe frŏwe min
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

5v b

714 Bekůnbert ſo biſtu von mir
715 Ein elich wib wil man dir g'eben
So haſtu lieb din werdes leben
Gar geſwinde verlorn
Ich wolte hette ich v'born
Dz ich nie worden wer din wib
720 Din milter junger ſtoltzer lib
Jemer můs ruwen mich
Do ſprach der ritter lŏbelich
724 Wz ich dir liep gelobet han
723 Mich ſin nieman über reden kan
725 Ich leiſtes bitz an minē tot.
. . . .
. . . .
. . . .
Man welle dir ein ·E· wib ge...
730 So ſoltu dine brůder nem..
Vnd die liebeſten moge din
Den tů ſo mit worten ſch..
Ein ·E· wib mit dir bekůn......
Die wone dir zů allen ziten..
735 Wo du in den landen verſt
736 Wz du gůtes do v'zerſt
Dz gebe ſu dir din h'tze tr..
Vnd ſage in ſtille vnd über...
Wie ich mit dir gelebet ha.
740 Dz erloube ich dir min lieb.....
Vnd lo dich über reden niht
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

693 *l.* Dz nim; *die letzten zwei wörter sehr undeutlich.* 715 geben, *der zweite* n-*strich ist weggeschnitten.*

LXII.

6r a

746 .. fo ftunt her peterman
..n himel got er ane rief
..n grunde fines hertzen dief
..s er vor dicke tet
750 ..r noch es fich gefuget het
753 ..s ich die mere v'nomen han
.on frankerich ein fürfte kam
755 .en man zů kunige wolte erhabē
.o fach man vil h'ren traben
.ürften grofen frien
..le uf den hof fchrigen
. . . .
. . . .
. . . .
762 .... erde ritter herre
.....m ich üch han gefeit
....ren ouch vf den hof reit
765 ....iner wunneclichen fchar
...ette finre moge dar
...drißig vf die vart bereit
... gap der ritter vn'ufeit
... harnefch vnd pfert
770 ... in der milte ritter wert
... gůtes was fu folten han
... brůder gingent vür in ftan
....art fu in hießent miden
774 . . . . l . d . .
. . . .
. . . .
. . . .

6r b

778 Noch me mag mir got befchern
Vnd fin werde můter zart
780 Sü fůrent mit ime uf die vart
Die brůder vnd die moge fin
Do wart in michel ere fchin
Erbotten vil von manigem man
Der ouch dar zů hofe kam
785 Do man in fach fo rilich varn
Maniges edeln fürften parn
Sprochent dz ift der werde tege.
Der alle zit fich hat erwegen
Libes vnd gůtes
. . . .
. . . .
792 Do fprach der kunig lobefan
Wer ift der ritter vnu'zeit [feit
Dz wart dem richen künige do ge-
795 Mit fchalle fp^a^ch des küniges ge- [twerg
Es ift der milte von ftŏffenberg
798 Von himel got müße in bewarn
797 Ich fihe in fo riliche varn
799 Vnd alfe weidelich
800 Er machet noch mange arme rich
E dirre hof ein ende nimt
So eret er mang' můter kint
Der künig den ritter do wol enpfie
804 Mit zühten er zů ime gie
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

746 *l.* Vf] fo. 750 *l.* Do]r. 762 *die schrift sehr verblaßt.* 770 *l.* Gab] in *(=* d*).* 772 gingent *schrift mit ausnahme der zwei letzten buchstaben stark abgerieben.* 774 *von der ganzen zeile sind nur die oberschäfte des* l *und* d *übrig geblieben.* 789 *die unteren spitzen der buchstaben weggeschnitten, die schrift sehr verblaßt.* 792 *die oberen hälften der buchstaben in* lobefan *weggeschnitten.* 795 getwerg, -twe- *ganz verrieben.*

LXII.

6v a

809 .z er zů finen eren kam
810 .es dankete ime der werde man
.nd ouch die lieben moge fin

6v b

840 Vnd do der vil gezeme
Mit den die er brohte dar
Vür den erwelten künig gar

LXII.

6v a

.ie nigent dief dem künige hin
.ich hůb ein ritterlicher juſt
.aniger uf ſine bruſt
815 .art geſtoßen dz er balde viel
.nd ime dz blůt zům munde us
Nů bereite ſich von tenger [wiel
.er peterman der ritter her
..d reit mit ſchalle über hof
820 ...... war manig bischof
. . . .
. . . .
Wz der ſtecher an in reit
Die hette er balde do geleit
825 Geſwinde zů der erden
Wenne er noch ſinre werde
Jegelichen kunde erhaben
Er ſchonde ouch der jungē knaben
Vnd wer ime uf dem hofe entweich
830 Vůr den reit er vnd ſleich
Dz ime kein leit von ime beſchach
Vil manige reine frowe ſprach
Von ſtŏffenberg der milte
Wirbet mit ſime ſchilte
835 Dz er wol fůret der eren van
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

6v b

b Do ſprach der künig lobeſan
a Vnd mit ſinen mogen dar bekan
845 Zů dem ritter vnuerzaget
Vch hot ein ſelig tag betaget
Dz ir zů hofe ſint komen her
Gnodent herre ſo ſprach er
Ich vnd die lieben moge min
850 Zů uwern eren komen ſin
Wenne wir durfent uwer wol
. . . .
. . . .
. . . .
855 Dz ich ein eynige můme han
Die iſt ſo rehte wol getan
Vnd iſt ſo wunneclich geſtalt
Ahtzehen iore iſt ſů alt
Vatter vnd můter ſint ir tot
860 Der gewalt wol an mir ſtot
Dz ich ſů üch gibe zů der ·E·
Ich wil üch ſagen dar zů m.
Ich gibe üch landes alſo vil
Als ich üch beſcheiden wil
865 Dz ir wol gewaltig ſint
Ein h͛re vnd ouch üwer kint
Mit miner můmen werden
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

811 lieben] -be- *schrift ganz abgerieben.* 820 *l.* Des nam] war *(=* d*); von* war manig *sind nur die oberen buchstabenspitzen, von* biſchof *die oberen hälften erhalten.* 835 fůret] *schrift abgerieben, zudem loch im papier.* 845 dem] *das* -e- *und der erste* m-*strich abgerieben.* 851 durfent] *ein loch im papier hat das* e *fast ganz zerstört.* 864 beſcheiden] *das* e *in* be- *abgerieben.* 865 gewaltig] -wa- *verrieben.* 867 můmen] *der erste* m-*strich durch ein loch zerstört, das zweite* m *und das* n *verrieben.*

LXIII.

7r a

872 .... erden vnd die frechen
.... ſprochent alle do
.......e tunt ir ſo
875 ....urt gebent
..................ent
.... betrůbet wart

7r b

904 Der ſal wz landes h͛ren vol
905 Vil biſchoue ouch dorinne was
Die den ritter frogten das
Ob er ein ·E· wib hette
Do ſprach der ritter ſtete
Ich han ein miñecliches wib

...............er ritter zart
....................tte din
880 ....uwe...
.....................n .....
.....................eben
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
887 ......tir geben einen man
..... mit eren muge han
. . . .
890 .... iſt von geburte fri
...... ir vngezeme
...... mich arm man neme
...prach der kunig zů hant
......ich ritter gut bekant
895 .... ich ir ein armen kneht
....nket ſů billich vnd reht
....ůs ime undertenig ſin
.....z ich an der můmen min
899 .....h der ritter wolte wern
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

910 Die hat den aller ſchônsten lib
Den mônſchen ouge ie geſach
Mit der ſo han ich gemach
Wo ich in den landen var
So niment ſů min alle zit war
915 Vnd iſt wenne ich wil bi mir
. . . .
. . . .
. . . .
Dz git mir min frowe clar
920 Wz ich ůch ſage dz iſt wor
Wenne ich nimme ein elich wib
So ſtirbet mir min junger lib
Darnoch an dem dirten tage
Ez iſt wor dz ich ůch ſage
925 Als mir min frowe hat geſeit
Dz iſt wor uf minen eit
Do begunde ein biſchof iehen
H'ᵉre lont mich die frowe ſehen
Do ſprach der tugenthafte man
930 Sů lat ſich nieman ſehen an
Wenne mich alterseine
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

905 dorinne] -ri- *durch eine loch zerstört,* -nne *sehr undeutlich.* 907 hette] -et- *abgerieben.* 910 aller] *sehr undeutlich,* a- *ganz abgerieben.* 919 clar] *sehr verblaßt und undeutlich.* 923 tage] *fast ganz erloschen.* 931 Wenne] *fast erloschen.*

7ᵛ a LXIII. 7ᵛ b

936 Nů ſeit ir doch ein kriſten man
Wie ſint ir ſo beſinnet
Dz ir den tůfel mīnent
Vůr alle reine frowen zart
940 Wz gůtes ie uf erden wart
Geſprochen oder geſungen
Do von ſint ir getrungen
Von leygen vnd ouch pfaffen
Der tůfel ſich geſchaffen
945 Hat zů eime wibe
Die ſele in uwern libe
....ar iſt eweclich verlorn
. . . .

970 Er hůb ſich balde uf die vart
Mit den ſinen er von dannē reit
Do er zů naht ſich hette gelei.
Er wůnschete noch der frôwen...
Bi ime ſo wz die keyſerin
975 Die ſin ie mit truwen pflag
Der ritter an irme arme lag
Sů ſprach vil h'ᵉtze lieber man
Wz ich dir verbotten han
Des wiltu wenig volgen mir
980 Er ſpᵃch frowe wz meinet ir
Die ſchône ſ...............
. . . .

7v a LXIII. 7v b

. . . .
. . . .
Mit ime wort gesprochen vil
Die rede ich hie bekürtzen wil
Die pfaffheit in des über ret
Dz der ritter an der stet
955 Sprach wz der künig heißet mich
Dz tůn ich gewilleclich
Zů stunt ime gelobet wart
Die maget rich von hoher art
Dz sü sin ·E· wib solte sin
960 Der kunig tet ime helffe schin
Vnd gab ime kleinôters vil
Der ritter sprach an dem zil
963 I......... die iungfrŏwe
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

. . . .
Du lebest unz an den d.......
985 Wenne sü dir gelobet wurt
Min h'tze dir dz verbürtt
Dir sage ich dis geschehen...
Ich wil lon sehen minen fů.
Beide frŏwen vnd man
990 Wenne din hochzit uohet a.
So din ougē dz gesiht
Du solt dich sumen leng' nih.
Du solt balde bihten
Einem priest' choch(!) gewihten
995 Vnd solt balde got enpfohen
Den priester den heis gohe.
997 Dz er dir vil geringe
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

947 *l.* Vür w]ar? 951 Mit] *die capitale z. t. weggeschnitten.* 953 D(ie p)faffheit, *die eingeklammerten buchstaben bis auf spuren verrieben.* 957 Zů] *die capitale abgerieben.* 984 *die oberen spitzen der buchstaben weggeschnitten.*

C. Aus der *Hofzucht.*

8r a LXVIIII. 8r b

K 5, 20—31:

S]itze stille vnd vfreht
Die] hofezuht heißet dich
Essen] ob tische süuerlich
Dz nie]man dz essen wider ste
Oder] uf von dem tische ge 5
Du s]olt dz brot essen niht
E] man dz erste gerihte siht
Beh]üte dich zů aller stunt
Dz] du niht bedenthalb důst in den
Dur]ch nüt so entsprich niht [munt 10
So] du in dem munde habest iht
Ist dz e]s geschehe not
. . . .
. . . .
. . . . 15

K 6, 23:

Griffest in sin schüssel mit der hant
Do von würt die hofezuht bekant

K 6, 25:

Wiltu du kost saltzen iht

K 7, 16—20:

Blose in die schüssel niht 35
Od' in den trang wo dz beschiht
Das dar in üt gestoben ist
Swenke es über zů der frist

∼ K 6, 27:

Leg uf den tisch die hende niht
Wo ieman dz von dir gesiht 40
Dz merket er wol dar an zů hant
Dz dir die hofezuht ist unbekant

2*

U 541, 35—544, 25 (K 6, 7):
Bißeſt] du den ſnit iht
Lege ſü] uf die ſchuſſel niht

K 6, 11:
Du ſolt] nút vor dem geſellen din
Eßen d]z iſt die lere min
Ob dir] ouch dz gefalle wol 20
Vor dir] ſelber er eßen ſol
Man ſo]l nút eſſen alle friſt
Mit der] hant die ime engegē iſt

K 6, 17:
Mit dē ge]ſellen zů der rehten hant
Soltu eſ]ſen mit der linken zů hant 25
Iſt bi d]ir nut der geſelle din
Zů ſtun]t ſo ſoltu beiten ſin

K 6, 19:
Man ouc]h ſol gerne wenden
. . . .
. . . . 30
. . . .

K 7, 22:
Volgeſtu der lere min
. . . .
. . . . 45
. . . .

K 6, 30:
Nút kere dich von dinen geſellen
So du trinken welleſt

K 7, 2—4:
Wer trinket vnd vs dem becher ſiht
Dz zimet gehöften luten niht 50
Trincke gar beſcheidenlich
Dz lefze neze meſſlich

K 7, 8:
Hab die naſe zů nohe niht

K 7, 9—12:
Wo man dz von dir geſiht
Dz du wúſcheſt dinen munt 55
Mit dem tůche zů ſtunt
Du biſt der zuhte nút wol gemant

K 7, 13:
Wúſche den munt mit der hant

K 7, 24—29:
Ez zimet wol den iungen
Dz ſie noch tiſche erſůchent ire 60
. . . . [munde
. . . .
. . . .

---

12 *der erhaltene zeilenrest sehr undeutlich, besonders* not. 43 *durch das* m *und* i *von* min *geht ein loch im papier.* 54 v *in* von *verrieben.* 58 mit *fast ganz abgerieben.* 60 *nur die oberen buchstabenhälften dieser zeile sind erhalten.*

8v a LXVIIII. 8v b

K 7, 29—8, 1:
Waßer geben dz ſtot wol
Es ſol doch kein kneht 65
Die hende twahen dz iſt reht
Welle ſú twahen ein junghˢre
Der go hin dan verre

Fehlen in U und K:
Gewen iſt vnhöfelich
Vor allen dingen des hüte dich 70

K 8, 26—9, 19:
Dz ſich ir keine böſer niht ([*giht*]
Wanne man gemeine von frowē 95
Was man in aller meiſt gew[*ert*]
Dz iſt in aller ſchiereſt beſch[*ert*]
Alſo iſt es ie vnd ie geſin
Ich ſpriche vf die trúwe min 100
Es möhte beſſer weſen
Man ließe in vngeleſen

8v a LXVIIII. 8v b

K 8, 2—17:

Was ich dich geleret han
Je doch ſoltu nút lan
Du nemeſt alle ſtunde war
Was tu die gehôfte ſchar
Vi]l lihte du etwz ſihſt 75
. . . .
. . . .
Nieman geſohen alle ding
Man vindet ouch manigen ſunt
Zů diſen ziten als mir iſt kunt 80
Der der hofezuhte ſcham
Hie vor durch niht gezam
Je doch behalt die lere min
Vnd leg ſu in dz hertze din
Důſtu dz ich dich geleret han 85
So biſtu ein wol gehôftʼman

K 8, 18:

Die lere ouch frowen zimet wol
Die merkent wz ſú tůn ſol

K 8, 20—21:

Die lere wil ich zů gezúge han
S.. leret f..... vnd man 90
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Doch ſo ſol eine reine wip
Mit zúhten zieren iren lib
Zuht zieret ein frowe wol 105
Schône geberde ſú haben [*ſol*]
. . . .
. . . .
Iſt dz ſu nut geberen [*kan*]
Sú heißet ſicherliche ein [*man*] 110
Merkent ir jungen frowē [*wol*]
Wie ein frowe geberen ſol
Verdecken ſich zů moßen
Zů kirchen vnd zů ſtroß[*en*]
Loßen die lute beſchowen [*ſich*] 115
Zů maßen dz rot ich ſich[*erlich*]
Einer jungfrowen úbel ſ[*tot*]
Iſt dz ſú vnzúhtig got
Ein jungfrôwe ſol zů a[*ller zit*]
Tretten zů vaſte noch z[*ů wit*] 120
Ich wil aber mer vʼiehen
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

75 z *in* etwz *abgerieben.* 90 *schrift verrieben.* 109 *die buchstabenspitzen sind meist weggeschnitten.* 113 r *in* ver- *abgerieben.* 120 ú *im ersten* zú *abgerieben.* 121 *nur die oberen buchstabenhälften dieser zeile sind erhalten.*

D. Aus dem *Busant.*

9r a LXXXV. 9r b

291 ...prochen es wer in leit
..ade vnd dang wart in geſeit
..ter handelunge
... minnecliche junge
295 ... warte ſin vor dem tor
...ʒe er kam her vor
297 ... er alleine zů ir kam
300 ..bedʼ hʼtze do erbran

318 Mir ſelber ich truren krenke
Vntze vns kunt dʼ liebe tag
320 Dz ich dich hinnan bringē mag
Slús vf din arme los mich varn
Der riche got můße dich bewarn
Mins hʼtzen trut vor aller not
Lieber wolte ich den tot
325 Jemʼ durch dich liden

LXXXV.

9r a

..n liebe vnd von mīne
302 ... junge küniginne
a .... ende er ſü vmbe ving
b . . . .
c . . . .
d .... ſtille ſweig
e .....tent hoh' froiden vil
f .... gar ein kurtzes zil
g ..n gelieben beiden
h .... ſü ſich műſtent ſcheiden
i ....t ſüßen vil getan
k ....m jungelinge wol getan
303 ....uhte in an ir wangen
...prach mich műs belangē
305 ... h'tzen trut iem' noch dir
....u h'wid' kumſt zű mir
313 ... weme ſol ich nu frőde han
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

9r b

Weñe dz ich dich ſol miden
309 Wie ſol ich din v'geßen
310 Min h'tze iſt mir beſeßen
311 . . . .
312 . . . .
a Wenne ich dich ane blickete
b Mir ſelber ich gar v'ſchickete
c Leit vnd vngeműte
d Ach got durch dine gűte
e Műs ich dir nű urlop geben
f Min trut nű friste min leben
327 Su bot den munt er gab den kus
Mit iom' ſchiedent ſü alſus
Er reit do hin wenne ime wz gach
330 Sü ſprach ime manigen ſegen nach
Mit gantzen truwen one has
Vnd niem' tag v'me.t ſü das
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

291 *l.* Sü ſ]prochen. 292 *l.* Gn]ade. 293 *l.* Gű]ter? 296 *l.* Vnc]ȥe, -ȥ- *undeutlich.* 297 *l.* Als] er. 302 *l.* Die] junge. 302*a.* *l.* Wein]ende; er *das* r *undeutlich, auch* -be *von* vmbe *und* -g *in* ving *fast erloschen.* 302*e.* *l.* Sü hat]tent. 302*f.* *l.* Do wz] gar. 302*g.* *l.* De]n. 302*h.* *l.* Vncz] ſü. 302*i.* *l.* Do wa]rt. 302*k.* *l.* Bi de]m? *oder* Vō de]m? 303 *l.* Sü tr]uhte. 313 *l.* Von weme; f *von* frőde *teilweise durch ein loch zerstört und verblaßt.* 312*a.* *die oberen buchstabenhälften sind weggeschnitten,* blickete *nicht ganz sicher.* 332 *l.* v'meit, -i- *durch ein loch im papier vertilgt.*

LXXXV.

9v a

337 Der künig vnd alle ſine man
Ime do entgegen kam
Sü enpfingent in nach wirde
340 Sin h'tze vnd ſin begirde
Wz gar wandels eine
Er ouch d' küſchen reine
Jungfrowē nie v'gas
Die ime in ſime h'tzen ſas
345 Er gedohte zű aller ſtunt
Ach mineclich' roter munt
..... ſol ich dich kuſſ....
. . . .
. . . .

9v b

365 Do die veſten lagen
Er begunde fragen
Wie die vőgte w'ent genant
Vf dz ſü ime alle wurdē bek...
Drÿe die beſten hies er vs
370 Er fűrte ſü einhalb in ein h..
Vnd bat ſü vmb drü ſnelle ...
Wol bereit als ein gos
Noch ſinen willē als er bat
Do wart menige gűte ſtat
375 D..... h..... h............
. . . .
. . . .

LXXXV.

9v a

350 Bede frowen vnd ouch man
Trebent vor ime frôden vil
Trūmen pfiffen vnd ſeitē ſpil
Turnieren ſtechen vnd ſingē
Lachen tantzen vnd ſpringen
355 Der ime nie keins wol gefiel
Sin h'tze lag ime vnd quiel
Von minnen in dem blûte
Ime wz we zû mûte
Je me er ſchôn' frôwen ſach
360 Je grôßer wart ſin vngemach
Wanne er gedohte als .. die
. . . .
. . . .
. . . .

9v b

378 Die wile hette er vor ......
Wo ſü heimelich geſtunde.
380 Dz es nieman befünde
Do zoch man ſü vnd botz .....
Als man noch gûten roß .....
Die man vf liebe verte .....
Den roßen geordeniert w...
385 Drye ſettel herlich
Die worent von hohē koſ......
Dar inne gurte vnd ſtege....
Wz die ros vmb greif
Dz von led' ſolte ſin
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

347 *nur die schleifen der über die zeile ragenden buchstaben sind übrig geblieben.* 361 *l.* als an, *nur die oberen hälften der buchstaben dieser ganzen zeile sind sichtbar.* 372 gos] *vgl. Tristan 16947.* gôz *schlußstein. Glaser s. 51 schlägt vor:* und bat si im dri s. r. wol bereiten allen gâ(he)s. 375 *alles bis auf die oberen spitzen dieser buchstaben weggeschnitten.* 386 *l.* koſten rich.

LXXXVI.

10r a

394 .z es nüt klûg môhte ſin
395 .. dis wart alles vollebraht
..s er ſich vor hette bedaht
.. hies er ime bereiten
..t itel güldin ſeiten
..ne videl erzüget wol
400 ..s ein fürſte füren ſol .
.er kôrp gezieret
..r lib gepreſieret
.it golde vnd gesteine
404 ..d edelm helffenbeine
a . . . .
b . . . .
405 .... din porte
...z an allen orten
... golt porten vber leit
... die videl wz bereit
... nagel worent güldin
410 .. gigen ſack wz ſidin vin
....rket wol mit bildin clar

10r b

421 Ime tûgentliche noch kam
Doch ahte der hoch gelobte man
Dz ir do nieman wart gewar
Sin mût ſtunt zû ſime liebe dar
425 Do rittent ſü mit frôden hin
Ir bed' h'tze vnd ſin
Stunt als do hin gon franckric[h]
Der junge fürſte lôbelich
Wart gar vßer moßen fro
430 Dz er ſo rehte ſchiere do
. . . .
. . . .
J.h ....
Groß' liebe nie enwart
435 Mit gantzen truwen ſo v'eint
Sprach er ſu het ſit vil geweint
Vnd min ſo lange enborn
Die ich zû frôden han erkorn
Vür als dz ich ie geſach
440 Wz mir ſit zû gûte ie geſchach

10r a LXXXVI. 10r b

....itte wz dz lange ior
....g gegangen vil nach
... Jungē furſten wz ſo gach
415 .... vf die vart wurde bereit
.... nehte hette er do geſeit
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Dz gab mir als fröden niht
Weñe dz mich nů die zů v'siht
Hat ſo fro gemachet
Dz min h'tze lachet
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

397 er] *das* e *bis auf spuren verrieben.* 398 güldin] *der oberschaft des* l *abgerieben.* 402 ..r lib] *die schrift stark verrieben, doch lesbar.* 403 golde] *das* g *völlig, das* o *teilweise abgerieben.* 404 *l.* Vn]d, *das* d, *sowie* ed- *in* edelm *sehr undeutlich.* 405 *l.* ſi]din. 408 *l.* Sus] die. 411 gewir]ket, *vom* r *nur das häkchen erhalten.* 414 *l.* Dem Jungē. 415 *l.* Dȥ er] vf. 433 *außer der unteren schleife des* J *und* h *alles weggeschnitten.*

10v a LXXXVI. 10v b

449 Wo er zů h'berge lag
450 Die lange naht vntze an den tag
Er ſelten iem' reht entſlief
Zů ſime knehte er dicke rief
Wol vf wir ſüllent riten
Ich mag nút lang' biten
455 Mir iſt zů diſer verte gach
Der kneht fůrte ime als nach
Die fidel die ſo ſchöne wz
Dz tet er als vmbe dz
.z ſin nieman enkande
. . . .
. . . .
Do wondent frowē vnd man
Dz d' junge fürſte were
464 Ein genger videlere
a Der junge fürſte vil geſlaht
b Kam in des kúniges lant vō maraht
c Der ſelbe kunig lobeſan
d Wolte die hochzit han
e Mit d' jungfrowen vin
f Von franckerich der kúnigin
465 Der kunig gegē ime trat
Tugentliche er in bat
Er bat in mit ime riten

472 Der kunig ſpch ſehent wie d' to...
Dz er nút mit mir gahet
Vnd mine riche gabe v'ſmohet
475 Vnd ouch die mine hoch zit
Er ſprach ir wiſſent nút wie e....
Es wúrde úch donne ·E· geſeit
Vor eime iore han ich geleit
Einer wißen tuben einē ſtrig
480 Zů d' ich manigen ögen blig
Vnd' wilent han getan
Solte ich die iem' warten l..
. . . .
. . . .
485 Des lachete d' kunig.....
Es duhte in alſo törliche
Dz er noch ein' tuben rei.
Vnd die vart mit ime v'....
Do in d' kúnig ſelber ba.
490 Vrlob nam er vf d' ſtat
Gar fruntlich er dannen ....
Dz wȥ den h'ren allen lei.
Den weg den er wol kun..
Zů den ſelben ſtunden
495 Hůp ſich der jungeling ...
496 Do ir nieman wart gewar

Zû ſiner hoch ziten *a* Wenne d' kunig .....

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

---

458 vmb^e] *das* e *verblaßt, vielleicht erst nachträglich übergeschrieben.* 462 *die obersten spitzen der über die zeile ragenden buchstaben weggeschnitten.* 468 *nur die oberen buchstabenspitzen sind übrig geblieben.* 485 kunig] -ig *durch einen einriß im papier fast ganz zerstört.* 488 *l.* v'meit, *der erste strich des* m *noch sichtbar.* 496 *a. bis auf die oberen buchstabenspitzen weggeschnitten.*

Abhandlung.

Die auf den vorstehenden blättern abgedruckten fragmente bringen keinen zuwachs an bisher unbekanntem mhd. poetischen gut, allein sie verdienen gleichwohl eine eingehendere betrachtung, denn sie ermöglichen es, den text zweier interessanter gedichte der epigonenzeit — es sind der Peter von Staufenberg und der Busant — sowie den eines didektischen gedichtes, der Hofzucht, innerhalb der von ihnen umfaßten partien erheblich zu verbessern, ja im erstgenannten fall erst seiner originalform nahe zu bringen. Sie bewahrheiten so wiederum die alte erfahrung, wie schlecht es um unsere kenntnis der ursprünglichen textgestalt der zahlreichen kleineren romantisch-epischen gedichte bestellt ist, die, wie die eben angeführten, nur in je einer späten handschrift vollständig überliefert sind, zu der sich allenfalls noch ein frühdruck, derselben überlieferungsgruppe angehörig, gesellt. An solchen vielgelesenen und gerngehörten erzeugnissen der kleinliteratur übten eben schreiber, selbst gelegentlich dichter-dilettanten, ihr herrenrecht mit vorliebe aus, ihre reim und rhythmus glättende, ihre wort und phrasen um- und ersetzende, ihre zufügende und weglassende tätigkeit. Haben solche unbefugte änderer es verstanden, den ton des originals oder dessen beeinflussungsquelle — in unseren fall Konrads von Würzburg gedichte — zu treffen, so ist es bei solcher einschichtigen späteren überlieferung des denkmals für den herausgeber ungemein schwierig, auch nur den umfang der zusätze sicher zu bestimmen; weiterhin läuft er gefahr, den dichter besonders in hinsicht auf das metrum zu einem stärkeren nachtreter Konrads zu machen als er wirklich ist.

Zu **A.** Schluß von Konrads *Otte mit dem barte.* Erhalten sind nur die verse 758—764 nach Piepers zählung, Höfische epik 3, 204, + ein reimpaar, ein schreiberzusatz, dessen erste zeile ein nicht nur für Konrad unmöglicher vers ist. Sonstige abweichungen: 764 *bůch* (= I) st. *mære* der übrigen hss. Stärker 760 f. *Von Wurtzburg meist° Cůnrat* | *Der mûs* st. *Von Wurzeburg ich Cuonrat* | *mûs*; am stärksten 758 *Got ime heiles gůnne* st. *got welle im sælde meren* aller übrigen zeugen, ein an und für sich guter (Konradischer) vers vgl. Engelh. 4074, Pantal. 30, dessen reimband *wúnne* gewesen sein mag, also (757) *da schinet maneger wúnne*, allein gegenüber der einhelligkeit der anderen hss. wird es sich auch hier nur um nachträgliche änderung handeln.

Zu **B.** Aus dem *Peter von Staufenberg.* Zuletzt herausgegeben von E. Schröder, Zwei altdeutsche rittenmären, Berlin 1894, ²1913 (wonach unsere verszählung[1]); dazu ders. Zs. fda. 38, 105 ff., Schorbach ebd. 40, 123, P. Jäckel, Egenolf v. Staufenberg ein nachahmer Konrads von Würzburg, Marburg 1898. Nach Schröder² s. 35 'repräsentieren h (Straßburger hs.) und d (Straßburger druck) zwei äste der überlieferung, die sich schon im anfang des 14. jh.'s aus einem bereits fehlerhaften archetypus abgezweigt haben'; darin sieht er eine bilderhs., welche auch schon die in h und d oft im wortlaut übereinstimmenden überschriften enthalten hätte. Daß h und d in der tat aus einer gemeinsamen quelle (y) geflossen sind, sichern auch unsere bruchstücke (P) einwandfrei. Wir wollen zum beweis nur ein paar besonders charakteristische stellen anführen, gegen deren ursprünglichkeit Schröder keinen verdacht hat, während sie sich nun doch zur gänze oder in bezug auf das reimband erst als mache von y erweisen: 89; 257 f. 445 f. 193 f.; 349 f. 459 f.; 746. 796—99. 840—44.

89. P *In aller dirre welte wit*, h d *in diser wilden welte w.* d. h. y putzte den vers durch eine K. v. W. entlehnte wendung auf (vgl. Jäckel s. 61).

257 f. Die starke änderung von y ward nicht sowohl durch den reim *-ì-* : *-ĭ-* (P *schin* : *hin*) verursacht — denn eben der ist ja 217 stehen geblieben (vgl. auch 111. 507. 811) — als vielmehr, wie ich meine, durch die löbliche absicht, den kurz vorher (218) fast identisch auftretenden vers — nur *gestirne* st. *gesteine* —[2]) nicht sobald zu wiederholen.

---

[1]) Inzwischen ist 1920 die 3. auflage erschienen. (Corr.-note.)

[2]) Es ist bezeichnend, daß der schreiber von P, der offenbar schon das folgende überlesen hatte, 218 *gesteine* für *gestirne* schreibt.

445 f. Der änderungsgrund für y lag m. e. in dem ursprünglichen vierreim, wie ihn P zeigt, oder darin, daß der schreiber von y die in dieser oder ähnlicher verbindung häufige phrase (vgl. v. 581 und 680, Iwein 3622) *daz tuon ich* niederschrieb und dazu einen neuen reimvers bildete; für das umgekehrte, eine erst von P vollzogene umarbeitung, ist eine ursache nicht ersichtlich.

193 f. y wird sich von P nur durch das reimwort *hinin* (194) st. *hin* geschieden haben; auch hier nicht des reimes von *î* : *ĭ* wegen eingeführt, sondern, so trivial das auch scheint, wohl nur, um das hineingehen in den stall zum ausdruck zu bringen; d* copierte einfach y, h* dagegen schuf die erste zeile (193) in recht nichtssagender weise um, vielleicht weil es die beziehung dieses verses auf die voraufgehende rede des ritters (bes. 185—87) nicht verstand.

349 f. 459 f. In beiden fällen suche ich den grund des anstoßes für y in dem reim von *-en* : *-e*[1]); bei 459 f. mochte noch ein metrischer grund mitspielen; y könnte sie in der ihm vorliegenden P-(O-)fassung für ein vierhebig klingendes reimpaar angesehen haben. Darauf kommen wir noch zurück.

746. y hat an stelle des echten *her peterman* die in dem gedichte und bei Konrad (s. Jäckel s. 51) beliebte wendung subst. + *lobesam* eingesetzt. Dadurch geriet das in P wuchtig betonte praeposit. adv. *uf*[2]) nebst dem folgenden *so* in den auftakt, vgl. d *auf so stúnde*, h* ließ ferner das *so* fallen; der reim *-m* : *-n* kann für y kaum die ursache gewesen sein, denn vgl. 533. 539. 809. 835. 1011.

796—800. Auch hier liegt die übrigens wenig geschickte änderung (vgl. *sich ich varn — wan er vert*) bei y, aber der grund hierfür ist mir nicht klar. Vielleicht trug nur die versehentliche umstellung von 798—97 die schuld daran, denn nun ließ sich nicht leicht in der P-gestalt von 799 fortfahren.

840—44. Möglich, daß sie bereits in X (archetypus der gesamtüberlieferung, s. unten stammbaum), resp. O die P-form hatten, aber stilistisch vorzuziehen wäre die ordnung 840. 842. 841. 843, so daß die partie dort gelautet hätte:

Und do der vil gezeme
Vür den erwelten künig gar
Mit den, die er brahte dar,
Und mit sinen magen dar bekam,
Do sprach der künig lobesam
Zuo dem ritter usw.

dann setzte in y die umarbeitung ein von dem wunsche aus, den metrisch (zweisilbiger auftakt) und stilistisch etwas unbeholfenen vierten vers (*Und*

[1]) Daher wird vielleicht auch 149 *eren* : *here*, 263 f. *werde* : *erden* mit P zu lesen und 63 mit P *riche* : *entwichen* beizubehalten sein. — Vgl. auch oben Busant 379. 405 und Glaser s. 16.

[2]) Vgl. Zs. fda. 45, 281 f. und Salm. 2972.



... *bekam*), der außerdem inhaltlich überflüssig erscheinen mochte, in der tat aber 766f. voraussetzte, zu entfernen.[1]) Die versfolge X O blieb in y und daraus in d*!, während h* zufällig in der umordnung (840—42) mit P übereintraf, das ja auch die zwei folgenden verse (b a!) vertauscht hatte.

Abgesehen von diesen charakteristischen stellen (es sind keineswegs alle) geht weiterhin die enge verbindung von h d durch eine gemeinsame stammhs. y gegenüber P daraus hervor, daß in P weder von bildillustrationen noch von überschriften eine spur vorhanden ist, weswegen natürlich auch alle jene textänderungen wegfallen, die lediglich dem einfluß der illustrierung zuzuschreiben sind.[2]) Dadurch erledigt sich m. e. auch das, was Schröder² s. 38 über die frühe illustration des werkchens im auftrage Egenolts und über h* und d* als zwillingscopien sagt. Illustriert war eben erst y und das ist, wie wir sehen, eine dem original bereits ziemlich fernstehende quelle.

Aus dem gesagten geht aber auch hervor, daß P einem anderen und, da die eben angeführten abweichungen in h d sich wohl aus seiner textgestalt, nicht aber umgekehrt erklären lassen, einem älteren zweige der überlieferung angehört. Dann hat es als wichtiger zeüge für die herstellung eines kritischen textes zu gelten, der freilich, um anspruch auf unbedingte glaubwürdigkeit zu haben, noch eines genossen auf seiner seite bedürfte, um so mehr, als eine kleine anzahl minder guter oder auch direct falscher lesarten etwas gegen ihn einnehmen. Als solche sind anzusehen:

50 und 817 *temiger* resp. *tenger* st. *temringer* h, *diemringer* d; hatte die vorlage *tem͛ger*?; 84 *tůt* st. *seit*, dem schreiber lag wohl im ohr *Vns tůt d. a. kunt*; 93, 150 *herre* st. *here*; 97 *gesehen erkant* st. *erkant*, die ursache liegt wohl auf der hand; 217 *sunne* st. *wunne* unter einfluß des (216) vorausgehenden *sunne*; 218 *gesteine* für *gestirne* s. oben s. 26 anm. 2; 259 *manigē* st. *-er*?; 275 *sin* ausgefallen; 300 *got* st. *nu*, doch das ist unsicher, da sich *got* am ende halten ließe: s. unten s. 38. 369. 439 *dz* (= *daz*) für *des*; 382 *ouch* zu streichen. 424 *Also* st. *So*; 436 *gesehe* st. *sehe*; 445 *sin* st. *din*; 674 *lieber* ausgefallen; 754 *frankerich* st. *frankefurt*, was einem im copieren von rittenmären bewanderten schreiber leicht passieren konnte; 794 *richen* zu streichen, doch s. unten s. 41. 986 *dir* st. *niemer*; 991 *ougē* st. *ouge*.

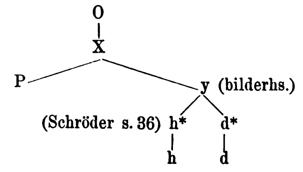
---

[1]) Schröders interpunction der stelle nach h d scheint unrichtig: punkt hinter *gar* (842), komma hinter *kam* (843) [so jetzt in der 3. auflage] und *do* st. *Do* 844. Vgl. d² (Culemann).

[2]) Vgl. dazu besonders Wilmanns, Gött. gel. anz. 1895, s. 408f.

Schröder weist der quellenhs. von h d — unserem y — bereits eine kleine anzahl von fehlern zu und notiert als solche s. 35 fünf stellen, in der ersten auflage s. XXXVI sechs, nämlich noch v. 263. Davon erlauben zwei, v. 585 und 1126, keine controlle mit P; den offenbaren fehler in v. 354 (fehlen von *in*) teilt P nicht (d^2 hat ihn aus eigener initiative verbessert), wohl aber stimmt P an den zwei (resp. drei) übriggebliebenen stellen mit h d (y) überein. Und um dies noch hinzuzufügen, P hat auch 830 *sleich* = d (in h fehlt der vers), was schon Jänicke in *streich* besserte und Schröder übernahm; endlich v. 118 teilt P mit h die lesart *die besten* ... gegenüber d *was er den besten*: *die* gilt also für P y. Liegen hier wirklich fehler vor, so kann auch P nicht direct aus dem originalms. geflossen sein und die gesamte hsl. überlieferung ginge auf einen bereits fehlerhaften archetypus zurück.

Wir hätten also folgendes überlieferungsschema anzusetzen:



Betrachten wir nun die fünf fälle näher: 1. v. 135 f. Die von Schröder vorgenommene umstellung des verspaares steht nun gegen die gesamtüberlieferung, ist aber m. e. unnötig, denn d gibt einen ganz befriedigenden sinn, wenn man die v. 136—35. 137 als directe rede faßt und in h ist eben nur *er ist* vor *weder* 135 ausgefallen. So also y. In P geht dem *weder* 135 *Er w*]*z* vorauf und v. 137 steht *hette* (ind.) für *hat* h d d. h. nur 136 ist directe rede der heiden in fortsetzung der indirecten, v. 135 und 137 aber charakteristik des ritters im munde des dichters selbst. Das ist stilistisch verkünstelter und wohl eben deswegen von y geändert worden, wozu vielleicht noch die erleichterung des schweren zweisilbigen auftaktes[1]) in 135 trat. P: *Er wz weder zů kurtz noch zů lang*, y: *er ist weder* usw.

[1]) Was diesen anbetrifft, so meint freilich Schröder (Zs. fda. 38, 110), der dichter meide ihn augenscheinlich und daher habe er ihn nur in einem

2. Schwieriger ist der fall v. 640—42:

P Vnd ist ouch wol uf dem zil
Dz du ein elich wib solt han
Die dir in eren wol gezam

h So ist ez ouch wol uf dem zil
daz du solt ein ewip han
die dinen eren wol gezan

d nu ist es doch wol auf dem zil
das du solt ein ewip han
das dir gezemet werder man

Schröder sieht hinter den abweichungen von h d eine entstellung in ihrer quellenhs. (unserem y):

daz du solt ein ewip han (*st.* nemen)
die dinen eren mag gezemen.

Da nun aber P zu h stimmt, so müßte diese entstellung auf X zurückgehen und durch P und y, unabhängig voneinander, in derselben weise von der zweiten zeile aus verbessert worden sein, während doch bei dem befund *han* : *gezemen* die von Schr. vorgenommene einrenkung so viel näher, ja für h (h*), das in dem einschiebsel hinter 636 eben die wendung *ein elich frouve nemen* gebraucht, geradezu auf der hand gelegen wäre. Vielmehr die von P gebotene reimbindung war die von X y; h behielt sie und nur d änderte ungeschickt und erkennbar genug. Mit ihr und damit mit dem auffälligen gebrauch des praet. *gezam* werden wir uns schlechterdings auch für O abfinden müssen. Ich möchte Jänickes rettungsversuch nicht so schlankweg von der hand weisen wie Schröder s. 36 (vgl. auch Parz. 157, 19—20. 173, 1—2), zudem aber darauf hinweisen, daß der dichter die wendung *ein elich wip han* (nicht *nemen*!) absichtlich gebraucht zu haben scheint, nämlich als steigernden abschluß des 638 f. unmittelbar vorangehenden *du hast eren* usw. Die freunde sagen: ‘du hast reichlich ehren und gut; nun ist es auch an der zeit, daß du eine ehefrau haben sollst, eine solche, die für dich (als du sie nahmst) an

---

so leichten fall wie 460 *so ge*]*schách* zugelassen. Dabei hat er 817 u. 1041 übersehen. Jedoch die übereinstimmung von P h resp. P d sichert ihn für 120 und 971 und auch für 100—1 (P h nur ein vers), und 815 mag ihn, der la. von P entsprechend, das original gehabt und h (h*) resp. y geändert haben. Fraglich ist 468: P *Vnd wen(ne) man*, d *wan man*, h *so man*; auch 733 *ein ·E· wib* P h, *ein wib* d, da hier P h auf grund des 729 hervorgehenden *ewip* zufällig zusammen getroffen sein können. — 459 P l. *wan deich můs* ... In betracht kämen endlich 338 und 352 (s. unten unter I a).

ansehen geziemend war'. Von dieser auffassung aus ließe sich, meine ich, das praet. wohl verstehen.

3. v. 263. Die gesamtüberlieferung hat völlig übereinstimmend: *vergolten han nach sinem werde.* Schröder tilgte in der ersten ausgabe *sinem* und setzte in die zweite [und dritte] mit gewaltsameren eingriff *vergelten nach sim werde.* Wir haben es meines erachtens mit einem vierhebig klingenden reimpaar zu tun, dessen zweiter vers am besten wieder nach P zu lesen ist: *ez wart uf állè*[*r*] *der erden.* Der annahme gelegentlicher vierhebig klingender verse wird man sich übrigens auch sonst nicht ganz entziehen können, so 100—102 P h. Lauteten 799 f. P ursprünglich: *Unde also weideliche* : *er macht noch maneg arme riche?*[1]) (*noch* durch P d gesichert. Hiatus vor höherbetontem wort ist in der dichtung häufig: vgl. 122. 470 [P h]. 911 u. ö.).

4. 830 P d, der vers fehlt in h. *ſleich* könnte allerdings von X aus einem *ſt^ei^ch* in O verlesen sein; *reit er unde ſtreich* läßt sich hier wohl nur als zweigliederiger ausdruck verstehen mit der bedeutung: 'und wer immer vor ihm . . . zurückwich, an dem ritt er schnell vorbei, so daß ihm von ihm (Petermann) kein leid geschah'. Bei gleicher auffassung würde dann *sleich* bedeuten: '. . . an dem ritt er gemessenen schritts vorbei . . .' und ich sehe nicht ein, warum *sleich* falsch oder auch nur weniger gut als *streich* sein sollte. In beiden fällen wäre der relativsatz 829 am besten zu *schonde* zu construieren. Der sinn von 829—30 ist übrigens nicht besonders klar und man fragt sich, ob diese zwei verse etwa eine interpolation von X sind, 831 also mit der leichten änderung von *Dz in* st. *ime* direct mit 828 zu verbinden ist?

5. 118. Wegen der bis ins kleinste gehenden übereinstimmung von P h in den v. 117—18 muß man darin die X-gestalt derselben und in der von Schröder in den text gesetzten la. von d dessen willkürliche änderung sehen. Ist X entstellt? Ich glaube keineswegs. Hinter *franckriche* 117 ist punkt zu

[1]) Umgekehrt sind 273 f. vierhebig (nicht dreihebig!) stumpf zu lesen, da *geturste* durch P d gesichert ist, also etwa: *Unde gruozte also den knaben* | *er getorst nüt stille haben*; und so wohl auch 397 f. *darnach an dem* (P d) *dritten tage* | *fürwár ich dir daz sage*, zu denen man eben ihre fast wörtliche wiederholung v. 923 f. stellen muß.



setzen und *Die besten* als emphatisch hervorgehobenes und vorangestelltes attribut zu *die frowen* 120 zu fassen. Die stelle lautet also im zusammenhang in der orthographie von P:

116 In engelant wart er gesehen
Vnd ouch in franckriche.
Die besten ie geliche
Zů tuschan in lamparten
120 Sach (= d) man ime die frowen zarten
Vnd mit fliße got heiles biten.

Keiner der fünf fälle macht demnach die annahme einer entstellung im archetypus der gesamtüberlieferung unbedingt notwendig. Gleichwohl wird es sich empfehlen X im schema beizubehalten, da sich ja, wie gesagt, zwei stellen unserer controlle entziehen und zudem 829 f. einer interpolation in X verdächtig bleibt.

P setzt uns ferner gemäß seiner stellung im überlieferungsschema in die lage, unechte einschübe und andererseits auslassungen in h d, resp. h oder d, zu erkennen. Als solche haben zu gelten: 1. die bereits von Schröder aus h ausgeschiedenen sechs verse hinter 618 und acht verse nach 636, endlich sechs verse hinter 836 ([1]840) und einer nach 170 (resp. h 169): *Und hǒr wafz ich nun fur bafz sag* (Jänicke 168). 2. Was auf Wilmanns vermutung hin Schröder in der zweiten auflage auch zurecht rückte, ein teil (vier verse) der partie 667—75 nach ihrer h-gestalt, woraus sich dann die veränderte verszählung von 667 ab gegenüber der ersten auflage ergab. 3. ein plus von zwei versen hinter dem bereits hierfür umgearbeiteten vers 750 h (s. Wilmanns s. 409). 4. die von Schröder auf das alleinige zeugnis von h in den text gesetzten verse 643—56 (doch Wilmanns s. 411). 5. die verse 968—69 (h). v. 967, der mit den drei voraufgehenden in P weggeschnitten ist, muß mit d gelautet haben: *Daran ein zil gemachet wart*, worauf sofort 970 folgt als: *Er hůb sich balde uf die vart.*[1]) Sind alle diese zusätze h (h*) aufs kerbholz zu schreiben, so bestätigt 6. P die auslassung der verse 765—67 und 875—76 (in P freilich nur aus dem lückenumfang zu erschließen) als nachlässigkeitsfehler von d (d*) und ferner den in d nach 768 zugesetzten vers als

---

[1]) Wörtliche wiederholung von v. 536, was zu den stilistischen merkmalen der dichtung gehört, s. Jäckel s. 19 f.

unecht. 7. Wie der umfang der lücke (= vier verse) in P zwischen 463 und 465 nachweist, müssen die von Schröder in die fußnoten verwiesenen zwei verse von h nach 464 auch in P gestanden haben, sind also echt und nur in d (d²), wie schon die sinnlosigkeit seiner lesung zeigt, ausgefallen. P sichert übrigens auch die la. *varn* h statt *vor* d in 465. Endlich (8.) hat h nach ausweis durch P das richtige bewahrt in seiner form der verse 99—101, die also, wie wir schon oben betonten, als vierhebig klingendes verspaar zu lesen sind:

Vnd mit sinem swerte mohte erlangen[1])
Vmbe die was es ergangen.

(vgl. zur stelle Willehalm 324, 27—29).

Hinzufügen möchte ich zwei durch bildumgebung und stil verdächtige stellen, die sich jedoch unserer controlle durch P entziehen. 1. die nur in h überlieferten v. 1005—1008. Anstößig erscheint die viermalige wiederholung von *ritter* 1001. 1006. 1008. 1009, der ungeschickte übergang von 1008/09 und die praeteritform *gedaht* 1009, wo d durchaus viel besser hat: *Deſz het er sich wol bedacht.* Grund für die interpolation könnte der wunsch gewesen sein, den abschied der fee von dem ritter in worten (1006—07) deutlich zu machen (vgl. 745, aber 590 f.). 2. 1021—24, die allerdings in d wie h überliefert sind, so daß der einschub bereits y zur last fallen würde. Inhaltlich sind sie ganz wertlos und stilistisch sind sie ungeschickt, man beachte auch das anakoluth 1026. Ich lese also: 1019 *do man nu über tische saz* | *und meneglich do tranck und az* (= d) | (*der ritter der saz gegen der brut*) | *do sach man* usw.

Was nun die verwertung von P für die textkritik anbetrifft, so ergibt sich aus seiner stellung folgende regel, die im voraufgehenden bereits praktische anwendung fand. I. Wenn P mit a) hd oder b) mit h oder d übereinstimmt, ist die lesart des archetypus X, bezw. soweit kein stichhaltiger grund vorliegt, diesen für entstellt zu halten, von O gesichert, doch ist im falle b) ein zufälliges zusammentreffen der beiden zeugen nicht von vornherein ausgeschlossen; vgl. oben s. 27 zu v. 840 ff. und unten II b α) zu v. 192. 659. 733. 768; I b β) zu v. 475.

[1]) h *Und moht m. s. s. e.* schafft den zweisilbigen auftakt weg.

II. Wo die beiden klassen der überlieferung auseinandergehen, also a) P gegen hd oder b) P gegen h gegen d steht, muß jeder einzelfall für sich geprüft werden, allein, wie sich uns aus den bisher behandelten stellen ergeben hat, gebührt P größeres vertrauen.

Von den zu I a) gehörigen fällen sind die wichtigsten v. 135 f. 263. 641 schon oben s. 29—31 zur sprache gekommen; wir haben nur noch ein paar leichtere hinzuzufügen, wo Schröder h d verlassen hat:

165 *sinen.* 253 *Darinne* (*ein karfunkel*; *lag* von d eingeschoben). 423 *sü an iren munt* (*roten* von d hinzugefügt). 708 *selber*, daher auch 884, wo P fehlt. 787 *Sprachent.* — Ist 338 das von der gesamtüberlieferung gebotene *zu allen ziten* nebst zweisilbigem auftakt zu behalten? Vgl. zu 352 unter II b, aber andererseits 734 P d.

Weit zahlreicher sind natürlich die stellen, die unter I b) fallen. Sie sämtlich anzuführen, scheint um so mehr unnötig, als bereits Schröder in vielen fällen richtig, wie nun P dartut, die lesart von h bezw. von d in den text gesetzt hat; zudem liegt durch den diplomatischen abdruck der fragmente das material für den nach diesem gesichtspunkt zu revidierenden text bei einer neuausgabe der dichtung bequem zur hand. Wir fügen also zu den schon früher herausgehobenen fällen nur eine auswahl mehr oder weniger bedeutsamer hinzu.

Zu I b α) **P h gegen d**: 50 *Peterman von.* — 86 f. *Sah er eine frouwe zart* | *Verswunden was* = J(änicke), vgl. auch v. 288 P h d. — 99—102 als vierhebig klingendes reimpaar s. oben s. 31 und 33. — 104 f., doch l. 104 *manigen in* mit P. — 115 ohne *die*, d. h. auftaktlos.[1]) — 117—21 s. oben s. 31 f. J hat richtig den klingenden reim *Frank(en)riche* : *geliche* bei-

[1]) Auf grund der fragmente wird bei einer neuausgabe die auftaktfrage einer gründlichen revision zu unterziehen sein. Es ergibt sich, daß ihn häufig y, oft aber erst h (h*) oder d (d*) eingeführt hat, und daß sie mehrmals in der art seiner herstellung auseinandergehen, wobei natürlich die eine la. = y sein kann — nicht muß. Ich habe mir folgende stellen notiert (* bezeichnet, daß h und d in der art seiner einführung auseinandergehen): *48. 72. 81 (d). *107. 115 (d). 127 (h). 129 (h). 167. *179. 181 (h). 193—94 (h). *197. 204 (d). 212 (d). 215 (d). 228 (d). 233 (h). 237 (d). 241. 243 (d). 249 (h). *250. *320. 349. 358 (d). 370. 377. *378. 379 (h). 380 (h). 400 (h). 441 (h). 604. 610. 615 (d). 626 (d). *631. 640. 669 (d). 673 (h). 682 (d). 700 (d). 731 (d). 732 (h). 736. 746. 749 (h). 756. *763. 786. 789 (d). 814. 823 (d). *834. *841. 851. 858 (d). 860 (d). 915 (h). 919 (d). 926 (h). 951 (d). 956 (d). 978. 990 (d). Umgekehrt hat P 470 und 641 auftakt, wo er in h d = y fehlt.

behalten. Doch l. 119 mit P *Zů T.* und 120 *Sach* (= d) st. *hort.* — 181 *ein pfert.* — 192 mit P h *Der knabe* (P *kneht*) *sprach: herr, ich tuon*; *knabe* mag gegenüber P d *kneht*, das den vers sehr verschlechtert, das ursprüngliche sein; dann wäre die übereinstimmung von P mit d, das in der ganzen partie *kneht* bevorzugt, hier eben zufällig; vgl. auch 179 P d *knehte*, 181 P *knabe*, d *knecht*, fehlt h. — 204 = J; zum reim *gebet* : *het* Zs. fda. 44, 109. — 211 *an dise welte ie.* — 212 *Schöner wib* sonst = d. — 215 P sichert *wip* gegenüber *bilde* d sowie 216 *liehten* st. *claren* d; die von Schröder, Zs. fda. 38, 108 h zur last gelegte wiederholung gleicher oder eng verwandter wörter fällt nach ausweis von P zum guten teil dem dichter selbst zu. — 219 *Also tet die frouwe* (*guot* : *hochgemuot* mit P d). 226 *wiz.* — 237 *Von dem.* — 243 *Wer der mensche.* — 250 *Da* st. *davon.* — 253 s. zu I a. — 259 l. *Den umbefieng vil maneger stein. Den* ist in P weggeschnitten. Will man *Und* = h einsetzen, so muß wohl ausfall des pronom. objectes (*in*) angenommen werden. — 261 *so man sü iergen* (d) *vant*; ob *Der* (h) oder *Die* (d) *besten* zu lesen ist, läßt sich wegen des schnittes in P nicht entscheiden, doch ist *Die* vorzuziehen. — 276 *also.* — 282 *Von note muoste.* — 284 *der herre.* — 311 *die frôwe sitzen.* — 313 *nider.* — 328 *Ich sag dir.* — 358 ohne *da.* — 367 *Wanne.* — 378 *des* (*dem* h) *willen.* — 380, doch ohne auftakt schaffendes *danne.* — 381 ob mit h *Wo* (*swa*) oder mit d *So* zu lesen ist, läßt sich aus P nicht entscheiden. — 382 *Und sag dir.* — 383 *Wiltu.* — 385 *unz an dinen.* — 408 *niemer gehelfe.* — 415 ohne hiatustilgendes *ouch*; s. oben s. 31 zu v. 799 f.. — 422 ohne *nach.* — 423 ohne *roten.* — 430 *Da wolte uf.* — 465 *varn* st. *vor* (d). — 470 *denne alters ein.* — 473 *Swenn du einest gewunschest.* — 610 *der herre.* — 611 *In die witen lant* (*bekam* P). — 613 *sin* (*sinen* h) *wunsch ... gepflag* (*pflag* h). — 615 ohne *da.* — 624 *davor.* 626 ohne *die.* — 636 *einer* s. auch zu II b. — 638 *Sü sprachent.* — 658 *min lieben fründe ich enmag*, J hat also *sprach er* (h), das wegen d *er sprach* y eingeführt haben muß, richtig gestrichen. — 659 *Mich* (*mir* h) *selber nüt gezemen*, gleichwohl wird Schröder mit aufnahme von *gestemen* d recht haben, indem P h den selteneren ausdrruck unabhängig in gleicher weise änderten. — 682 *Solte man darumb min* (*minen* P, doch 613 *sin*, 895 *ein*) *lip.* — 700 *Er hiez vil* (*geneme* = d). — 717 *geswinde verlorn.* — 720 P h sichern die epitheta *milter, junger, starker*, von deren anordnung in P abzugehen kein grund vorliegt. — 722 *lobelich* (= J). — 733 P h *ewip* aber s. oben s. 30 anm. — 737 *daz gebe sü dir.* — 758 *uf den hof* (h *hove* s. la. von h zu 760 und Schröder, Zs. fda. 38, 106); Schröder ändert mit d *uf dem hove*, allein *uf den hof schrien* bedeutet 'zusammenrufen, einladen' (*crier por le tornoi*), was eben d nicht verstanden hat. — 765—67 s. oben s. 32 unter 6. — 768 *unverseit*, vgl. dagegen 793, wo P d richtig in *unverzeit* gegen *-seit* h stimmen; ein zufälliges zusammentreffen von P h in 768 wäre nicht ausgeschlossen, doch gibt *unverseit* hier guten sinn. — 789 *Libes und*[*e*] *guotes.* — 815 f., doch s. unten unter II b. — 817 f. l. *Nu bereite sich von Temringer | Her Peterman der ritter her*, also hat erst d (d*) hier einschneidend geändert, vielleicht des reimes wegen. — 823 *der stecher.* — 847 *sint komen her.* — 858 ohne *so.* — 951 ohne *so.*

Zu I b β) **P d gegen h**: 58 *Der edel ritter.* — 64 *Er liez.* — 95 *turnei* (ebenso 340). — 120 *Sach man* s. oben unter I b α). — 147 *Erworben.* — 162 *manger hande.* — 168—173, nur daß in P richtig (in übereinstimmung mit dem sonst stark abweichenden h) 170 hinter 168 steht als abschluß des abschnittes, daher komma nach *hochgemuot* 168. — 179 *sime knehte* (doch fehlt *lieben* d). — 181 *knabe* (d *knecht*) *bereite mir.* — 183 f. *Du solt nůt langer biten* | *Wir sůllent* (l. *sônt*, d *wellend*) *gen.* — 187 *sôl* (P *..lle* das ebenso gut auf *sôlle* [d *sol*] wie *welle* [h *well*, aber schon 186] deuten kann) ..... *ein teil.* — 191 *Und durch weltlichen ruom.* — 193 f. s. oben s. 27. — 197 f. *Daz truog er an* (= d doch ohne auftakt schaffendes *do*) ...... | *Dar da.* — 200 *hiez.* — 212—15 *Schœner wip nie werden lie* | *Als die vil zarte reine.* | *Von fleisch und von gebeine* | *Wart nie schœner wip gesehen* (doch d *nie sch. bilde w. g.* auftakt und wortvariation s. oben unter I b α). — 216 *sunnen.* — 225 *kneht uf sitzen.* — 230 *Oder uz.* — 232 *rosevar*, Schröder[2] s. 36. — 233 ohne *so.* — 243 *tot*, (h *siech*) s. zu I b α). — 247 *reine f.* — 249 ohne *vil.* — 250 ohne *ouch*, aber d *davon* st. *da* P h s. unter I b α). — 251 *Daran vil koste* (d *kostes*) *was.* — 260 *groz und[e] klein.* — 261 *iergen*, doch s. auch unter I b α). — 262 P .... *ôsten* das ich zu *Den bôsten* ergänze, wozu d *den kosten* eben nur ein lesefehler ist, h *den minsten.* — 274 *geturst* s. oben s. 31 anm. — 277 *bi der.* — 290 f. (*An der was aller wunsch bewant*) | *Des was* (d *wart*) *er von hertzen fro*, also nur in der syntaktischen construction und wortstellung weicht d 290 etwas von P ab, das da gewiß das ursprüngliche hat, vgl. *Silvester* 558 und GWB I, 1782, 2 'leiten und helfen soll man an denen es bewandt ist' Mathesius 26 a, s. auch Schröder[2] s. 36. — 292 *Er sprach vil* (= h, *gar* d). — 296 *Die ..... sele oder lip.* — 298 *Got grüeze ůch.* — 306 *bot ime.* — 312 *nůt wider.* — 315 *Gnadent*, ebenso 321. 374. 444. 848, also wird dies des dichters form sein, die auch 494. 580 einzusetzen wäre. — 324 doch l. mit P *clar von.* — 325 *tugentlich.* — 379 ohne *nu.* — 389 *swecher* (= Schröder < d *schwer*). — 395 *nimestu.* — 397 *an dem* vgl. s. 31 anm. — 400 ohne *so.* — 441 ohne *ez.* — 453 *Der sünde wil ich.* — 469 *min frůnt her wider.* — 475 *was* (= *swaz*) st. *swes* h, unabhängiges zusammentreffen von P d in der jüngeren construction. P stimmt übrigens auch in *gert* mit h gegenüber d *begert.* — 619 *heim zů lande.* — 621 *Und ander vil der m.* — 625 *sine mage.* — 627 *wie sů im geben.* — 639 *eren unde.* — 643—56 fehlen P d, s. oben s. 32 unter 4. — 667—71 = d und von Schröder richtig in den text gesetzt, nur l. 668 *sů gingent hin* bezw. *unlanges gingent hin.* — 669 ohne *do*, l. *Unde namen in aber har.* — 670 *sů brahten.* — 673 ohne *wol.* — 691 ohne *ůch.* — 697 *zoch.* — 700 *geneme* s. zu I b α). — 703 *Do nam.* — 734 *zů allen ziten.* — 746 *Uf so stunt.* — 748 *Von grunde.* — 749—52 P d gehen zusammen (s. oben s. 32 unter 3) bis auf das 749 P gegenüber h d (= y) fehlende *ouch*; l. *Als er vore dicke tet.* — 756 *Do*, aber d *hin* fehlt richtig in P. — 770 *Gab in der.* — 780 *fuorent.* — 788 *erwegen.* — 800 *macht noch.* 804 *zuhten.* — 820 *nam war*, h variiert geschickt im hinblick auf 822. — 826 *sinre werde*, aber masc. 263. — 830 *sleich* s. oben s. 31. — 910 *Die hat.* — 915 ohne *ouch.* — 920 *Waz ich.* — 926 *Daz ist war.* — 929 *tugent-*

hafte. — 942 *getrungen.* — 960 ohne *ouch.* — 961 *kleinoter* (P *-ôters*, *s*-plural!) *vil*, die *-er*-form mag schon dem dichter zukommen.

Zu IIa. **P gegen h d.** Einige wichtige stellen, die besonders geeignet erschienen, y zu erhellen, sind bereits oben s. 26 f. behandelt worden: v. 89. 257 f. 445 f. 193 f. 349 f. 459 f. 746. 796—99. 840—44. Ferner fallen jene abweichungen der P-überlieferung, die wir oben s. 28 als ihr eigentümliche fehler aufgeführt haben, hier weg. Bei den folgenden begründe ich die la. von P als die bessere nur dort, wo mir dies nötig scheint.

59 mit P *milte*, ebenso 128 *manig.* — 63 *arme* (h *arm*!) *und ouch riche* : *entwichen.* — 65 *deheinen.* — 66 *mûste* (conj.). — 72 *frowe daz ich getů*; das *also* in h d (y) st. *frowe* wohl aus dem bestreben, das verhältnis des *daz*-satzes (73) zu verdeutlichen. — 82 *môhte.* — 94 Der zweisilbige auftakt *mahte* P (gegenüber *maht* h d) kann vor dem starkbetonten *mangen* ursprünglich sein, vgl. 139, wo ich scandiere: *seite* | *lóp dánc und ére.* — 98 *ergreif mit der hant*, h d (y) schaffen die beschwerte hebung weg. — 106 *ließent* (Schröder). — 119 *Zů Tuscan* vgl. v. 359. — 145 f. nach P: *Darzuo der bescheiden milte* | *Hette ouch mit sime schilte*; die änderung von y wird auf die rhythmische form von 145 — zweisilbiger auftakt, s. Kraus, Metrische untersuchungen § 130 — zurückzuführen sein. Hinter 144 gehört ein punkt und Schröders anführungszeichen sind zu tilgen; die v. 145—49 liegen im mund des dichters. — 148 *als dz paradis* P *als daz mandelris* h d (y) und 154 *türliche swuor* P, *tobeliche s.* h d (y). An beiden stellen sieht Jäckel s. 87 f. das vorbild in der pseudo-Konradischen Halben birne v. 38 ff. bezw. 122. Dort paßt *tobeliche*, das alle hss. außer L *tůr er sich verswür* überliefern, sehr gut in den sinn, hier, im P. v. St., gar nicht. Man wird also annehmen müssen, daß entweder P aus diesem gefühl heraus in *türliche* (vgl. unser 'hoch und teuer schwören') änderte oder, was viel wahrscheinlicher ist, erst y auf grund eigener kenntnis der 'Halben birne' die phrase völlig darnach ausglich. Und 148 anlangend, hätte schon der dichter in näherer anlehnung an 'Halbe birne' und die 'Goldene schmiede' (Jäckel s. 89) *mandelris* geschrieben, so ist es schwer einzusehen, warum P diesen an und für sich zutreffenden ausdruck geändert haben sollte, also dürfte auch hier der nähere anschluß an 'Halbe birne', 'Goldene schmiede' y zufallen.[1]) — 149 *tugenden .... eren* : *here* s. oben s. 27 anm. 1. — 152 und 472 in beiden fällen begreift sich die emphatische stellung des *von Staufenberg* resp. *werlich* von h d als bewußte änderung von y. — 155 l. *al* (P *alle*) *die.* — 156 *fur den türsten han* P, *besten h.* h d, doch v. 143 h *der türste* (d *schœnste*, was Schröder m. e. mit unrecht in den text gesetzt hat) und 1159 h d *der türste ritter*, also wird bei der neigung des dichters zur wiederholung P, das an den beiden anderen stellen nicht controllierbar ist, auch hier gegenüber y (= h d) das ursprüngliche erhalten haben. — 167 *Kunde ouch wol*, y führt auftakt ein (oder emphatisch wieder aufnehmendes *dáz kunt wól*?). — 182 *hertze gert.* — 186 *verstôren.* — 226 *hette sů ein.* — 241 *man riche an troste*; *troste* P ist gewiß dem

[1]) Erwähnenswert ist, daß *paradis* v. 230 in der gesamtüberlieferung wieder als vergleichsmittel auftaucht.



allgemeineren und gewöhnlicheren *krefte(n)* y vorzuziehen. — 242 *leite in sine hant* P, *leite in die hant* h d (y); y wird beizubehalten sein, da hiatus -*e* vor betontem vocal sich öfters findet. — 245 *die mere* P zweifelsohne richtig, y nimmt sein *kraft* aus seiner eigenen abänderung 241. — 246 l. *truog ein riche fürspang an.* — 266 *sü* h d, auf *edelstein* bezogen, ist wohl dem *es* (sc. *fürspan*) von P vorzuziehen. — 269 *Und was so wunneclich* mit P. — 275 das fehlen von *sin* in P wird als auslassungsfehler zu betrachten sein. — 281 *torst* (h *torft*) ist gegen P *wolte* zu behalten. — 289 mit P *so eine.* — 295 *Got grüeze üch* (anaphora) mit P. — 297 *Und mir.* — 300 *got* P, *nu* h d, da 301 in P weggeschnitten ist, läßt sich nichts sicheres sagen. War 301 = hd, so müßte der vers als emphatisch erweiternde wiederholung dieses *got* gefaßt und hinter 300 ein komma gesetzt werden; andererseits kann *got* leicht durch vorwegnahme des *got* in 301 entstanden sein. — 326 *Die wort.* — 330 *so eine.* — 335 *frünt* P (vgl. 331), *ritter* h d (y), die neigung des dichters zur wiederholung und die stellung in beschwerter hebung rät *frünt* beizubehalten. — 353 *lob ist.* 354 *In* (= d[2]) *Swaben*, dagegen ist *vnd* zusatz von P. — 358 *ouch* P, *gar* h d, was im hinblick auf das kurz vorher stehende *ouch* (355) stilistisch besser scheint, aber vielleicht eben deswegen bewußte änderung von y ist; vgl. 340 *ouch* P, *vil* h, *gar* d, wo dieselbe tendenz die änderung selbständig in h und d hervorgerufen hat. — 370 *Sprach*, y schafft auftakt, aus gleichem grund 377 *Lieber frünt* mit P. — 400 *Harumbe.* — 410 *bürge* (bürgschaft). — 422 *nam* P, *truhte* h d (y); der anklang an den Busant v. 55 f., wo *truhte* steht (Glaser, Über das mhd. gedicht Der Busant s. 39, doch auch s. 37) hilft nicht, da auch y der entlehner sein könnte. — 425 *Sü kuste.* — 428 *minnen.* — 429 *als* mit h d. — 432 *wolgetan* P, *lobesan* h d, das letztere freilich ein lieblingswort des dichters nach Konradschem vorbild s. Jäckel s. 51 — wird an dieser stelle von y eingeführt sein. — 439 Weder P mit seinem identischen reim noch h d (y) scheinen das ursprüngliche zu haben, aber P weist auf reflexives *des solt erlazen dich*, was y mit einer gewöhnlicheren phrase vertauschte. — 461 *mûs* P, *wil* h d, P könnte *mûs* aus 459 wiederholt haben, aber sicher ist dies nicht. — 470 *und ganc* h d dem *Und go du* von P vorzuziehen. — 610 *Swa der herre*, y führt auftakt ein. — 611 mit P *In die witen lant bekam*, s. auch oben unter I b α). — 612 mit P *Und er sin frowe wolte han*, y änderte die syntaktische fügung und setzte an die stelle von *sin* das epitheton *schœne*, das d* in *zarte* änderte. — 640 mit P *Und ist ouch wol*, y führt auftakt ein, s. auch unten unter II b). — 641 *Dz du ein elich wib solt han*, h d *Daz du solt ein ewip h.*; es ist nach unseren erfahrungen nicht wahrscheinlich, daß h d (y) einen auftaktvers in einen auftaktlosen geändert haben sollten, auch die phrase *ein elich wip* ist ihnen bequem, s. vers 715; daher wird die la. h d beizubehalten sein. — 665 mit P *Ein fries leben wil*, die gewöhnliche, prosaische wortfolge wird hier y zuzuteilen sein, ebenso 670 *sü brohten* P, *brachten sü* h d. — 690 mit P *dir* st. *üch* h d; vgl. 694 *din* und fehlen des *üch* (h) 691 in P d. — 702 der vers ist in P metrisch zu kurz; andererseits ist meinem empfinden nach *der jungeling* h d auffällig. Wäre dies ursprünglich, warum hätte es P geändert? Vielleicht ist zu lesen: *Da rett(e) der*

knabe ouch nüt wider, da, wie wir wissen, die wiederholung desselben ausdrucks (701) unserem dichter nicht ungeläufig ist, von P und y aber eben deswegen leicht selbständig geändert werden mochte; oder *Dá rette ér ouch nüt dawider*, vgl. 312. — 714 l. *Bekümbert*, ebenso 733. — 718 die ungewöhnlichere construction in P *Ich wolte — hette ich verborn! — | daz*, die ich als optatio des wunsches in der parenthese fassen möchte, spricht doch für ihre ursprünglichkeit. — 721 mit P *Íemér muoz*, y glättet den vers. — 723 f. die versfolge in P kann recht wohl das ursprüngliche repräsentieren; dann gehört 723 in parenthese. Für das *sin* dieses verses spricht das *des* von h. — 731 mit P *mage* st. *fründe* h d. — 736 *Swaz du*, y auftakt, ebenso 786 *Man(i)ges*. — 797 f. y hat die ursprüngliche ordnung (P) umgestellt, in 797 die wortfolge geändert und P *so riliche* durch *ritterliche* (d *ritterlich her*) ersetzt, vgl. 785. — 803 P *do wol*; *do* fehlerhafter zusatz. — 804 l. nach P *mit zuhten* (= d) *er zu ime gie*; das zweisilbige *ime* (vgl. zu v. 672 unter II b und unten zum Busant v. 465) sowie die häufige höfische wendung *einem entgegen gan* werden die änderung in y hervorgerufen haben. — 817 l. mit P *Nuo bereite*, im übrigen vgl. zum vers oben I b α). — 824 *hette er balde do*, y setzt hinter *er* emphatisches *alle* und läßt dafür *do* fallen. — 844 *künig* P, *fürste* h d; vgl. zur ganzen stelle (840—44) oben s. 27, demnach wird *künig* beizubehalten sein. — 846 mit P *selig*. — 851 l. *durfent*, auftakt in y eingeführt. — 862 mit P *Ich wil üch*. — 863 mit P *landes also vil* gegenüber h d *l. darzuo v.* und im zusammenhang damit 865 P *wol* st. *des* (h) und 866 P *herre und ouch* st. *herre wol und* h d. — 874 P *so*, h d *also*; in P, dessen schrift hier verrieben ist, wäre platz für *Herre min* d, l. daher: *Herre min, wie tuont ir so*. — 887 *einen man* P; also wird P 886 *Der maget*, 887 *Der sont* (oder *sullent*) gehabt haben, was sehr wohl ursprünglich sein kann; vgl. 895. — 892 mit P *arm man*. — 895 mit P *ein* (= Schröder). — 943 *und ouch* P; *ouch* wird zusatz sein. — 947 l. *Vürwar ist eweclich verlorn* (oder *ewecliche vlorn?*), aber einen rechten grund für die abschwächende änderung von y vermag ich nicht zu sehen. — 953 die fassung von P *Die pfaffheit in des überret* ist gewiß vorzuziehen; hat der reim *überret(te)* : *stet(e)* den anstoß zur änderung in y gegeben? — 957 *im gelobet*, y schafft die beschwerte hebung weg. — 971 mit P *mit den sinen er von dannen reit*. — 972 *hette*. — 978 *dir verboten*, y schafft auftakt. — 992 und 993 *Du solt* zweifelsohne richtig. — 995 P *balde* aus 993 wiederholt, zu streichen.

Zu II b. **P gegen h gegen d.** 48 P *vor*, h *hievor*, d *furwar*, daher *vor* gesichert, grund der änderung auftakteinführung. — 70 P *der reinen sünerin*, h *der werden s.*, d ganz abweichend; es liegt kein grund vor von P als dem weit vertrauenswerteren abzugehen. — 75 P *en verlies*, h *entliefs*, d *gelies*, l. *Des envliez*. — 81 *Diende ouch gerne* P, *der diente g.* d, *Steten* h (verderbt); d* führt auftakt ein, andererseits kann *ouch* zusatz von P sein, also *Diente gerne frouwen* (= J). — 104 *manigen in not* P, *mangen sit i. n.* h, *der must leiden do die not* d; d scheidet aus; die betonung *mánigèn* (*mángèn*) in emphase wird anlaß zur einsetzung des im grunde unpassenden *sit* gegeben haben. Übrigens würde ich hinter 103 ein komma und erst hinter 104 den punkt (komma nach 106!) setzen. — 107 P *Als*,

h *Also*, d *Vnd do*, auftakt in h* d*. — 122 P *Ouch hette*, h *alsus hate*, d *als* (im übrigen abweichend, scheidet aus); *alsus* paßt nicht, da von der *heidenschaft* (124) ja noch nicht die rede war; auch hier wird die emphatische betonung *oúch hétte ér* die abweichung erklären. — 127 an P *swa in strite er sü bekam* wird nicht zu tasten sein. Der transitive gebrauch von *bekomen* = 'einholen, erwischen', hier so weit ich sehe der früheste beleg im mhd., darf als änderungsgrund (h *an sü kan*, d *sy* . . . *anekam*) gelten. — 129 in P ist das anfangswort weggeschnitten, platz ist nur für *einer* d oder *dicke* st. *gar dicke* h; dies ist wahrscheinlicher. — 135 s. oben s. 29. — 179 P *sprach sime knehte zů*, h *sp. sinem knaben also zuo*, d *sp. sinem lieben knechte* (d[2] *seinen lieben knechten*) *zuo*; dadurch wird *knehte* gesichert. Die verschiedenheit der mittel, wodurch h d dem vers alternierenden charakter verleihen, scheint anzuzeigen, daß die P-gestalt mit *sprách síme* ursprünglich ist und auch noch für y galt. — 202 mit P *nach sines hertzen kor* : (*vor* = h), in y wird *hertzen* ausgefallen sein, h* ergänzte durch *gewonheit*, d* beließ die lücke. — 229 mit P *von* (= Schröder). — 264 s. oben s. 31. — 265 in P nur platz für *Ein k*]*eyser*, d *kein k.*, h *keiser*. — 278 mit P (Schr.) *an freuden*. — 284 *der herre* mit P. — 285 *schiere* ist durch P h, *reine* durch P d gesichert, aber P hat *der reine*. Leider sind 286—87 in P weggeschnitten. Ich vermute, daß die stelle ursprünglich lautete:

> *Vil schiere do der reine*
> *Die schœne muotereine* (oder *alterseine* vgl. 208 und bes. 470 P)
> *Uf dem steine sitzen sach,*
> *Verswunden was sin ungemach.* (vgl. 87 P.)

Erst so erhält *schiere* (285) guten sinn, während es in Schröders text unklar nachhinkt. Man müßte freilich annehmen, daß die P-form der verse noch für y gegolten und die starken abweichungen von h und d sich erst in der sonderentwicklung über h*, d* herausgebildet hätten. — 312 von P *dü tugentsame* abzugehen liegt kein grund vor, y dürfte in *daz schœne wip* (= d) geändert haben; s. auch zu I b β). — 314 mit P *Der helt rette aber*, h repräsentiert y, das *helt* durch das geläufigere *ritter* ersetzte, d weicht ganz ab, kaum um den reim *-s* : *-z* zu vermeiden. — 320 P *tugentliche do*, h *vil* (d *gar*) *tugentlich also*, auftakt in h d, der versschluß in P besser. — 326 mit P *lachende?* h (= y) *lachenliche* vielleicht rhythmische änderung, d wiederholt fehlerhaft *tugentlichen* aus 325. — 340 P *ouch* (h *vil*, d *gar*) ist jedenfalls im zusammenhang ganz am platz. — 352 mit P *Huot ich din in dem* (h *im!*) *ellende*, also mit zweisilbigem auftakt, vgl. zu 338 unter I a s. 34). — 356 mit P (Schr.) *Valwen*. — 357 mit P (Schr.) *In engelant, in franckrich*. — 378 mit P *Volge*]*stu*, y *joch* (h *jo*) als auftakt, wofür d* *vnd* setzte, s. auch unter I b α). — 382 die getrennte überlieferung führt auf *Und sag dir an derselben frist*, vgl. 516. — 396 mit P *minneclicher* (vgl. d *wuniglicher*) gegenüber h *vil stoltzer*. — 424 l. *Also* (P h) *tet di clare bi der stunt*. — 442 mit P *sullentz heim*. — 604 mit P *Da*] *nam sin vil gnote war*. — 623 *an truwen* mit P. — 629 mit P *erbe ersterben* (*ersterben* durch P d gesichert). — 631 mit P *Daz er lat*. — 635—37 zweifelsohne nur in P richtig überliefert: *Do wurdent sü ze rate* |

In einer (= h) *kemenate,* | *Do inne ouch was der werde gast.* | *Sü sprochent,* so wird, abgesehen von *Des* (h d) st. *Do* 635, noch y gehabt haben und die bedeutenden abweichungen werden erst der sonderentwicklung h* (zusatz) und d* (umarbeitung von 636 f.) zuzuteilen sein. — 640 nach P *Und ist ouch wol,* wobei *ouch* durch P h gesichert ist; im übrigen stellt y durch *ez* auftakt her und h* d* haben st. *Und* P *So* resp. *nu.* — 658 *sprach er* h (bezw. *er sprach* d) zutat von y, von Jänicke mit recht gestrichen, s. auch unter I b *α*). — 664 mit P *Davon ich mich ir* (h *noch,* d *auch*) *hüten wil*; h* d* (resp. schon y) entfernen also den pronom. genetiv *ir* (sc. *der ê*). — 672 wieder hat P augenscheinlich das ältere mit *Der man(i)ge rede vor ime las* (sprach, vortrug), die phrase *vor ime* (vgl. zu 804 unter II a) *las* wird den anstoß zur änderung gegeben haben, h* weicht in der syntaktischen fügung stärker ab als d*. Hinter 671 ist natürlich der punkt zu tilgen und hinter 673 statt des komma zu setzen, denn 674, wo d ganz ausweicht, ist mit P zu lesen *Er sprach min ⟨lieber⟩ frünt, ich wil.* — 688 mit P *Went* (= Schröder). — 691 mit P *in truwen habe.* — 725 nach P *Ich leistez biz* (= h), P zeigt emphatische, poetischere wortstellung; über die zum gleichen satzgefüge gehörigen verse 723—24 vgl. oben unter II a). — 732 *Den tuo so,* h *also* auftakt, d vertauscht *so* mit *du.* — 738 P *sag in,* h *s. ez,* d *beyde.* d scheidet sofort aus, die la. von P ist vorzuziehen. — 754 die überlieferung führt auf *Frankefurt.* — 763 mit P *ich üch han,* y (= h) führte des auftakts wegen *hie* ein, das d* durch *do vor* ersetzte, weswegen *üch* fallen mußte. — 773 mit P *Die vart sü in hießent miden.* — 793 P *unverzeit* durch d gestützt. — 794 P *dem richen künige do,* h *dem künc gereyt,* d *dem künge bald,* man wird bei P *do* bleiben, das h* d*, jedes in seiner weise, mit einem ausdrucksvolleren adv. vertauschte, aber P *richen* überladet den vers; es wäre zu streichen, oder stand ursprünglich *dem riche do*? — 799 f. s. oben s. 27. — 815 P *Wart gestoßen dz er balde viel,* h *gestozen d. e. b. v.,* d *gestozen daz er fiel dar nyder*; h d bringen *wart* schon 814, d scheidet im übrigen für 815 aus. Hat P das ursprüngliche, so war wohl der zweisilbige auftakt änderungsgrund für y. — 816 mit P *Und im,* d weicht wieder ab, indem für d* wohl die form *wiel* den anstoß ergab und 815 in mitleidenschaft zog. — 827 mit P (= Schröder). — 828 mit P *schonde ouch,* h *schonte da* des hiatus wegen, d scheidet aus. — 834 mit P *Wirbet mit.* — 857 mit P *Vnd ist so w.* — 912 P *ich gemach,* h *ich daz g.,* d *ich guot g.,* das plus in h d wohl aus metrischem grunde. — 924 *daz ich* mit P (Schröder), d wiederholt v. 398 P h fast wörtlich. — 957 mit P *Ze stunt im gelobet.* — 962 mit P *sprach an dem[e] zil.* — 970 s. oben s. 32. — 974 P *keyserin,* h *schœne vin,* d *frowe vin.* Man begreift leicht die änderung des hier etwas auffallend gebrauchten *keyserin,* entweder unabhängig in h* und d* oder wahrscheinlicher schon in y. — 977 bei dem auseinandergehen in dem formwort ist am besten *vil* P zu behalten. — 985 P *gelobet,* h *vereinet,* d *vertrewet,* die laa. von h und d passen besser zum sinn der stelle, aber es ist zweifelhaft, welche die ursprüngliche war. — 986 P *dir* ist wohl nur st. *niemer* aus dem folgenden vers anticipiert. — 987 *dis* (*diz*) mit P. — 994 *Einem.* — 996 mit P *Den priester den heiz gahen,* vgl. 684.

Die erkenntnis der hohen kritischen bedeutung von P für die textgeschichte des P. v. St. läßt uns um so mehr bedauern, daß es eben doch nur bruchstücke der dichtung sind, die sich in dieser älteren und besseren gestalt erhalten haben; es ist ja nun gewiß, daß auch in jenen partien, die außerhalb ihres umfangs liegen, der nach h und d hergestellte text nicht allerorts zuverlässig sein kann, aber für änderungsvorschläge läßt sich da nur ein größerer oder geringerer grad von wahrscheinlichkeit finden und manchmal nicht mehr als das subjective gefühl. In bezug auf interpolationen haben wir schon oben s. 33 f. zwei verdächtige stellen herausgehoben; vielleicht hätten wir die nur in h, der hauptquelle für zusätze, überlieferten verse 507 f. trotz Wilmanns s. 411 hinzufügen sollen. Es sei zum schluß gestattet, einige stellen zu notieren, an denen zum teil die aus P abzuleitenden principien, zum teil andere gründe änderungen, öfters nur unbedeutender natur, nahelegen:

43 mit d *erwegen*, vgl. P d zu 788. — 45 mit d *der wol hieze*, vgl. h zu 599—602 *nit waz gesin*, was einen rückschluß erlaubt. — 271 streiche *doch* = d. — 449 streiche *du*. — 514 Ich ziehe mit Jänicke die la. von h vor. — 516 streiche *ouch*, da h und d in dem formwort abweichen, vgl. P 320. 378. — Aus demselben grunde streiche 533 *ie*, 539 *nu*. — 545 f. halte ich die versfolge in d für ursprünglich. — 551 l. mit d *sprach vil liebe f.*, vgl. 977 P. — 552—56 die verse 554 f. sehen in ihrer ungeschickten, schleppenden gestalt ganz nach schreiberumarbeitung aus. d wird bis auf einen kleinen naheliegenden fehler (*von* < *vn̄*) fast ganz das echte bewahrt haben. Ich lese *Ir sullent got von himel sin* | *Iemer willekom und mir.*[1]) | *sü sprach, min frünt, got* (d falsch *nu*) *lone dir.* | *Hiemitte er sü umbe vieng,* | *an ein bette er mit ir gieng.* — 560 wird *vil* zusatz von d* sein. — 566 *wan* h zu streichen. Vgl. 789 P h; nach 565 ein punkt. — 579 streiche *nu*. — 587 streiche *sa* = h. — 588 vgl. 393, dessen wiederholung 588 augenscheinlich ist, also *guotes* (h d) *swes din herz begert* (oder besser nach P 393, auch 182 *herze gert*). — Auch 589 möchte ich näher bei h bleiben und lesen *Wie vil du wilt daz heisch* (d) *von mir* | *Ich gib ez.* — 594 streiche *ouch* = h. — 598 ich ziehe die la. von d vor, um so mehr als d* 549 *klûg* in *hubsch* änderte, also hier wohl kaum aus eigenem eingeführt haben würde; außerdem bietet h dem sinne nach nur eine plumpe wiederholung von 593 f. — 678 *herze het* (d). — 805—09. Ich schlage vor mit d zu lesen: *wan im was so vil geseit* | *von siner grozen frumekeit.* |

[1]) Vgl. die zahlreichen stellen für *willekomen got und mir* im MHD. WB I, 906 b—907 a.



Dann 808 *ἀπὸ κοινοῦ* zu nehmen und hinter 809 einen punkt zu setzen. — 916 streiche *so* (= d). — 997 streiche *vil* (d *gar*). — 998 streiche *ouch* und l. mit d *olei* (oder *öle*). — 1030 mit d *erden wart kein.* — 1034 streiche *ie.* — 1042 streiche *alle* mit h (= J). — 1045 sreiche *balde* (= J). — 1052 l. *niergen* (d), vgl. 261 P d. — 1059 streiche *im.* — 1062 f. J scheint mir mit der aufnahme von h im rechte zu sein, doch 1063 vielleicht *weinen und mang* (st. *vil*) *sch. w.*; vgl. auch 1102. Das epitheton bei *wip* läßt ein solches auch bei *ritter* erwarten, zudem versteht sich die änderung von d (d*) leichter als umgekehrt die von h. — 1066 f. auch hier würde ich mit J die la. von h in den text setzen, vielleicht mit *gemahel* (d) und *solt sin* in 1067. Das starke enjambement mag wie im vorangehenden fall änderungsgrund gewesen sein. — 1085 stıeiche *denn* (= J). — 1091—95 mir scheint die directe rede wie d sie bietet, viel für sich zu haben, nur würde ich 1094 *endelich* aus h beibehalten und 1095 *her* streichen. — 1109 streiche *ir* (= J).

C. Aus der Hofzucht. Vollständig (bis auf eine lücke) hrsg. nach einer Ulmer hs. (U) von A. Keller, Erzählungen aus altdeutschen handschriften, Bibl. d. lit. ver. in Stuttgart, 35 (1855) s. 531—48; in abweichender fassung von demselben nach einer Karlsruher hs. (K), Altdeutsche gedichte 5, s. 3—11, Tübingen 1868; eine dritte hs. zu Wernigerode kenne ich nur aus ihrer anführung bei M. Gayer, Altdeutsche tischzuchten, Altenburg 1882, s. 33. Ich habe die entsprechenden verszahlen der Kellerschen publicationen dem abdruck von P hinzugefügt. — P, die der aufzeichnung nach älteste überlieferung, steht weder zu U noch zu K in dem verhältnis von directer vorlage zu abschrift. Beiden fehlen die verse P 69—70, während umgekehrt U 542, 2—3 = K 6, 9—10 keine entsprechung in P haben. Jedoch schließt sich P, was die reihenfolge der regeln betrifft, von v. 16, d. h. von dem ersten controllierbaren verse hinter der lücke in U ab, diesem genau an, ja teilt mit U den ausfall eines verses hinter 34 *Wiltu die kost saltzen iht* = U 542, 20. In K steht das vollständige verspaar an anderer stelle 6, 25 und der zweite P U fehlende vers lautet hier *So due als die zuht gicht*, in der Cato-interpolation, Zarncke s. 138, v. 298 wohl ursprünglicher *So lege sie in daz salz niht.* Dieses mit dem reimwort P 35, U 542, 21 identische *niht* wird durch abspringen des auges auf einer älteren stufe der überlieferung (*PU) den fehler verursacht haben. Ein zweiter P U gemeinsamer fehler ist das *nût* in v. 22 = U 542, 8 (vgl. K 6, 15, Cato s. 137 v. 287), ein dritter

das fehlen von *niht* (*nüt*) P 60 = U 543, 12 (vgl. K 7, 25). Käme nicht fehler 1 hinzu, so könnte man 2 und 3 für zufällig gelten lassen. Andererseits teilt P nicht mit U einen vierten fehler, den ausfall von fünf versen hinter 544, 11 = P 102 = K 8, 33, der wieder auf abspringen des auges zurückzuführen ist (vgl. K 9, 2 = P 104 und K 9, 6 [in P weggeschnitten]). Unsicher ist mir die ergänzung der lücke P 14—15 (der gleichfalls fehlende vers 13 wird mit K 5, 32 = Cato s. 137 v. 272 gelautet haben *Dz du sniden solt dz brot*). Stand da, was nach sinn und construction zu 12 f. gut passen würde, = Cato v. 273 f. *So setz es niht an die brust | Nach der kranken wibe gelust* oder, wie P 16 f. zu verlangen scheint = K 6, 5 f. *Beiß nicht ab der sniten | Da mit du eßest! daß ist siten* resp. = Cato v. 277 f. *Biz niht an eine snite | Da du wellest ezzen mite?* Und noch fraglicher ist die partie P 59—63 (61—63 weggeschnitten). Freilich v. 63 ist leicht und sicher zu ergänzen *Der wirt noch dem tische sol* = U 543, 14 K 7, 28, aber wenn P 59/60 das ursprüngliche enthält mit dem md. reim *jungen* : *munde*, so fehlt den beiden anderen textquellen gegenüber zwischen P 60 und 63 nur e i n vers, nämlich U 543, 4 *Stüre dy zen zu keyner stund* = K 7, 27 *Stür nicht die zen! daß ist mir kunt.* Stand an stelle dieses verses in P ein reimpaar? Die tatsache, daß U K je ein besonderes reimwort auf *jungen* (59) aufweisen — U *kunnen*, K *zungen* — spricht für die ursprünglichkeit der reimbindung *-ng-* : *-nd-*. Vielleicht würde hier wie in dem vorhergehenden fall die Wernigeroder fassung den zweifel lösen.

In einigen fällen hat P die schlechtere lesart oder einen fehler: v. 9 vgl. K 5, 28 *Leg beidenthalb nit in dein munt.* — v. 16 l. *der snite.* — v. 33 l. *unzuht* st. *hofezuht* und v. 42 für dasselbe wort *zuht* (vgl. v. 57). — v. 103 l. *ein.* — v. 110 hat P *heißet* wie K 9, 8, U 544, 14 verderbt *schaffet*, aber das ursprüngliche steht gewiß Cato s. 134 v. 190 *Sie hazzent sicherlich die man*, woraus sich auch leichter das corruptel in U erklärt (vorlage *haſſēt*). Im übrigen zeigt P entschieden eine vielfach bessere überlieferung U K gegenüber; vgl. besonders v. 5. 17—25. 47 f., wo der ursprüngliche, consonantisch unreine reim *gesellen* : *wellest* in U wie K auch den sinn umgestaltende änderungen verursacht hat; 75. 81 f. 95. 102.

113—16. — Zur ergänzung des zeilenanfangs v. 28 hilft Thomasin WG. v. 505.

D. Aus dem Busant. Nach der einzigen Bremer hs. (B) abgedruckt von Meyer-Moojer, Altdeutsche dichtungen, Quedlinburg u. Leipzig 1833, s. 24—38, außerdem mit textkritischen besserungen in v. d. Hagens Gesamtabenteuer I, nr. XVI. Über das gedicht handelt E. Glaser in seiner Göttinger dissertation 1904, der als Anhang I (s. 118) auch ein neues bruchstück (v. 938—1072) aus einer Karlsruher hs. (K) des 16. jh.'s abdruckt und s. 47—62 besserungsvorschläge zum texte der dichtung gibt.

Schon ein vergleich von B mit K ergibt mehrfach tiefergehende sowie kleinere verderbnisse jenes hauptzeugen. Dies wird nun auch durch P bestätigt, das trotz seines geringen umfangs (v. 291—496) mehrere, von den herausgebern und Glaser zum größten teil nicht bemerkte lücken von B aufdeckt.

Darüber zunächst ein wort. 1. Die bedeutsamste wird eingefüllt durch die im abdruck mit *a—f* bezeichneten verse hinter 464. Erst durch sie wird der zusammenhang (begegnung des helden der erzählung mit dem könig von Marokko [*mareht*]) aufgeklärt, und zugleich erfahren wir, daß dieser der bräutigam der prinzessin ist (vorher v. 226—29 nur eine allgemeine anspielung auf einen mann, *der sol ein kunigrich han das guldin berge hat*). 464 *b* wird mit zweisilbigem auftakt zu lesen sein *Kam in*] *skünges lant von maraht*, *d* wohl besser *wolte sine hochzit han* (vgl. 468. 475). Im zusammenhang mit dieser partie sei gleich auf die richtige lesart von P 462 *wonden* (= *wânden*) statt des unsinnigen *wondert* von B aufmerksam gemacht. Für verderbt halte ich auch den v. 461 B *vntz dz er dem her* (welchem heer?) *also nahe kam*, aber in P ist leider dieser vers zugleich mit 460 der buchbinderscheere zum opfer gefallen. Vielleicht ist hinter *lande* 460 B ein punkt zu setzen und 461 f. zu lesen: *Wanne*[1]) *er den also nahe kam,* | *do wanden frowen vnde man.*

Von einer zweiten, von v. d. Hagen notierten lücke hinter 496 hat P nur die drei ersten wörter *Wenne d' kunig* erhalten,

[1]) In B stand hier ursprünglich *wan*, das *vntz* rührt von der hand des correctors, s. Glaser s. 123.



womit das bruchstück zu ende kommt. Die hinter *kunig* noch sichtbaren oberen buchstabenspitzen zeigen wenigstens so viel, daß hier ganz etwas anderes stand als was in 497 B auf den ähnlichen versanfang *Der künig* folgt; zugleich erklärt sich aber auch die lücke in B durch das abspringen des auges seines schreibers von dem ersten *d᷑ kunig* (P 496*a*) auf das später folgende (497 B).

Eine dritte lücke, zwei verse umfassend, ist nach 404 anzusetzen. Leider ist das verspaar in P wieder der scheere anheimgefallen und das ist um so verdrießlicher, als auch von dem folgenden, in B sicher verderbten vers 405 sich in P nur die schlußworte *ſi]din porte* erhalten haben. Wahrscheinlich handelte es sich v. 404*a b* (oder wenigstens 404*b*) bis 407 um das reichgeschmückte band, woran der junge fürst oder sein *kneht* (v. 456 f.) die fiedel um den rücken geschlungen trug. Was nun die beschreibung des instruments und zubehör v. 397—411 anbetrifft, so hat P zunächst v. 398 mit *itel güldin siten* gewiß das ursprüngliche gegenüber den *sydinen siten* von B. 399 genügt P *eine fídele* (B *ein f.*) vollständig dem verse, so daß v. d. Hagens (Glasers) conjectur *ein fídelén* abzulehnen ist. Die augenscheinlich in B wiederum verderbten verse 401 f. lauten in P: *D]er kôrp gezieret | De]r lib gepreſieret.* Das mag echt sein (s. auch den gleichen metrischen bau der verse mit der beschwerten hebung auf den ersten fuß) und *kôrper* das ganze instrument, *lib* seinen schallkörper — gewissermaßen die taille — meinen, der also eingedrückt, abgeflacht (*gepresieret*) ist, d. h. das eigentlich charakteristische der *videl* gegenüber der *gige*;[1]) und daß es sich um eine *videl* dreht, zeigt außerdem der durchgängige gebrauch des wortes in P (399, hier auch bezeichnenderweise in B; 408. 457), dem natürlich 410 *gigensack* nicht widerspricht. Da 403 f. offenbar 401 fortsetzen, wird man am besten 402 parenthetisch ( ) fassen.[2]) 404 hat P richtig *Vn]d* st. B *von* und 410 macht P *gigen ſack* dem unsinn von B, der weder v. d. Hagen noch Glaser aufgefallen zu sein scheint, ein ende und gewährt da auch die richtige lesart *ſidin vin.*

---

[1]) A. Schultz, Höfisches leben I, 555 f.

[2]) v. d. Hagen stellt die beiden verse um.

2. Wir wenden uns zu einigen stellen, die einen mehr oder weniger stark von B abweichenden text bieten.

a) P 291—93 weisen auf eine tiefergehende abweichung von der in B vorangehenden partie. Es hat den anschein, daß in P eine nochmalige bitte des königs und der königin, länger zu bleiben (vgl. v. 171 ff.) voranging und 291 in indirecter rede des jungen fürsten und seines hofmeisters abschlägige antwort (oder doch den schluß derselben) enthält; 292 f. sind in P bericht des dichters (*in* in 292 geht natürlich auf das herrscherpaar), während sie in B die mit 291 begonnene directe rede des jünglings fortsetzen: aber sicherheit ist hier nicht zu gewinnen. Hat B oder P den umgearbeiteten text?

b) für B 297—300 hat P nur: [*Als* oder *Wan*] *er alleine zů ir kam* | [*Ir*] *bed᾽ h᾽tze do erbran* und in der tat machen vierreim, schleppender stil und die typische phrase *sy bot im ir snewisse hant* B 298—99 mehr als verdächtig, was bereits Glaser s. 51 empfand. Der überarbeiter wünschte das 'entbrennen in liebe' zu motivieren.

c) Starke abweichungen zeigt auch die anschließende partie, der abschied der liebenden voneinander, v. 302—26. Hinter 302 stehen in P 10 verse (*a—k*; aber *b c* weggeschnitten), die B gänzlich fehlen. Erst dann folgt 303 B, jedoch in abweichender gestalt. Jene 10 verse bringen keine redehandlung, sondern dienen lediglich der situationsmalerei. Ich zweifle an ihrer echtheit, besonders an der des verspaares *i k* mit seinem identischen reim. Auch dann bleibt es noch fraglich, ob die ursprüngliche gestalt von 302/3 zu B stimmte oder nach P lautete: [*Die*] *junge küniginne* | [*Die tr*]*uhte in an ir wangen* (vgl. v. 55 f.). Bemerkenswert ist, daß nach Glaser s. 122 v. 304 in B mit *die truht* einsetzte, das erst der corrector in *sy sprach* änderte; andererseits steht zu der B-fassung das ähnliche bild in v. 601—03. Auf 303 folgt in P unmittelbar 313—26 B (davon 314—17 weggeschnitten) und erst darauf 309—312 B (311 f. wieder weggeschnitten), in P jedoch, wie es scheint, im munde des jünglings, aber es ist doch wohl nur das inquit *Sů sprach* v. 309 ausgefallen; vgl. auch 312 *e urlop geben*, das nur in den mund des mädchens paßt. Und die rede fortsetzend schließen sich sechs verse (*a—f*) an, denen nichts in B entspricht. Davon sind *a—c* eigentlich nur eine variation von 317 f., schließen sich jedoch trefflich an 312 als ausführung des *ougenweide*. Der dreiteilige redeaufbau in P ist entschieden kunstvoller als der zweiteilige in B.

Abgesehen von diesen größeren abweichungen bieten in einzelheiten folgende verse dieser partie in P eine bessere lesart:

318 (*Mir selbe ich*), 319 (*Untze uns*), 320 (*dich hinnan*), 321 (*arme los*), 322 (*Der riche got*), 324 f. (*Lieber wolte ich den tod* | *Iem᾽ durch*). Vgl. auch 313 P *weme* gegenüber *wemen* B. (Ausgaben: *weinen!*)

d) 384—94. Diese in B zum teil verderbten verse werden auf grund von P im original gelautet haben:



Den rossen gęordinieret was
Drie setel erlich,
Die warȩn von hohen kosten rich.
Dar ane (*P* darinne) gurte und stegereif.
Waz die ros umbe greif,[1])
Daz von leder solte sin,
Daz was ⟨alles⟩ sidin vin,[2])
Mit guldin borten uberzogen.
Sporen, stegereif, satelbogen,
Daz was vin golt von Arabin,
Daz ez niht klûger môhte sin.

(Daz was ⟨alles⟩ sidin vin … Daz was vin golt von Arabin: } nach B, in P weggeschnitten.)

e) 435—37 lese ich mit P: *Mit gantzen truwen so v'eint* | (*Sprach er*) *zu het sit vil geweint* | *Unde min so lange enborn.* B oder seine vorlage stieß sich wohl an dem ungewöhnlicheren invertierten *sprach er* (redeerklärung, vgl. B 120), das hier eigentlich ἀπὸ κοινοῦ steht, und setzte *er sprach* erst dem vers 437 voran.

f) 488f. hat statt des widersinnigen und metrisch obendrein anstößigen *nit vermeit* richtig *mit ime v*'[*meit*]; dagegen scheinen in 489 B P einen gemeinsamen fehler zu haben, man erwartet etwa: *Do er in selber umbe bat.*

g) 495. B *vnde huop sich heimelich dar*, P *Hûp sich der jungeling* [*dar*].[3]) P hat die richtige lesart (nur möchte man aus rhythmischen gründen *sich* lieber hinter *jungeling* stellen), denn offenbar bildet 495 wie mit 496 so auch mit 494 P *Zû der selben stunden* eine periode und hinter *kunde*˙ 493 gehört ein punkt. 496 ist übrigens das von B P überlieferte *Do ir nieman*, wofür Glaser s. 52 gegen den mhd. sprachgebrauch *Da in ir* vorschlug, nicht anzutasten, denn mit *ir* ist der jüngling und sein knecht gemeint (vgl. v. 423).

3. P gewährt andere kleinere textbesserungen:

295 f. l. *Die warte sin vor dem tor*
Untze er ⟨*aber*⟩ (aus B 295) *kam hervor*,

womit Glasers vermutung s. 51 *tórè* : *vórè* erledigt ist.[4])

329 mit P: *Er reit do hin wenne ime wz gach.*

341 *do* in B, das auftakt einführt, ist nach P zu streichen.

---

[1]) Nämlich der bauch-, schwanz- und brustriemen, A. Schultz I, 495. B 488 *mit golt beslagen durch den sweiff* ist nach Glaser s. 122 erst (vom corrector?) eingefügt worden.

[2]) Vgl. zu 389—90 Rother 690f.

[3]) Für *heimelich dar* reicht der platz nicht aus, zudem sind schwache spuren des *d*- nach *jungeling* sichtbar.

[4]) Auch 417f. (in P weggeschnitten) werden ergänzung verlangen, etwa *er solte riten* ⟨*ime*⟩ *vor* | *des morgens* ⟨*vruo*⟩ (Glaser s. 52) *fur daz tor.*

342 l. *Er der küschen, reinen*; B hat hier wie 506 *schönen* hinzugesetzt, vielleicht in vorwegnahme von 558. 910, P dagegen *ouch*, um auftakt herzustellen. v. d. Hagens von Glaser s. 51 gebilligter vorschlag, *er* in v. 543 zu versetzen, ist abzulehnen.

344 mit P *sas* (*saz*) : *v'gas* (*vergaz*).

345 mit P *zů aller* (*zaller*) *stunt.*

354 l. *Lachen, tanzen* (fehlt B) *und springen*; das hier B P gemeinsame *und* wird auch 352. 353 in übereinstimmung mit P einzusetzen sein.

355 mit P *Der ime nie kein*(*e*)*s.*

356 f. l. nach P *hertze lag ime und*(*e*) *quiel* | *Von minnen*

358 *so* mit P zu streichen, B führt auftakt ein.

361 mit P *gedohte als* (= *alles* vgl. 280. 427, Glaser s. 46; v. d. Hagen ergänzte *ie*) *an die.*

369 f. mit P *Drie* (was schon v. d. Hagen erschloß) *die besten hies er us* | *Er fůrte sü* (l. *fůrtes*) *einhalb in ein hus,* wodurch auch 370 rhythmisch gebessert wird.

378 P richtig *vor*[*bedaht*].

379 *heimelich gestünden* : *befünde*, B *funde* übrigens nach Glaser s. 122 erst aus *bevinde* corrigiert.

381 erstes *in* fehlt P mit recht.

395 besser mit P [*Do*] *dis wart alles*

411 mit P *bilden.*

412 mit P *Hie m*]*itte wz dz lange jor*; *lange* ist unter den obwaltenden umständen entschieden poetischer als B *gantzes.*

414 P sicher ursprünglich *Dem*] *jungē fursten wz so gach*; *vil* in B aus 413.

416 P *hette er do*; *do* ist metrisch notwendig.

422 P *Doch* (B *do*) *ahte*, auch *hochgelobte* ist B *hoch geerte* vorzuziehen.

423 mit P *Daz* st. *dar* B, s. Glaser s. 52.

434 *wan* in B zugesetzt, um auftakt zu erhalten.

441 P richtig *als* (= *alles*) *frôden* gegenüber dem unsinnigen *zeschoffen* in B, das übrigens nach Glaser s. 122 erst von zweiter hand aus *fur einen* corrigiert ist.

442 *nů*, das hier nicht bloßes flickwort ist, fehlt in B.

444 *mir* B wohl zugesetzt, um auftakt zu erhalten.

451 ist P *reht entslief* vorzuziehen.

455 P sicher richtig *zů diser verte gach*, B umgeht die flektierte form.

565 P *gegen ime*, B *im entgegen*, P hat das ältere mit zweisilbigem *ime* bewahrt.

467 P *Er bat in mit ime* (l. *im*) *riten*, B *Vnde sprach er solte ritten*, die änderung in B dürfte durch das in 466 voraufgehende *bat* verursacht sein.

472 P bestätigt die ergänzung v. d. Hagens *Der kunig sprach.*

474 die überlieferung in B P führt auf: *Und min riche gabe versmahet* mit zweisilbigem auftakt.

477 ·*E*· ist in B ausgefallen hinter dem schluß-*e* von *danne.*

478 f. P .... *han ich geleit* | *Einer wißen tuben einen strig*, wogegen

B *h. i. g.* | *eine wis tube in ein stricke* barer unsinn ist, denn man legt doch nicht einen vogel in einen fangstrick.

4. In ein paar fällen ist es zweifelhaft, auf welcher seite das ursprüngliche liegt:

338 B *gegen im us geritten kam*, P *Ime do entgegen kam*, was farbloser ist, aber der zweisilbige gebrauch von *Ime* in P könnte die ursache der veränderung gewesen sein (s. oben v. 465).

372 B *bereit alsem ein gos*, P *b. als e. g.* Will B die beschwerte hebung umgehen?

421 B *im mit tugende*, P *Ime tůgentliche.*

426 B *hertze und ouch ir sin*, P *hertze und(e) sin.* Versglättung in B?

466 B *vil zuhteclichen* (*-en* nach Glaser s. 123), P *Tůgentliche* (l. *-en*) *er in bat*; *vil* des auftaktes wegen, aber ob *zuhteclichen* oder *Tůgrntlichen* läßt sich nicht entscheiden.

491 B *von dannen*, P *dannen.* Grund des *von* wohl wieder metrisch. Verseingang P *Gár fruntlích* oder *Gar frúntlích.* B *gar frúntliche.* Vgl. Glaser s. 47.

5. In einigen wenigen fällen hat P die schlechtere lesart:

350 *frowen unde man* B, *f. und ouch man* P. Vgl. 462 (B P) und 500 (auch 1026 wird darnach zu ändern sein, ebenso 52).[1]

403 *mit golde vnd(e) mit gestein*[*e*] B, *M*]*it golde vnd gesteine* P.

407 *mit guldin porten* B, *Mit*] *golt porten* P.

Aus dem voraufgehenden ergibt sich, daß P entschieden die bessere, dem original näher stehende überlieferung repräsentiert; wäre es vollständig auf uns gekommen, so ließe sich auf seiner grundlage nebst vorsichtiger benutzung von B K ein weit correcterer text der dichtung herstellen; natürlich auch in hinsicht auf seine metrische form, besonders in bezug auf auftakt und beschwerte hebung; denn hierin werden die aufstellungen Glasers s. 41—43 innerhalb unserer partie durch P vielfach negiert: P hat beschwerte hebung, von einem zweifelhaften falle 415[2]) abgesehen, nur bei zusammensetzungen, in syntaktischer pause 372 (oder *bereitet* oder *alsam* nach B?), im zweigliederigen durch *unde* verbundenen ausdruck (426), im einsilbigem wort auf der dritten hebung bei stumpfen ausgang (413. 421), eine deutliche beschränkung, die für die kritik

---

[1]) 50—53 sind zu lesen: *ze hant sie waren uf die vart* | *bereit unde riten dan.* | *Bede frowen unde man* | *mit in* (Jüngling und Hofmeister, Glasers conjectur *im* s. 49 abzulehnen) *ze dem tor uz giengen.*

[2]) v. 456 l. *kneht der.*



von versen anderer teile des gedichtes fruchtbar werden kann. Andererseits hat sich aber auch ergeben, daß schon auf dieser frühen überlieferungsstufe vielleicht interpolation eingesetzt hat — v. 302 *a—k* — und daß wohl auch der archetypus, auf den beide fassungen mehr oder weniger direct zurückgehen, bereits einzelne verderbnisse aufwies. Leider fehlt ein dritter zeuge für die B P gemeinsame partie.

LONDON. ROBERT PRIEBSCH.

DER WECHSEL VON *U* UND *AU* IN DER GOTISCHEN *U*-DECLINATION.

In dem wechsel zwischen *u* und *au*, wie er in den einzelnen singularcasus der gotischen *u*-declination vorliegt, nimmt bekanntlich der vocativ eine besondere stellung ein. Während bei letzterem casus sowohl *-u* wie *-au* sich vorwiegend in den durch die abschreiber am wenigsten veränderten teilen findet (Jacobsohn KZ. 47, 85), und während hier beide ausgänge ungefähr gleich häufig vorkommen und, wie man mit recht annimmt, auch beide altererbt sind, erscheint *-aus* für *-us* im nominativ, *-au* für *-u* im accusativ, *-us* für *-aus* im genetiv und *-u* für *-au* im dativ fast nur in denjenigen partien, die auch sonst etwas stärker jüngere spuren aufweisen, tritt aber hier nur verhältnismäßig selten auf. Nur das verhältnis der letzteren casus soll hier untersucht werden; über den vocativ handele ich an anderer stelle und in anderem zusammenhang.

In den germanischen dialekten hat sich die *u*-declination infolge ihrer verhältnismäßig schwachen besetzung meist wenig intact erhalten. Wenn dieselbe von den übrigen declinationsklassen noch am schärfsten abgesondert im gotischen erscheint, so liegt das außer an dessen höherem alter vielleicht auch noch daran, daß hier das idg. *-oṷ-* des gen. sing. und das *-ēṷ* des loc. (dat.) sing. in *au* zusammengefallen waren, infolgedessen sich hier nicht nur der nom. und acc. sing. durch den gleichen



vocal ihrer endung (*u*), sondern auch der gen. und dat. sing. in entsprechender weise durch ihr *au* gegenseitig stützten.

In der weiteren entwicklung des gotischen hat dann dieser zusammenfall im verein mit anderen factoren den anlaß zu der eigentümlichen formenmischung in der *u*-declination gegeben. Daß in dem eintreten des *u* für nichthaupttoniges ausl. *au* kein lautwandel vorliegen kann, zeigt sich deutlich darin, daß sich *-u* weder jemals bei irgend welchen verbalformen auf *-au* (wie *baírau, bērjau, baíraidau* usw.), noch jemals bei isolierten wörtern auf *-au* wie bei *ahtau* und dem ungemein häufigen *aíþþau* für nichthaupttoniges *-au* eingestellt hat; hat es aber einen solchen lautwandel nicht gegeben, dann gewiß auch keinen von nichthaupttonigem ausl. *-aus* zu *-us*, wie ja auch das isolierte adverb *filaus* stets erhalten ist. Umgekehrt kann auch nichthaupttoniges ausl. *-u* nicht in *-au* (das dann natürlich als *-aú* zu fassen wäre), übergegangen sein, da es weder jemals bei dem außerordentlich häufigen *filu*, noch jemals bei dem noch weit häufigeren meist enklitischen *nu* (nebst *þannu* und *nunu*) erscheint. Daher darf man gewiß auch keinen lautwandel von ausl. *-us* zu *-aus* annehmen, ganz abgesehen davon, daß bei den *u*-stämmen selbst nur im nom. sing. *-aus* für *-us*, niemals aber auch im nom. plur. *-*jaus* für *-jus* auftritt, und daß ebensowenig auch bei den *r*-stämmen jemals im nom.-voc. plur. *-*jaus* für *-jus* erscheint, obgleich der vocativ *brōþrjus* in den briefen, die doch neben dem größeren teile des Lukas den wechsel von *u* und *au* in der *u*-declination am häufigsten aufweisen, besonders oft vorkommt.

Aus fällen, in denen *au* und *u* im inlaut vertauscht sind, könnte natürlich auch nichts über einen lautwandel im auslaut gefolgert werden, selbst wenn diese fälle selbst als lautwandlungen aufzufassen wären. So z. b. nicht aus dem nebeneinander von *aufto* und *ufto*. Doch ist hier überhaupt das nur einmal (Matth. 27, 64) belegte *ufto* wahrscheinlich als schreibfehler für *aufto* zu betrachten, indem dem schreiber das anklingende *ufta* 'oft' vorgeschwebt haben wird (weniger wahrscheinlichkeit hat wohl die vermutung Streitbergs, Got. elementarb.[3 u. 4] § 52 anm., daß zwischen *aufto* und *ufto* ein ablautsverhältnis wie zwischen got. *báitrs* und ahd. *bittar* besteht).

Ein schreibfehler könnte vielleicht auch in *paurpaurai* Luk. 16, 19 gegenüber *paurpurai* Mk. 15, 17 und 15, 20, *paurpurodai* Joh. 19, 2, *paurpurodon* Joh. 19, 5 enthalten sein, indem sich der schreiber bei der zweiten silbe *pur* an die erste ihr sehr ähnliche *paúr* erinnerte; ist aber *paúrpaúrai* eine wirkliche sprachform gewesen, so ist sie höchst wahrscheinlich auch nur von einem schreiber in den text hineingebracht worden, da sie vereinzelt viermaligem *paúrpur-* gegenübersteht. Wenn es aber eine wirkliche sprachform *paúrpaúra* gegeben hat, so ist diese wahrscheinlich ganz ähnlich entstanden, wie wenn *paurpaura* nur schreibfehler wäre: beim aussprechen der zweiten silbe schwebte die erste (die ja zugleich die haupttonsilbe war), wegen ihrer ähnlichkeit noch so deutlich vor, daß sie ganz an die stelle jener trat, ganz ähnlich wie (nur in umgekehrter richtung) in lateinischen und altindischen perfectformen der reduplicationsvocal dem wurzelvocal angeglichen wurde, wobei sich jedoch das *aú* und das *u* von *paúrpura* schon bereits näher standen als z. b. das *e* und das *u* von lat. **tetudī* (wofür *tutudī*) und das *a* und *u* von ai. **babudhimá* (wofür *bubudhimá*); dazu kam noch, daß in dem *aúr* für *ur* nach dem ausweise von *undaúrnimats* die dem munde des Goten auch in unbetonter silbe lautgerechte verbindung von kurzem dunkelem vocal + *r* hergestellt wurde (das *u* in *fidur-* ist als *ŭ* aufzufassen nach Paul, IF. 4, 334 und Streitberg, Got. elementarb.[3 u. 4] § 66, der abulg. *četyre* vergleicht). Doch könnte got. *paúrpaúra* möglicherweise auch eine von jeher bestehende dialektische nebenform von *paúrpura* gewesen sein: der unterschied beider formen hätte dann darauf beruht, daß in *paúrpura* nur die haupttonsilbe, in *paúrpaúra* aber zugleich auch die sich weniger bemerkbar machende unbetonte silbe den gotischen lautverhältnissen angepaßt worden wäre. Wie man aber auch die sache auffassen mag, in keinem falle läßt sich das nebeneinander der schreibungen *paurpurai* und *paurpaurai* irgendwie mit dem wechsel von *-u* und *-au*, *-us* und *-aus* in der *u*-declination in zusammenhang bringen.

Einen wirklichen versuch, den letzteren wechsel als lautwandel zu erklären, hat auch überhaupt nur A. Kock, Beitr. 21, 432 ff. gemacht. Dieser forscher hat allerdings eine wohldurchdachte theorie aufgestellt: ähnlich wie aschwed. *u* im

unbetonten auslaut in *-o* übergegangen sei, so habe sich auch in dem unbetonten auslaut des schon an sich enklitischen vocativs *-u* in *-o* (*au*) verwandelt. Doch läßt sich Kocks ansicht deshalb nicht aufrecht erhalten, weil er den unterschied von *sunau* und *magau* und den der vocative auf *-u* bei den personennamen (vgl. Jacobsohn, KZ. 47, 86) unberücksichtigt gelassen hat, abgesehen davon, daß es nicht sicher ist, ob wirklich das *-u* der vocative, auch wo sie wirklich enklitisch gewesen sein sollten, noch schwächer als das *u* des stets unveränderten *nu* betont war. Für die übrigen casus vermutet Kock nur eine schwache tendenz, unbetontes *aú* in *u* übergehen zu lassen; wenn hier *au* für *u* mit ausnahme von zwei fällen (*haírau* und *sunaus*) sich nur nach langer oder in dritter silbe (wie hier aschwed. regelmäßig *-o* für *-u*) findet, so liegt das in wirklichkeit daran, daß die zahl der kurzsilbigen *u*-stämme weit geringer als die der langsilbigen und mehrsilbigen war. In bezug auf das *u* im gen. und dat. spricht Kock die vermutung aus, daß man, nachdem man einmal angefangen hätte, im nom. und acc. *au* für *u* zu schreiben, nun auch im gen. und dat. *u* für *au* geschrieben hätte; dazu hätte aber doch wohl *au* im nom. und acc. schon weit häufiger sein müssen, als es hier wirklich ist.

Auf den ersten blick findet sich nun freilich auch kein weg, auf dem sich die neuerungen der *u*-declination als analogiebildungen deuten ließen. Das ist offenbar der grund, weshalb Gaebeler, Zs. fdph. 43, 27 ff. 97 ff. und 103 ff. den versuch gemacht hat, die formenmischung als eine rein graphische zu erklären. Gaebeler bringt den wechsel des *u* mit *au* in der *u*-declination mit dem eintreten des *o* für *u* in wörtern wie *widowo, ushofon* usw. (Braune, Got. gramm.[8] § 14, anm. 3) zusammen und hält letzteres für eine einwirkung des spätlat. schreibgebrauchs, nach dem *o* mit *u* wie *e* mit *i* wechseln konnte. Doch will Gaebeler s. 27 selbst nicht leugnen, daß bei der entstehung dieser varianten der zusammenfall von *o* und *u* zu *u*-lauten im gotischen selbst mitgewirkt haben kann, und begründet dies damit, daß der lateinische schreibusus in der form *au* für *u* nur äußerst selten, in der form *o* für *u* dagegen verhältnismäßig häufig zu belegen sei. Aber der gewiesene weg ist es doch, daß man umgekehrt die neuerung zunächst aus

der eigenen sprache der Goten zu erklären versucht und erst, wenn dies nicht gelingt, die frage stellt, ob vielleicht fremder einfluß im spiele sein kann. Nun ist aber die erklärung aus dem gotischen allein durchaus möglich und auch einfach genug. Das *ō* hatte ja im italischen ostgotisch den lautwert *ū* angenommen, wie Wrede, Sprache der Ostgoten 94 aus lateinischen schreibungen wie *Ebremud* bei Marcellinus Comes für das jahr 536, *Evermud* bei Jord. Rom. 370, Got. LX, 308 und griechischen wie Ἐβριμούθ für dieselbe person bei Prokop, D. bell. Goth. 1, 8, 3 gefolgert hat, wie aber noch deutlicher aus *Alamud* im lat. text der urkunde von Arezzo neben stetem *Alamoda* im got. beider ostgotischer urkunden hervorgeht. Schrieb man nun aber da, wo man *ū* sprach, in weitaus den meisten fällen ein *o*, seltener ein *u*, so lag es doch wahrlich nahe genug, der schreibung *o* überhaupt in allen wörtern zutritt zu gestatten, in denen man bisher nur *u* geschrieben hatte, und zwar nicht nur, wo dies *u* einen langen vocal, sondern auch wo es die kürze zu demselben langen vocal bezeichnete, wie man ja auch *ā* und *ă* stets durch dasselbe zeichen zum ausdruck brachte. Wenn nun *o* für *ŭ* häufiger als *o* für *ū* geschrieben worden ist, ersteres in neun sicheren fällen (Braune a. a. o.), letzteres aber nur in *ohteigo* 2. Tim. 4, 2 B (*uhteigo* A) und *Lokan* in der Salzburg-Wiener hs. neben *Lucan* in der umschrift, so wird das in der hauptsache daran liegen, daß für die schreibung von *o* für *ū* als einen weit selteneren laut als *ŭ* auch weit seltener gelegenheit gegeben war. Daraus daß in den wörtern, in denen zur zeit der niederschrift unserer codices *ū* gesprochen wurde, weit häufiger die schreibung *o* als die schreibung *u* ererbt war, begreift es sich, daß man im allgemeinen nicht *u* für *o* einsetzte, obgleich bei der häufigkeit des *o* sich die gelegenheit hierzu doch genügend bot: sämtliche sicheren fälle dieser art aus den bibelhandschriften stehen im Marcus (*supuda* 9, 50; *uhtedun* 11, 32; auch *spaikulatur* 6, 27 und *Iuse* für Ἰωσῆ 6, 3 nach Luft, KZ. 35, 306; vgl. *Iosezis* Marc. 15, 40, Luc. 3, 29, *Iosez* Matth, 27, 56 für τοῦ Ἰωσῆ, so daß hier nur die neigung eines bestimmten schreibers vorliegen wird).[1] Die

[1] Allerdings gilt das nicht mehr für die noch spätere zeit, da sich *u* für altes *ō* auch in der urkunde von Neapel findet. Während sich hier Sunjefrithas selbst *diakon* (aus spätgriech. διάκων) nennt und den dativ



o für *ŭ* stehen zwar auch ganz vorwiegend in einem und demselben evangelium, dem Lucas, davon aber drei in cap. 1—10 *fraistobnjo* 4, 13; *widowo* 7, 12; *ainomehun* 8, 43) und vier in cap. 14—20 (*sunjos* 16, 8; *ushofon* 17, 13; *lauhmoni* 17, 24; *gawondondans* 20, 12), welche beiden teile nach Jacobsohn, KZ. 47, 84 ff. die spuren zweier verschiedener schreiber aufweisen. Außerdem ist außerhalb des Lucas hier *o* geschrieben in *faiho* Marc. 10, 23 und *aljakonjai* Eph. 2, 19; es liegt hier also mehr als die neigung einzelner schreiber vor. Und vergebens sucht man auch nach irgend einem bestimmten anzeichen für den einfluß lateinischer schreibgewohnheiten.

Aber gesetzt selbst das eintreten des *o* für *u* wäre aus dem spätlateinischen schreibgebrauch wirklich zu erklären, so würde daraus doch noch keineswegs folgen, daß die gotischen schreiber nunmehr auch ihr *au*, weil es auch den lautwert eines *ŏ* haben konnte, gleichfalls zu einer graphischen variante für *u* gemacht hätten. Als einziges beispiel dafür aber außerhalb der *u*-declination, auf das er selbst wert legt, weiß Gaebeler s. 86 nur das für älteres *paurpurai* im Lucas stehende *paurpaurai*, das ihm auf keine andere weise erklärbar erscheint, anzuführen; doch glaube ich gezeigt zu haben, daß sich dies *paurpaurai* sogar auf verschiedene weise einwandfrei deuten läßt. Daß sich das vorkommen der graphischen variante im übrigen auf die *u*-declination beschränkt, will nun Gaebeler damit erklären, daß die *u*-declination wahrscheinlich nicht mehr im sprachlichen bewußtsein gelebt hätte, daß daher der anblick einer flexion *sunus, sunaus, sunau, sunu, sunau* auf die schreiber, für die sich kein sprachliches gefühl mehr mit dem unterschiede der endungen *-us* und *-aus*, *-u* und *-au* verbunden hätte, verwirrend hätte wirken und sie daher *au* (mit dem lautwerte *ŏ*) und *u* wie sonst *o* und *u* als gleichwertig hätten

---

diakona Alamoda bildet, schreibt der priester Ufitahari *diakuna Alamoda* und ganz ebenso weiter unten der schreiber Merila. Wenn sich Merila in dem unterschiede zwischen *diakuna* und *Alamoda* auch an Ufitahari angeschlossen hat, so würde er das doch wohl kaum getan haben, wenn nicht die schreibung *u* für altes *ō* auch sonst bisweilen vorgekommen wäre (bei Wiljarith, der auch *Alamoda* schreibt, ist nicht mehr zu erkennen, ob er *diakona* oder *diakuna* geschrieben hat. Übereinstimmend bieten alle vier genannten Goten *kawtsjon*).

empfinden müssen. Hiergegen möchte ich zunächst bemerken, daß man die aussprache von *au* als *aú* (*ŏ*) in der *u*-declination eben nur deshalb vermutet hat, weil man sich den wechsel der endungen *-au* und *-u*, *-aus* und *-us* auf analogischem wege nicht erklären zu können glaubte, ein lautgesetzlicher übergang aber von *ŭ* in *ŏ* oder von *ŏ* in *ŭ* an sich weit leichter verständlich als ein solcher von *ŭ* in den diphthong *au* oder vom diphthong *au* in *ŭ* erschien (vgl. besonders die theorie Kocks). Ein wandel von gotischem unbetontem *áu* und *ái* in monophthonge ist nun zwar an und für sich nicht unmöglich; doch liegt keinerlei anzeichen dafür vor, daß sich ein solcher wirklich vollzogen hätte. Vollends unwahrscheinlich wäre aber die kürzung solcher etwaigen monophthonge, wo doch keinerlei schreibung darauf hinweist, daß die zu Wulfilas zeit bestehenden langen vocale später in unbetonter silbe gekürzt worden wären.

Im übrigen hat aber Gaebeler auch dafür, daß die *u*-declination wirklich nicht mehr im sprachlichen bewußtsein der spätgotischen zeit gelebt hätte, keinen beweis erbracht. Gezeigt hat er allerdings, daß die endung des gen. plur. *-iwē* früh ihre productivität eingebüßt hat, was er auf s. 101 mit recht zugleich auf die auffälligkeit von *-iwē* selbst und auf die häufigkeit des einfachen *-ē* als endung des gen. plur., besonders der masculina, zu denen ja der weitaus größte teil der wörter der *u*-declination gehört, zurückführt. Für das *-jus* des nom. plur. muß er jedoch wegen des nebeneinanders von *aggiljus* und *aggilē* wenigstens für die zeit der älteren entlehnungen aus dem griechischen noch productivität annehmen, für die zeit der jüngeren und der bibelübersetzung behauptet er dagegen s. 100 an der hand des typus *praufeteis, praufete, Iudaieis, Iudaie* seine unproductivität, deren teilweise ursache er s. 102 in der einwirkung der völkernamen auf *-eis* wie *Rumoneis* sehen möchte. Sein satz: 'Zur zeit der übersetzung war also die *u*-declination als ganzes system unproductiv; an ihre stelle war der mischtypus *Iudaius* getreten' mag wenigstens für den plural richtig sein; aber dieser mangel an ausbreitungskraft beweist doch noch lange nicht, daß die endungen *-jus* und *-iwē* bei den erbwörtern der *u*-declination selbst schon zu dieser zeit von anderen endungen verdrängt worden seien.

Gleichwohl glaubt Gaebeler s. 103 ff. aus ähnlichen anzeichen wie im plural auch schon auf einen verfall des singulars der *u*-stämme zugunsten der vereinigten *o* und *i*-stämme schließen zu müssen. Was hier zunächst seinen hinweis auf das nebeneinander von *Mattaþiwis, Mattaþiaus* Luc. 3,25 u. 26, *praufetaus, praufetis* Matth. 10,41 und *Iakobu, Iakobis* Marc. 5,37 betrifft, so bemerkt er ja auch selbst s. 73 im anschluß an W. Schulze, daß Wulfila zuweilen an einer und derselben stelle unabhängig von der vorlage in den flexionsformen der griechischen wörter variiere, wobei die mannigfaltigkeit der gotischen formen im gegensatz zur einförmigkeit des originals das bedürfnis nach abwechslung als motiv dieses zuges Wulfilanischer flexionstechnik erweise. Diese von Wulfila bisweilen bei fremden namen beobachtete stilistische manier kann doch aber wahrlich nichts in bezug auf die erbwörter der *u*-declination aufklären und beweist um so weniger etwas über den verfall dieser, als Wulfila in einem fall, den Gaebeler a. a. o. selbst vermerkt, zum zwecke der variation bei einem fremden namen gegen das griechische original auch eine *u*-form einführt: Marc. 1, 16 ist *Σίμωνα* durch *Seimonu*, *Σίμωνος* aber durch *Seimonis* übersetzt. Dabei ist hier das streben nach abwechslung nicht einmal der einzige grund zur einführung einer *u*-form gewesen, da sich Wulfila bei *Seimon* nicht nur der für bei namen der griechischen dritten declination in den obliquen casus gebräuchlichen *o*-flexion (*Seimon, Seimonis, Seimona Seimon*[1]), sondern auch sonst bisweilen der *u*-flexion (gen. *Seimonaus* Joh. 6, 8, dat. *Seimonau* Luc. 5, 4) bedient, offenbar weil er sich bei *Seimon* unwillkürlich an *Paitrus*, den in der bibel gewöhnlichen namen des Simon, erinnerte, wie besonders Joh. 6, 8 zeigt, wo er *Σίμωνος Πέτρου* durch *Paitraus Seimonaus* übersetzt, gegen das griechische original also Petrus als den wichtigeren namen vor Simon gestellt hat; in diesem fall ist also die *u*-flexion bei einem fremdnamen noch productiv gewesen.[2]

---

[1]) *Seimon* als accusativ für Simon Petrus Luc. 6, 14. Für andere personen namens Simon steht nur dicht dahinter Luc. 6, 15 der accusativ *Seimon*, dagegen Marc. 3, 18 und 15, 21 *Seimona*; die übernahme der griechischen form wird sich hier daraus erklären, daß diese beiden Simon gerade im gegensatz zu Simon Petrus dem Wulfila fremd erschienen.

[2]) Anders ist dagegen wohl der dativ *Tibairiadau* Joh. 6, 23 auf-

Einen noch deutlicheren vorboten für den verfall auch des singulars der *u*-declination will Gaebeler s. 103 ff. in dem bei Wulfila bestehenden verhältnis der casusformen der beiden namen Ἰακώβ und Ἰάκωβος zueinander sehen, von denen ersteres stets durch *Iakob*, das nur wie *dags* flectiert, letzteres aber außer durch (wie *sunus* flectierendes) *Iakobus* auch durch (dem typus *dags* auch hier folgendes) *Iakob* wiedergegeben ist: die einseitigkeit der beeinflussung soll hier für die stellung der beiden flexionssysteme in Wulfilas sprache bezeichnend sein. Wenn sich bei der flexion zweier fremdnamen der umfangreichste aller declinationstypen durch sein eigenes gewicht wirklich stärker geltend gemacht hätte als ein typus von verhältnismäßig geringem umfange, so würde das noch gar nichts dafür beweisen, daß letzterer bereits auf dem wege war, von ersterem auch bei den erbwörtern verdrängt zu werden. Höchst wahrscheinlich aber erklärt sich das verhältnis der gotischen formen für Ἰακώβ und Ἰάκωβος überhaupt in anderer weise: Wulfila wird sich eben bei Ἰάκωβος bewußt geworden sein, hierin nur die gräcisierte form desselben hebräischen namens, den er in Ἰακώβ ohne griechische endung vorfand, vor sich zu haben. Aus diesem grunde konnte er wohl *Iakob* für Ἰάκωβος, nicht aber auch *Iakobus* für Ἰακώβ setzen.

Auch die flexion von got. *Iesus*, auf die Gaebeler noch wert legt, spricht nicht dafür, daß die gotische *u*-declination von der *o*-declination bereits frühzeitig eingeengt wurde. Die Goten, welche die wichtigsten wörter des christentums mit dem ohr, nicht mit dem auge aufnahmen, konnten griech. Ἰησοῦς

---

zufassen. Wulfila schwebte hier wahrscheinlich die form des originals Τιβεριάδος vor, wie er denn Luc. 3, 1 bei einem anderen genetiv eines ihm fremden geographischen namens auf *-ος*, Τραχωνίτιδος, die endung *-os* (*Trakauneitidaus*) beibehalten hat. Nun war aber Τιβεριάδος von ἐκ abhängig, das Wulfila nur durch das den dativ regierende *us* übersetzen konnte; formen auf *-s* ließen sich aber im gotischen unmöglich als dativ auffassen; da nun aber der gen. sing. gotisch stets auf *-s* endete, der dat. sing. sich aber vom gen. sing. in einer reihe von klassen nur durch das fehlen des *-s* unterschied (vgl. *attins, attin*; *tuggōns, tuggōn*; *baúrgs, baúrg*; *anstais, anstai*; *sunaus, sunau*), so konnte er den griechischen genetiv durch fortlassung des *-s* in einen gotischen dativ verwandeln; das *-au* von *Tibairiadau* ist also als ǒ zu lesen.

mit seinem durch den wortton gelängten *ū* gar nicht auf einer linie mit den griechischen auf *-ος*, die sie durch gotische formen auf *-us* wiedergaben, empfinden (vgl. Streitberg, Got. elementarbuch[3 u. 4], s. 116); auch war es ganz natürlich, daß sie *Iēsūs*, so weit sie nicht eine fremde casusform dieses namens (den dativ *Ἰησοῦ*[1])) direct übernahmen, ihrer umfangreichsten declinationsklasse einreihten.

Im übrigen müßten, wenn die vermischung der gotischen casus auf *-us* und *-aus* sowie derer auf *-u* und *-au* in den bibelhandschriften darauf beruhen sollten, daß diese formen nicht mehr in dem lebendigen sprachbewußtsein der schreiber lebten, weil sie durch solche der *o*-declination verdrängt worden wären, doch auch wohl wenigstens einzelne der letzteren sich selbst in den bibeltext eingeschlichen haben. Daß dieser nicht nur spuren der lautlichen, sondern auch der flexivischen eigentümlichkeiten der jüngeren sprache aufweist, ist bekannt: erinnert sei hier nur an die vermischung der adjectivabstracta auf *-ei* und der verbalabstracta auf *-eins* und die hieraus resultierenden nom. sing. auf *-ein* im cod. Ambr. B, wobei das *-ein* einmal für *-eins* (*liuhadein* 2. Kor. 4, 4) und zweimal für *-ei* (*gagudein* 1. Tim. 4, 8; *wiljahalþein* Kol. 3, 25) steht (Braune, Got. gramm.[8] § 113, anm. 2). Das gänzliche fehlen von formen der *o*-declination für erbwörter des *sunus*-typus in unserer überlieferung beweist doch wohl, daß dieser zur zeit der niederschrift unseres codices gegenüber der *o*-declination noch intact war.

Ein zeichen des verfalls der *u*-declination 'im eigentlichen sinne' aus noch späterer zeit, der mitte des 6. jh.'s, will nun aber Gaebeler s. 104 in dem nominativ *diakon* für *diakaunus*, das er mit einem * versieht, und im dativ *diakona* der urkunde von Neapel sehen. Tatsächlich kommt *diakaúnus* sogar bei Wulfila vor und zwar in den formen *diakaunjus* 1. Tim. 3, 12 und *diakaununs* 1. Tim. 3, 8. Aber schon die lautgestalt des wortes in der Neapeler urkunde zeigt, daß wir es hier gar

---

[1]) Der dativ *Iesū* konnte sich neben neugebildetem *Iesūa* deshalb erhalten, weil er sich in ein bestimmtes anderes flexionssystem und zwar in das von *nasjands*, einer benennung Jesu, fügte (vgl. nom. *nasjand-s, Iesū-s*, gen. *nasjand-is, Iesū-is*, acc. *nasjand-, Iesū-*, voc. *nasjand-, Iesū-* und so auch dat. *nasjand-, Iesū-*).

nicht mit der fortsetzung der form des Wulfilanischen wortes zu tun haben können. Der diakonus Sunjefrithas nennt sich selbst im nominativ *diakon*; als dativ gebraucht er die form *diakona*, daneben der priester Ufitahari und der schreiber Merila *diakuna*. Während nun belege für den wechsel von *u* und *o* auch sonst gotisch vorkommen, würde ein solcher von *o* und *au* (*aú*) hier völlig allein stehen: offenbar haben wir es also in dem *diakon* der urkunde mit einer von Wulfila unabhängigen entlehnung zu tun. Während letzterer einfach das griechische *διάκονος* gemäß seinem sonstigen usus als *diakaúnus* in das gotische übertragen hat, muß dem offenbar volkstümlichen *diakon, diakun* der urkunde eine andere griechische form zugrunde liegen. Und eine solche findet sich allerdings in dem bereits von mir genannten, im 3. jh. n. Chr. vorkommenden *διάκων* (belege bei E. A. Sophokles, Greek Lexikon of the Roman and Byzantine period s. v.), aus dem sich ein nach der *o*-declination flectierendes gotisches *diakōn*, nach jüngerer aussprache *diakūn*, ohne weiteres erklärt. Fraglich könnte höchstens sein, ob der nominativ des wortes bereits als *diakōn* oder als **diakōns* aufgenommen wurde, in welchem letzteren falle der verlust des *-s* mit dem in den namen wie *Ufitahari, Gudilub* zusammenhängen würde.

Auch wäre *diakon*, wenn es wirklich nach der *u*-declination flectiert hätte, nicht, wie Gaebeler meint, der einzige jüngere beleg eines Wulfilanischen wortes dieser klasse; vielmehr findet sich in derselben urkunde von Neapel auch viermal der dativ *handau* und zwar jedesmal von einem anderen der vier gotisch schreibenden aussteller des schriftstücks herrührend. In diesem *handau* könnte ja nun immerhin eine im munde der Goten dieser zeit selbst nicht mehr gebräuchliche, sondern nur noch schriftsprachlich festgehaltene form vorliegen. Aber eine lebendige fortentwicklung der *u*-declination zeigt das der gleichen urkunde angehörige *Sunjaifriþas*, dessen *-as* aus älterem *-us* oder *-aus* lautgesetzlich entstanden sein muß. Darin aber liegt der beweis, daß die *u*-declination sogar noch um die mitte des 6. jh.'s im ostgotischen erhalten gewesen ist. Kann aber von einem verfall der *u*-declination selbst zu dieser zeit noch nicht die rede sein, so kann ein solcher um so weniger schon in einer früheren periode einer graphischen

vertauschung von *u* und *au* in den endungen dieser klasse vorschub geleistet haben.

Läßt sich aber das spätgotische nebeneinander von *-aus* und *-us*, *-au* und *-u* in den casus der *u*-declination so wenig als schreibgebrauch wie aus einem lautwandel erklären, so kann es nur auf analogischem wege zustande gekommen sein. Analogiebildungen hat denn auch bereits van Helten, IF. 14, 78 f. in den jüngeren formen der *u*-declination gesehen, wobei er annimmt, daß sich im vocativ neben ererbtem *sunau* nach dem nominativ *sunus* auch *sunu* eingestellt, dann aber *sunau* neben *sunu* auch im nominativ *sunaus* neben *sunus* usw. veranlaßt habe. Nun ist es doch aber schon an sich sehr unwahrscheinlich, daß der vocativ als der seltenste casus, der ja überhaupt nur bei personenbezeichnungen im gebrauch war, neubildungen bei allen übrigen singularcasus hervorgerufen haben soll; abgesehen von der directen übertragung von formen aus dem vocativ in den nominativ und von diesem weiter in die übrigen casus dürfte man nach analogiebildungen, die vom vocativ ausgehen, wohl überhaupt vergebens suchen. In unserem falle wären aber solche analogiebildungen noch besonders erschwert gewesen. Denn da die vocative auf *-au* anderen wörtern als die auf *-u* zukamen, so hätten sich doch diese wohl zunächst untereinander ausgleichen müssen. Wenn man nun aber selbst annimmt, daß nicht nur *sunus* und *magus*, sondern auch (was nicht sehr wahrscheinlich ist), alle übrigen appellativen personenbezeichnungen auf *-us* ihren vocativ auf *-au* gebildet hätten, so können doch diese vocative insgesamt in der verkehrssprache bei weitem nicht so häufig wie die den personennamen auf *-us* zukommenden auf *-u* gewesen sein: daher würden sich bei einem ausgleich wahrscheinlich keine doppelformen gebildet, sondern die vocative auf *-u* würden wohl die auf *-au* völlig verdrängt haben. Hinzukam, daß die vocative auf *-u* in ihrem zusammenfall mit dem accusativ auf *-u* insofern noch eine besondere stütze fanden, als die häufigste declinationsklasse, die im singular vereinigten *o*- und *i*-stämme, außerdem aber auch noch die *io*-stämme für ihren vocativ gleichfalls dieselbe form wie für ihren accusativ boten, *sunau* und *magau* von letzterem aber abwichen. Vocative, die wie *sunau* und *magau* dem dativ glichen, ohne daß nicht auch wie

bei den substantivierten participien der accusativ die gleiche form gehabt hätte, sind aus keiner klasse bekannt; aber selbst wenn, was sehr fraglich ist, die femininen *i*-stämme ihren vocativ auf *-ai* gebildet haben sollten, so würden doch die vocative dieser femininform, abgesehen davon, daß sie wohl auch zu selten gewesen wären, schwerlich zu den masculinformen *sunau, magau* und ev. auch **airau* usw. in näherer beziehung empfunden worden sein.

Da nun die bildung von doppelformen im singular der *u*-declination auch von keinem anderen ihrer eigenen casus als dem vocativ ausgegangen sein kann, so muß sie auf einwirkung einer anderen oder mehrerer anderer klassen beruhen. Nimmt man dies an, so liegt auf den ersten blick eine schwierigkeit allerdings darin, daß von den singularendungen der *u*-declination (*-us, -aus, -au, -u*) keine einzige sich in einer anderen klasse wiederfindet. Aber diese schwierigkeit ist nur eine scheinbare: die endungen der *u*-declination können auch mit ihnen nicht gleichen, sondern nur ähnlichen ausgängen anderer klassen psychologisch associert worden sein. Bekanntlich können ja überhaupt endungen von entsprechender function mit nicht gleicher, sondern nur ähnlicher form zu proportionellen analogiebildungen zusammentreten, wofür ich hier nur an einige recht deutliche fälle erinnern möchte. So an die entstehung des lateinischen gen. plur. auf *-ōrum* wie *equōrum*, das nach der gleichung *equās* : *equōs* = *equārum* : *equōrum* zustandegekommen ist. Weitere beispiele liefern griechische dialekte: so haben im äolisch-böotischen und arkadisch-kyprischen die stämme auf *-ες* nach dem verhältnis von *-ᾱς* zu *-ᾱν* bei den masculinen *ᾱ*-stämmen zu dem *-ης* ihres eigenen nom. sing. einen acc. sing. auf *-ην* gebildet wie äol. *δᾱμοτελην*, böot. *Διογένειν*, kypr. *ἀιελήν*; das äolische ist dann hierin noch weiter gegangen, indem es seine ganze flexion der *ες*-stämme zu derjenigen der masculinen *ᾱ*-stämme in parallelle gesetzt, d. h. einen gen. *-γένη*, dat. *-γένῃ*, voc. *-γένε* nach dem gen. auf *-ᾱ*, dat. auf *-ᾱͅ*, voc. auf *ᾰ* letzterer geformt hat (Brugmann-Thumb, Griech. gramm.[4] § 227, 1). Ebenso haben auch die *ōi*-stämme (*Λητώ*) im äolischen, böotischen und dorischen eine flexion *-ω, -ως, -ῳ, -ων* der flexion der femininen *ᾱ*-stämme *-ᾱ, -ᾱς, -ᾱͅ, -ᾱν* vollständig nachgebildet (Brugmann-Thumb[4] § 179): der grund zur analogie-

bildung bestand hier nur darin, daß beide klassen nur feminina enthielten und im nom. sing. auf einen langen vocal endigten.

Die singularendungen der gotischen *u*-declination zeigen nun darin übereinstimmungen mit verschiedenen anderen klassen, daß sich die des nominativs von der des accusativs und die des genetivs von der des dativs durch das plus eines *-s* unterscheidet. Speciell die letztere erscheinung ist weit verbreitet: sie findet sich bei den masculinen und neutralen *n*-stämmen (*attins, attin*; *haírtins, haírtin*), den femininen *n*-stämmen (*tuggōns, tuggōn*; *manageins, managein*), den femininen *i*-stämmen (*anstais, anstai*), den femininen wurzelstämmen (*baúrgs, baúrg*) und den verwandtschaftsnamen auf *-r* (*brōþrs, brōþr*). Auf diese weise konnte das gefühl entstehen, daß der gen. sing. vor dem dat. sing. ein auslautendes *s* voraus haben konnte, und zwar um so eher, als überhaupt jeder gotische gen. sing. auf ein *s* ausging, das also als das hauptcharakteristicum dieses casus empfunden werden mußte.[1]) Bei einem teile der genannten klassen unterschied sich nun der gen. sing. außer vom dat. sing. auch vom acc. sing. durch das plus eines auslautenden *s*, so bei den femininen *n*-stämmen (*tuggōns, tuggōn, tuggōn*; *manageins, managein, managein*), den femininen wurzelstämmen (*baúrgs, baúrg, baúrg*) und den *r*-stämmen (*brōþrs, brōþr, brōþr*): dies aber konnte weiter dazu führen, daß auch bei solchen klassen, deren dativ dem genetiv bis auf das auslautende *s* des letzteren glich, diese dativform auch in den accusativ eingeführt wurde. Auf diese weise konnte sich bei den *u*-stämmen *-au* auch als accusativendung einstellen. An der möglichkeit einer solchen neuerung wird man um so weniger zu zweifeln haben, als auch fälle vorkommen, in denen die gleichheit zweier formen einer klasse ohne die ähnlichkeit einer dritten allein genügt, um auch bei einer anderen klasse die völlige angleichung der beiden entsprechenden formen aneinander zu bewirken: so habe ich KZ. 47, 103 fußn. darauf hingewiesen, daß es im ahd. die gleichheit des gen. sing. und dat. sing. der femininen *i*-stämme war, welche die gleichformung des gen. und dat. sing. der *ā*-stämme hervorgerufen,

[1]) Daß speciell Wulfila so empfunden hat, zeigt sich an seinem dativ *Tibaíriadaú*, das er nach einem genetiv **Tibaíriadaús* (griech. *Τιβεριάδος*) geschaffen hat; vgl. s. 58, fußn. 2.

und daß ein ganz analoger proceß auch im westsächsischen stattgefunden hat.

Von diesen letzteren fällen sowie auch von den aus dem lateinischen und griechischen angeführten beispielen unterscheidet sich die analogiebildung bei den gotischen *u*-stämmen allerdings dadurch, daß die musterformen für das sprachgefühl zum teil endungslos waren, am deutlichsten *baúrg*, aber auch wohl *brōþr* sowie *tuggōn* und *managein*. Gleichwohl handelt es sich auch bei den gotischen *u*-stämmen um eine streng proportionelle analogiebildung, die psychologisch genau so nahe lag wie irgend welche neubildungen lediglich nach mit endungen versehenen formen anderer klassen.

Es erhebt sich nun freilich die frage, warum denn die übrigen klassen, deren gen. sing. sich durch ein auslautendes *s* von ihrem dat. sing. unterschied, während sie den acc. sing. abweichend bildeten, nicht gleichfalls die dativform in den accusativ übertragen haben. Die antwort darauf ist sehr einfach: die klassen der masculinen *n*-stämme (*atta*) und femininen *i*-stämme (*ansts*) waren viel zu umfangreich, als daß sie sich der analogie minder großer klassen da gefügt haben sollten, wo nicht besonders starke momente auf den sieg der letzteren hinwirkten; die kleine klasse der neutralen *n*-stämme aber konnte die neuerung nicht mitmachen, weil beim neutrum der accusativ stets mit dem nominativ gleiche form hatte.

Doch könnte man vielleicht weiter gegen meine annahme einwenden, daß gerade die größte klasse der musterformen, der typus *tuggō* und *managei*, nebst dem typus *baúrgs* nur aus femininen und nur die kleinste klasse derselben, der typus *brōþar*, zugleich aus masculinen und femininen bestanden hat, während doch der typus *sunus* ganz vorwiegend nur masculina umfaßte. Hiergegen ist jedoch zunächst zu bemerken, daß bei dem zustandekommen der analogiebildung auch diejenigen klassen mitgewirkt haben werden, die überhaupt im dativ dieselbe form wie im accusativ hatten, ohne daß sich ihr genetiv zu ihrem dativ genau so wie der genetiv der *u*-stämme zum dativ derselben verhalten hätte, wie denn in den aus dem ahd. und wests. erwähnten fällen überhaupt kein dritter casus mit im spiele gewesen ist. Die betreffenden gotischen klassen aber waren die masculinen wurzelstämme (*reiks*) und



masculinen participialstämme (*nasjands*). Und zwar werden diese um so leichter bei dem ganzen processe mitgewirkt haben, als das plus ihres *-is* im genetiv gegenüber ihrem dativ und accusativ zugleich sich im sprachempfinden nicht allzusehr von dem bei den *u*-stämmen bestehenden plus des bloßen *-s* im genetiv gegenüber dem dativ allein unterschieden haben wird. Übrigens haben vielleicht auch einige masculine wurzelstämme, deren gen. sing. wie bei *mēnōþs* unleserlich oder wie bei *weitwōds* gar nicht überliefert ist, diesen noch auf einfaches *-s* und nicht schon wie *reiks* auf *-is* gebildet.

Die masculinen wurzelstämme und participialstämme hätten, obwohl auch sie nur kleine klassen bildeten, dennoch zusammen mit den *r*-stämmen nun vollauf genügt, um die der *u*-stämme zu beeinflussen, wenn wirklich die feminina mit parallel gebildeten casusformen nicht hätten mitwirken können. Doch war ja auch die *u*-klasse keine allzu große und die in ihr enthaltenen feminina verhältnismäßig zahlreich genug, um dieselbe nicht als eine masculinische empfinden zu lassen. Auch ist zu beachten, daß das femininum *handus* in der verkehrssprache nicht seltener als das masculinum *fōtus* und wohl auch kaum erheblich seltener als die masculina *sunus* und *magus*, dagegen häufiger als jedes andere masculinum der *u*-declination gewesen sein wird; außerdem wird auch das femininum *kinnus* im täglichen verkehr ziemlich häufig vorgekommen und auch *-qaírnus* (erhalten in *asiluqairnus*), das mit Streitberg, Got. elementarb.[3 u. 4] s. 109 wegen aisl. *kuern*, ags. *cwcorn*, ahd. *quirn* wohl als fem. anzusehen ist, nicht selten gewesen sein. Die Goten können daher die *u*-declination, deren nom. sing. auf *-us* sie ja auch beim adjectivum ebensogut für das femininum wie für das masculinum verwandten, in bezug auf das genus nur indifferent empfunden haben.[1])

[1]) Das bestätigt auch das feminine genus von *baúrgswaddjus*, das gegenüber dem zum masculinum aisl. *veggr*, ags. *wáʒ*, afries. *wāg*, alts. *wēg* stimmenden masculinum *grunduwaddjus* nicht gut ursprünglich sein kann. Wenn Streitberg, IF. 18, 422 das femininum bei *waddjus* als das ältere geschlecht ansieht und mit verweis auf nhd. dial. *das bleistift* (wozu ich aus dem Magdeburger lande noch *das torweg* [niederd. *ət dōrwēχ*] für 'hoftor' füge) vermutet, daß hier das erste compositionsglied bestimmend auf das genus des zweiten gewirkt habe, so wird diese annahme dahin zu



Daß der typus *sunus* zugleich masculina und feminina in sich schloß, wird ihn für den sprechenden besonders in nähere beziehung zu den verwandtschaftsnamen auf -*r* gebracht haben, die außer ihm die einzige aus masculinen und femininen zugleich bestehende klasse bildeten. Als verstärkendes moment für diese association mochte wohl noch hinzukommen, daß die *u*-stämme im ganzen plural mit ausnahme des genetivs dieselben endungen wie die *r*-stämme hatten, und daß das zur zeit der niederschrift unserer codices gewiß längst eingebürgerte lehnwort *aggilus* auch noch im genetiv des plurals (*aggilē*) zu den *r*-stämmen stimmte. Auch war es doch kaum gleichgiltig, daß *sunus*, das doch wohl häufigste wort des *u*-typus, so gut wie sämtliche *r*-stämme ein verwandtschaftsname war.

Nachdem sich auf die geschilderte weise im acc. sing. der *u*-stämme -*au* neben -*u* eingestellt hatte, lag es sehr nahe, die doppelheit durch alle casus des singulars hindurchzuführen. Die schöpfung eines dativs *sunu* und eines genetivs *sunus* zum accusativ *sunu*, die zunächst auf der gleichheit des neugebildeten accusativs *sunau* mit dem alten dativ *sunau* und seiner ähnlichkeit mit dem alten genetiv *sunaus* beruhte, mußte ja durch dieselben muster gefördert werden, die den anlaß zur bildung des accusativs *sunau* selbst gegeben hatten: der unterschied war hier nur der, daß nicht durch die vereinte wirksamkeit zweier casus ein dritter eine nebenform erhielt, sondern daß umgekehrt zwei casus zugleich durch die einwirkung eines einzelnen dasselbe schicksal erfuhren. Aus diesem grunde wird man ja auch die neuerung im genetiv und dativ für jünger als die im accusativ zu halten haben. So bildete sich nun auch die proportion: acc. *sunau, brōþr, tuggōn, baúrg* = dat. *sunau, brōþr, tuggōn, baurg*, gen. *sunaus, brōþrs, tuggōns, baúrgs* = acc. *sunu* : dat. *sunu*, gen. *sunus*. Beim nominativ freilich konnten von den typen, welche in erster linie die nebenform im accusativ hervorgerufen hatten, nur die femininen

ändern sein, daß eine solche einwirkung vielmehr bei *baúrgswaddjus* stattgefunden hat, was ja auch angesichts der wichtigkeit des begriffes *baúrgs* für die kriegerischen Goten sich weit leichter als bei *grunduwaddjus* begreift. Wenn aber auf solche weise ein masculiner *u*-stamm zum femininum werden konnte, so zeigt das gerade, wie sehr die *u*-declination als geschlechtlich indifferent empfunden wurde.



wurzelstämme zur neubildung mitwirken (acc. *sunu, baúrg* : nom. *sunus, baúrgs* = acc. *sunau* : nom. *sunaus*). Es ist aber fraglich, ob man deshalb die bildung der nebenform im nominativ später als die im dativ und genetiv ansetzen darf. Denn die analogiebildung im nominativ mußte durch alle diejenigen klassen gefördert werden, die diesen casus durch das plus eines *-s* vom accusativ unterschieden: es waren das aber erstens die typen, die wenigstens in zweiter linie zur schöpfung des accusativs auf *-au* selbst geführt hatten, die masculinen wurzelstämme (*reiks, reik*) und participialstämme (*nasjands, nasjand*), zweitens vor allem aber der umfangreichste singulartypus des gotischen überhaupt, die vereinigten *o*- und *i*-stämme (*dags, dag*; *gasts, gast*).

Nicht ganz zwecklos ist es vielleicht, unser material daraufhin zu prüfen, ob sich auch aus ihm noch ersehen läßt, daß die analogiebildung früher beim accusativ als bei den übrigen casus stattgefunden hat, und ob sich aus ihm auch noch etwas über die reihenfolge der neubildungen bei letzteren allein gewinnen läßt. Will man eine solche prüfung vornehmen, so wird es notwendig sein, in allen teilen der gotischen bibel, die überhaupt jüngere formen in der *u*-declination aufweisen, außer einer zusammenstellung eben dieser formen auch eine solche der altererbten vorzunehmen und das häufigkeitsverhältnis beider zueinander in jedem teile für sich zu bestimmen. Dabei ist aber zu beachten, daß diejenigen teile, die wegen gänzlichen mangels jüngerer formen für unsere statistik nicht in betracht kommen, in zwei gruppen zerfallen: während beim Matthaeus und beim Johannes des cod. arg. die jüngeren formen offenbar deshalb fehlen, weil diese partien überhaupt dem Wulfilanischen sprachgebrauch ähnlicher geblieben sind, läßt sich beim cod. Carol. sowie bei den codices Ambr. C und D wegen ihrer allzu fragmentarischen erhaltung nicht feststellen, ob dieselben neben den älteren formen der *u*-declination auch schon jüngere besessen haben. Welcher von diesen beiden gruppen die skeireins angehört hat, läßt sich bei dem auch wenigstens relativ geringen umfange des erhaltenen teils schwer sagen; ich werde sie aber gerade aus diesem grunde in meine statistik einbeziehen.

Zu Jacobsohns beobachtung KZ. 47, 84 ff., daß im Lucas

zwischen cap. 1—10 und cap. 14—20 unterschiede bestehen, ist doch zu bemerken, daß auch in 14—20 die jüngeren formen der *u*-declination so wenig wie im Marcus gänzlich fehlen. Im Ambr. A hat man nach Braun bei Streitberg, Die gotische bibel 1, 481 zwischen drei schreibern zu unterscheiden; die bei weitem längste partie rührt dabei vom drittem schreiber her (vom zweiten nur eine sehr kleine, in der sich überhaupt keine form der *u*-declination findet). Da, wie Bernhardt, Zs. fdph. 5, 187 f. aus einer reihe gemeinsamer fehler und in den text gedrungener glossen und zusätze erwiesen hat,[1]) A und B auf dieselbe vorlage zurückgehen, so empfiehlt es sich, die partien, die A und B gemeinsam haben (wobei für A nur die dritte hand in betracht kommt), von den nur in A und den nur in B sich findenden teilen getrennt zu behandeln. Eine völlige sonderstellung in bezug auf die formen der *u*-declination nimmt der am schluß von A stehende kalender ein.

In der folgenden aufzählung stelle ich bei jedem casus die jüngeren formen an den schluß, in den A und B gemeinsamen teilen auch die den jüngeren formen der einen hs. entsprechenden älteren der anderen.

I. Lucas 1—10.

Nominativ: *aggilus* 1, 11. 1, 13. 1, 19. 1, 26. 1, 28. 1, 35. 1, 38. 2, 9. 2, 10; *sunus* 1, 32. 1, 35. 3, 22. 3, 23. 4, 9. 4, 22. 4, 41. 5, 24. 6, 5. 7, 12. 7, 34. 9, 20. 9, 22. 9, 26. 9, 35. 9, 44. 9, 56. 9, 58. 10, 6. 10, 22. 10, 22. 10, 22; *handus* 1, 66. 6, 6. 6, 10; *praufetus* 1, 76. 7, 16. 7, 28. 7, 39. 9, 8. 9, 19; *wulþus* 2, 9. 2, 14; *Xristus* 2, 11. 3, 15. 4, 41. 9, 20; *hairus* 2, 35; *diabulus* 4, 3. 4, 6. 4, 13; *huhrus* 4, 25; *Paitrus* 5, 8. 8, 45. 9, 20. 9, 32. 9, 33. 9, 43; *flodus* 6, 49; *Þiumagus* 7, 7; *Fareisaius* 7, 39; *wriþus* 8, 33; *Iaeirus* 8, 41; *Iakobus* 9, 54; *sunaus* 4, 3; *diabulaus* 4, 5.

Genetiv: *gudjinassaus* 1, 9; *Þiudinassaus* 1, 33. 3, 1. 8, 10; *Þiumagaus* 1, 69; *Teibairiaus* 3, 1; *Filippauz* 3, 1; *Lwsaniaus* 3, 1; *Iaurdanaus* 3, 3; *praufetaus* 3, 4; *Mattaþiaus* 3, 26; *sunaus* 3, 23 (bis 3, 38 noch 74 mal). 6, 22; *Iakobaus* 6, 16; *Fareisaiaus* 7, 36. 7, 37; *leikinassaus* 9, 11; *dauþus* 1, 79; *praufetus* 4, 17; *Alfaius* 6, 15.

---

[1]) Beweisend für eine gemeinsame vorlage ist auch die A und B gemeinsame schreibung eines *o* für *u* in *aljakonjai* Eph. 2, 19, da weder A noch B sonst jemals *u* durch *o* ersetzt. Andere A und B gemeinsame schreibungen, die in wirklichkeit nur eigentümlichkeiten der aussprache darstellen wie *teikais* für *tekais* Kol. 2, 21 hat Bernhardt nicht ganz correct unter den schreibfehlern verzeichnet; bei der seltenheit, mit der solche schreibungen vorkommen, stützen sie gleichwohl seine theorie.

Dativ: *aggilau* 1, 18. 1, 34. 2, 13. 2, 21; *sunau* 1, 36. 3, 2; *qiþau* 1, 41; *handau* 1, 71. 1, 74. 3, 17; *skadau* 1, 79; *Agustau* 2, 1; *Kwreinaiau* 2, 2; *wahstau* 2, 52; *Puntiau* 3, 1; *Peilatau* 3, 1; *Iaurdanau* 4, 1; *diabulau* 4, 2; *praufetau* 4, 27; *Seimonau* 5, 4; *Paitrau* 7, 40; *Iohannau* 9, 9; *dauþau* 9, 27; *wulþau* 9, 31; *Þiumagu* 1, 54; *wulþu* 9, 26; *Haileisaiu* 4, 27; *praufetu* 7, 26; *sunu* 9, 38.

Accusativ: *sunu* 1, 13. 1, 31. 1, 57. 2, 7. 9, 41; *qiþu* 2, 23; *dauþu* 2, 26; *Xristu* 2, 26. 4, 41; *wulþu* 2, 32. 4, 6. 9, 32; *fotu* 4, 11; *handu* 5, 13. 6. 8. 6, 10. 8, 54. 9, 62; *Paitru* 6, 14. 8, 51. 9, 28; *Iakobu* 6, 14. 6, 15. 8, 51. 9, 28; *Filippu* 6, 14; *Barþulomaiu* 6, 14; *Maþþaiu* 6, 15; *kinnu* 6, 29; *grunduwaddju* 6, 49; *praufetu* 7, 26; *aggilu* 7, 27; *magu* 9, 42; *stubju* 10, 11; *Iakobau* 5, 10; *grunduwaddjau* 6, 48; *Þiudinassau* 9, 27.

II. Lucas 14—20.

Nominativ: *sunus* 15, 13. 15. 19. 15, 21. 15, 21. 15, 24. 15, 25. 15, 30. 17, 24. 17, 30. 18, 8. 19, 9. 19, 10. 20, 44; *huhrus* 15, 14; *Lazarus* 16, 20; *Fareisaius* 18, 10. 18, 11; *Paitrus* 18, 28; *Nazoraius* 18, 37; *Zakkaius* 19, 2. 19, 8; *wulþus* 19, 38.

Genetiv: *sunaus* 17, 22. 17. 26; *sabbataus* 18, 12; *asilaus* 19, 30.

Dativ: *maihstau* 14, 35; *huhrau* 15, 17; *ulbandau* 18, 25; *wahstau* 19, 3.

Accusativ: *grunduwaddju* 14, 29; *airu* 14, 32. 19, 14; *handu* 15, 22; *Lazaru* 16, 23; *wulþu* 17, 18; *sunu* 18, 31. 20, 13. 20, 41; *praufetu* 20, 6; *Xristu* 20, 41; *ufarassau* 15, 17.

III. Marcus.

Nominativ: *sunus* 1, 11. 2, 10. 2, 28. 6, 3. 8, 38. 9, 7. 9, 9. 9, 31. 10, 33. 10, 45. 10, 46. 12, 35. 12, 37. 14, 41. 14, 61. 15, 39; *handus* 3, 5. 9, 43; *Paitrus* 3, 16. 8, 29. 8, 32. 10, 28. 11, 21. 14, 54. 14, 72; *Jaeirus* 5, 22; *praufetus* 6, 4; *Xristus* 8, 29. 12, 35. 13, 21. 14, 61. 15, 32; *asiluqairnus* 9, 42; *fotus* 9, 45; *Iakobus* 10, 35; *Nazoraius* 10, 47; *Galeilaius* 14, 70; *Peilatus* 15, 2. 15, 4. 15, 5. 15, 9. 15, 12. 15, 14. 15, 15. 15, 44; *Barteimaiaus* 10, 46.

Genetiv: *Xristaus* 1, 1. 9, 41; *sunaus* 1, 1; *ulbandaus* 1, 6; *Zaibaidaiaus* 1, 19. 3, 17. 10, 35; *Alfaiaus* 2, 14. 3, 18; *Iaurdanaus* 3, 8; *Iakobaus* 3, 17; *Filippaus* 6, 17. 8, 27; *dauþaus* 9, 1; *Teimaiaus* 10, 46; *Alaiksandraus* 15, 21; *Rufaus* 15, 21.

Dativ: *praufetau* 1, 2; *Iakobau* 1, 29. 3, 17; *skadau* 4, 32; *handau* 5, 41. 9, 27; *dauþau* 7, 10. 10, 33. 14, 64; *ufarassau* 7, 37; *wulþau* 8, 38. 10, 37. 13, 26; *Iaurdanau* 10, 1; *ulbandau* 10, 25; *wintrau* 13, 18; *Paitrau* 14, 66. 14, 70. 16, 7; *Nazoraiau* 14, 67; *Peilatau* 15, 1. 15, 43; *auhjodau* 15, 7.

Accusativ: *Marku* überschrift; *aggilu* 1, 2; *Seimonu* 1, 16; *Iakobu* 1, 19. 3, 18. 5, 37. 9, 2. 10, 41; *Zaibaidaiu* 1, 20; *handu* 1, 31. 1, 41. 3, 1. 3, 3. 3, 5. 8, 23; *Filippu* 3, 18; *Barþaulaumaiu* 3, 18; *Matþaiu* 3, 18; *Þaddaiu* 3, 18; *Paitru* 5, 37. 8, 33. 9, 2. 14, 67; *auhjodu* 5, 38; *fairhvu* 8, 36; *sunu* 9, 12. 9, 17. 12, 6. 12, 6. 13, 26. 14, 62; *hairu* 14, 47; *Kwreinaiu* 15, 21; *Nazoraiu* 16, 6; *handau* 7, 32.

IV. Ambr. A und B gemeinsam.[1])

Nominativ: *dauþus* K 15, 54; *Teimauþaius* K 16, 10; th 1, 1; *sunus*

[1]) Ich bediene mich für die briefe der abkürzungen Ernst Schulzes.

k 1, 19; *Xristus* k 1, 19. k 13, 5. E 5, 2. C 1, 27. C 3, 1. C 3, 4. T 2, 5; *wulþus* k 3, 9. E 3, 13. E 3, 21; *ufarassus* k 4, 7. k 8, 14. k 8, 14. E 1, 19; *ibnassus* k 8, 14; *aggilus* k 12,7; *Teitus* k 12, 18; *Pawlus* E 1, 1. C 1, 23. th 1, 1. T 1, 1; *apaustaulus* E 1, 1. T 1, 1. T 2, 7. t 1, 11; *wulþus* E 3, 13. E 3, 21; *liþus* E 4, 25; *horinassus* E 5, 3, G 5, 19; *Teitus* G 2, 3; *kalkinassus* G 5, 19; *skalkinassus* G 5, 20. C 3, 5; *Haibraius* Ph 3, 5; *Fareisaius* Ph 3, 5; *Twkeikus* C 4, 7 (A, *Twkekus* B); *Ari(a)starkus* C 4, 10. (A, *Areistarkus* B); *Markus* C 4, 10; *Justus* C 4, 11; *Silbanus* th 1, 1; *Hwmainaius* T 1, 20; *Alaiksandrus* T 1, 20; *aipiskaupus* T 3, 2; *Fwgailus* t 1, 15; *Xreskus* t 4, 10 (A, wofür *Krispus* B); *wulþaus* k 8, 23 A (*-us* B), Ph 3, 19 A (*-us* B); *Xristaus* G 4, 19 B (*-us* A); *fairhvaus* G 6, 14 B (*-us* A).

Genetiv: *dauþaus* K 15, 56. k 1, 9. k 3, 7; *Xristaus* k 2, 10. 2, 12. 2, 15. 3, 3. 4, 4. 4, 6. 5, 10. 5, 14. 8, 9. 8, 23. 12, 9. 13, 3. 13, 13. E 1, 1. 1, 3. 1, 17. 2, 13. 3, 14. 3, 19. G 5, 24. 6, 2. 6, 12. 6, 14. 6, 18. Ph 2, 30. 3, 7. 3, 8. 3, 9. 3, 18. C 1, 24. 4, 12. Th 5, 23. 5, 28. th 3, 18. T 1, 1. 1, 1. 4, 6. 6, 3. t 1, 1. 1, 10. 4, 1; *wulþaus* k 3, 7. 4, 4. 4, 6. E 1, 6. 1, 7. 1, 12. 1, 14. 1, 17. 1, 18. 3, 16. Ph 3, 21. C 1, 11. 1, 27. 1, 27; *ufarassaus* k 3, 10. Ph 3, 8; *Teitaus* k 7, 6. 7, 13. 8, 16; *fairhvaus* k 7, 10. E 1, 4. C 2, 20; *luftaus* E 2, 2; *diabulaus* E 6, 11; *Þuhtaus* C 2, 23; *Pawlaus* th 3, 17; *Auneiseifauraus* t 1, 16; *apaustaulus* k 12, 12 A (*-aus* B); *sunus* C 1, 13 A (*-aus* B).

Dativ: *Xristau* K 16, 24. k 1, 21. 2. 14. 2, 17. 3, 14. 5, 17. 5, 19. 6, 15. 12, 2. E 1, 1. 1, 2. 1, 3. 1, 10. 1, 12. 1, 15. 1, 20. 2, 5. 2, 6. 2, 7. 2, 10. 2, 13. 3, 11. 3, 21. 4, 32. G 1, 22. 2, 4. Ph 3, 3. 3, 12. 3, 14. C 1, 28. 3, 1. 3, 3. th 1, 1. 1, 2. 3, 12. T 1, 2. 2, 7. t 1, 9. 3, 12. 3, 15; *fairhvau* k 1, 12. C 2, 20. T 6, 7; *ufarassau* k 1, 12. k 7, 15. 12, 15. E 1, 8. 3, 19. T 2, 2; *wulþau* k 1, 20. 3, 8. 3, 9. 3, 11. 3, 18. 8, 19. C 3, 4; *dauþau* k 2, 16; Ph 2, 27. Ph 3, 10; *ibnassau* k 8, 13; *horinassau* k 12, 21; *sunau* E 1, 6; *Paitrau* G 2, 8; *handau* G 6, 11. th 3, 17; *Klaimaintau* Ph 4, 3 A (*Klemaintau* B); *Aunisimau* C 4, 9; *Teimauþaiau* T überschrift; *Puntiau* T 6, 13; *Peilatau* T 6, 13 (in A nur *tau*); *haidau* t, 3, 8; *Paitru* G 2, 7 A (*-au* B); *Teimauþaiu* T 1, 2 B (*-au* A).

Accusativ: *Þiudinassu* K 15, 50; *wintru* K 16, 6; *Silbauu* k 1, 19; *Teimauþaiu* k 1, 19; *kustu* k 2, 9. 13, 3; *Xristu* k 3, 4. 4, 5. 5, 16. 5. 18. 5, 20. 5, 20. 12, 10. E 1, 5. 2, 12. 3, 17. 4, 20. Ph 3, 20; *wulþu* k 3, 11. 3, 18. 6, 8; *dauþu* k 7, 10. C 1, 22; *Teitu* k 8, 23. 12, 18. G 2, 1; *ufarassu* E 2, 7; *midjungardiwaddju* E 2, 14 A (*miþgardawaddju* B); *fairhvu* E 6, 12; *skildu* E 6, 16; *Marku* t 4, 11; *dauþau* t 1, 10;[1]) *Xristau* Ph 3, 8; *Xristau* K 15, 57 A (*-u* B); *wulþau* k 3, 18 B (*-u* A); *horinassau* C 3, 5 A (*-u* B); *lustau* C 3, 5 A (*-u* B).

V. A, erste hand (in B fehlend).

Nominativ: *dauþus* R 6, 23. 7, 13. 8, 6. 8, 38; *Xristus* 8, 10. 9, 5. 10, 4; *huhrus* 8, 35; *hairus* 8, 35; *wulþus* 9, 4; *skalkinassus* 9, 4; *sunus* 9, 9; *drunjus* 10, 18; *apaustaulus* 11, 13.

---

[1]) *dauþau* stand von jeher fest für B; in A las Uppström *dauþu*, das jedoch 'ziemlich erloschen' sein sollte (vgl. Bernhardt zur stelle); Braun bei Streitberg bemerkt aber ausdrücklich, daß auch in A *dauþau* und nicht mit Uppström *dauþu* zu lesen ist.

Genetiv: *Xristaus* 7, 4. 8, 9. 8, 35. 10, 17; *daupaus* 7, 24. 8, 2; *Iudaiaus* 10, 12; *fairhvaus* 11, 15; *wulpaus* 9, 23 (mit übergeschriebenem *a*).

Dativ: *Xristau* 6, 23. 8, 1. 8, 2. 8, 39. 9, 3. 13, 14; *daupau* 7, 5. 7, 10; *ufarassau* 7, 13; *wulpau* 9, 23; *fairhvau* 11, 12.

Accusativ: *lustu* 7, 7. 7, 8; *daupu* 7, 13; *Xristu* 7, 25. 10, 6. 10, 7; *sunu* 8, 3; *hairau* 13, 4 (-*u* Car.).

VI. A, dritte hand (soweit in B fehlend).

Nominativ: *Lukius* R 16, 21; *Soseipatrus* R 16, 21; *Tairtius* R 16, 22; *Gaius* R 16, 23; *wairdus* R 16, 23; *Airastus* R 16, 23; *Qartus* R 16, 23; *Xristus* K 1, 13. 1, 17. 5, 7. 8, 11. 11, 3. 12, 12. 15, 3. 15, 12. 15, 13. 15, 14. 15, 16. 15, 17. 15, 20. 15, 23. E 4, 15. 5, 23. 5, 25. 5, 29. G 2, 17. 2, 20. 2, 21. 3, 1; *Pawlus* K 1, 13. t 1, 1. Phil. 19; *fairhvus* K 1, 21; *apaustaulus* K 9, 1. 9, 2. 15, 9. t 1, 1; *Judaius* K 9, 20. G 3, 28; *lipus* K 12, 14. 12, 19; *fotus* K 12, 15; *handus* K 12, 15; *daupus* K 15, 21. 15, 26; *sunus* K 15, 28. G 4, 7. 4, 7. th 2, 3; *Teitus* t 4, 10; *Alaiksaudrus* t 4, 14; *praufetus* Tit. 1, 12.

Genetiv: *Xristaus* R 16, 24. K 1, 12. 1, 17. 4, 10. 5, 4. 5, 4. 7, 22. 9, 21. 11, 1. 11, 3. 15, 23. E 4, 7. 4, 12. 4, 13. 5, 20. 5, 21. G 3, 29. th 1, 8. 1, 12. 1, 12. 2, 1.[1]) T 5, 21. t 1, 1; *Staifanaus* K 1, 16; *fairhvaus* K 1, 20. 5, 10. E 2, 2. G 4, 3; *apaustaulaus* K subscr.; *wahstaus* E 4, 13; *sunaus* G 4, 6; *Pawlus* K 1, 12. 1, 13[2]); *sunus* E 4, 13. G 2, 20.

Dativ: *Xristau* K 4, 10. 8, 12. 15, 18. 15, 19. 15, 22. 15, 31. E 4, 13. G 2, 17. 2, 20. 3, 27. 3, 27. 3, 28. T 3, 13. t 1, 1. 1, 2. Phil. 20. 23; *fairhvau* K 5, 10. T 3, 16; *wulpau* K 10, 31. th 1, 9. T 3, 16; *handau* K 12, 21. Phil. 19; *Iakobau* K 15, 7; *daupau* k 2, 16[3]); *haidau* th 2, 3 (zweites *a* unleserlich nach Braun); *Teimaupaiau* t 1, 2; *Karpau* t 4, 13; *Xristu* E 5, 24.

Accusativ: *Krispu* K 1, 14; *Gaïu* K 1, 14; *Xristu* K 1, 24. 15, 15. G 4, 7. 4, 14; *luftu* K 9, 26; *puhtu* K 10, 29; *piudinassu* K 15, 24; *sunu* G 4, 4; *aggelu* G 4, 14; *Twkeiku* t 4, 12; *Xristau* K 9, 1; *auhsau* K 9, 9; *daupau* K 11, 26.

VII. B (in A fehlend).

Nominativ: *Pawlus* k 1, 1. 10, 1. E 3, 1. G 1, 1. 5, 2. Th 2, 18. Tit 1, 1; *apaustaulus* k 1, 1. G 1, 1. Tit 1, 1; *Teimaupaius* k 1, 1; *ufarassus* k 1, 5; *daupus* k 4, 12; *Twkeikus* E 6, 21; *wulpus* G 1, 5. Th 2, 20. T 1, 17; *Paitrus* G 2, 9. 2, 11; *Iakobus* G 2, 9; *Iudaius* G 2, 14; *Judaius* C 3, 11; *sunus* G 4, 30; *Xristus* G 5, 1. 5, 2. Ph 1, 18. 1, 20. 1, 21. C 3, 11. 3, 13. Th 3, 11. th 2, 16. T 1, 15; *skadus* C 2, 17; *barbarus* C 3, 11; *Skwpus* C 3, 11; *Wmainaius* t 2, 17; *Filetus* t 2, 17; *grunduwaddjus* t 2, 19; *aipiskaupus* Tit 1, 7; *skalkinassaus* E 5, 5; *Xristaus* T 1, 16.

Genetiv: *Staifanaus* K 16, 15. 16, 17; *Faurtunataus* K 16, 17; *Akaïkaus* K 16, 17; *Xristaus* k 1, 1. 1, 3. 1, 5. 1, 14. 9, 13. 10, 1. 10, 5. 10, 7. 10, 7. 10, 14. 11, 10. 11, 13. 11, 23. E 3, 1. 3, 4. 3, 8. 5, 5. G 1, 6. 1, 7. 2, 16. 2, 16.

---

[1]) th 2, 2 ist *Xristaus* nach Braun unlesbar.

[2]) In der überschrift von E steht für den genetiv von *Pawlus* die abbreviatur *Paws*, deren auflösung ungewiß bleibt.

[3]) B hat hier für *us daupau* den gen. *daupaus*.

6, 17. Ph 1, 19. 1, 27. C 1, 7. 2, 11. 2, 17. 3, 16. 4, 3. Th 2, 19. 3, 2. 3, 13. th 3, 5. 3, 6. T 6, 13. 6, 14. t 2, 3. Tit 1, 1; *dauþaus* k 2, 16 (*us dauþau* A); *wulþaus* k 4, 17. T 1, 11; *gudjinassaus* k 9, 12: *drauhtinassaus* k 10, 4; *skalkinassaus* G 5, 1; *Pawlaus* C 4, 18; *arkaggilaus* Th 4, 16; *lustaus* Th 4, 5; *Pawlus* K 16, 21.

Dativ: *handau* K 16, 21. C 4, 18; *Xristau* k 1, 2. 11, 2. E 2, 20. 3, 6. 6, 23. G 1, 3. 2, 16. 5, 4. Ph 1, 23. 1, 26. 2, 1. 2, 5. 4, 7. 4, 13. C 2, 20. 3, 24. Th 2, 14. 4, 16. 5, 18. T 1, 12. 1, 14. t 2, 1. 2, 10. Tit 1, 4; *ufarassau* k 1, 8. 4, 17. 9, 14.[1]) 10, 14. 10, 15. 11, 23. 11, 23. Th 2, 17. 3, 10. 5, 13; *dauþau* k 2, 16; *wulþau* k 4, 15. Th 2, 12. t 2, 10; *aggilau* k 11, 14; *gredau* k 11, 27. *grunduwaddjau* E 2, 20; *Iakobau* G 2, 12; *Paitrau* G 2, 14; *sunau* G 4, 30. 4, 30; *blotinassau* C 3, 18; *wahstau* C 2, 19; *Arkippau* C 4, 17; *lustau* Th 2, 17; *kalkinassau* Th 4, 3[2]); *luftau* Th 4, 17; *fairƕau* T 1, 15; *Teitau* Tit überschrift; 1, 4; *Xristu* G 5, 6; *Teimauþaiu* Th 3, 6.

Accusativ: *Xristu* K 16, 22. k 1, 5. E 6, 24. G 1, 1. Ph 1, 15. 1, 17. 1, 29. Th 4, 2. 5, 9. t 2, 8; *dauþu* k 4, 11. Ph 1, 20; *lustu* G 5, 16. Ph 1, 23; *Aipafraudeitu* Ph 2, 25; *apaustulu* Ph 2, 25; *ibnassu* C 4, 1; *Teimauþaiu* Th 3, 2; *waninassu* Th 3, 10; *baurgswaddjau* k 11, 33; *ufarassau* Ph 4, 12.

VIII. Skeireins (nach Streitbergs ausgabe citiert).

Nominativ: *wiþrus* 1, 7; *Nekaudemus* 2, 9; *praufetus* 4, 17; *sunus* 5, 8; *Filippus* 7, 4; *Fareisaius* 8, 23.

Genetiv: *dauþaus* 1, 2; *diabulaus* 1, 10; *wulþaus* 4, 12; *Sabailliaus* 4, 26. 5, 13; *Markaillaus* 4, 26; *sunaus* 5, 6; *mauniskodaus* 6, 12.

Dativ: *diabulau* 1, 13. 1, 20; *Jaurdanau* 4, 4; *sunau* 5, 12. 5, 17. 5, 21; *Neikaudaimau* 8, 19.

Accusativ: *sunu* 4, 27. 5, 19. 5, 23.

IX. Kalender.

Genetiv: *Filippaus; Kustanteinus; Dauriþaius; apaustaulus; apaustaulus*[3]).

Wie die statistik zeigt, scheiden sich die partien der gotischen bibel, die überhaupt jüngere formen der *u*-declination aufweisen, deutlich in drei gruppen. Die erste gruppe bilden diejenigen teile, welche die jüngeren formen nur ganz vereinzelt zeigen, der Marcus und die Lucascapitel 14—20, die zweite diejenigen, die sie etwas häufiger hervortreten lassen, die Lucascapitel 1—10, die von dritter hand geschriebenen

---

[1]) Nach Bernhardt für *ufarassaus* verschrieben; vgl. Streitberg zur stelle.

[2]) Nach Gabelentz-Loebe und Braun bei Streitberg dafür *kalkinassaus* verschrieben.

[3]) Ungewiß bleibt, wie die abbreviatur *aipiskš* aufzulösen ist.



teile der briefe in A und der cod. B, die dritte derjenige teil, der die jüngeren formen durchaus überwiegen läßt, der kalender. Zweifelhaft bleibt zunächst, ob der von der ersten hand herrührende teil von A zur ersten oder zur zweiten gruppe gehört.

Der ersten gruppe muß man aber auch die gemeinsame vorlage von A und B zurechnen. Denn da sowohl in A wie in B die jüngeren formen nur einen kleinen bruchteil der älteren ausmachen, so kann es doch wohl nicht zweifelhaft sein, daß überall da, wo eine der beiden hss. in abweichung von der anderen die jüngere form aufweist, im archetypus noch die ältere gestanden hat. Nur wo A und B gemeinsam die jüngere form zeigen, wird diese auch bereits für die gemeinsame vorlage anzunehmen sein. Das ist aber im ganzen nur zweimal, bei den accusativen *dauþau* t 1, 10 und *Xristau* Ph 3, 8, sicher der fall.[1]) Da die A und B gemeinsamen partien bedeutend umfangreicher als der Marcus und als die Lucascapitel 14—20 sind, so können sie auch am ehesten als prüfstein dafür verwandt werden, ob diejenigen teile der gotischen bibel, welche die jüngeren formen der *u*-declination nur erst ganz vereinzelt aufweisen, die neuerung auf einen bestimmten casus beschränken.

Nun zeigen A und B gemeinsam 50 nominative auf *-us*, 71 genetive auf *-aus*, 71 dative auf *-au* und 31 accusative auf *-u*. Da außerdem von älteren formen noch 4 nominative, 2 genetive, 2 dative und 4 accusative teils in A, abweichend von B, teils in B, abweichend von A, gewahrt sind, die älteren

[1]) Vielleicht ist auch noch ein dritter accusativ auf *-au* hinzuzufügen, indem das A und B gemeinsame *gaunoþa* k 7, 7 für *gaunoþau* verschrieben worden sein könnte. Denn die zugleich in A und B sich findenden schreibfehler sind sonst sämtlich derart, daß ein buchstabe fortgelassen worden ist, so in *sai* für *siai* k 12, 16, *faurqiþa* für *fauraqiþa* G 5, 21, *andabaht* für *andabauht* T 2, 6, *aiwaggejon* für *aiwaggeljon* t 1, 10. (In den beiden letzten fällen ist der fehlende buchstabe in A übergeschrieben worden. Kaum zu den eigentlichen schreibfehlern zu zählen ist *þize* für *þizei* k 12, 13, während *anawilje* für *anawiljei* Ph 4, 5 nach Braun wahrscheinlich überhaupt nur in B gestanden hat. Über *ƕileiku* E 1, 18, das Bernhardt als für *ƕileika* verschrieben ansieht, und das in wirklichkeit für *ƕileikuh* steht, vgl. Streitberg, Got. bibel I, 333.) Gleichwohl muß auch mit der möglichkeit gerechnet werden, daß dem schreiber des archetypus bei seinem *gaunoþa* noch das darauf bezügliche *izwarana* vorschwebte, dessen *-a* sich auf diese weise für *-u* eingedrängt haben könnte.

formen aber hier noch dem archetypus angehört haben, so ergeben sich für diesen im ganzen 54 nominative auf *-us*, 73 genetive auf *-aus*, 73 dative auf *-au* und 35 accusative auf *-u*. Hätten zur zeit der niederschrift des archetypus schon bei sämtlichen casus die jüngeren formen neben den älteren bestanden, so sollte man sie doch beim accusativ als dem hier am seltensten auftretenden casus auch am seltensten erwarten. In wirklichkeit stehen nun aber den 35 älteren accusativen des archetypus wenigstens 2 (vielleicht sogar 3; vgl. s. 74, fußn.) jüngere gegenüber, während die 200 älteren formen der übrigen casus keine einzige jüngere neben sich haben. Eine solche verteilung wird doch aber wohl kaum auf zufall beruhen, sondern eben noch das erste stadium der analogiebildung in der *u*-declination repräsentieren.

Die Lucascapitel 14—20 enthalten an älteren formen 22 nominative, 4 genetive, 4 dative, 11 accusative, während die jüngeren nur aus einem einzigen accusativ bestehen. Das könnte an und für sich sehr wohl zufall sein; angesichts des für den archetypus von A und B gewonnenen resultats aber wird man auch vielleicht für die Lucascapitel 14—20 anzunehmen haben, daß hier die analogiebildung schon im accusativ, aber noch nicht in den übrigen casus statthaben konnte. Stehen den 35 älteren accusativen des archetypus von A und B nur 2 oder höchstens 3 jüngere gegenüber, so kann man neben den 11 älteren der Lucascapitel 14—20 auch nicht mehr als einen einzigen jüngeren erwarten.

Anscheinend ein abweichendes resultat ergibt von denjenigen teilen, welche die jüngeren formen nur ganz vereinzelt zeigen, der Marcus. Derselbe enthält 45 nominative auf *-us*, 17 genetive auf *-aus*, 22 dative auf *-au* und 34 accusative auf *-u*, aber neben einem accusativ auf *-au* auch einen nominativ auf *-aus*. Doch hat es mit diesem nominativ *Barteimaiaus* 10, 46 seine eigene bewandtnis: die form folgt unmittelbar als apposition einem *sunus Teimaiaus*, dessen *-aus* das hervortreten der gleichen endung auch bei dem höchst ähnlichen namen *Barteimaius* begünstigen mußte. Wohl konnte auch für den Marcusschreiber, der den accusativ auf *-au* schon neben dem auf *-u* gebraucht, schon ein nominativ auf *-aus* neben dem auf *-us* wenigstens möglich sein und unter besonders

begünstigenden umständen (die beim accusativ nicht nötig waren) ihm auch einmal in die feder fließen; es wäre aber auch nicht ausgeschlossen, daß in dem *Barteimaiaus* ein durch das vorangehende *Teimaiaus* veranlaßter bloßer schreibfehler des Marcusschreibers vorläge. Es besteht aber auch noch die dritte möglichkeit, daß die form *Barteimaiaus* überhaupt noch nicht in der vorlage des codex argenteus für den Marcus gestanden hat, sondern erst auf den schreiber dieses codex selbst zurückzuführen ist. Denn wenn auch dieser letztere im allgemeinen so treu copiert hat, daß wir in ihm noch deutlich die eigentümlichkeiten seiner für die einzelnen teile verschiedenen vorlagen unterscheiden können, so kann ihm doch auch hin und wieder eine abweichung von seiner vorlage unbewußt unterlaufen sein. Da nun dieser schreiber, der ja auch schon die Lucascapitel 1—10 mit ihren minder seltenen jüngeren formen copierte, höchst wahrscheinlich auch selbst schon diese neben den älteren in seiner sprache gebraucht hat, so konnte ihm ein nominativ *Barteimaiaus*, der einem mit ihm grammatisch zusammengehörigen genetiv *Teimaiaus* unmittelbar folgte, besonders leicht einfließen. Ist dies richtig, dann bestätigt auch wohl der Marcus das am archetypus von A und B gewonnene resultat: unter den 85 formen, die der nominativ, genetiv und dativ hier zusammen ausmachen, findet sich außer dem unter ganz besonderen umständen erscheinenden *Barteimaiaus* keine einzige jüngere, während den 34 älteren accusativformen auch hier wenigstens eine jüngere, deren auftreten nicht durch besondere umstände begünstigt war, gegenübersteht.

Von den partien, in denen die jüngeren formen minder selten sind, haben die ersten zehn Lucascapitel 63 nominative auf *-us*, 2 auf *-aus*, 91 genetive auf *-aus*, 3 auf *-us*, 24 dative auf *-au*, 5 auf *-u*, 34 accusative auf *-u*, 3 auf *-au*. Doch sind unter den genetiven 75 *sunaus*, die, immer nur durch einen personennamen voneinander getrennt, hintereinander in der genealogie Christi stehen, nur als ein einziger zu rechnen, also in wirklichkeit nur 17 genetive älterer form anzusetzen. Umgekehrt darf unter den dativen eine der jüngeren formen, *praufetu* 7, 26, kaum mitgezählt werden, da ihm ein accusativ *praufetu* in demselben verse voraufgeht und dazu noch besonders betont ist (*akei ƕa usiddjeduþ saiƕan? praufetu? jai,*

qiþa izwis jah mais praufetu). Somit ergibt sich für den nominativ als das verhältnis der jüngeren formen zu den älteren 1:31$^1/_2$, für den genetiv 1:5$^2/_3$, für den dativ 1:6, für den accusativ 1:11$^1/_3$. Wenn hier beim genetiv und dativ die jüngeren formen verhältnismäßig häufiger nicht nur als beim nominativ, sondern auch als beim accusativ sind, so könnte das vielleicht daran liegen, daß die sprache des schreibers im allgemeinen bereits die formen mit *u* vor denen mit *au* bevorzugte; freilich sind die unterschiede keineswegs so bedeutend, daß sie nicht auch auf einem zufall der überlieferung beruhen könnten. Doch ist bezüglich des nominativs noch zu beachten, daß seine beiden formen auf *-aus, sunaus* 4,3 und *diabulaus* 4,5 ziemlich nahe beieinander stehen und überhaupt durch keine dritte form der *u*-declieation voneinander getrennt sind: es hat also wohl dem schreiber, als er *diabulaus* schrieb, noch sein *sunaus* vorgeschwebt. Trifft dies zu, dann haben sich in der sprache dieses schreibers die jüngeren formen wahrscheinlich früher beim dativ und genetiv als beim nominativ eingestellt.

In den von dritter hand geschriebenen teilen von A, die in B fehlen, stehen 52 nominative auf *-us*, 0 auf *-aus*, 31 genetive auf *-aus*, 4 auf *-us*, 29 dative auf *-au*, 1 auf *-u*, 12 accusative auf *-u*, 3 auf *-au*. Um zu beurteilen, wie sich bei diesem schreiber das verhältnis der neuerungen bei den einzelnen casus zueinander gestaltet, muß man natürlich auch alle hierhin gehörigen formen in den A und B gemeinsamen teilen mit ausnahme der beiden accusative auf *-au*, bei denen bereits der archetypus geneuert hat, mitzählen. Übereinstimmend mit B zeigt A 50 nominative auf *-us*, 71 genetive auf *-aus*, 71 dative auf *-au*, 31 accusative auf *-u*; dazu kommen für A 2 nominative auf *-us*, in denen B *-aus*, und 2 nominative auf *-aus*, in denen B *-us* hat, ferner in abweichung von B 2 genetive auf *-us*, 1 dativ auf *-au*, 1 dativ auf *-u*, 1 accusativ auf *-u*, 3 auf *-au*. Das macht also zusammen für den dritten schreiber von A 104 nominative auf *-us*, 2 auf *-aus*, 102 genetive auf *-aus*, 6 auf *-us*, 101 dative auf *-au*, 2 auf *-u*, 44 accusative auf *-u*, 6 auf *-au*. Somit verhält sich hier die zahl der jüngeren formen zu den älteren beim nominativ wie 1:52, beim genetiv wie 1:17, beim dativ wie 1:50$^1/_2$, beim accusativ wie 1:7$^1/_3$.

Allerdings muß man auch mit der möglichkeit rechnen, daß von den drei accusativen auf *-au* in denjenigen teilen von A, die in B fehlen, der eine oder der andere schon aus dem archetypus von A und B stammt. Nehmen wir die äußerste möglichkeit an, daß alle drei schon dort gestanden haben, dann bleiben für A selbst freilich nur 3 accusative auf *-au* und damit als das verhältnis der jüngeren formen zu den älteren bei diesem casus $1:14^2/_3$, das von dem beim genetiv so gut wie nicht mehr verschieden ist. Besonders wegen dieser unsicherheit läßt sich auch nicht mit bestimmtheit sagen, ob beim schreiber von A die jüngeren formen im accusativ noch häufiger als in den übrigen casus gewesen sind. Da aber der dativ ungefähr das gleiche verhältnis wie der nominativ zeigt, so dürfte beim dritten schreiber von A wohl auch kein unterschied zwischen der häufigkeit der jüngeren formen beim nominativ und denen beim dativ und genetiv bestanden haben und das häufigere auftreten derselben bei letzterem casus in den uns erhaltenen teilen auf zufall beruhen. Darf man dies annehmen, dann werden hier allerdings die jüngeren formen immer noch beim accusativ am häufigsten gewesen sein, während sich die neuerung im nominativ wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig mit der im genetiv und dativ eingestellt hätte.

Der cod. B enthält in den ihm allein zukommenden partien 40 nominative auf *-us*, 2 auf *-aus*, 51 genetive auf *-aus*, 1 auf *-us*, 56 dative auf *-au*, 2 auf *-u*, 19 accusative auf *-u*, 2 auf *-au*. Hierzu müssen auch hier die A und B gemeinsamen formen gezählt werden, die 50 nominative auf *-us*, die 71 genetive auf *-aus*, die 71 dative auf *-au*, die 31 accusative auf *-u*, ferner die von A abweichenden formen von B: 2 nominative auf *-us*, 2 auf *-aus*, 2 genetive auf *-aus*, 1 dativ auf *-au*, 1 auf *-u*, 3 accusative auf *-u*, 1 auf *-au*. Das ergibt in summa für B 92 nominative auf *-us*, 4 auf *-aus*, 124 genetive auf *-aus*, 1 auf *-us*, 128 dative auf *-au*, 3 auf *-u*, 53 accusative auf *-u*, 3 auf *-au*. Freilich kommt auch hier die möglichkeit in betracht, daß von den zwei accusativen auf *-au* in denjenigen partien, die in B allein erhalten sind, einer oder sogar beide schon aus dem archetypus von A und B stammen. Es ist daher nicht ganz sicher, ob hier für den accusativ das verhältnis

der jüngeren formen zu den älteren als $1:17^2/_3$ oder als $1:26^1/_2$ oder als 1:53 anzusetzen ist. Was die übrigen casus betrifft, so verhält sich die zahl der jüngeren formen zu den älteren beim nominativ wie 1:23, beim genetiv wie 1:124, beim dativ wie $1:41^2/_3$. Auch bei dieser verteilung ist ein zufall gewiß nicht ausgeschlossen; doch hat es etwas den anschein, als ob in der sprache des schreibers von B — umgekehrt wie vielleicht in derjenigen der ersten zehn Lucascapitel — die neuerung früher beim nominativ als beim genetiv und dativ eingetreten war. Selbst wenn man beim accusativ das verhältnis 1 : 53 annimmt, sind in B die jüngeren formen bei diesem casus immer noch minder selten als beim genetiv und dativ; nimmt man $1:17^2/_3$ an (was das wahrscheinlichste ist), so sind sie beim accusativ sogar noch ein wenig häufiger als beim nominativ. Dafür, daß der schreiber von B beim genetiv und dativ die formen mit *au* noch bevorzugte, spricht jedenfalls die tatsache, daß er k 7,14, wo Wulfila nach dem ausweise des *du Teitaun* von A für *πρὸς Τίτον* den griechischen accusativ gegen die construction (wie *bwssaun* Luc. 16, 19 in *gawasida was paurpaurai jah bwssaun*) beibehalten hatte, den gotischen dativ in der form *Teitau* eingeführt hat (k 2,13 und k 8,6, wo Wulfila gegen seine sonstige gewohnheit, die griechischen namen der *o*-declination gotisch als *u*-stämme zu flectieren,[1])

[1]) Nach Gaebeler, Zs. fdph. 43,62 hat Wulfila bei den höchst zahlreichen casusformen der griechischen namen auf *-ος* außer in *Teitaun* nur noch im vocativ *Nazorenai* Marc. 1, 24 die griechische endung beibehalten, wo er *Ναζορηνέ* im anschluß an das vorangehende von ihm näher bestimmte und wichtigere *'Ιησοῦ*, das gotisch sowieso unverändert blieb, gleichfalls unverändert übernommen hat. Die eigentümliche wiederholte beibehaltung gerade von *Τίτον* läßt sich nur daraus erklären, daß Wulfila, wenn er griechisch sprach und schrieb, häufiger gelegenheit hatte, den namen *Τίτος* als andere namen auf *-ος* anzuwenden. Offenbar hat Wulfila den namen seines zeitgenossen Titus, des bischofs von Bostra, der dadurch bekannt war, daß er von Julianus Apostata angefeindet wurde und daß er als griechischer kirchenschriftsteller hervorragte, und mit dem er wohl auch auf synoden zusammengetroffen ist, in griechischer rede häufig, seltener aber in gotischer gebraucht. Allerdings wird Wulfila ein name wie der des Petrus auch im griechischen sehr geläufig gewesen sein: hier hat er aber offenbar das gotische *Paitrus* bereits von den Goten, die schon vor ihm christen waren, in allen seinen casusformen übernommen; erst recht gilt das natürlich von got. *Xristus*. Andere griechische namen auf *-ος* wie

griech. *Τίτον* in übereinstimmung mit der construction als *Teitaun* übernommen hatte, hat B dies so wenig wie A verändert). Höchstwahrscheinlich hat der schreiber von B auch k 1, 14 und G 6, 17 wie Bernhardt, Vulfila s. 416 und 482 annimmt, *Xristaus*, also auch die ältere genetivform, selbständig zu *Iesuis* (so ohne *Xristaus* in A) nach einer lateinischen hs. hinzugefügt; von den griechischen hss. hat in beiden fällen die eine gruppe bloßes *Ἰησοῦ*, die andere *Ἰησοῦ Χριστοῦ* (Streitberg, Die got. bibel 1, 287 und 366); es ist aber weit unwahrscheinlicher, daß ein schreiber einen heiligen namen wie *Xristaus* nach einer nichtgotischen vorlage fortgelassen, als daß ein anderer ihn nach einer solchen hinzugesetzt hat.

Der von der ersten hand von A geschriebene teil enthält 14 nominative auf *-us*, 8 genetive auf *-aus*, 1 auf *-us*, 11 dative auf *-au*, 8 accusative auf *-u*, 1 auf *au*, welcher letztere freilich möglicherweise auch schon aus dem archetypus von A und B stammt. Als genetiv auf *-us* ist *wulþaus* R 9, 23 aufzufassen: wenn hier auch nach Braun bei Streitberg ein *a* übergeschrieben zu sein scheint, so war doch dem schreiber zunächst ein *wulþus* entschlüpft, das er dann wohl selbst sogleich nach der vorlage in *wulþaus* corrigiert hat. Für den ersten schreiber von A beschränken sich also so wenig wie für den dritten derselben hs. und für den von B die jüngeren formen noch auf den accusativ; ob sie aber bei ihm dem nominativ noch fremd waren, läßt sich bei dem geringen umfang des von ihm herrührenden teiles nicht sagen.

Κρίσπος, Γάϊος, Ἐπαφρόδιτος werden Wulfila zwar aus dem gotischen nicht bekannt, aber auch in seinem griechisch nur wenig geläufig gewesen sein, so daß er sie nach dem muster von *Xristus, Paitrus* usw. gleichfalls nach dem *sunus*-typus flectierte (*Krispu, Gaïu* K 1, 14; *Aipafraudeitu* Ph 2, 25). In anderen casus als dem accusativ gebraucht Wulfila freilich auch von *Τίτος* nur formen der gotischen *u*-declination (nom. *Teitus* k 12, 18. G 2, 3. t 4, 10; gen. *Teitaus* k 7, 6. 7, 13. 8, 16; dat. *Teitau* Tit. inscr. und 1, 4) und so auch im accusativ *Teitu* k 12, 18 und G 2, 1 sowie k 8, 23 (*bi Teitu*) wo es durch das griechische *ὑπὲρ Τίτου* veranlaßt war. Daß Wulfila gerade den accusativ *Τίτον* teilweise im gotischen beibehalten hat, lag wahrscheinlich daran, daß er für die griechischen neutra auf *-ον* im gotischen überhaupt nur wieder formen auf *-aún* setzen konnte wie *alabastraun* (überliefert *alabalstraun*) Luc. 7, 37, so daß ihm griechisches *-ον* im gotischen überhaupt nicht ungeläufig war; daher auch sein *bwssaun* für griech. *βύσσον* Luc. 16, 19, aber *nardaus* für griech. *νάρδον* Joh. 12, 3.

Am stärksten von dem ursprünglichen sprachzustande in bezug auf die *u*-declination weicht der kalender ab, der 1 genetiv auf *-aus* und 4 genetive auf *-us* bietet; leider enthält er keinen beleg für irgendeinen anderen casus der klasse. Es ist aber wohl kaum daran zu zweifeln, daß der schreiber des kalenders oder der vorlage für den kalender den genetiv der *u*-declination schon durchweg auf *-us* gebildet und nur das allein in *Filippaus* stehende *-aus* wieder aus seiner vorlage beibehalten hat. Wahrscheinlich hat dieser schreiber überhaupt nicht mehr zwischen doppelformen geschwankt, sondern im nominativ wie im genetiv nur noch *-us*, im dativ und accusativ nur noch *-u* (oder möglicherweise in beiden nur noch *-au*) gesprochen. Jedenfalls zeigt seine sprache in bezug auf die *u*-declination einen jüngeren zustand als die sämtlicher schreiber des bibeltextes. Besonders die genetive auf *-us* hat auch wohl Heyne im auge gehabt, wenn er bei Achelis, Zs. f. neutestamentliche wissenschaft 1, 335 auf grund sprachlicher indicien zu der annahme gelangt ist, daß der kalender an einem abgelegenen orte des Ostgotenreiches geschrieben worden sei. Allerdings würde derjenige schreiber des kalenders, von dem die *us*-formen herrühren, aus einer gegend stammen, die der allgemeinen sprachentwicklung in der behandlung der *u*-declination vorausgeeilt wäre, wenn der kalender nicht nachträglich in den cod. A eingetragen, sondern schon von dessen drittem schreiber, der ja nicht das *-us* im genetiv gegen seinen sonstigen gebrauch selbständig fast vollständig durchgeführt haben kann, aus einer vorlage abgeschrieben worden wäre. Nach Brauns angaben bei Streitberg, Die gotische bibel 1, 481, nach denen überhaupt nur drei schreiber am cod. A tätig gewesen sind, müßte man das auch eigentlich annehmen. Doch ist es fraglich, ob der dritte schreiber, der ja den ihm zugefallenen größten teil der briefe im allgemeinen correct geschrieben und auch die schreibfehler seiner mit B gemeinsamen vorlage wenigstens teilweis corrigiert hat (vgl. s. 74, fußn.), bei einer copie des kalenders, in dem es ja von flüchtigkeitsfehlern wimmelt (vgl. z. b. *þize alþjano ine Bairaujai* für *þizo alþjono in Bairaujai*), wirklich alle diese fehler mitübernommen haben würde. Ich vermute daher, daß Braun bei seinen angaben über die zahl der schreiber von A nur an die der briefe gedacht und den des kalenders vergessen;

hat. Man wird hier freilich noch einmal nachprüfen müssen. Sollte meine vermutung richtig, der kalender also erst nachträglich von einem vierten schreiber in A eingetragen worden sein, so ist die durchführung des genetivischen *-us* bei diesem eher auf eine zeitliche als auf eine dialektische differenz gegenüber den schreibern der briefe zurückzuführen.

Wenn das *-us* des genetivs im kalender die für alle mundarten geltende endung für die zeit nach der niederschrift unserer bibelcodices gewesen ist, so hat man für den dativ zu dieser zeit höchstwahrscheinlich allgemein *-u* anzusetzen. Auch zwingt uns das viermalige, von vier verschiedenen schreibern aus Ravenna herrührende *handau* in der urkunde von Neapel nicht, eine dialektische differenz für das jüngste gotisch in diesem punkte anzunehmen, da, wie schon bemerkt, in dem betreffenden *handau* eine reminiscenz an das *handau* des bibeltextes vorliegen könnte. Auch das *-as* des nominativs *Sunjaifriþas* derselben urkunde, das ebensogut aus *-us* geschwächt wie aus *-aus* contrahiert worden sein kann, entscheidet nichts.

Neben der großen anzahl von formen, die von den singularcasus der masculina und feminina der *u*-declination überliefert sind, stehen nur äußerst wenige von solchen der neutra. Im texte der bibel selbst belegt ist nur der accusativ *faihu* (Marc. 10, 22. 14, 11; Luc. 18, 24), *faiho* (Marc. 10, 23) und wahrscheinlich als neutraler accusativ, wie man wegen des neutralen geschlechts des wortes in den übrigen germanischen sprachen annimmt, auch *leiþu* (Luc. 1, 15) sowie der dativ *faihau* (Marc. 10, 24). Selbstverständlich gibt uns diese überlieferung auch nicht den geringsten anhalt zur entscheidung der frage, ob auch bei den neutra nebenformen entstanden waren. Nicht ganz so steht es mit dem einzigen beleg eines gotischen nominativs auf *-u*, mit *qairu*, das k 12, 7 in A als randglosse zu *hnuþo* überliefert ist. Da der schreiber diese form selbständig hinzugesetzt hat (in B fehlt sie), so wird ihm im nominativ-accusativ der neutra *-u* wohl mindestens noch ebenso geläufig wie *-au*, wenn nicht vielleicht hier noch allein geläufig gewesen sein; dagegen war ihm im accusativ der masculina und feminina, wo er *-u* zwar in 43 fällen belassen, aber, obgleich er wahrscheinlich buchstäblich abschreiben wollte, doch mindestens in zwei, wahrscheinlich aber sogar in fünf fällen

in *-au* verändert hat, vielleicht *-au* schon die geläufigere endung. Ein irgendwie sicherer schluß läßt sich in dieser beziehung natürlich nicht ziehen; doch wäre der unterschied sehr wohl verständlich. Unter den musterklassen für die umbildung der *u*-stämme befand sich ja keine einzige neutrale, so daß sich die neutralen *u*-stämme, wenn sie die neuerung überhaupt mitgemacht haben, erst nach den masculinen und femininen gerichtet haben müssen; dabei konnte aber der umstand, daß es bei keiner klasse neutra mit gleichlautendem accusativ und dativ gab, sowie daß der accusativ auf *-u* bei den neutra eine stütze gegen nebenformen noch durch den gleichlautenden nominativ erhielt, die durchführung der analogiebildung sehr wohl verlangsamen, ja vielleicht sogar überhaupt verhindern.

Etwas zahlreicher als formen der neutralen substantiva der *u*-declination sind nominative der adjectiva der gleichen klasse erhalten. Die belege sind: 1) nom. sing. masc. *hardus* Luc. 19, 21. 19, 22; *manwus* k 12, 14 (A B), *qairrus* T 3, 3 A; t 2, 24 A B; *tulgus* t 2, 19 B; *twalibwintrus* Luc. 2, 42; *þlaqus* Marc. 13, 28. 2) nom. sing. fem. *þaursus* Luc. 6, 6. 3) nom. sing. neutr. *aglu* Marc. 10, 24; *aggwu* Matth. 7, 13. 7, 14; *hardu* Joh. 6, 60; *manwu* Luc. 14, 17; Joh. 7, 6; *seiþu* Matth. 27, 57; Joh. 6, 16. Am wenigsten läßt sich auch hier beim neutrum etwas entscheiden, das in denjenigen teilen, die beim substantivum die jüngere form etwas häufiger aufweisen, überhaupt nur ein einziges mal vorkommt. Aber auch beim masculinum und femininum sind die belege in diesen teilen viel zu spärlich, als daß sich aus ihnen etwas bestimmtes folgern ließe. Auch aus dem in A interpolierten *qairrus* T 3, 3 läßt sich kein schluß ziehen, da B an gleicher stelle gleichfalls ein interpoliertes wort, *airknis*, aufweist, das aus einem bereits im archetypus von A B stehenden *qairrus* verlesen worden sein könnte; im übrigen ist nach Braun auch die lesung *qairrus* selbst zweifelhaft. Immerhin verdient es wenigstens beachtung, daß bei den adjectiven nominative auf *-aus* überhaupt nicht überliefert sind. Es würde sich ja auch sehr wohl erklären lassen, wenn bei den adjectivischen *u*-stämmen auch noch spätgotisch *-us* die überwiegende, wenn nicht sogar noch die einzige endung des nom. sing. masc. fem. gewesen wäre. Die adjectiva konnten ja bei ihrer von den

substantiven abweichenden flexion gar nicht dem einfluß irgend welcher substantivischer declinationsklassen unterliegen und daher im nom. sing. masc. fem. ein *-aus* neben *-us* überhaupt erst nach dem muster der doppelheit bei den substantiven der *u*-declination in diesem casus annehmen. Eine solche angleichung lag allerdings minder fern, falls die adjectiva der *u*-declination im genetiv noch die endung *-aus* gewahrt hatten (worüber das adverb *filaus* natürlich nichts entscheidet); auch mochten wohl die bahuvrihi unter den adjectiven wie *twalibwintrus, laushandus* eine brücke zwischen den substantiven und den übrigen adjectiven der *u*-declination bilden.

Mit größerer sicherheit als über die jüngere flexion der adjectiva und der neutralen substantiva unter den *u*-stämmen können wir über die des plurals der masculinen und femininen substantiva unter denselben urteilen. Hier kommt im nominativ nur *-jus*, im dativ nur *-um* und im accusativ nur *-uns* vor, wofür die belege auch in den die formenmischung im singular zeigenden teilen so zahlreich sind, daß sich nicht daran zweifeln läßt, daß hier die den monophthong *u* enthaltenden endungen die allein üblichen geblieben waren. Es wäre ja auch an und für sich recht merkwürdig gewesen, wenn die doppelheit von *-us* und *-aus* im nom. sing. auch ein **-jaus* neben *-jus* im nom. plur. hervorgerufen, und noch merkwürdiger, wenn die etwa so entstandene doppelheit im nom. plur. selbst zusammen mit derjenigen aller singularcasus auch im dat. plur. ein **-aum* neben *-um* und im acc. plur. ein **-auns* neben *-uns* erzeugt hätte. Ohnehin mußte die pluralflexion der *r*-stämme, die wohl den ersten anstoß zur analogiebildung im singular der *u*-stämme gegeben hatte, zur erhaltung gerade der alten pluralflexion letzterer beitragen: *broþrjus, broþrum, broþruns* stützten ganz besonders noch *sunjus, sunum, sununs.* Das fehlen von nebenformen aber im plural der *u*-declination liefert die beste bestätigung dafür, daß die doppelformigkeit derselben in den singularcasus weder auf einem lautwandel noch auf einer bloß graphischen gewohnheit, sondern auf einer analogiebildung beruht.

BERLIN. RICHARD LOEWE.

DIE KUNSTANSCHAUUNG DER HÖFISCHEN EPIGONEN.

Der deutsche dichter der mittelalterlichen blütezeit war ausschließlich dichter. Der denkerische teil seines wesens blieb noch wenig ausgebildet; er ging, mit der einzigen ausnahme religiöser speculation, noch kaum selbständige, neue wege. Wie der mittelalterliche mensch überhaupt, neigte auch der dichter mehr zur contemplation als zur reflexion; und ganz fern lag ihm vollends jedes grüblerische denken über seine dichterische gabe, seine würde als künster, die stellung des poeten in der weltorganisation. Wie 'Minnesangs frühling' zeigt, ist einfältig singen damals so sehr die regel, daß auch nicht ein vers poetischer reflexion unterläuft. Eine vorstellung etwa 'von der hoheit des genies' (Burdach, Reinmar 27 f.) hatte man damals ganz und gar nicht, wenn die haltung der großen dichter auch starkes selbstgefühl verrät. Aber das ist die sicherheit von männern, die ihr handwerk verstehen; nicht absonderung durch das gefühl des besitzes außergewöhnlicher gabe. Daß der dichter um des dichtens willen da sei, dieser gedanke wäre zu einer zeit lächerlich gewesen, wo die sociale stellung des sängers so viel wichtiger erschien, als seine einmalige, persönliche eigenschaft: die poetische begabung. Morungens *wan ich durch sanc bin zer welte geborn* (MF. 133, 20) kann doch nur als gelegentliche, curiose überwindung des standesmäßigen selbstgefühls durch das poetische gelten. Für die frühen dichter des minnesangs gibt es nur eine liederquelle: minne heißt sie, nicht genie, das den dichter — nach heutiger anschauung — von anderen menschen grundsätzlich unterscheidet. Die kunst erscheint hier gleichsam als von außen, von der personifizierten minne oder der besungenen frau eingegeben; und nicht aus dem innersten born herauf-

quellend, der unabhängig von der sinnlichen welt lebendig wäre aus eigener kraft. Diese frühe mhd. dichtung braucht keine rechtfertigung ihres tuns; sie reflectiert nicht, sie ist nur gesang.

Die höfischen epen der ersten und der sommerlichen blütezeit des deutschen mittelalters zeigen kaum ein anderes bild. Freilich trägt fast jeder heldenroman am eingang eine persönliche reflexion des dichters vor, im gedankengang und 'geblümter rede' oft kunstvoll bis zur dunkelheit. Aber diese einleitenden überlegungen gelten noch nicht der poesie, sie legen nicht rechenschaft ab von der dichterischen absicht, befestigen nicht durch abstrahierte gründe die geltung des dichters. Die liegt noch ganz im wert seiner leistung selbst und braucht keine stütze von außen. Hartmann macht selbst diese bescheiden reflectierenden teile ganz kurz; auch hier sich als reiner fabulist bewährend, indem er gleichsam nur der aus dem französischen epos überkommenen conventionellen forderung nach reflectierender einleitung nachgibt (vgl. Rich. Ritter, Die einleitungen der altd. epen, diss. Bonn 1908). Und die kunstvoll-dunklen gedankenverschlingungen Wolframs und Gottfrieds wissen, so sehr bei ihnen schon grüblerisches wesen sich offenbart, nichts von reflexionen über den dichter, seine tätigkeit und seinen platz in der weltordnung. Solche fragen quälen die mhd. blütezeit ebenfalls nicht.

Das mußte sich in einer niedergehenden epoche ändern. Behielt auch die dichtung der epigonenzeit stoffkreis und formale haltung der großen epen im ganzen bei: ihre einstellung zu den gleichen themen war nicht mehr die gleiche. Die dichtung versuchte nun — gleichsam 'romantisch' werdend — im gedicht das vollkommene bild der entschwindenden epoche ritterlicher blüte festzuhalten. Ideal wurde, was wirklichkeit gewesen war, und der immer schmerzlicher fühlbare zwiespalt zwischen verdienst und würdigung, der schon in der blütezeit bekritelt wurde, nötigte zu lauten klagen über den niedergang der zeit. Die sittlichen vorbilder wurden, so fühlte man, allenthalben verlassen. Die dichtung mußte sich mit den anderen sittlichen kräften zum kampf gegen diesen abfall rüsten. Was sie aber auszeichnet, ist der weitere schritt, den die nun geweckte reflexion in den specifisch dichterischen

bezirk hineintat: der poet mußte notwendig nachdenklich darüber werden, wieso er imstande sein könne, die schönere vergangenheit im liede wieder herzustellen; und der widerstand, den jede sittliche kritik findet, nötigte ihn zu der weiteren überlegung: wieweit er wirklichkeit, wahrheit in seiner dichtung gebe. Denn darauf kam es einer zeit sehr wesentlich an, die vom bloßen 'delectare' als zweck der kunst nichts wußte; sondern deren dichtung, auch wo sie es praktisch nicht so sehr tat, dennoch mit nachdruck didaktische ziele als ihre eigentlichen und würdigsten proklamierte. Gleichzeitig fing die dichtung auch an, die ersten ansätze zu einer theorie zu entwickeln; und theorie ist, nach A. W. Schlegels worten, 'für die poesie der baum der erkenntnis des guten und bösen; sobald diese davon gekostet hatte, war ihr paradies der unschuld verloren' (Sämtl. werke, 1846. 7, 106). Da die kunst begann, nicht mehr selbstverständlich zu blühen und einfach dazusein, mußte sie, zur verteidigung ihrer wankenden position, anfangen, wesen und zweck ihrer tätigkeit zu bestimmen; nachzudenken, was sie sein könne und solle. So gleitet die herbstliche kunstdichtung des deutschen mittelalters immer mehr in die bezirke der wissenschaft, wird endlich 'gelehrt' und bekommt einen überschuß an reflexionen, absichten und selbstgefühl, der im umgekehrten verhältnis steht zum künstlerischen wert ihrer leistungen (vgl. auch Roethe, Zweter s. 191).

Die kunstanschauung dieser epoche soll durch die folgende arbeit aufgedeckt werden. Sie will keine entwicklungsgeschichte des gedanklichen elements in den mhd. epen bringen, sondern nach systematischer ordnung die stellen aus den kunstepen der nachhöfischen zeit vorbringen und deuten, welche sich unmittelbar über die dichtkunst und den dichter aussprechen. Das material ist nicht gerade reichlich geflossen, wie jeder kenner der mhd. dichtung ohnehin vermuten wird.[1] Es kristallisiert sich von selbst um die letzte große persönlichkeit des 13. jh.'s: um Konrad von Würzburg, als den einzigen selbständigen kopf unter den vielen verseschreibern seiner und

---

[1]) An vorarbeiten fehlte es bis auf Ehrismanns unten genannte abhandlung über Rudolf von Ems ganz. G. Roethe hat am 13. mai 1909 in der Berliner akademie über 'Geschichte und typen der mhd. vorreden und nachworte' gelesen, doch ist die arbeit nicht gedruckt worden.

der folgenden zeit. Er denkt geradezu zum erstenmal über die fragen der kunst nach; daher die frische und bedeutende art, mit der die persönlichkeit dieses dichters aus der epischen erzählung heraustritt. Selbst herkömmliche wendungen sind da auf eine neue art gebracht. An Konrad darf man sich als den kronzeugen unter den dichtern der epigonenzeit halten. Denn muß man sich selbst hüten, Konrads kunstanschauung auch als gültig für die fahrenden dichter seiner zeit zu nehmen (Roethe, Zweter s. 187): sie ist zweifellos ungemein kennzeichnend für die allgemeine einstellung des dichters und des publicums dieser epoche zur poesie; ist es in dem, was sie dogmatisch und was sie polemisch vorträgt.

Die beabsichtigte betrachtung wird auch noch eine weitere einsicht vermitteln können. Da es aus der mhd. blütezeit so gut wie keine gedanklichen auseinandersetzungen des dichterischen wesens mit sich selbst gibt, kann die frage nach der kunstanschauung der mhd. blütezeit ebenfalls nur von der epigonendichtung aus beantwortet werden. Sie läßt in neuen gedanken einen alten kern durchschimmern, der in der vorhergehenden epoche noch in der blüte verborgen lag. Freilich: das bewußtsein des mittelalterlichen menschen hat auch in dieser epoche nicht annähernd die breite und tiefe erreicht, die den heutigen reflectierenden geist kennzeichnet. Wie unter einem gemeinsamen schleier träumend oder halbwach (Jak. Burckhardt) mußten die geister sich damals schon deshalb scheuen vor allzu grüblerischer reflexion, weil nachdenken über seine besonderheit heißt: sich absondern. Und das hätte der mittelalterliche mensch nicht gewollt und gekonnt; der dichter am wenigsten, welcher selbst in seiner innigsten liebesdichtung noch ganz für eine gesellschaft, d. h. die standesgenossen sang.

Besondere vorsicht ist bei der beurteilung gerade derjenigen stellen notwendig, in denen *diu kunst* selber genannt wird. 'ars' war schon in der antike gemeinbegriff für kunst und wissenschaft; das mittelalter übernahm diese ordnung und bezeichnete mit 'kunst' weit häufiger wissenschaft, als den ästhetischen bezirk, den wir heute fast ausschließlich damit benennen. Die bedeutung 'wissenschaft' (auch = einzelne wissenschaftliche disciplin) war vor allen geläufig durch das

system der 'septem artes liberales'. Darin gibt es keine gesonderte 'ars poetica'; die poetik gehört vielmehr allgemein, wie die stilistik, zur rhetorik (= ars bene dicendi), doch tritt sie häufig auch als magd der grammatik auf.[1]) Die fahrenden oder städtischen sänger des ausgehenden mittelalters andererseits rechneten ihre kunst zur ars musica.[2]) War so nicht einmal in der begrifflichen einordnung der 'artes' für die poetik ein selbständiger platz gefunden, im sprachgebrauch war die bedeutung des wortes 'kunst' noch viel umfassender. 'Kunst' bezeichnete jede fertigkeit schlechthin (spinnen = *wîplîche kunst*, Troj. kr. 15880); nach dem beispiel des Aristoteles: jede besondere fähigkeit, die auf angeborener gabe oder auf bildung beruht. Etwa nach Friedr. Schlegels definition, 'jede ursprüngliche oder erworbene geschicklichkeit, irgendeinen zweck des menschen in der natur wirklich auszuführen; die fertigkeit, irgendeine theorie praktisch zu machen' (Jugendschriften, ed. Minor 1, 104 anm.). So konnte gott selbst als 'artifex', als künstler gelten, verstanden unter dem gesichtspunkt unendlichen vermögens und zweckvoller ausführung.[3]) Die verengung der bedeutung von 'kunst' auf den ästhetischen bezirk hat sich erst in den beiden letzten jahrhunderten radical vollzogen.[4])

---

[1]) So schon in der poetik des Eberhard von Béthune (vgl. Kuno Francke, Zur geschichte der lat. schulpoesie des 12. jh.'s, München 1879, 14). Ferner beim Marner 15, 19: 'Fundamentum artium ponit Grammatica'; im Renner 16665: 'künste muoter und schuoler amme Grammatica'. Man rechnete die poetik vor allem der metrik wegen zur grammatik; vgl. Norden, Antike kunstprosa (1898), s. 894.

[2]) Vgl. Rochus v. Liliencron, Über den inhalt der allgemeinen bildung in der zeit der scholastik, Festrede der bayr. akad., München 1876, s. 5.

[3]) Die schöne gestalt der geliebten offenbart dem dichter gottes meisterschaft am nächsten. Solche stellen: Iwein 1686; Parz. 123, 121; Walther (Lachm.) 53, 35. Eine philosophische anschauung: Kolm. 306 f.; vgl. Burdach, Reinmar s. 32. Auch hier gab Aristoteles den gesichtspunkt. Er lehrte, daß der welt ein allwaltender 'artifex' innewohne, dessen schaffen man sich nach analogie des menschlichen künstlers vorzustellen habe; vgl. Frohschammer, Über die principien der aristotel. philosophie, München 1881, 104.

[4]) Vgl. zur abstufung der mhd. bedeutung auch Roethe, Zweter s. 186 ff.; Burdach, Reinmar s. 31.



1. Wesen und zweck der kunst.

Walther preist sich selig, weil er auf erden gar manchen *gemachet frô* (L 67, 22). Das bedeutet, er hat den menschen *hôhen muot* (100, 7) eingegeben, das schöne gefühl voller lebenslust und edlen strebens. Seine wirkung ist nicht zeitvertreib und ergötzen um jeden preis: sie hat ethische qualität (vgl. Ehrismann, Zs. fda. 56, 163 f.). Diesen zweck des edlen zeitvertreibs (L 165, 1), der verschönerung festlicher ereignisse, des schmuckes menschlichen daseins (Burdach, Reinmar s. 31) fühlt die frühe kunst des mittelalters ihrer als durchaus würdig. Ihre ziele liegen ganz in diesen grenzen, ehre und ruhm sind der lohn des höfischen sängers für sein edelspielerisches tun (Diez, 2. aufl. s. 119). So empfindet im grunde auch die mhd. epik höfischer art; zeitvertreib und fabulieren allein meint sie wohl nie als ihren zweck. Sie hat naiv und unausgesprochen das gefühl, mit ihrem dichterischen tun zugleich einen sittlichen zweck zu erfüllen. Wolfram hat darin eine so sichere gewißheit, daß er sich die freiheit gestatten kann, sein tiefsinnig-religiöses werk mit galanter, höfischer wendung zu beschließen: *ist daz durh ein wîp geschehn, diu muoz mir süezer worte jehen* (Parz. 827, 29). Gottfried zeigt das bewußtsein eines ausgesprochen sittlichen zwecks der kunst schon um eine schattierung stärker. Weil gutes in der welt nutzlos getan würde, gedächte man nicht der edlen tat — darum, so ist der gedankengang der eingangsverse seines gedichtes zu ergänzen, muß der dichter das andenken der tugend bewahren. Das ist seine aufgabe in der weltordnung und darum stellt Gottfried seinen roman unter das zeichen der *triuwe* (175).[1] Aber nirgends ist noch von didaktischen zwecken deutlich die rede; die der liebe geweihten sollen diese geschichte hören, um der geschichte willen.

Daß ein so ganz auf erziehung und sittliche ermahnung gerichtetes buch wie der 'Welsche gast' nur belehrung und sittenbesserung als zweck der dichtung kennt, ist selbstverständlich. Die einseitig didaktisch bestimmte persönlichkeit Thomasins gehört zum überzeitlichen typus derer, welche

---

[1]) Vgl. auch den tadel Heinrichs von Türlin (Crône 6—13) für die leute, die ihr dichterisches gut in sich bewahren.

kein organ für kunst haben. Seine anschauungen sind einzig kennzeichnend für ihn selbst und darüber hinaus nur insoweit historisch wichtig, als man daraus ersehen kann, welche rolle der kunst immerhin damals in der erziehung zugedacht werden konnte. Gleich im anfang seines werkes betont Thomasin, daß *guotiu mære* nur von guten lesern recht erfaßt werden könne, darum solle jeder sich bemühen, das gute, was er gelesen, auch selber zu tun: *man sol von vrumen liuten lesen unde sol doch gerner selbe wesen ein biderbe man* — (17 ff.). Die im gedicht ausgedrückte lehre kann von sich aus nichts wirken: *dehein lêre hât die kraft daz si mache tugenthaft den an dem tugent niht enist* (14641 ff). Aber freilich: Thomasin denkt dabei fast ausschließlich an didaktische dichtung. Die romane der höfischen dichtung sind für ihn, weil mit lüge umkleidet (1118 *die âventiure sint gekleit dicke mit lüge harte schône*) nur ein niederes erziehungsmittel, gleichsam 'lehrbücher des guten tones und der feinen sitten'.[1]) 1131 *sint die âventiur niht wâr, sie bezeichent doch vil gar waz ein ieglîch man tuon sol der nâch vrümkeit wil leben wol.* In seiner anschauung beschränkt sich aber der zweck der kunst vollkommen auf diesen didaktischen; weit über dem dichtwerk steht die ewige und ungeteilte wahrheit der schrift. Nur wer zu diesen reinen quellen nicht finden kann, der lese die *âventiure*, die dem laien surrogat sein muß; *der pfaffe sehe die schrift an* (1103). Hier ist die haltung der kirche zur kunst zum erstenmal in deutscher dichtung formuliert. Die autoritäten dieser anschauung sind weiter unten zu nennen.

Dieser ausgesprochen didaktische zweck der kunst blieb auch in der epigonenzeit unbestritten, wo es sich um stoffe handelte, die eindeutig lehrhaften inhalt enthielten. Die legenden Konrads von Würzburg sollen *bîschaft* geben und den hörer zu frommem wandel leiten (Alexius 30. 42—51, Pantaleon 6—11. 20—23). Ihr zweck ist also der gleiche wie derjenige der kirchlichen lehre. Sie sollen gleichsam laienpredigten sein. Solche religiöse dichtung brauchte damals keine rechtfertigung. Anders die höfische epik, die mehr als

---

[1]) Vgl. Ehrismann, Zs. fda. 56, 195; J. Petersen, Das rittertum in der darstellung des Joh. Rothe, QF. 106, 144.

je auf selbstbehauptung bedacht sein mußte in einer zeit, wo nachlassende kraft die angriffe von außen gefährlicher machte. Ausführlich, fast umständlich setzt Konrad im eingang des Partonopier auseinander, welchen zweck dichtung in der sittlichen welt erfülle. Zerstreuung und edlen nutzen gebe sie dem willig zuhörenden jüngling,[1]) und der nutzen sei endlich dreifach: der süße schall des liedes freut das ohr, der sinn der dichtung bildet höfisches wesen heran und endlich wird von beidem die zunge beredt (Parton. 8—15). Noch einmal deutet Konrad den hohen zweck der kunst, mit deutlich polemischer spitze:

22 si (= sanc unde rede) lêrent hovelîche site
und alle tugentlîche tât.
wie sol der iemer wîsen rât
in sînen muot gesliezen,
der sich des lât verdriezen,
daz man singet oder seit
von aller der bescheidenheit.
. . . .
sîn wirde muoz verderben,
der guot getihte smæhen wil.

Und stolz nennt er in anlehnung an Gottfried den edlen zweck der poesie, auf den sie sich mit hohem selbstgefühl berufen darf gegen jede herabsetzung:

34 man überhüebe tugende vil,
die niht ze liehte würden brâht,
ob sanges unde rede gedâht
nie wære in tiutscher zungen.

Wie ein fruchtbarer baum blüte und frucht trägt, so bringt ein gedicht verschwenderisch *nâch schœner blüete guote fruht* (44—48); *diu kurzewîle guot* (48) dringt in den sinn und treibt die blüte hervor; sittliche anfeuerung ist die frucht, die in der seele sich entwickelt, woraus schließlich *diu bezzerunge* (65) erwächst. Da hat man gleich einen ersten versuch, den psychologischen vorgang der künstlerischen wirkung nach analogie des naturgeschehens zu begreifen. Blüte: vergnügen, frucht: belehrung, und als synthese beider die erneuerung des ganzen wesens — das ist *in tiutscher zungen* des Horaz bekanntes

[1]) Das *jungelinc* läßt eine nachwirkung des Thomasin vermuten.

wort: 'aut prodesse volunt aut delectare poetae' (nur ist aus dem aut—aut ein et—et geworden).[1]

Diese anschauung blieb im mittelalter durchaus nicht unbestritten. Die durch Aristoteles vermittelte kunstanschauung der antike war zwar lebendig, aber von den patristischen autoritäten ins theologische gewandt. Die geringe wertschätzung, die Plato für die kunst hatte, ist bekannt. Sie soll aus seinem idealstaat verbannt sein, weil sie der ideellen wahrheit weit nachstehe und — gleich einem spiegelbild — selbst hinter dem den einzelwesen zukommenden maße von wahrheit noch zurückbleibe.[2] Kunst bedeutet ihm vor allem sinnliches spiel, das vom strengen weg der geistigen bildung abzieht (vgl. Überweg, Die lehre des Aristoteles von dem wesen und der wirkung der kunst, Zs. f. philos. 50, 16, 186; Friedr. Stählin, Die stellung der poesie in der platon. philosophie, diss, Erlangen 1901). Da sie nur nachahmt, kann sie auch nur scheinbilder der dinge geben, wesenlose schemen. Sie steht somit sogar unter den fertigkeiten. Ihr anspruch auf wirklichkeitshafte geltung macht sie zu trug und täuschung. Für den 'heiligen wahnsinn' (furor poeticus) des dichters vollends hat der systematische philosoph nur verachtung. Plato kennt allerdings auch eine echte, nicht-nachahmende kunst, welche die natur des schönen zu erschauen weiß (staat). Das schöne bedeutet ihm aber auch hier eine 'nützliche lust' (Hippias maior). Identität des schönen und guten wird von ihm zum erstenmal lehrhaft behauptet (Timäus),[3] dabei aber der kunst die fähigkeit zu erzieherischer wirkung abgesprochen (Gorgias).

Für Aristoteles war mit der anschauung von der untrennbarkeit des ideellen wesens und der sinnlichen erscheinung eine höhere schätzung der kunst gegeben. Das kunstwerk,

---

[1]) Diese theorie von der doppelwirkung der kunst blieb bis in die renaissance hinein gültig. So verlangt Eoban Hessus im vorwort zu seinem 'Scribendorum versuum maxime compendiora ratio', Nürnberg 1526, daß ein gedicht dem leser sowohl frucht als blüte (utile cum dulci) bringe. Vgl. Carl Krause, H. Eobanus Hessus, Gotha 1879, II, 23.

[2]) Augustin lobt ihn deswegen, Civ. dei II, cap. 14.

[3]) Vgl. dazu Ed. Müller, Geschichte der theorie der kunst bei den alten, Breslau 1834, I, 29. 36. 39. 58 f. Vgl. auch Aristophanes, Frösche 1054 'der dichter ist der lehrer der erwachsenen'.

meint er, stehe keineswegs hinter der wirklichkeit zurück, sondern gebe sogar einen volleren, wahreren ausdruck der idee, indem es deren 'innere notwendigkeit' nachbilde. So bestimmt er ihren zweck: sie sei die edle ausfüllung der muße durch eine auf keinen äußeren zweck gerichtete betätigung der besten kräfte des geistes (Polit. V, cap. 3 u. 5). Allerdings wird auch bei ihm der sittlichen wirkung der vorzug gegeben. Wenn er glückseligkeit für die edelste wirkung der kunst erklärt, so meint er damit nicht den zustand sinnlichen wohlbehagens, sondern die lust, die aus dem erkennen hervorgeht. Die rein hedonische wirkung nämlich könne, weil nur an die unwandelbaren instinkte des hörers appellierend, keine bildung des gefühls bezwecken (Überweg, l. c. s. 20 f.). Vergnügen und erholung sind aber immerhin als zweck nicht ganz verworfen; sie gehören zum nützlichen, welches mit dem sittlichen und der geistesbildung den kreis der wirkungen der kunst ausmacht. In der *καλοκαγαθία* endlich finden die ästhetischen und die sittlichen elemente der kunst sich synthetisch zusammen. Und da so letzten endes das schöne und das gute identisch sind, mußte der zweck der kunst ihrem wesen nach schon ein sittlicher sein. Ein sittlich-gutes werk war zugleich schön. Plotins anschauung vom wesen der kunst schwankt. Bald hebt er des künstlers schöpferisches vermögen hervor (de intell. pulc. I); bald nennt er die kunst eine spielerei, da sie im gegensatz zur natur durch künstlerische mechanik erst von außen an die materie herantrete. Im ganzen vertrat er aber doch die anschauung, daß die kunst nicht einfach die natur nachahme, sondern auf die begriffe zurückgehe, aus denen die natur schafft. Und daß sie auch aus sich selber vieles schaffen und ergänzen könne, um die idee der schönheit zu gewinnen. 'Denn Phidias hat den Zeus nicht nach dem muster von etwas sichtbarem gemacht, sondern er nahm ihn so, wie Zeus sich uns darstellen würde, wenn er unseren augen sichtbar werden wollte' (vgl. Gregorovius, Grundlinien einer ästhetik des Plotin, Fichtes zs. f. philos. bd. 26, 116. 125 f.).

Diese lösung ging in der patristik zunächst wieder verloren. Die kunstanschauung Augustins hat keinen sinn mehr für die schönheit des werkes und das ergötzen des genießenden.

Der fromme fanatiker, der sich peinlich prüft, ob er beim hören der kirchengesänge auch nicht eine spur von ästhetischem erlebnis habe (Conf. 10. buch, cap. 33); der es für sünde hält, wenn der gesang ihn mehr bewegt, als die sache, welcher er gilt — er muß alles künstlerische wesen als 'ergötzung der sinne', als teil der civitas diaboli tadelnswert und gefährlich finden. Nur auf zweck und stoff der kunst kommt es für ihn an; und die können für Augustin natürlich nur innerhalb des religiösen bezirks liegen. Die schönheit selbst wird religiös abgeleitet.[1]) Gott ist das absolut-schöne 'als der lebendige rhythmus und die rein geistige form und einheit des ungeheueren weltgedichtes'. Von den künsten läßt er am ersten noch architektur und musik gelten, hinter denen die den menschlichen leib verherrlichenden zurückstehen müssen.[2]) Augustins kunstfeindliche haltung begreift sich historisch von seiner polemik gegen das damalige theaterwesen aus.[3]) Aber sie hatte doch in gleichem maße ihre quelle in Augustins fanatischer askese, die sich sogar noch vorwirft, daß 'pulchrae formae et variae, nitidi et amoeni colores' ihre wirkung auch auf diese nach innen gekehrten augen nicht verfehlen (Conf. 10. buch, cap. 34). Das schöne als in sich abgeschlossenen selbstzweck zu betrachten und zu genießen, scheint ihm eine ablenkung von gott auf das endliche. Diese haltung Augustins hat zweifellos diejenige der kirche bis zur scholastik mitbestimmt. Für den strengen dualismus zwischen leib und seele, fleisch und geist, den die christliche lehre vor allem im mittelalter betonte, mußte jedes kunstwerk als gaukelei der sinne erscheinen, das sich nicht direct in den dienst der christlichen kirche stellte. Erst bei Thomas von Aquino tritt die mildere, antike lehre wieder hervor. Nach dem vorbild des Aristoteles lehrt er 'pulchrum et bonum in subjecto

[1]) Conf. 10, cap. 34, 53: 'Quoniam pulchra trajecta per animas in manus artificiosas, ab illa pulchritudine veniunt, quae super animas est, cui suspirat anima mea die ac nocte. Sed pulchritudinem exteriorum operatores et sectatores inde trahunt utendi modum'.

[2]) Vgl. Troeltsch, Augustin, die christliche antike und das mittelalter, Eistor. bibl. 36, 113 ff.

[3]) Der kampf der kirche gegen das heruntergekommene theater wurde immer wieder aufgenommen; vgl. z. b. die scharfe stelle bei Isidor von Sevilla, Migne 82, 657 f.

quidem sunt idem, quia super eamdem rem fundantur, scilicet super formam' (Sum. Theol. I, q. 5, a. 5, ad. 1). Damit war die kunst insofern in ihre würde eingesetzt, als sie wieder unter die kräfte der sittlichen bildung gereiht wurde.[1]) Freilich: der nachdruck lag auch bei dieser gemäßigten anschauung auf dem sittlichen element und somit auf dem didaktischen zweck, den alle kunst mit oder ohne ihren willen haben sollte. Die pädagogische verwendbarkeit der kunst war geradezu das hauptstreitmittel in der fortdauernden verteidigung gegen die kirchlichen ankläger. Die sittliche läuterungskraft der poesie durch ihre beispielhafte wirkung hob gerade auch ein apologetiker der vielgeschmähten musen, der kirchenvater Basilius hervor (Borinski, Die antike in poetik und kunsttheorie, Leipzig 1914, 3). Dieser sittliche zweck blieb, wie gesagt, der durchaus wichtigste. Das 'delectare' wird von Thomas ausdrücklich unter das 'prodesse' gesetzt. An einer stelle, wo über das recht der heiligen schrift zum gebrauch von dichterischen bildern und figuren gehandelt wird (I, q. 1, a. 9, ad 3), heißt es: '.... poeta utitur metaphoris propter repraesentationem: repraesentatio enim naturaliter homini delectabilis est. Sed sacra doctrina utitur metaphoris propter necessitatem et utilitatem ..'. Also auch hier noch die antithetische gegenüberstellung von 'delectatio' und 'utilitas' und die geringe einschätzung des sinnlichen teils des kunstwerkes. Entsprechend dem antiken und mittelalterlichen sprachgebrauch spricht Thomas von der kunst eigentlich nur als von der fähigkeit des machens, der τέχνη. Er definiert: 'kunst ist die rechte richtschnur für etwas, das ins werk zu setzen ist'. Sie ist eine 'tugend in der vernunft', wie die wissenschaft, da sie auch die fertigkeit gibt, gut zu wirken, ohne selber den guten gebrauch ihres vermögens zu regeln (Summa theolog. VI, q. 57, a. 3). Kunst hatte nach anschauung der damaligen kirchlichen lehre und philosophie nur insoweit berechtigung und würde, als sie sich mit reinem willen ihrem eigentlichen zwecke widmete: der mithilfe an dem großen werke sittlicher läuterung, religiöser wiedergeburt. Sie rangiert dabei aber nur

---

[1]) Vgl. auch M. de Wulf, Les Théories esthétiques propres a St. Thomas, Revue Néo-Scolastique, Löwen 1896, III, 125 ff. 140.

mit den anderen geistigen kräften des menschen, die sämtlich diese reinigende aufgabe innerhalb der göttlichen weltorganisation hatten.[1]) Unter ihnen nahm die kunst durchaus keinen königlichen rang ein. Die gründe sollen weiter unten aufgedeckt werden. Neben, oder auch unter der wissenschaft stehend und mit dieser auch durch gleiche benennung im sprachbewußtsein verbunden, war sie ebenfalls helferin im großen kampfe gegen das böse.[2])

Wo ein meister wie Konrad von Würzburg sich in übereinstimmung mit der kirchlich-scholastischen anschauung der zeit von wesen und zweck der kunst gehalten hatte, konnten kleinere geister nicht wider den stachel löcken. Die späteren epen setzen als selbstverständlich didaktische zwecke voraus. Nur gelegentlich wird das im eingang betont. So wenn Konrad von Stoffeln sich die märe vom Gauriel erzählt, um in verfallender zeit alte tugend aufzurichten; wenn gelegentlich eine legendendichtung (Leben der heiligen Elisabeth, um 1290) nochmals betont, daß es gut sei, der heiligen vorfahren leben und taten sich als sittliches beispiel vorzuhalten. Und das eben tut die dichtung am besten, weil sie durch reizvolle form des hörers aufmerksamkeit leichter zu fesseln weiß. Im 14. jh. noch ist die gleiche autorität bindend; Johann von Würzburg wiederholt nach Konrads vorbild die antik-scholastische anschauung von dem, was der dichtung wesen und zweck sein solle: *daz minne und aventiur von mir würde getihtet und tugende dar in gepflihtet uf daz aller beste* (Wilh. von Öster-

[1]) Selbst die musik, die unstofflichste aller künste, galt dem mittelalterlichen philosophen nach dem muster des Plato und Aristoteles wesentlich um ihrer sittlichen läuterungskraft willen als daseinsberechtigt. Vgl. Oskar Paul, Des Boëtius 5 bücher über die musik, Leipzig 1872, s. 1—7, 165—176; Herm. Abert, Die musikanschauungen des mittelalters, Halle 1906, und des gleichen verfassers aufsatz: Die musikästhetischen anschauungen der frühen christlichen kirche, Zs. f. ästhet. 1, 526 ff.

[2]) Ein französischer didaktiker, Vincent v. Beauvais, begrenzt innerhalb dieser anschauung die rolle der kunst wie der wissenschaft noch enger (liber de erud. fil. reg.). Das böse habe zwei wurzeln: unwissenheit und begierde; des menschen wiedergeburt werde daher durch wissenschaft und kunst in bezug auf seine unwissenheit, durch sittliche läuterung in bezug auf die begierde veranlaßt. Vgl. Rich. v. Liliencron, Über den Inhalt der allgem. bildung in der zeit der scholastik, Festrede der bayr. akademie, München 1876, 18.

reich 146 ff.; vgl. auch 159 f. 165. 4464 ff.). Ergötzung der höfischen ohren und läuterung der christlichen herzen: diesen zwiefachen zweck wies die lehre der kirche auf der einen, die anschauung der ritterlichen gesellschaft auf der anderen seite der kunst zu.[1])

2. Die dichterische absicht.

War diese anschauung vom wesen und zweck der kunst auch durch die autorität der kirche und der höfischen gesellschaft damals verbindlich und wurde sie auch, wie die angeführten stellen beweisen, von der kunstdichtung geteilt, — ob die poeten sich im einzelnen fall immer in übereinstimmung mit diesem dogma befanden, ob sich in der besonderen absicht der allgemeine zweck immer rein durchsetzte, das ist nicht ohne weiteres selbstverständlich. Die volksdichtung mit ihren ganz undidaktischen zielen mußte sicherlich auf weniger strenge oder gelehrte dichter einwirken, und das höfische element mit seinem tugendsystem ist bekanntlich ebenfalls nicht eindeutig christlich bestimmt. Hartmann z. b. wagt es durchaus, im gegensatz zur einseitig-didaktischen auffassung Thomasins, als absicht seiner dichtung (Arm. Heinr.) nur anzugeben, er wolle *swære stunde senfter machen* (Ehrismann, Zs. fda. 56, 195, anm. 2),[2]) womit er sowohl gott zu ehren wie die gunst seines publicums zu gewinnen hofft (ebenso Gregorius 3819 *got und iu ze minnen*). So der biblischen verheißung nachstrebend: 'gratia apud deum et homines'. Seine dichtung will hedonistische mit religiösen zielen verbinden.

Für Hartmann wie für die anderen großen kunstdichter der blütezeit verstand sich aber eine absicht immer von selbst: die, mit der erzählung der abenteuer die gunst des höfischen publicums und der adligen gönner zu erringen. Kein wunder, daß selbst der fromme Rudolf von Ems in

---

[1]) So auch noch Joh. Rothe, Ritterspiegel 2615: *kunst und togunt dî sint frûnde, dî vele nutzis kunnen geberin.* Bei den meistersängern trat neben das rein religiös-ethische ziel ein philosophisch-speculatives, vgl. H. Lütcke, Studien zur philosophie der meistersänger, Palaestra 107, 26 f.

[2]) Das spricht ihm Wirnt v. Gravenberg nach: Wigalois 8, 26 *ob ich mit mînem munde möhte swære stunde den liuten senfter machen und von solhen sachen daz guot ze hœrene wære.*

seinem Willehalm (trotz der reuigen klage im Barlaam s. 5 v. 10 ff. über die trügerische abenteuerdichtung seiner jugend) die absicht kundtut, jeden tugendhaften ritter zu erfreuen (delectare). Ganz wie ein dichter der höfischen poesie erhofft er dadurch für sich *aller werder liuten gunst* (89—132, auch 5639 ff. 15645 ff.). Dieselbe absicht hatte sein halbfrommer 'guter Gerhard' (6842 *durch werder liute werdekeit*, 6918 *ze kurzewîle*) und der Alexander (*der welte prîs, werdekeit* 12941. 45, vgl. Ehrismann, Studien über Rudolf von Ems, Sitzungsber. der Heidelberger akademie, phil.-hist. kl. 1919, abhandl. 8, s. 10). Ohne *sælde*, ohne sichtbaren erfolg bei menschen ist ihm die kunst freudelos. Um frauengunst bewirbt sich natürlich mancher dichter auch jetzt noch (Ulrich von Lichtenstein, ed. Lachm. 593, 11 u. 14—16; Pleier, Tandareis), in späterer zeit möchte der bürgerliche Hugo von Trimberg seinen Renner nurmehr seinen guten freunden zu gefallen 'gedichtet' haben.

Gemäß seiner ganzen anschauung vom wesen und zweck der kunst hat Konrad von Würzburg immer didaktische absicht. Da das hauptziel seines schaffens die belebung des abgestorbenen sinns für die alten höfischen tugenden war (Joseph, QF. 54, 12), so mußte die moralisierende tendenz bewußt in jedem werk unterstrichen werden. Das herzmäre will ein beispiel vollkommener minne geben (nach dem vorbild des Tristan und von Konrad Flecks Flore), damit ihr verlorener glanz aus diesem bilde rittern und frauen wieder aufleuchte; Gottfrieds name ist die losung. Wer mit offenem herzen das märe hört, wird künftig wieder auf vollkommenere weise minnen (1—7. 19—28).[1] Eine gleiche sittliche moral will der dichter dem hörer aus seiner erzählung von der schauervollen erscheinung ziehen, die Wirnt von Grafenberg hatte: *der werlte lôn ist jâmers vol, daz mugt ir alle hân vernomen*, und noch deutlicher: *von Wirzeburg ich Kuonrât gibe iu allen disen rât, daz ir die werlt lâzet varn, wellet ir die sêle bewarn* (256 f. 263—266). Ebenso soll die geschichte Engelhards einem strebenden herzen vorbild vollkommener treue sein

[1]) Der erweiterte schluß der Laßbergschen hs. unterstreicht diesen gedanken noch einmal; vgl. Bartsch, Partonopier, Einl. s. 11, und H. Lambel, Erzählungen und schwänke, Leipzig 1872, 274. Die gleiche nutzanwendung für mut und ritterliche mannheit am schluß des Otte 738—747.



(6496—7000). Denn die *triuwe*, diese hohe ritterliche tugend, ist selten geworden und niemand will sie mehr pflegen. Ihre würde will der dichter erneuern (140—165). Das schöne beispiel, welches er ausmalt, kann freilich nur dem schon der *triuwe* ergebenen fruchtbar werden (186—193. 6474—83). Neue tugend will also, meint Konrad mit Thomasin, der dichter nicht hervorrufen. Er ist es, der das gedenken wach hält und die entschwindende vollkommenheit im bilde aufleben läßt. Neuen sittlichen inhalt will er nicht schaffen (die gleiche beschränkung der dichterischen absicht beim Pleier; vgl. Meleranz 96—100). Auch das große, ganz auf epische darstellung angelegte werk des trojanischen krieges soll als vorbild dienen, woran man *edel bîschaft nemen sol* (281—85). Doch auch hier wieder die einschränkung in bezug auf das publicum, an das der dichter sich wenden will. Nicht jedermann, nur *swer zuht und êre triute, der biete herze und ôren her* (288 f.).

War Konrad auf höfische tugend mit seiner dichtung ausgegangen, so hat Rudolf von Ems in seinem Barlaam ein rein religiöses ziel. Den sündern zum trost ist sein gedicht gemacht; und wer es liest, möge sich in seinem glauben festigen durch das vorbild, welches Rudolf nach der übung seiner griechisch-lateinischen quelle geben will (5, 14. 402, 5). Die fromme veranlassung, ein auftrag der mönche des klosters Kappel (403, 10—22; 404, 2—4), gibt hier der an sich moralisierenden art Rudolfs in thema und tendenz eine ganz religiöse richtung. Daß geistliche dichter nur zu andächtiger erhebung und nicht um *oden ruon* dichteten, fällt weiter nicht auf (vgl. Hugo von Langenstein, Martina). Auch ein bürgerlicher dichter liebt es gelegentlich, die reinheit seiner nur auf sittliche besserung ausgehende absicht zu betonen (Heinrich von Neustadt, Gottes zukunft 8097 bis 8101). Didaktische absicht auch beim dichter des jüngeren Titurel (str. 60).

Außer für die 'civitas terrena' (sittliche läuterung) hat mittelalterliche dichter seiner religiösen anschauung nach auch einen zweck in der 'civitas divina' zu erfüllen: die verherrlichung gottes. Nur vereinzelt wird jedoch die absicht ausgesprochen, zu gottes lobe solle das werk geschrieben werden: Konrad von Würzburg im Alexius (22 ff.), Ulrich von

Eschenbach im Alexander (17361 ff. 27768 ff.) In der geistlichen dichtung sind dedicationen an gott üblich.

3. Die poetische wahrheit.

Uns ist es heute selbstverständliches fundament unserer ästhetischen anschauung, daß die poetische wahrheit wie jede ästhetische eine wesentlich andere sei, als die historische. Wir erlauben dem dichter nicht nur, wir verlangen von ihm, daß er die historische begebenheit durchaus als material brauche, d. h. nach seinen zwecken verändere oder ergänze. Unsere ästhetische forderung geht nur auf wahrheit innerhalb des dichtwerkes; sie muß, meinen wir, die historische wahrheit nur so enthalten, daß sie nicht für sich besonders bemerkt wird. Nur dann führen wir die historische wahrheit gegen die poetische ins feld, wenn der dichter mit seiner lösung hinter der uns bekannten der geschichte zurückblieb. Diese unsere anschauung von dichterischer wahrheit hängt natürlich aufs engste zusammen mit unserer hochschätzung der phantasie. Die betrachten wir als die erste, vornehmste quelle dichterischer schöpferkraft und finden es ganz in der ordnung, daß Goethe dieser göttin als dem schoßkinde Jupiters den höchsten preis zuerteilt. Im kunstwerke steht uns eine erdichtete begebenheit höher, als eine historische; und wenn wir das wort 'erdichtet' mit der unterbedeutung 'erlogen' noch anwenden, so wollen wir damit nur sagen, daß, was im kunstwerk natürlich und gut ist, im lebendigen verkehr der menschen nicht erlaubt sein kann. Die vermischung zweier getrennter wesenheiten wollen wir damit treffen, nicht das dichterische verhalten gegenüber der wirklichkeit.

Mit dieser anschauung vom wesen der dichterischen wahrheit befinden wir uns im gegensatz zur antike und zum mittelalter. Xenophanes zog gegen die willkürlichen erfindungen der dichter zu felde, die (vor allem Homer und Hesiod) den göttern schändlich-menschliche taten angehängt hätten (Diels, Vorsokratiker 11 B 11/12). Plato lehrte, die kunst ahme die ideen unzulänglich nach; damit war sie als minderwertiges erkenntnismittel gezeichnet. Diese anschauung war im altertum so allgemeingültig, daß selbst Plutarch, ein freund der dichter, sagen konnte: 'viel lügen die dichter teils vorsätzlich,

teils ohne vorsatz'. Nicht erlaubtes, ebenbürtiges vermögen mußte die poetische fiction für eine solche meinung bedeuten, sondern verwerfliche täuschung und verfälschung der reinen erkenntnisquellen (vgl. Borinski, Die antike in poetik und kunstanschauung, Leipzig 1914, 2 f.). Aristoteles machte zwar zugeständnisse, wies der phantasie als leitender macht der kunst insofern einen ehrenvollen platz an, als er dieser zuerkannte, sie sei bei der nachahmung der natur zwar umbildend, aber in der richtung auf die vollkommene idee hin tätig. Minderwertig blieb die phantasie darum doch, eine art abgeschwächte sinneswahrnehmung (Rhet. I, 11: *ἡ δὲ φαντασία ἐστιν αἴσθησίς τις ἀσθενής*), die vor der wirklichen sinneswahrnehmung den nachteil größerer unzuverlässigkeit habe. Sie könne wahr sein oder falsch, sei aber meistens falsch (vgl. J. Frohschammer, Über die principien der aristotel. philosophie, München 1881, s. 47). Plotin ging einen schritt weiter zu positiver wertung: das schöpferische vermögen des künstlers gehe über bloße naturnachahmung hinaus. Jedoch auch hier die einschränkung: des künstlers nachahmung sei nicht die der eigentlichen existenz der natur, sondern eine ihrer formen, der *λόγοι*. Immerhin könne die kunst auch manches selbständige hervorbringen, eine neue, höhere stufe des sinnlichschönen schaffend. Nachahmung aber blieb sie auch hier und daher an zuverlässigkeit und reinheit notwendig unter dem nachgeahmten object.[1] Der anschauung des Plato, Aristoteles, Plotin galt die wahrheit der kunst als eine wahrheit zweiten grades, die — so muß man ergänzen — genügen mochte für den laien, dem der zugang zu den reinen ideen verwehrt war.

Die frühe patristische lehre übernimmt diese anschauung, ersetzt aber naturgemäß die philosophischen kriterien durch theologische. Augustin stellt mit den gelehrten disciplinen des siebenstufigen systems der schulfächer auch die kunst unter die elementarfächer, weil diese wenigstens gewißheit geben. Die frage nach der wahrheit von Äneas landung in Karthago könne der freund schöner literatur nicht mit gewißheit bejahen. Den anfangsbuchstaben von des helden namen

[1] Vgl. E. Breuning, Die lehre vom schönen bei Plotin, diss. Marburg 1863, s. 25. — F. Gregorovius l. c. s. 115.

aber wüßten alle. Ebenso würde es ein schlimmerer verlust sein, lesen und schreiben zu vergessen, als 'poetica illa figmenta' (Conf. I. cap. 13). Einer so grenzenlos skeptischen meinung von des menschen schöpferischer kraft mußte Homer als muster des liebenswürdigen lügners gelten (cap. 14), wie die Civitas dei oft verächtlich von den 'märchen' der (römischen) dichter spricht. Die in Augustins weltbild sehr wichtige 'wahrheit' bedeutete eine im menschen sich äußernde, aber objective macht, die kein erzeugnis des verstandes, sondern eine realität ideeller natur ist. Als maß und letzten grund verlangt alle endliche wahrheit ein absolutes, die substanziale wahrheit: gott (vgl. Cl. Bäumker, Kultur der gegenwart I, 5, s. 316). Auf sie kann kein bild menschlicher phantasie, kann nur die geoffenbarte lehre hinleiten. An diesem einen, absoluten kriterium mißt Augustin auch die ganze seiner zeit bekannte geschichte, vor allem die römische. Der maßstab historischer wertung wächst ihm nicht für jede epoche aus ihr selbst; von außen wird ein stets gleicher, absoluter an die wechselnde erscheinung herangetragen. So erscheint denn geschichte als offenbarung göttlicher wahrheit, die man nicht erfinden, sondern nur aus der verbürgten überlieferung mit größter treue ablesen kann. Geschichtliche chronistenarbeit mag das noch am ersten leisten, dichtung aber muß von hier aus gesehen geradezu als fälschung der wahrheit erscheinen. Die scholastik übernahm diesen standpunkt. Thomas von Aquino sagt: kunstwerke sind wahr mit rücksicht auf unsere vernunft; d. h. insofern sie der kunstidee entsprechen, die sie geformt hat (Summa theologiae I, q. 16, a. 1). Ihre wahrheit kann keine allgemeine sein, ihre anschauung keine gültige (d. h. religiöse) erkenntnis vermitteln. An anderer stelle muß die dichterische wahrheit wieder herhalten als antithese zur göttlichen: 'sicut poetica non capiuntur a ratione humana propter defectum veritatis, qui est in eis: ita etiam ratio humana perfecte capere non potest divina propter excendentem ipsorum veritatem: et ideo utrobique opus est repraesentatione per sensibiles figuras' (Primae sec. partis, q. 101, a. 2). Man sieht: für die kirchliche lehre war phantasiegebilde gleich lügengespinst; nicht einmal gestaltung der relativen wahrheit, wie es der civitas mundana zukam. Da nun phantasie ein tragendes

element der kunst ist, mußte wirklichkeit der dichtung nach ihrem wahrheitsgehalt weit zurückstehen hinter der geschichtlichen wahrheit etwa der chronik.

Der vorwurf mangelnder wahrheit mußte den dichter des mittelalters schwer treffen. Waren seine abenteuer nur erfindungen, so waren sie in den augen der gelehrten, der kleriker zu lügen entwertet, die allenfalls den sinnen schmeicheln konnten. Nicht einmal der bescheidene sittliche zweck, den die dichtung nach kirchlicher anschauung in der weltordnung zu erfüllen hatte, konnte dann erreicht werden. In der tat zog die kirche damals gegen die phantastischste poesie, die volksdichtung zu felde. Was man vor allem treffen wollte, waren allerdings die in dieser gattung noch lebendigen mythen.[1]) Die wahl der angriffswaffe beweist aber, wie dogmatisch das verlangen nach historischer wahrheit damals jedem schriftwerk gegenüber gestellt wurde. Im 12. jh. schon war es dahin gekommen, daß selbst der laie, der ungelehrte höfische zuhörer, ja das publicum der volksdichtung von der dichtung verlangte, sie solle nicht phantasiegebilde, sondern wirklich geschehene dinge erzählen. Die dichterische fiction sollte nicht gestattet sein. Dieser anschauung fügte sich der poet und stellte an den eingang seines werkes als abwehrschild und und zugleich als empfehlungsbrief den namen eines gewährsmanns, auf den als auf seine quelle er sich berief.

Solche quellenangaben stellen mitunter die forschung vor schwierige probleme. Von weniger als der hälfte der größeren mhd. gedichte ist die vorlage noch vorhanden. Wolframs berufung auf Kiot ist das bekannteste beispiel. Daß selbst fabulöse quellenangaben schon in antiker literatur gebräuchlich waren, ist aus der stellung der griechischen philosophie zur dichtung durchaus verständlich. Friedrich Wilhelm hat besonders deutliche fälle nachgewiesen (Beitr. 33, 286 ff.) und dabei festgestellt, daß das mittelalter in solchen erfindungen so wenig etwas sittlich anrüchiges erblickt hat, daß gerade die eindringlichsten beteuerungen einer historisch zuverlässigen

[1]) Vgl. über das verhältnis der frühen mittelalterlichen volksepik zur zeitgen. geschichtsschreibung auch J. W. Loebell, Über die epochen der geschichtsschreibung und ihr verhältnis zur poesie, Raumers hist. taschenbuch NF. II, 1841, s. 342 f.

quelle zu großem mißtrauen berechtigen. Lügner dürfe darum ein heutiger betrachter die mhd. dichter aber nicht schelten; sie seien eben nur einem literarischen brauch gefolgt. — Allgemein üblich ist diese quellenberufung allerdings gewesen, selbst in der spielmannsdichtung. Besonders im 12. jh., als im zeitbewußtsein ein umschwung zu strengerer auffassung von wahrhaftigkeit überhaupt eintrat;[1]) als man dem canon der beliebtesten legenden und sagen in großen compilationen — wie dem geschichtsspiegel des Vinzens von Beauvais oder der papst- und kaiserchronik des Martin von Troppau — durch chronologische bestimmtheit und lückenlosigkeit geschichtliche beglaubigung zu geben suchte[2]), damals wollte auch die volksdichtung der spielleute die scharfen angriffe geistlicher gegner auf ihre 'lügen' durch quellenerfindung parieren.[3]) So im König Rother und im Herzog Ernst, wahrscheinlich auch in der Klage. Die härtesten beschuldigungen werden in der Kaiserchronik (27—42) erhoben, wo es von der volksdichtung geradezu heißt: *manege erdenckent in lugene unt vuogent si zesamene mit scophelîchen worten.* Die kinder lehre man diese lügen und so erbten sie sich fort. Dietrichs aufenthalt an Etzels hof, chronologisch unmöglich, ist dem chronisten ein paradigma solcher dichterischen erfindung.

Unter den mittelalterlichen quellenberufungen gilt es zwei typen zu unterscheiden: 1. die berufung auf gewährsmänner; 2. die berufung auf einzelne, wirklich geschehene oder als wirklich geschehen behauptete vorgänge. Bei der ersten art der quellenangabe hat der gewährsmann die verantwortung für die historische wahrheit. Der Stricker drückt das nach dem vorbild des pfaffen Lamprecht im Daniel drastisch aus. Meister Albrich von Besancon ist sein gewährsmann und bürge für die historische wahrheit: *nieman der enschelte mich, louc er mir so liug ouch ich* (vgl. Wilhelm a. a. o. s. 336). Ob solch

---

[1]) Vgl. Georg Ellinger, Das verhältnis der öffentlichen meinung zu wahrheit und lüge im 10., 11. u. 12. jh., diss. Berlin 1884, s. 94 ff.

[2]) Vgl. P. Joachimsen, Geschichtsauffassung und geschichtsschreibung Deutschlands unter dem einfluß des humanismus, Beitr. zur culturgesch. des mittelalters und der renaissance, heft 6, Leipzig 1910, s. 3—8.

[3]) Vgl. Friedr. Vogt, Volksepos und Nibelungias., Mitteilungen der schles. ges. f. volkskunde, bd. 13/14, s. 593 ff.

ein gewährsmann dem mittelalterlichen hörer bekannt war oder nicht, galt offenbar gleichviel.[1]) Ebenso groß wie das verlangen nach historischer zuverlässigkeit war auch die gläubigkeit solchen angaben gegenüber.[2]) Für den typus solcher quellenberufung war allerdings die antike und mittellateinische literatur vorbildlich. Nebenher aber läuft unzähligemal die einfache versicherung und beteuerung der historischen wahrheit des erzählten, die der dichter weltlicher stoffe mit dem hagiographen gemeinsam übt. Quellenberufung aber wie wahrheitsbeteuerung, nach form und brauch getrennt, sind doch ihrem ursprung und zwecke nach gleich. Beide wollen dem starken verlangen des hörers nach historischer wahrheit, d. h. nach historischer realität des dichterisch gegebenen vorganges genugtun. Man könnte die eine art die gebräuchliche, die andere die spontane nennen.

Das despotische verlangen des antiken wie des mittelalterlichen publicums nach historischer wahrheit in der dichtung ist, wie gezeigt wurde, das correlat der in philosophischer und scholastischer lehre immer wieder vertretenen anschauung von der minderwertigkeit dichterischer fiction. Jede historische angabe, ja jede erzählung eines sich realistisch gebenden vorganges mußte angeheftet sein an einen ewigen, festen punkt; nicht aber durfte sie aus fiction, nicht aus selbstschöpferischer phantasie entsprungen sein. Ein bildlicher ausdruck dieses verlangens ist Wolframs erzählung vom heiden Flegetanis, der seine angaben über den Gral aus den sternen gelesen hatte. Alles geschehen, auch das nacherzählte, mußte in eine letzte causalität einmünden, mochte die kette der zwischenglieder auch noch so lang sein. Finder (trovatore) hatte der dichter zu sein, nicht erfinder. Seine stoffe sollten wirklich geschehene vorgänge sein, aus quellenkenntnis gewonnen

---

[1]) Abschieben der historischen verantwortung auf die tradition wie berufung auf ehrwürdige gewährsmänner oder bücher ist schon im 10. jh. bei heiligenlegenden häufig; vgl. Ludw. Zoepf, Das heiligenleben im 10. jh., Beitr. zur culturgesch. des mittelalters und der renaissance, heft 1, Leipzig 1908, s. 157.

[2]) Die unterschiebung eines anderen, berühmten verfassers, wie im Heidelberger bruchstück des jüngeren Titurel, scheint mir aber kein beispiel fabulistischer quellenangabe zu sein, wie Wilhelm a. a. o. s. 334 es meint.

(Borinski, l. c. s. 31 f.). Historische wahrheit allein galt, getreue wiedergabe eines tatsächlichen vorganges; dichterische phantasiegebilde verblaßten daneben als lüge und gaukelei.

Die mhd. dichtung paßte sich diesen anschauungen durchaus an. Schließlich war es schon in der ahd. dichtung brauch, mit einer berufung auf schriftliche oder mündliche überlieferung zu beginnen: Hild. *ic gehôrda dhat seggen*; Musp. 72,7 *daz hôrt ih rahhôn*; und wahrheitsversicherungen sind damals schon gewöhnlich: Otfr. 44 *thaz sagênih thir in alawâr*; auch Hel. 123, 18.[1]) Die mhd. blütezeit hielt streng auf die wahrheit ihrer erzählungen, wie die häufigen beteuerungen bezeugen. Wurde doch Wirnt von Grafenberg des leichtsinns beschuldigt, weil er sich bei seinem Wigalois mit mündlicher überlieferung begnügt hatte.[2]) Der dichter des Wigamur will seinem werk durch erdichtung einer quelle geltung verschaffen (ed. Sarrazin, QF. 35, 3), vor allem aber suchte sich schon im 12. jh. die volkspoesie mit wahrheitsbeteuerungen gegen die kirchlichen widersacher zu verteidigen.[3]) So sehr derartige formeln auch aus gründen der versfüllung und des reims sich empfohlen haben mögen — ein reines 'stilmittel' sind sie auch in der spielmannsepik nicht.[4]) Des pfaffen Lamprecht und des Strickers abschiebung der verantwortung auf ihren angeblichen gewährsmann Alberich von Besancon wurde schon erwähnt. Die lügenmären seiner jugend beklagt, wie später Rudolf von Ems, Konrad von Fussesbrunnen in seiner Kindheit Jesu (66—72). Konrad Fleck beteuert in seiner Flore und Blanscheflur, daß er seinem welschen meister getreu gefolgt sei und hoffe, nicht 'gelogen' zu haben. Die einzige theoretische stimme aus der blütezeit, Thomasin von Zirclaria, wiederholt natürlich die alte beschuldigung der kleriker: die abenteuer seien mit lügen sehr umkleidet. Doch versucht er

---

[1]) Eine zusammenstellung solcher formeln bei Karl Weinhold, Spicilegium formularum usw., Hab.-schrift, Halle 1847, s. 3 f.

[2]) Vgl. Wigalois, hrsg. von Pfeiffer, s. XV.

[3]) Selbst die tierfabel unterließ nicht die übliche versicherung, daß sie historische wahrheit berichte; vgl. das mittellateinische gedicht vom priester und wolf, Jak. Grimm-Schmeller, Lateinische gedichte des 10. und 11. jh.'s, Göttingen 1838, s. 340, str. 1 'narrabo non ficticium'.

[4]) So behauptet Paul Schütze, Das volkstümliche element im stil Ulrichs von Zatzikovens, diss. Greifswald 1883, s. 3.

eine ästhetische unterscheidung zu machen zwischen realer und symbolischer existenz, zwischen historischer und ästhetischer wahrheit: das epos gebe das ideal der zucht und wahrheit im symbol. *ein hülzîn bilde ist niht ein man: swer ave iht verstên kan, der mac daz verstên wol daz ez einen man bezeichen sol.* Und der zweck des erzählten abenteuers ist ja ein didaktischer; so mag denn auch ihre art der symbolischen verwendung der wirklichkeit hingehen.

Die epigonen beteuerten die wahrheit ihrer angaben noch leidenschaftlicher. Rudolf von Ems stellt dem reuigen bekenntnis seiner früheren poetischen lügen (vermutlich bearbeitungen von sagen aus dem Gral- oder Artuskreis) die versicherung gegenüber, daß er nunmehr nur noch wahrheit berichten wolle und sich genau an seine quelle halten werde (Barlaam, ed. Pfeiffer 5, 10 ff. und 403, 23—28). Denn — wie er weiß — darstellung der wahrheit ist wesentlicher zweck der poesie; darum hat der dichter sich zu mühen, die rechte literarische quelle zu finden (Alexander v. 70; vgl. Ehrismann, Rudolf von Ems s. 8 f.) Im Alexander beteuert er immer wieder, daß verlangen nach wahrheit ihn zur dichtung treibe (v. 57—90; vgl. Beitr. 29, 415 f.). Die versicherung, daß er keine lügen erzähle, gibt auch Konrad von Würzburg im Schwanritter (1346—1351). Aber er bekennt doch schon offen, daß der dichter nicht nur die wiedergabe von allzu langen vorgängen abkürzen dürfe, wie das häufig im mhd. epos geschieht; sondern er hat schon so etwas wie das bewußtsein, als dichter mit seinem stoff frei schalten zu dürfen, durch öconomische auslese der wahrheit nur näher zu kommen; Silvester 656:

> er tet vil dinge bî der zît
> der ich niht aller mac gesagen.
> daz cleine wil (ich) iu verdagen
> und daz grôze künden hie,
> daz er mit sîner tugent begie.

Nur das wesentliche, so darf man auslegen, will er von seinem helden berichten. So stellt auch Rudolf von Ems im prolog zum 3. buch des Alexander als regel für das verhältnis von historie und dichterischer wiedergabe auf: *langen sin mit kurzen worten begrîfen* (8021 f.; vgl. Ehrismann, Rud. von Ems

s. 9). Dahinter steht notwendig die anschauung: die einsicht in die ewige wahrheit, die der dichter vermitteln will, ist nicht durch vollständige aufzählung der taten des helden zu erlangen. Die bewegung in der seele des hörers, welche ihm das erlebnis des sittlichen beispiels geben soll, wird durch weise heraushebung des wichtigen und wesentlichen am besten erzeugt. Im Troj. krieg findet sich nur die gebräuchliche berufung auf die historische quelle (1380—97), und zwischenhinein einmal, als Konrad den wunderbaren palastbau des Priamus beschreibt, die beteuerung: *swaz ich iu noch entsliezen sol, daz habent niht für einen troum* (17560 f.). Aus dieser zeit sind mir nur noch zwei nachdrückliche versicherungen historischer zuverlässigkeit bekannt geworden: die eine bei Heinzelin von Konstanz (Von den zwein St. Johansen, str. 9), die wichtigere in Reinbots von Durne Heil. Georg 46:

des buochs sol niemen spotten
dar umb ob ez die wârheit
in ganzer durnähte seit:
ich enbin der witze nicht sô laz
ich enkünne ez doch verre baz
tihten unde zieren,
mit lügenen florieren
beide her unde dar:
nû hât ez mir verboten gar
von beiern diu herzogin,
der ich underhœric bin.

In ganzer treue will Reinbot also die wahrheit künden und darum alles hinzudichten, alle geblümte rede lassen. So wollte es seine gönnerin, die herzogin von Bayern, welche also die reine historische wahrheit vom leben und wirken des heiligen zu hören verlangt hatte. Sollte die ausdrückliche versicherung Reinbots, er sei *der witze niht sô laz* sich gegen etwaige angriffe der volkssänger richten, welche die legendenerzählung nicht als rechte dichtung gelten lassen wollten? Oder ist es nur persönliche eitelkeit des poeten, der seine künste im hohen stil, die er bei dieser aufgabe nicht anbringen kann, wenigstens versichern will?

Hugo von Trimberg sagt im Renner: *mit sünden er sîn houbet toubt swer tihtet, des man niht geloubt* (1229) und drückt damit sentenziös die meinung aus, welche das ganze mittel-

alter bis tief in die renaissance hinein beherrschte: dichtung habe sich an die gleiche verpflichtung zu genauigkeit und wahrheit in der wiedergabe von vorgängen zu halten, wie menschliche rede und menschliche aufzeichnung. Das war nicht formal-realistisch gemeint, sondern hatte seine begründung in der religiösen und philosophischen anschauung der zeit vom wesen der wahrheit. Da es eine absolute und objective wahrheit in allen dingen gab (gott), die sich als realität idealer natur auch im menschen äußerte, so hieß diese wahrheit verschieben, gottes geoffenbarten willen stören und den menschen das weltbild fälschen. Erkennen wie künstlerisches schaffen waren ja nur ein nachzeichnen der gedanken und worte gottes. Eigene wege durfte die kunst nicht gehen wollen, wenn ihr auch nach Plotins milderer lehre einiges schöpferische vermögen in hinsicht auf idealisierung der nachgeahmten ideen zugestanden wurde. Phantasie war nicht ein wunder menschlich-schöpferischen vermögens; phantasie war willkür, gaukelei, verfälschung, lüge. Das platonisch-aristotelische system belegt diese auffassung erkenntnistheoretisch und ethisch; die patristische lehre folgt ihr mit religiösen beweisgründen. Dieser herrschenden meinung paßt sich der mittelalterliche dichter an, indem er 1. wiederholt die historische wahrheit seiner erzählung versichert; 2. sich zur stützung seiner autorität auf berühmte, wenn auch fabulöse gewährsmänner beruft. Beide arten der wahrheitsbeteuerung entsprechen antikem literarischem brauch, d. h. sie zeigen immer wieder die herkömmliche formulierung und den gleichen inhalt. Aber sie beweisen doch, wie man nicht übersehen darf, daß die forderung nach historischer zuverlässigkeit damals sehr lebendig war, und ferner, daß der mhd. dichter selber darnach strebte. Denn die ernsthaftigkeit seiner versicherung kann man darum nicht bestreiten, weil die art ihrer formulierung auf literarischem brauch beruhte. Waren sie in alexandrinischer zeit auch nichts mehr als leere formeln: das deutsche mittelalter gab diesen berufungen neuen inhalt, erlebte und erfüllte sie.

Im allgemeinen hat man zweifellos den mhd. dichtern ihre quellen zu glauben, wo sie heute nicht mehr aufzufinden sind. Wollte man die gewährsmänner der bedeutenden epiker

für fabulöse erfindungen halten, wenn sie uns nicht mehr bekannt sind, so müßte man logischerweise gleichzeitig annehmen, daß die mhd. dichter in ihrer anschauung von historischer wahrheit außerhalb ihres zeitgeistes gestanden hätten. Während doch die aus der antike überkommene, von der patristischen lehre (und daher auch von der allgemeinen anschauung) erhobene forderung nach historischer zuverlässigkeit der dichtung von den poeten selbst durch quellenberufung und häufige beteuerung vollkommen anerkannt wurde. Hätten sie, mit den wölfen heulend, auch nur hin und wieder 'mala fide' gehandelt, so wäre das scheinheilige heuchelei. Denn: sich dem inhalt seiner erzählung nach als zuverlässigen chronisten aufspielen und zuweilen sogar auf die größere genauigkeit gegenüber einer leichtfertigen vorlage pochen; gleichzeitig aber nur unzuverlässiger überlieferung folgen und die gute quelle erfinden — das wäre wohl nicht nur nach heutiger anschauung eine starke täuschung.

Auch wenn man die erfindung fabulöser quellen für nichts als überkommenen literarischen brauch nehmen wollte, so wäre damit für Wolfram z. b. das problem nur von der ebene philologischer erörterung auf die der sittlichkeit verschoben. Was für geringere götter als erklärung gelten mag: für einen großen dichter mit so starkem sittlichen pathos wie Wolfram kann man ein gleiches verhalten nicht annehmen, ohne die grundlagen seiner menschlichen persönlichkeit problematisch zu machen. Aus der genauen kenntnis der im ganzen mittelalter geltenden und von allen als dogmatisch anerkannten anschauungen von historischer und ästhetischer wahrheit ergibt sich doch wohl zwingend der schluß: Wolframs Kiot sei, wenn auch verloren, doch eine wirklich existierende und vom deutschen dichter gewissenhaft benutzte quelle gewesen. Hatte Wolfram das werk des Guiot de Provence (l'ascantiure) nicht vorliegen, so müßte man seine berufung auf diesen gewährsmann durchaus als unbegreifliche täuschung nehmen.[1]) Denn an eine andere wesentliche quelle darf man — da Chrétien unmittelbar nicht in betracht kommt — nicht denken: wie hätte Wolfram sie bei dem eifer mhd. quellenberufung nicht

[1]) Vgl. dazu S. Singer, Wiener Sitzungsber. phil.-hist. kl., bd. 180.

nennen sollen? Nicht nur sittliche forderungen aus der kenntnis von Wolframs persönlichkeit heraus nötigen zum glauben an seine angaben — die rechte einschätzung der mittelalterlichen anschauung von dichterischer wahrhaftigkeit, vom unwert der poetischen fiction zwingt allein schon dazu. Das (noch dazu keineswegs einzig dastehende) fehlen der quelle kann kein triftiger gegengrund sein.

Wie es mit den platten oder fabulösen quellenangaben der 'di minores' steht, ist eine andere frage. Ihnen mag geringere zuverlässigkeit mit recht zuerkannt, mag die gefolgschaft überhaupt verweigert werden. Der unschöpferische und durch geringes geistiges vermögen unfreie konnte leichter der versuchung unterliegen, anstelle der gewissenhaften verarbeitung historischen stoffes nach der praxis der volksdichtung wegzulassen oder hinzuzumachen, was gerade gut oder bequem erschien. Gleichzeitig aber sich nach außen hin durch nachahmung der formel der quellenberufung salvieren. Je weniger wahrhaft schöpferische persönlichkeiten die zeit hervorbrachte, desto unsicherer wurde die haltung der dichtenden gegenüber ihrem stoffe. Daß dabei die poetische theorie auch weiterhin, ja bis tief in die renaissance hinein,[1]) an der alten forderung nach historischer wahrheit im dichterischen werk festhielt, kann nicht erstaunen. Es ist eine alte erfahrung, daß die poetischen lehrsätze immer älter werden, als ihre schöpferischen erfüllungen. Sie bleiben noch in schulmäßiger geltung, wenn längst schon neue schöpferische kräfte ihre forderungen überwunden haben. Die rationalistische nachahmungstheorie des 18. jh.'s ist das beste beispiel dafür. Für die großen dichter der gesamten mhd. zeit gilt aber durchaus, daß sie die forderung nach historischer zuverlässigkeit anerkannten und daher sich stets an eine überlieferung mit treue hielten, die sich ihnen durch zuverlässigkeit empfahl.

4. Das dichterische selbstgefühl.

Seine sendung war dem dichter von der kirche und der öffentlichen meinung vorgezeichnet, die kunst hatte nach zweck und wirkung ihren bestimmten platz in der organisation der

[1]) Opitz, Poeterey, cap. 3 (nach J. C. Scaliger und Ronsard).

christlichen welt. Wie fand sich des mittelalterlichen dichters selbstgefühl darein? Fühlte er sich als mensch abgesondert, herausgehoben aus der höfischen und kirchlichen welt? Und wie dachte er über seine poetische gabe im verhältnis zu anderen menschlichen fähigkeiten?

Wie naiv und ohne betonten stolz ist die auffassung, die Hartmann von seinem dichterischen schaffen hat! Seine gelehrsamkeit erwähnt er ausdrücklich, aber das gefühl einer besonderen dichterischen sendung scheint er nicht zu kennen, da er nur in mußestunden *ouch tihtennes pflac.* Er ist ein erzähler — damit sind seine absichten und ist sein selbstgefühl gegeben. Wolfram setzt dem liebenswürdigen stolz des über seinen stand gebildeten Hartmann die bekannten selbstbewußten verse entgegen (Willehalm 2, 19—22), in denen er eingeborene gabe und sicherheit der kunst, die ihm sein *sin* gibt, gegen die gelehrsamkeit ins feld führt. Er ist kein gelehrter und braucht es nicht zu sein; seine kunst allein macht ihn zum dichter. Walthers starkes selbstbewußtsein ist schon von Burdach (l. c. s. 28) hervorgehoben worden. Er fühlt sich als ratgeber in fragen der menschlichen lebensführung, als erneuerer sittlicher grundsätze. Aber dafür hielten sich die spruchdichter auch, der Meißner und Reinmar von Zweter. Man gefiel sich in diesen kreisen sogar, seine lehrhafte überlegenheit nachdrücklich zu betonen, aber stellen, die auf ein gehobenes selbstgefühl hinwiesen, fehlen nicht nur bei Zweter (vgl. Roethe, Zweter s. 203). Die höfischen dichter vollends konnten das bewußtsein einer besonderen und sie heraushebenden wesenheit nicht entwickeln. Ein solcher stolz würde sie notwendig von ihrem publicum abgeschieden haben; und sie fühlten sich ja, immer an den hörer denkend, nur als glieder der gesellschaft, die durch das band der gemeinsamen religion und mehr noch durch die gebote der schicklichkeit und durch das höfisch-ritterliche ideal zusammengehalten wurde (Burdach l. c. s. 29). Der höfische dichter der mhd. blüte hat nur ein sociales selbstgefühl. Den gedanken der poetischen unsterblichkeit, des nachruhms scheint er nicht zu kennen (l. c. s. 30, anm. 8). Dafür erstrebt er um so mehr das lob der gesellschaft, in welcher er lebt, mochte er auch seinen ehrgeiz nicht gern zugeben (Konrad Fleck, Flore 7998—8006).



Von den gelehrten poeten, den dichtern durch schulung schied ihn andererseits doch deutlich das gefühl seiner angeborenen gabe. Wie Wolfram meint auch der Zweter *waz hilfet âne sinne kunst?* (93, 1).[1] Die spielleute ferner wurden durchaus als eine minderwertige sorte poeten angesehen. Mit diesen sängern um des unterhalts willen, diesen dichtern aus beruf wollte der höfische dichter in der blütezeit und späterhin nichts gemeinsames haben. Man empfand offenbar nicht, daß auch im niederen sängerstand die gleiche seltene kraft lebendig war und fühlte sich nicht mit den spielleuten gegen das publicum, sondern mit dem höfischen publicum gegen die spielleute abgesondert. Bei gelehrten dichtern ist diese geringschätzung des spielmanns fast noch größer (vgl. Strauch, Marner, QF. 14, 37 anm.).

Wenn man aus dem kreis dieser anschauungen zu Konrad von Würzburg kommt, muß das erstaunen über des epigonen mächtiges dichterisches selbstgefühl fast übergroß sein. Ist es möglich, daß in einer epoche starker gesellschaftlicher bindung des individuums sich ein dichter immer wieder so scharf herausgehoben und abgesondert fühlt durch seine gabe? In den frühesten werken[2]) spricht sich des dichters stolz noch nicht ausdrücklich aus, und wo er zuerst von seinem können redet, geschieht es mit demütiger bescheidenheit. Da sein lied der himmelskönigin gelten soll (Goldene schmiede), beklagt er die geringe fertigkeit der zunge, die unreinheit seines mundes. Freilich: wer wäre auch solchen gegenstandes würdig? Meister Gottfried von Straßburg höchstens hätte die gottesmutter besser besingen können, die auch Konrad bei seinem unternehmen helfen möge (10—15, 870—893). Das ist religiöse demut und darum kein anhaltspunkt für das maß seines selbstgefühls als dichter.[3]) Die sprüche bringen die erste wichtige und gleich für Konrads anschauung ungemein kennzeichnende formulierung (32, 303—315):

---

[1]) Roethe weist l. c. anm. 247 auf ähnliche stellen bei Frauenlob und Regenbogen hin.

[2]) Ich folge der chronologischen ordnung H. Laudans.

[3]) Wilh. Grimm hält in seiner einleitung (s. XVII) Konrads worte für den ausdruck versteckter eitelkeit. Ich wüßte nicht warum? Solche entschuldigungen mochten nach der rhetorischen lehre formuliert sein; vgl. Ehrismann, Rudolf von Ems s. 41.

elliu kunst gelêret
mac werden schône mit vernunst
wan daz nieman gelernen kan red und gedœne singen;
diu beide müezent von in selben wahsen unde entspringen:
ûz dem herzen klingen
muoz ir begin von gotes gunst
. . . .
son darf der sanc niht helfe, wan der zungen und der brüste:
sunder valsche âküste
gêt er dâ von vür alle kunst.

Jede fertigkeit kann man mit dem verstand erlernen und lehren, nur singen und sagen nicht. Diese gabe kann nur gott austeilen, und sie muß unmittelbar aus dem unverbildeten inneren kommen. Keinerlei vermittelnde, irdische werkzeuge braucht der sang, außer zunge und atem. Von hier bis zu der prachtvollen stelle im Partonopier (122—134) ist nur ein schritt. Die nachtigall, sagt Konrad, singt oft genug im hag und garten, ohne daß sie jemand hört. Darum stellt sie ihr singen nicht ein: sie singt sich zu eigener lust schier zu tod, da ihr wonniglicher schall sie so schön und lieblich dünkt. Konrad wendet sich damit gegen den ästhetischen unverstand seiner zeit: will niemand ihn hören und ehren, der dichter dichtet sich selbst zur freude und kurzweil. Das dichten hat. meint Konrad, losgelöst vom publicum, rechtfertigung und sinn in ihm selbst. Wie der vogel muß der poet singen, sein selbstgefühl ruht in dieser begabung, nicht in anerkennung und lohn.

Diese anschauungen führt Konrad im Troj. krieg weiter aus. Auch hier wieder der gedanke des spruches, daß des dichters kunst eine gabe gottes, nicht ergebnis menschlicher bildung ist (73—87); daß ferner angeborene gabe über erlernter steht (wie etwa nach christlicher ethik angeborene tugend über erworbener), wie bei ritterlicher tugend, so bei dichterischem vermögen (6459—67); und daß sagen und singen allein von allen künsten (hier in der heute geläufigen bedeutung) nur der begabung und der zunge, nicht irgendeines menschlichen rates oder einer hilfe bedürfen (95—101); und nicht anderer *gerüste, mit dem si von der brüste ze lichte künnen dringen* (128—135). Und er führt wieder das beispiel von der nachtigall an: wie wenig auch echte kunst noch gilt,

8*



Konrad will nicht von seinem singen ablassen, weil er singen muß, solange er lebt. Sich selbst zu lohn und dank dichtet er: *ob nieman lepte mêr, denn ich, doch seite ich unde sünge dur daz mir selben clünge mîn rede und mîner stimme schal.* Wie die nachtigall sich mit ihrem lied die zeit kürzt, gleichviel ob sie jemand hört oder nicht. Und Konrad setzt noch einmal mit stärkstem stolz hinzu: *mîn kunst mir selben sol gezemen* (174—210). Die besondere kostbarkeit der kunst beruht auf ihrer seltenheit; wie jedermann den phönix lieber besitzen würde, als den sperber (32—45). Welches selbstgefühl ihm das bewußtsein gab, den 'phönix' zu besitzen! Das dichten *ist ein êre wîte erkant und rîlîche ein wirdikeit, die got besunder hât geleit ûf einen tihter ûz erwelt* (88—91). Immer wieder betont Konrad, daß seine gabe unmittelbar und einzig von gott stamme und darum sich selbst als seltene kostbarkeit genügen könne. Die menschen aber, wollen sie daran teilnehmen, haben nichts als ehre und ehrfurcht dem dichter zu zollen, um dieser seiner von gott kommenden kostbaren gabe willen. Sie sollen zum dichter, nicht soll der dichter zu ihnen kommen. Vor menschen legt er nur rechenschaft ab über die reinheit seiner dichterischen absicht und den eifer seines strebens (11370—377, 19698—707). Mit der starken, sich steigernden betonung des dichterischen stolzes will Konrad aber offenbar nicht, wie man gemeint hat,[1]) die freiheit der phantasie des dichters etwa gegenüber dem geschichtsschreiber proclamieren. Die mittelalterliche anschauung von historischer wahrheit gilt, wie gezeigt wurde, auch bei ihm. Die absonderung durch theoretische formulierung seines besonderen wesens als dichter gilt in erster linie dem publicum, in zweiter erst den 'artibus'. Gegen das publicum verteidigt er die berechtigung seiner kunst auch ohne zweck und nutzen; gegen die gelehrte dichtung betont er die angeborene gabe der poesie; gegen die anderen künste der unabhängigkeit der dichtkunst von sinnlich-gegenständlichem material. Sie braucht nicht stein oder farbe, nicht pinsel oder leier: brust und mund allein sind die instrumente, mit denen der dichter sich sinnlich äußert; auch sie angeboren

[1]) Karl Basler, Konrads von Würzburg 'Troj. krieg' und Benoits de St. Maure 'Roman de Troie', diss. Berlin 1910, s. 7 f.

wie seine schöpferische gabe. Geistiges material aber, historische stoffe und kirchliche lehren kann der dichter nicht entbehren. Konrad zuerst fühlt sich als dichter aus berufung (nicht 'von beruf', wie Michael, Gesch. d. deutsch. volkes 4, 85 mißverständlich sagt). 'Poeta nascitur', das genie, ist von gott unmittelbar begnadet: das ist hier, wie Roethe richtig sagt, zum erstenmal in mhd. dichtung ausgesprochen worden.[1]) Diese anschauung hat in der folgezeit einige schule gemacht, ohne aber je wieder in der großartigen breite und mit solcher kraft vorgetragen zu werden, wie bei Konrad (vgl. Burdach, Reinmar s. 31).

Friedrich von Sonnenburg gibt geradezu eine parodie auf das große thema des von der göttlichen gabe abgeleiteten selbstgefühls: *diu kunst diu nimt durch got umb êre guot von manegem werden man . . . diu kunst ist wirder rîcher gâbe, kunst ist gotes barmekeit* (4, 15). Gott und geld werden hier nach der weise fahrender sänger geschickt und erbärmlich vermischt, das selbstgefühl der dichter nur soweit genährt, als es für eine gute entlohnung zweckmäßig scheint. Bei des Sunburgers zunftgenossen, meister Rumezland, kommt wieder das selbstgefühl des gelehrten dichters durch; aber negativ, bei der kritik des Marners: wäre er in deutscher und lateinischer sprache so lange unterrichtet worden, wie der Marner, so könnte er auch besser singen (MSH. 3, 56). Die gelehrten dichter haben natürlich ein besonders starkes selbstgefühl (Roethe, Zweter s. 192); ihr stolz gründet sich aber eben nicht auf ihre dichterische gabe, sondern auf ihre gelehrsamkeit, wenn sie nicht ein genie waren wie Konrad.[2]) Der lateinisch

---

[1]) Vom altertum zur gegenwart, hrsg. von Ed. Norden, Leipzig 1919, s. 158.

[2]) Von der einsicht aus, wie stark Konrads selbstgefühl auf seiner angeborenen dichterischen gabe ruhte, scheint mir die allgemeine anschauung revidiert werden zu müssen, Konrad sei ein gelehrter mehr als ein poet gewesen (am übertriebensten ausgedrückt bei K. Basler, l. c. s. 133: 'Er war weit mehr gründlicher, fleißiger gelehrter als dichter'). Gelehrt war Konrad natürlich, und so empfanden ihn ja auch die geringeren zeitgenössischen dichter (MSH. 3, 100 b). Aber Konrad hielt nicht, wie etwa Rumezland (vgl. Roethe, Zweter s. 188), gelehrte bildung für die wichtigste tugend eines poeten. Er rühmt sich ihrer ja auch nicht. Man kann, scheint mir, an Konrads selbsteinschätzung nicht vorübergehen und darf höchstens sagen: ein gelehrter und ein dichter.

gebildete Frauenlob rühmt sich, sicher nicht zum wenigsten wegen seines gelehrten wissens, daß er der 'künste koch' sei, dessen *kunst ûz kezzels grunde* gehe (165, 7, 12), und daß er der zeit *ir wîse und wort* gebe (174). Das selbstgefühl bezieht sich auch hier wieder auf ganz andere dinge als bei Konrad; vor allem auf den erfolg, den ruhm und den lohn. Der andere Würzburger, Johann, ist in seinem Wilhelm von Österreich geradezu das gegenteil an selbstgefühl. Bei ihm spricht sich nur bescheidenheit aus; *kunst witz und sin* fehlen ihm gleicherweise, sein geist ist zu früh aus dem neste geflogen, er darf nicht achtung fordern, sondern muß um nachsicht bitten (144—153). Soll er einen seesturm schildern, so bedauert er, nicht dichten zu können (293—94).

Nach Konrad von Würzburg ist also so gut wie nichts mehr von dem stolzen selbstgefühl des nur gott verpflichteten sängers zu spüren.

5. Klagen über niedergang der kunst.

Ein dichterisches selbstgefühl, entwickelt aus der reflexion über wesen und wirkung der poetischen gabe, wie es bei einzelnen vertretern der epigonenzeit, vor allem bei Konrad stark betont ist, war veranlaßt durch eine veränderung der stellung, die der dichter als sociales wesen einnahm. Wo die schätzung der kunst nachließ, mußte der dichter sich selbst an wert zuteilen, was er aus dem gefühl seiner schöpferischen kraft nehmen konnte und was er andererseits zur behauptung seines weltgefühles brauchte Konrads deutung vom seligen zwang seines liedertriebes, ohne rücksicht auf hörer und gönner, ist die charakteristischste formulierung, die dieser aus der zeit geborene stolz fand. Diese zeit war traurig genug. Die sinkende kraft des deutschen kaisertums, endlich das schlimme interregnum — die blüte des ritterlichen wesens begann längst zu welken.[1]) Durch diese trüben politischen zustände war der dichter schwer getroffen: sein publicum verlor interesse und künstlerische cultur und mit dem aufhören der alten freigebigkeit geriet der dichter in eine gedrückte

---

[1]) Vgl. M. Manitius, Analekten zur geschichte des Horaz im mittelalter, Göttingen 1893, s. 99 f.

sociale stellung. Die vergangene blütezeit des höfischen wesens war auch die der deutschen dichtung gewesen. Kein wunder, daß der dichter der verfallenden epoche die schönere vergangenheit der gegenwart beispielhaft vorhält.[1]) Wie aus diesen verhältnissen die neigung zur reflexion überhaupt sich entwickelte, wurde schon gezeigt. Nicht nur das publicum, auch die zeitgenössische dichtung wurden kritisiert, die ungeheuer anschwoll und doch an 'intensio' verlor, was sie an 'extensio' gewann. Die productive kraft schien zu wachsen, indes die ästhetische ermattete.

Zwar die 'laudatio temporis acti' hatte auch in der mhd. blütezeit nicht gefehlt. Heinrich von Veldecke beklagt schon den niedergang der höfischen minne (MF. 65, 13), nach ihm Walther (14, 6),[2]) der auch gegen die feinde des *hovelichen singen*, die *ungefüegen dœne* (64, 31, wahrscheinlich Neidhards tanzweisen) polemisiert. Auch das publicum wird getadelt: *die daz rehte singen stœrent, der ist ungelîche mêre Danne die ez gerne hœrent* (65, 17). Auch der Stricker (eingang des Amis) beklagt sich schon über die wachsende gleichgültigkeit des höfischen publicums.

Die klagen über das publicum nehmen aber doch in der epigonendichtung zu und werden bestimmter. Im Willehalm verwünscht Rudolf von Ems den zuhörer, der da sitzt *mit spotlichen sitten* und rät ihm, sich von dannen zu scheren. Er wünscht sich als hörer ein mann, dem *süeze rede sanfte tuot* (36). Seine kritik gilt also der geistigen haltung des publicums zur dichtung. Friedrich von Sonnenburg dagegen beklagt sich nur über die mangelnde dankbarkeit, die rechter kunst erwiesen wird, indes unkunst allenthalben gewinn trägt. Sein zorn versteigt sich sogar zu der verwünschung: *swelch hêrre unkünste hilfet unde lât kunst blîben in der nôt, der hêrre ist êweclîchen verloren unde an êren tôt* (4, 14). Beim Sunburger ist der wunsch nach mehr anerkennung allerdings deutlich der wunsch nach mehr lohn. Konrad findet sich aus der kritik seiner hörer gleich wieder in die heitere entschlossenheit, sein singen unabhängig vom publicum weiter-

[1]) Vgl. E. Joseph, QF. 54, 12.

[2]) Vgl. Ed. Wechsler, Das culturproblem des minnesangs, Halle 1909, s. 345.

zuführen. Es ist ja um seiner selbst willen von gott gegeben und braucht darum nicht beifall: *wer solte reiner künste hort dar umbe lân verderben, ob tugentlîche werben niemen wolte wider in?* (Part. 112 ff.). Schließlich gibt es auch in künstearmer zeit noch freunde der dichtung: *ez hât noch maneger edelkeit und alsô reines herzen gir daz er sîn ôre neiget mir, swenn ich entsliuze mînen list* (164 ff.). Ein eigenes gedicht, die 'Klage der kunst' aber hat auch er der die kunst immer mehr verlassenden *frou Milte* gewidmet. Mit dem schwindenden mäcenatentum der höfischen kreise mußte ja auch die wirtschaftliche grundlage der höfischen dichter vernichtet werden. Auch der Troj. krieg beginnt mit bitterer klage des einsam dichtenden poeten, der es nicht begreifen kann, wie seine seltene gabe so gering geachtet wird. Wie man edelsteine um ihrer seltenheit und kostbarkeit willen hochschätzt, so sollte auch bei höfischen leuten ein gutes gedicht wert gehalten sein *durch sîne tiuren fremdekeit* (Troj. krieg 24—31 und 136—141).[1] Aber man hört leider mehr die *schemelichen wort von künstelôsen tôren* (148) als auf *edele sprüche tugentsam* (151). Wunderbar genug, wie es zugehen mag, daß hoch und nieder die weisen gering werten, *die wol gebluomter rede pflegent, diu schœne ist und wæhe* (12 ff.).[2] Das selbstgefühl des streng höfischen sängers äußert sich so besonders schroff in einer zeit, die die alten tempel kunstvoller poesie zu verlassen beginnt.

Hugo von Trimberg, wenngleich er sich selbst über das einseitige interesse des publicums für weltliche stoffe beschwert (Renner 16183—16213), weiß eine andere ursache für Konrads fremdheit bei den leuten: ein laie könne seine nach dem latein kunstvoll gedrechselten verse nicht verstehen. Konrad allein trägt die schuld daran, denn *swer tihten wil, der tihte alsô daz weder ze nider noch ze hô sînes sinnes flüge daz mittel halten, sô wirt er wert beide jungen und alten* (1207—10). Wilhelm Grimm hält diese kritik für persönliche meinung Hugos (ed. Goldene schmiede, Berlin 1840, s. XVI);

---

[1]) Der gleiche gedanke in der 'Klage der kunst' vgl. Joseph, QF. 54, 9 f.

[2]) Nach Benecke-Müller (III, 459 b) ist *wæhe* hier = 'mit kunst herrlich und fein vollendet'.

der ästhetische reiz Konradscher dichtung könne nicht ohne wirkung auch auf laien gewesen sein. Beweis dafür sei auch, daß der Engelhard noch im 16. jh. gedruckt und die rühmenden worte der zeitgenössischen dichter Boppe, Hermann Damen und Rumezland ließen anerkennung auch bei lebzeiten vermuten. Grimm hat sicherlich darin recht, daß Konrads klagen wie Trimbergs kritik cum grano salis zu verstehen sind. Hugo wünscht, daß geistliche und kunstmäßige dichtung dem volke wieder interessant werde. Konrads epen wären, weil zeitlich am nächsten stehend, dafür recht geeignet. Nur hindere leider, meint Hugo, meister Konrads gelehrte künstlichkeit die breite wirkung. Die gleiche eigenschaft erkennt Konrad selbst seiner dichtung zu, nur positiv genommen: weil er ein so kunstvoller dichter ist, muß ihn eine mehr und mehr künstelos werdende zeit vernachlässigen. Der ihm vorenthaltene ruhm ist zugleich das zeichen seines hohen dichterischen wertes. In niedergehender zeit, meint Konrad, wird seltener wert gering geachtet. Nur der qualitätvolle hat wertschätzung für fremde qualität.

Eine mitschuld am niedergang der kunst tragen nach Konrads meinung auch die unzulänglichen poeten seiner zeit.[1]) Kann man doch kaum noch jemanden finden, der ein meister heißen dürfte (Troj. krieg 50—54). Dabei nennt sich jeder nun einen dichter, der ein paar verse machen kann. Die lerchen, die man allenthalben hört, sind leider noch nicht alle gute sänger (Part. 70—103). Aber mutig und stolz fügt er hinzu: sind der nichtskönner noch so viele, *ein meister sol nicht lâzen doch dar umbe sprechen unde sanc* (106 ff.). Ohne die anzeichen des verfalls bei den zeitgenössischen dichtern näher zu bestimmen, tut Konrad sie in bausch und bogen als *tumbe* ab. Seine hohe meinung vom wesen der kunst und ihrem zweck, sein stolzes dichterisches selbstgefühl vergleicht sich und seine zeitgenossen an den werken hoher ahnen; und wer konnte da wirklich außer Konrad selbst bestehen? Rudolf von Ems klagt in der einleitung zum 2. buch des Alexander mit gleichen worten, wie sehr die so üppig wuchernde zeitgenössische kunst hinter den meisterlichen werken der blüte-

---

[1]) Stellen aus den sprüchen bei Joseph, s. 13 f.

zeit zurückstehe (Beitr. 29, 422 ff.). Gelegentlich erhebt auch 'deus minor' seine klagende stimme gegen die schlechten dichter, so Konrad von Stoffeln im eingang seines Gauriel. Hugo von Trimberg warnt noch: *schuolzuht und kunst sint sêre verkêrt: wol im, der niht valsches lêrt!* (Renner 16555 f.).

6. Poetische theorie.

Eine theorie der einzelnen dichtungsgattungen und der dichterischen technik überhaupt entwickelt sich im mittelalter noch nicht. Die lyrik folgte den provenzalischen und neulateinischen kunstformen ohne theoretische auseinandersetzung; das drama führte in wenigen und einfachen formen ein bescheidenes dasein und das höfische epos stand so im bann der überkommenen muster (allenfalls gelegentlich aus dem volksepos die strophische gliederung übernehmend), daß eine poetische theorie auch hier nicht zur ausbildung kam. Vielseitigkeit des technischen könnens wird vor allem vom lyriker verlangt (vgl. Hoffa, Zs. fda. 52, 343). Von Tristan wird gerühmt, daß er *alle dœne* wußte (3624) und Orpheus ist aus dem gleichen grunde der sänger aller sänger (4788 ff.). Eine der hauptfähigkeiten, die vom kunstmäßigen dichter der mhd. zeit verlangt wurden, war bekanntlich die beherrschung der drei stilarten; nach Ciceros benennung (De Orat. 3, s. 199. 212, Ad. Herennium IV, 8) der 'oratio tenuior, mediocris, plenior' (extenuata, mediocris, gravis), oder nach Walthers bezeichnung des *hôhen, nidern, mittelswanc* (Lachm. 84, 22).[1]) Die literarhistorischen betrachtungen mhd. epiker, vor allem diejenige Gottfrieds und Rudolfs von Ems zeigen deutlich, wie stark der einfluß der antiken rhetorischen lehre auf die anschauungen des mittelalters vom stil war. Daß eine dieser drei stilarten als für einen wahrhaften poeten einzig zulässig erklärt worden sei, kann man nicht sagen. Die *slehte* rede Hartmanns galt durchaus als dichterisch vollgültig, ja Gottfried zog sie dem

---

[1]) Vgl. dazu die erschöpfenden ausführungen von Ehrismann, Sitzungsbericht der Heidelberger akademie, phil.-hist. kl. 1919, 8. abhandl. s. 23 ff., auf die für diese ganze frage verwiesen sei; auch Borinski, l. c. s. 35, wo die falschen deutungen Riegers und Pfeiffers richtiggestellt sind.

geblümten stil[1]) Wolframs vor, der für Rudolf wiederum um der gleichen dunkelheit willen, die aus dem den hellenistischen asianismus fortsetzenden gallicanischen stil stammte, hinter Gottfried zurückstand. Für sich selbst hielt Rudolf die gemäßigte rede als die passendste (prolog zum 3. buch des Alexanders), und Gottfried galt ihm, mehr noch als der gleichmäßige Hartmann, darum vor allem als ideales stilmuster, weil er die hohe und die mittlere rede meisterhaft zu verbinden verstand.[2]) Diese wertung der großen epiker nach ihren stilistischen qualitäten enthält aber sicherlich viel private meinung Rudolfs. Als allgemeine zeitanschauung darf sie kaum gelten. Irgend welche schriftliche fixierung fand die lehre von den drei stilarten und ihrer anwendung im deutschen mittelalter nicht, wie es ja an poetiken aus dieser zeit überhaupt fehlt. Durch mündliche überlieferung allein vererbte sich das wissen um diese fertigkeiten.[3]) Im Renner ist noch einmal der mittlere stil als der passendste empfohlen: *Swer tihten wil, der tihte alsô Daz weder ze nider noch ze hô Sînes sinnes flüge daz mittel halten* (1207 ff.). Was der Marner (XV, 19 g) vom liederdichter verlangt, sind schließlich selbstverständliche, ewige forderungen, deren platter sinn darauf hinausläuft: ein dichter müsse eben dichten können!

Originalität der stofflichen erfindung wurde bekanntlich im mittelalter nicht nur nicht verlangt, sondern galt, aus abneigung gegen die poetische fiction, als unerlaubt. Auch die freiheit in der benutzung fremden dichterischen gutes war ziemlich groß. Gedanken über die zulässigkeit des plagiats machte man sich dabei nicht. Nur ein geistlicher dichter mit geschärftem sittlichen gefühl wie Thomasin von Zirclaria

---

[1]) Vgl. Ehrismann, Zs. fdph. 33, 395 ff., Germ.-rom. monatsschr. 1, 664 ff., Beitr. 22, 313 ff.

[2]) Man darf nicht vergessen, daß die geblümte rede nicht als durchgehender stil, sondern nur als kunstmittel für den aufputz gewisser teile der dichtung in betracht kam; Ehrismann, Beitr. 22, 322.

[3]) Erst Opitz gibt, nach Scaligers vorgang, eine oberflächliche regelung der drei genera dicendi (Poeterey, ed. Braune s. 33 f.). Hier wird auch noch, nach mhd. terminologie, von 'schlechter rede' gesprochen, womit O. das 'tenuis' des Scaliger übersetzt. — Ausführlich äußert sich über die drei stilarten noch die poetik des jesuiten Jac. Masenius, Palaestra eloquentiae ligatae. Col. 1654, I. teil, cap. 23.

fühlt sich zu einer rechtfertigung seines verfahrens gedrungen. Wenn er fremdes material zu seinem bau benutze, so sei er darum doch ein guter zimmermann (105):

116 swer gevuoclîchen kan
setzen in sîme getiht
ein rede die er machet niht,
der hât alsô vil getân,
dâ zwîvelt nihtes niht an,
als der derz vor im êrste vaut.
Der vunt ist worden sîn zehant.

Die vorliegende untersuchung hat gezeigt, wie sehr verschieden von unserer kunstanschaung die des deutschen mittelalters war. Der kunsttrieb und das bedürfnis nach kunstgenuß ist zwar ewig, wie auch das wesen der kunst in seinen letzten dingen unveränderlich ist. Aber die rolle, die der kunst zugeteilt wird und die sie erfüllt, ist zeitlich bedingt. Uns ist die kunst neben der gedanklichen speculation und dem religiösen erlebnis eine gleichwertige möglichkeit, die welt und das leben zu erfassen. Und die mittel, mit denen die kunst diese aufgabe erfüllt, sind unserer meinung nach ihre eigenen. Wir glauben durchaus an eine selbstherrlichkeit der kunst in ihrem bezirk. Andererseits haben wir nicht allgemein eine so klare vorstellung vom verhältnis der kunst zu den anderen geistigen kräften des menschen (besonders nicht zu den sittlichen), wie sie das mittelalter hatte. Nicht einmal die reinigende wirkung der dichtung, die in der aristotelischen renaissance des 18. jh.'s allgemeine geltung erlangt hatte, ist heute unbestritten. An tiefe der einzelnen einsichten in wesen, bestimmung und wirkung der kunst sind wir dem mittelalter sehr überlegen. Aber wir stehen ihm nach an geschlossenheit und einfachheit der kunstanschauung. Diese allgemeine erkenntnis wie die einzelnen, sehr wesentlichen unterschiede unserer anschauung und der des mittelalters gilt es immer vor augen zu haben, wenn man mittelalterliche dichtung betrachtet.

FRANKFURT a. M. KARL VIËTOR.

WORTDEUTUNGEN.

1. Beitr. 44, 479 habe ich westf. *âmes* n. 'mittagsessen, frühstück' und eine anzahl ähnlicher oder gleichbedeutender wörter zu erklären gesucht, über die ich jetzt z. t. anders denke. Zunächst steckt in *nachtmeß* 'abendessen' wohl eher ein alts. **nahtmōs* = ahd. *naht-muos* und in *âmes* vielleicht ein alts. *ā-mōs*, vgl. mhd. *ā-māt* 'das zweite mähen', während *ommet* = alts. **ā-meti* sein wird. Die verkürzung des unbetonten vocals ist ganz gewöhnlich, vgl. *baks* 'backhaus', nur die bedeutungsverschiebung bliebe auffällig. Doch bedeutet *ômes* ja auch 'frühstück', *ommet* auch 'nachmittagsmahlzeit' (vgl. Woeste unter *âmes*). In *mormet* 'frühstück' könnte auch alts. **morgan-meti* stecken, während in dem analogisch gebildeten *naimert* 'nachtessen' das *-r-* für *-l-* stehen würde; *ommelt* möchte ich jetzt auf **ā-māl-tīd* zurückführen. In Götting. *âmelse* n. 'abendessen' steckt wohl ein altes **ā-māl* + *-se*, aber was ist lüneburg. *ëbens*?

2. Götting. *sek afbastern* 'sich bis zur erschöpfung abmühen, besonders durch hin- und herlaufen' gehört zu westf. *bœstern* 'laut laufen', 'schlagen', *bœster* m. 'dicker, langer stock, knüttel', ostfries. *beistern, bastern* 'blindlings zugehen', Münster. *sik ferbastern* 'sich verirren'. Mit nengl. *baste* < aisl. *beysta* hat es natürlich nichts zu tun, doch könnte westf. *bœster* 'knüttel' wohl mit ital. *bastone*, span. *baston*, frz. *bâton* verwandt sein, wie Woeste annimmt. Dagegen gehört Osnabr. *verbastern* 'aus der art schlagen' zu *bastard*, vgl. Götting. *baster* 'bastard'; ebenso ist *klabastern* fern zu halten.[1])

3. Götting. *afdâken* 'abprügeln', *dâken* 'laut fallen' (von abfallenden äpfeln) hat nichts mit *dak* 'dach' zu tun, sondern gehört zu alts. *thakolon* 'streicheln', aengl. *þaccian* 'te clap,

[1]) Vgl. dazu H. Schröder, Streckformen s. 150 ff.



pat, strike gently', lat. *tangere* 'berühren' und griech. *τεταγών* 'fassend'.

4. Götting. *afprotsen* 'kartoffeln in der schale abkochen' gehört zu nhd. *brutseln* und *brodeln*, der übergang von *b-* > *p-* erklärt sich durch das vorhergehende *f*.

5. Götting. *arpel* 'erdbeere' zeigt einmal assimilation von *-tb-* > *-p-* (vgl. pfälz. *eppes* 'etwas'), sodann dissimilation der liquiden, wie — umgekehrt — Soester *elberte*.

6. Götting. *bechte* n. 'obstdarre'; 'teig, der auf einmal in den ofen kommt' ist das mnd. *beckede* 'soviel der bäcker auf einmal backt'. Bemerkenswert ist der übergang von *kt* > *cht*, vgl. dazu *afteike* 'apotheke' sowie *kofte* 'kaufte', *dofte* 'taufte'.

7. Götting. *bedrūselt* 'betäubt' gehört zu mnd. *bedrūsemen* 'ersticken' und nengl. *drowzy* 'schläfrig', aengl. *drūsian* 'schlaff werden'.

8. Götting. *bedust* 'verdutzt, verblüfft, stutzig; dumm' gehört zu *dösig, dusel*, aengl. *dysig*, nengl. *dizzy*, nhd. *tor* m.

9. Götting. *bâe* 'bahn' dürfte wie nhd. *rabe, wolke* zu beurteilen sein, indem *bân* als plural gefaßt wurde, wozu man einen singular *bâe* bildete.

10. Götting. *beheld* m. 'behälter', Soester *wask-helt* 'waschfaß' stellen sich zu aengl. *gehĭeld* 'secret place'. Der im nd. auffällige umlaut stammt wohl aus dem plural, vgl. *bend* 'band'.

11. Götting. *belîp-, -lîf-, -lêf-teiken* 'kennzeichnen, bezeichnen, bescheiden, beschreiben' zu mnd. *lîk-têken* zeigen teils anlehnung an *lîf* 'leib', teils dissimilation: *lîk-* > *lîp-* wegen des *k* in der zweiten silbe. Unklar bleibt nur die form *belêfteiken*.

12. Götting. *bengen* 'winden' ist wohl aus *be-engen* entstanden, vgl. mnd. *engen* 'drängen, zwingen'.

13. Götting. *bennedonne* 'belladonna' zeigt eine interessante assimilation von *l* > *n* der folgenden silbe, vgl. nr. 158 u. 160.

14. Götting. *berbe, berwe* 'gutmütig, zahm, ruhig' ist aus älterem *béderwe* entstanden.

15. Gehört Götting. *besiwwe* 'vorsichtig', das Schambach zu holst. *besiweln* 'beklüglen' stellt, zu alts. *sebo*, aengl. *sefa* 'sinn'? Das gen. verbum würde ein alts. **sibilôn* voraussetzen.

16. Götting. *bestalpern* 'gerinnen, erstarren' gehört zu mnd. *stalpen* 'stagnare' und dem trans. nl. *stelpen* 'blut stillen'. Weiteres s. bei Falk-Torp unter dän. *stolpe*.

17. Götting. *blêk* n. 'stück land; gartenbeet; haufe gras, heufeld; flecken' ist das mnd. *blek* 'fläche landes, raum, stelle, fleck, flecken' und verhält sich zu *fleck* wie *blach*(*feld*) zu *flach*, d. h. *flekfeld* wäre > *blekfeld* geworden.[1])

18. Götting. *blittern* 'glitzern, funkeln, leuchten' dürfte eine mischbildung aus *blinken* und *glittern* (vgl. nengl. *glitter*, aisl. *glitra*, nhd. *glitzern*) sein.

19. Götting. *bol*, *bōl* 'was sich geworfen hat, gedrückt, mürbe', *bollîs* 'mürbes eis, wind-, hohleis' ist das mnd. *bol* 'unterhöhlt, hohl', *bol-aftich* 'porös', *boll-îs* 'wind-, hohleis'. Das wort gehört zur idg. wurzel *bhel* 'schwellen', vgl. dän. schwed. *bålen*, norw. *bolen* 'geschwollen', norw. *bola* 'hebung', nhd. *ball* usw.

20. Götting. *brâk* 'kind' ist wohl dasselbe wort wie mnd. *brak* 'gekrach', bezeichnet also eigentlich das lärmende oder schreiende kind, einen 'schreibalg'.

21. Götting. *brâme* 'bremse' und *brôme* 'hornisse' stehen im ablaut mit ahd. alts. *bremo* und zeigt denselben vocal wie alts. *bremmia*, nl. *bremme, brem*. Vgl. über die verschiedenen formen Falk-Torp unter *bremse* I. Dazu gehören die verba *brammen* 'brummen, dumpf tönen, laut weinen', *bramsen* 'laut weinen', sowie das adj. *bramsch* 'brummig'.

22. Gehört Götting. *bratzeln* 'sich mit anstrengung hin- und herbewegen' zu got. *wratōn* 'gehen, reisen'? *br-* wechselt bei Schambach mit *vr-* und *wr-*.

23. Götting. *brĕhe, frêhe* 'herbe, bitter' ist sicher das mnd. adverb *wrêde* = alts. *wrêðo*, hat also nichts mit *brêd* 'breit' zu tun!

24. Götting. *breien* 'brennen' entspricht dem mhd. *brehen* 'stark leuchten, funkeln'.

25. Götting. *breil, vreil* 'bindebaum, knüttel' ist das mnd. *wrêdel* 'knüppel, knebel'.

26. Götting. *brickeln* 'hin- und herreißen' gehört zu mnd. *vorwricken* 'verrenken', vgl. Falk-Torp unter *vrikke*.

27. Dagegen gehört Götting. *bricke* in *en bricken mâken* wohl zu mnd. *bricke* 'scheibe, brettstein'.

28. Gehört Götting. *brillen* 'prallen' zu nl. *brallen* 'prahlen'?

[1]) Vgl. Behaghel, Gesch. der deutschen sprache[4] § 233, 5 α, s. 215.

29. Götting. *brist* m. 'verkrüppeltes buschwerk' gehört wohl zu mnd. *wrît* 'dichter, krauser busch', *êk-wrîde* 'eichen-gestrüpp'; es setzt eine grundform *wrĭst* voraus.

30. Götting. *brîte* f. 'brodem, heißer dunst' = mnd. *brîtem, brâtem, vrâtem* scheint ja = aengl. *brǽð*, nengl. *breath*, ahd. *brâdam* zu sein, aber wie verhalten sich die vocale zueinander? Auch das anlautende mnd. *v-* ist seltsam! *brîtem* könnte allenfalls friesisch sein.

31. Götting. *brunne* m. 'brunst' ist eine interessante ableitung von as. *brinnan* 'brennen'.

32. Götting. *bülse* 'beule' ist eine weiterbildung von westf. *bülle*.

33. Götting. *dâleke* 'dohle' ist vielleicht eine mischung von *dâle* und *âleke*, demin. von *Adelheid*, vgl. nengl. *mag-pie* 'elster' zu *Margaret*. Nach H. Schröder, Germ.-rom. monatsschr. 2, 187 ist *dâleke* eigtl. 'schwätzerin'.

34. Götting. *dënen, dȫnen* 'plaudern, schwatzen' entspricht dem alts. *dunnian*, aengl. *dynnan*, aisl. *dynja* 'dröhnen'; vielleicht ist es abgeleitet von dem alts. subst. **duni* = aengl. *dyn*, nengl. *din*, aisl. *dynr*.

35. Götting. *depsel, tepsel* 'mütze' ist wohl durch metathesis auch *petsel* = mhd. *bezel* entstanden.

36. Götting. *dolk, dulk* m. 'wickelhede; zulp' ist = dän. *dolk* 'klotz', norw. 'klumpen', ablautend mit nd. dän. schwed. *dalk* 'teigige mehlspeise', mhd. *talke* 'klebrige masse', nhd. *talk* 'klotz'. Weiteres bei Falk-Torp unter *dolk* II.

37. Götting. *dölmer(t)* 'dummer, täppischer mensch, tölpel', *dölmern* 'sich dumm, täppisch benehmen', *dölmisch, dölmersch* 'albern, täppisch' gehören zu dän. *dulme* 'schlummern', norw. schwed. *dolma* 'duseln, im halbschlaf liegen', aisl. *dylminn* 'gedankenlos'. Weiteres bei Falk-Torp unter *dulme*.

38. Götting. *dönneke* 'tünche' entspricht genau dem ahd. *tunihha* < l. *tunica*.

39. Götting. *dötsch, detsch* 'albern, einfältig' gehört zu mnd. *dutte* 'albernes frauenzimmer', das selbst = norw. schwed. dän. *dott* 'büschel, wisch, haufen; schafskopf', aengl. nengl. *dot* 'fleck', nl. *dot* 'fetzen', nd. *dutte, dott* 'haufen, wicht, gimpel, zapfen' ist. Vgl. Falk-Torp unter *dott*.

40. Götting. *dra-, dreschâken* 'stark schlagen' ist wohl

aus einem älteren *terschâken* 'zerschütteln' (alts. *skakan*) entstanden.

41. Götting. *drausele* 'drossel' setzt, wie meklenburg. *draussel*, eine form mit urgerm. *ō* voraus.

42. Götting. *eppel-, eipeltêre* f. 'maßholder' dürfte dasselbe wort sein wie alts. aengl. *mapulder*; der umlaut stammt aus dem adj. *eppeltëren* = alts. *mapuldrîn*, was zunächst **mepeldern* ergab (vgl. nhd. *esche* nach *eschen*). Das anlautende *m-* dürfte durch dissimilation gegen das folgende *p* oder durch assimilation an das folgende *d* zu *n-* geworden sein (vgl. frz. *nappe* < lat. *mappa*), worauf dann durch falsche abtrennung des unbest. artikels schwund des anlautenden *n-* erfolgte, wie in nengl. *an adder* 'natter' < *a nadder* u. ä., vgl. GRM. 2, 187 und Zs. fdph. 48, 307.

43. Götting. *êwek* 'epheu' und *îwersch* adj. 'von epheu' sind wichtige nebenformen von mnd. *îwesche, îw-, îf-, î-, eig-lôf*, wozu aengl. *îfegn, îfig*, nengl. *ivy* gehört.

44. Götting. *gâder* f. 'kuchenbrett aus flachen holzstäben' ist das mnd. *gadere* f. 'gatter', mhd. *gater* mn. 'gatter, gitter'. Es wird wohl zu mnd. *gader*, mhd. *gader* 'zusammen' gehören.

45. Götting. *gallern* 'peitschen; strömend regnen' ist = schwed. *gallra* 'stark tönen', gehört also zu *gellen* und *nachtigall*, vgl. noch mnd. *galm* 'lauter schall', *galmen* 'schallen'.

46. Götting. *gebramme* n. 'weinen; dumpfer ton' steht im ablaut mit *brummen* und mhd. *brimmen, bremen*.

47. Götting. *gewag* m. 'bewegung des wassers' gehört zu *bewegen*, vgl. mhd. *wage* 'bewegung' = ahd. *waga*, aisl. *vǫg*, aengl. *wagian* 'sich bewegen'.

48. Wie Götting. *glaum* 'trübe, lehmig' zeigt, hat mnd. *glômen* 'aufrühren, trüben', *glômich* 'aufgerührt, trübe, unklar' urgerm. *ō*, wozu sich in anderen dialekten ein damit ablautendes *glūm* stellt, das auch in nengl. *gloom* 'finster blicken' (vgl. *room* < aengl. *rūm*) erscheint. Vgl. denselben ablaut in alts. dän. schwed. *kō* 'kuh' neben afries. aengl. *cū*, aisl. *kȳr* (acc. *kū*), got. *flōdus* 'flut' neben lit. *plústi* 'ins schwimmen geraten', alts. *hwō* 'wie' = afries. aengl. *hū*, ähnlich ahd. *goumo* : *guomo* 'gaumen' mit dem ablaut *au* : *ō*. — Sonst käme mischung von *glûm* mit mnd. *wlôm* (Soester *flaum*) in betracht.

49. Götting. *gnözel* m. 'verkrüppeltes obst' stellt sich zu

aisl. *gnūa* 'reiben', aengl. *gneað, gnieðe* 'karg, geizig', griech. *χναύω* 'nage, schabe, knuppere'.

50. Auf erweiterung derselben wurzel beruht Götting. *gnuppen* 'schaben, kratzen' = dän. *gnubbe.*

51. Götting. *göœlig* n. 'liederliches weib' (der vocal weist auf urgerm. *au*) könnte mit nhd. *gūl* 'gaul' im ablaut stehen, vgl. nl. *guil* 'stute', schwed. *gula* 'alte stute, mähre'. Zur etymologie vgl. H. Petersson, Ar. u. arm. Stud. S. 107.

52. Götting. *gröselig* 'in staub zerfallend, bröckelig', *gröseln* 'in grus, staub zerfallen', gehört zu mnd. *grôs* 'zerbröckelte steine', woneben *grūs* = nl. *gruis* steht. Dazu stellen sich aengl. *greosn* 'kies' und alts. *griusnia* 'mica', ferner mnd. *grûs* 'ausgepreßter pflanzensaft' und *grûsen* 'saft auspressen' (eigtl. 'zerquetschen') und mit anderem vocal *grôsinge* 'ausgepreßter kräutersaft'.

53. Götting. *grutsen* 'zusammenfegen' gehört wohl zu *grot*, nl. *grut* 'schutt, kehricht, abfall', vgl. das entlehnte ital. *gruzzo* 'haufe zusammengetragener dinge'.

54. Götting. *güntje* f. 'schnauze, schnabel, ausguß' stellt sich zu mnd. *günteke* 'schenkgefäß, krug' und lat. *fundere* 'gießen', *fundibulum* 'trichter' (mit *f-* < *gh-*).

55. Nhd. *janker, jänker, jänke, janken* verdankt sein *-n-* wohl der umbildung von *jacke* durch *hanke* und *lanke* 'hüfte', denn die jacke ist ein bis an die hüften reichendes kleidungsstück.

56. Götting. *intoder, intūr* 'verwirrt' gehört zu mnd. *tūder, tudder* 'weideseil, strick', nengl. *tether*. Weiteres bei Weigand[5] unter *tuder*, Falk-Torp unter *tøir.* Es wurde offenbar ursprünglich von dem tiere gebraucht, das sich durch hin- und herlaufen mit seinem strick und dem anbindepfahl verwickelt hatte.

57. Das lat. *Aegidius* wurde im vulgärlat. zu *Aegilius* umgebildet, woher frz. *Gilles*, nengl. *Giles*, nhd. *Ilgen* stammt. Als muster dürften namen wie *Rutilius, Pompilius, Quintilius, Caecilius, Lucilius, Manilius* gedient haben. Die umgekehrte veränderung findet sich in mnd. *amidon* 'kraftmehl' < *amylum*, vgl. unten nr. 201.

58. Dem nhd. *hutzel* entspricht Götting. *hutje* 'getrocknete apfelschnitte'.

59. Bei Weigand sind unter *hotte* zwei ganz verschiedene wörter zusammengeworfen: 1. *hotte* 'bütte, rücken-, tragkorb',

2. *hotte* 'buttermilch, quark'. Letzteres entspricht dem mnd. *hotte*, nl. *hot* 'geronnene milch', buttermilch, molken' und gehört vielleicht zu lat. *cūdere* 'schlagen'.

60. Götting. *hartelbâm* 'hartriegel' ist wohl zunächst aus *hartrelbâm* dissimiliert, weitere zusammenziehung zeigen dann *hart-, hartjebâm.*

61. Götting. *hansænneken* 'Hans-Ännchen', d. i. 'zwitter' ist eine hübsche parallele zu griech. ἑρμαφρόδιτος.

62. Götting. *hâwei(we)ke, -wîweke, -wêweke, -weife* 'hagedorn' ist offenbar umgebildet aus mnd. *hage-wöpeken* 'hagebutte', woneben auch *wēpe(ke)* 'hagebutte, frucht des weißdorns, kornelkirsche' steht. Vgl. auch nl. *wepeldoren* = meklenb. *wēpeldurn* 'rosendorn' = mnd. *wēpendorn.* Die assimilation von *wēpeke* > *wēweke* erinnert an got. *plapja* 'straße' < lat. *platea* oder an skr. *çaçá-* 'hase' < **çasá-* Ist das wort aus lat. *vĕpres* 'dornstrauch' entlehnt?

63. Götting. *hâl* 'trocken', *hellig* 'ausgedörrt', *helling* m. 'trockener ast', *hâlig* 'trocken' gehören zu nl. *haal*, westf. *hāl, hǣl,* lett. *kals* 'mager', *kalst* 'verdorren, trocknen', gr. σκέλλω 'trockne aus, dörre' usw., vgl. Falk-Torp, Wortschatz s. 459 unter *skel* 3.

64. Mengl. *to-mürten* 'zerbrechen, -reißen' (intr.) wird auf ein aengl. **to-myrtan* < urgerm. **murtjan* zurückgehen, das ich zu air. *márdati, mṛdnā́ti* 'reibt, zerdrückt, reibt auf', *mardayati* 'zerdrückt, zerbricht, bedrängt', av. *marəd-* 'vernichten' stelle. Die zusammenstellung mit lat. *mollis* wäre dann natürlich aufzugeben.

65. Aengl. *hafettan* 'plaudere' stellt sich gut zu griech. κόπος 'schlag', κόπτω 'schlage, klopfe, poche'. Weiteres bei Boisacq.

66. Wenn nhd. bayr. *strauche* 'schnupfen, katarrh' < mhd. *strūche* ursprünglich das mit erkältungen verbundene geräusch in den atemwegen bezeichnete (vgl. griech. κόρυζα 'schnupfen' zu aengl. *hrūtan* 'schnarchen, tönen'), läßt es sich zu griech. (σ)τρύζειν 'gurren, poltern, schnurren, brummen', τρῡγών 'turteltaube' stellen.

67. Nd. *holle* 'haarschopf, federbusch' stelle ich zu lat. *celsus, -cello, collis, columen, culmen*, aisl. *hallr*, alts. *holm* 'hügel', aengl. *hyll*, nengl. *hill* dass. usw., vgl. Walde unter *celsus.* Die



zusammenstellung mit mnd. *hülle* 'kopfbedeckung, kopftuch, mütze' bei Weigand[5] ist wenig überzeugend. Dagegen gehört wieder Götting. *hulleke* m. 'hügelchen' sowie brem. *hull* 'erhöhter rasen' hierher.

68. Götting. *hulleren* 'sausen, brausen' und nordfries. *holle* 'stier' sind wohl ablautsformen von nhd. *hall* und *hell.*

69. Götting. *klîme* f. 'klebkraut' gehört zu *kleimen,* aengl. *clǣman* 'beschmieren', ahd. *kleimen* 'aus lehm formen' < **klaimjan.*

70. Götting. *klift* in der redensart: *wat schrift, dat klift* gehört offenbar zu ahd. *klīban,* aengl. *clīfan* 'kleiben, haften', nicht 'wachsen', wie Schambach unter *kliwen* meint.

71. Götting. *krûter* 'leicht in hitze und zorn geratender mensch' stellt sich zu aisl. *krytja* 'murren', *krytr* m. 'dumpfes murren', griech. γρύζω < **grúdjō* 'muckse', lat. *grundio* 'grunze'. Gehört dazu auch Götting. *krötig* 'frech, keck'?

72. Götting. *kros* 'hart geröstet oder gebacken, hart und brüchig, knusperig', *krosch* 'brüchig, mürbe' gehören zu mnd. *krossen* 'brechen, splittern', schwed. *krossa* 'zermalmen'. Weiteres s. bei Falk-Torp unter dän. *kryste,* wo auch noch ahd. *krustula, -ila* 'knorpel' zu nennen gewesen wäre.

73. Götting. *krâle* 'perle' entspricht dem mnd. *kralle, krāle* 'koralle', vgl. nhd. *krone* < lat. *corōna.*

74. Götting. *lackern* 'flackern, auflohen' ist wohl eine mischung von *lohen* (vgl. *laue, lâe* 'lohe') und *flackern,* denn an schwund des anlauts ist doch nicht zu denken.

75. Götting. *lummern* 'müßig herumgehen' ist wohl eine ableitung von wald. *lum* 'schlaff'.

76. Götting. *larges* 'ein schimpfwort: hochaufgewachsener, großer mensch', in *grâte larges* ist wohl der heil. *Hilarius,* dessen name, wie derjenige so mancher kalenderheiligen, zum gattungsnamen geworden ist.

77. Götting. *lauke* m. 'großer, ungeschlachter mensch; großer hund' setzt ein alts. **lōko,* got. **lōka* voraus (vgl. *bauk* 'buch') und zeigt ablaut mit mnd. *lak* 'schlaff, lose', aisl. *lakr, lākr* 'gering, nichtswürdig'.

78. Götting. *leiten* plur. 'eine hundekrankheit', *leitig* 'hämisch' hat wohl *ei* < alts. *eo* (vgl. *leid* 'lied') und gehört zunächst zu got. *liuts* 'heuchlerisch', aisl. *ljōtr* 'häßlich', *lȳti*

'gebrechen' < **liuti*, weiter zu aengl. *lot* 'betrug' und *lytig* 'hinterlistig'. Weiteres bei Falk-Torp, Wortschatz s. 374.

79. Götting. *lêne, leine* 'sanft ansteigend, sich allmählich erhebend' entspricht genau dem aengl. *hlǣne*, nengl. *lean* 'mager' (eigtl. 'sich anlehnend') zu got. *hlains*, norw. *lein* 'hügel, halde, abhang', air. *clóen* 'schief'.

80. Götting. *lôgetrëne* 'wegerich' bedeutet wörtlich 'lügentritt' und gehört anscheinend zu schwed. dän. *trin*, älter auch *tren* 'schritt, tritt', vgl. den nhd. namen *wegetritt.* Da aber im Götting. alts. *trāda* 'spur' als *trâne* erscheint, wird auch obiges *trëne* besser als umformung von *trede* zu fassen sein.

81. Götting. *lok* m. 'drittel eines getreide- oder kleebundes; anzahl, menge, haufe', *löcken* 'getreide oder klee in kleine bündel zusammenharken' gehört wohl zu nhd. *locke* in der ursprünglichen bedeutung 'etwas zusammengebogenes, verknüpftes'.

82. Götting. *luntjen* 'schlummern' gehört zu mhd. nhd. *lunzen*, worüber Weigand-Hirt nichts zu sagen weiß. Das richtige geben Falk-Torp unter dän. *lente* und *lunte.*

83. Wie Götting. *mārs* neben *ārs* 'arsch' steht, findet sich auch *masch* 'hölzerne schachtel' für mnd. *asch.* Das anlautende *m* entstand durch falsche abtrennung eines vorhergehenden *dem, am, im, fam, tom* usw. So hörte ich auch von kindern *motel* für *hôtel* (*im, am, vom hôtel* usw.). Vgl. Zs. fdph. 48, 307 und 312 anm.

84. Götting. *matönje* 'päonie' scheint an *mat* 'maß' angelehnt zu sein, während Osnabr. *patönje* an *pat* 'pfad' erinnert.

85. Götting. *mârte* 'mar, alp' ist offenbar mit *mârte* 'marder' zusammengeworfen.

86. Götting. *mikerig* 'klein, fein, unleserlich' gehört zu nd. *micke* 'brocken, bißchen, kleines kind oder brot' < ml. *micca* = lat. *mīca* 'krume, brocken', vgl. Falk-Torp unter *mikmak.*

87. Götting. *mirren* 'wimmern, winseln' ist wohl eine neugebildete ablautsform zu *murren.*

88. Götting. *môk* m. und *mök* n. 'haufe, menge' gehören zu mhd. *mocke*, vgl. Falk-Torp unter dän. *muge* I und *mukker.*

89. Götting. *mörken* 'sich abmühen, angestrengt arbeiten' gehört zu md. *murksen* 'schlecht arbeiten, an etwas herumschneiden'.

90. Götting. *nilje* 'lilie' ist ein lehrreiches beispiel für dissimilation; vgl. dazu alem. *fatzenetli* 'sacktuch' < ital. *fazzoletto*. In alem. *ilge* ist das erste *l* geschwunden.

91. Götting. *quulm* 'qualm' zeigt dieselbe ablautsstufe wie aengl. *dwolma* 'verwirrung'. Vgl. auch bayr. *dolm*.

92. In den mir bekannten wörterbüchern fehlt bei aengl. *snīcan* (dazu nengl. *sneak* < **snǣcan*?), aisl. *sníkja*, schwed. *snika*, dän. *snige* das ndd. *snękeln* 'schleichen' (vgl. dazu Ndd. correspondenzbl. 34, s. 86, anm. 64).

93. Nd. *prull holen* 'sich schicken, zufrieden geben' ist wohl eine übersetzung des frz. *tenir sa parole* (vgl. ib. s. 83 und 85).

94. Nd. *rabanken* 'lärm machen' (ib. s. 83) ist eine streckform von mhd. *ranken* 'schreien, brüllen', bayr. *raŋken, ronken* 'schnarchen', vgl. auch mnd. *runken* 'schnarchen'. Ähnliche formen s. bei H. Schröder, Streckf. s. 58 f. Es scheint mit griech. *ῥέγκω, ῥέγχω* 'schnarche' verwandt zu sein, wenn auch der wurzelauslaut verschieden ist.

95. Nd. *runksen* 'nachlässig gestützt sitzen' (ib. s. 83), in Lübeck *sik runksen* 'sich hinflegeln', 'sich recken' (s. 86) steht im ablaut mit nhd. mnl. *ranken* 'sich ausstrecken', vgl. Falk-Torp unter dän. *rank*. Es zeigt dieselbe vocalstufe wie ai. *ṛñjáti* 'er streckt sich'.

96. Nd. *smūl māken* 'unverhofften gewinn machen' (ib. s. 83) steht für *smū* = nhd. *schmuh* < hebr. *schmūʿā*. Das *-l* erklärt sich vielleicht durch einfluß von *mūl*, denn das wort bedeutet ja ursprünglich 'nachricht, gerücht, gerede', vgl. nhd. *schmus* < dem plur. *schmūʿōth*.

97. Nd. *ünnermēl* 'mittagsruhe' (vgl. ib. s. 2 und 76) enthält als zweites glied wohl das mnd. *wēl*(*e*) 'wohlsein, -leben, -behagen' < alts. *welo*, aengl. *wela*; *m* wäre somit durch assimilation von *n* + *w* entstanden, wie in nd. *men* 'nur, aber' < alts. *ne-wan* (vgl. Germ.-rom. monatsschr. 2, 187). Die alts. grundform würde **undirn-welo* sein.

98. Daß nd. *kanthaken* aus *kammhaken* entstanden sei (vgl. ib. s. 14), scheint mir unglaublich. Nach Weigand[5] ist *kanthaken* 'ein eiserner haken, um lasten an der kante zu packen und fortzubewegen', ähnlich erklärt es Woeste: 'haken zum umkanten der ballen'. Wie es zu der bedeutung 'hals'

oder 'nacken' gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen. Sagte man vielleicht zuerst: 'jemanden mit dem kanthaken packen'?

99. Nd. *rant* 'streit- und lärmsüchtiges weib (ib. s. 30) gehört offenbar zu älterem nl. *randten*, nengl. *to rant* 'eifern, wüten, schwülstig reden', hat aber schwerlich etwas mit nhd. *ranzen* zu tun. Dagegen ist das ib. erwähnte *sik afrantantern* 'sich abmühen, -arbeiten' streckform von *rantern*, und scheint zu schwed. *ranta* 'hin- und herrennen' zu gehören.

100. Das ib. s. 32 recht abenteuerlich erklärte *slammatje* ist inzwischen von H. Schröder s. 193 f. als streckform von *latje* befriedigend gedeutet worden.

101. Nd. *wrēwel* 'geflochtener ring' (ib. s. 33) ist dasselbe wort wie dän. *vrøvl* 'art backwerk, gewundener teekuchen', zu *vrevle op* 'entwirren', ~ *sammen* 'verwirren', dial. auch *vravle* 'zusammendrehen', schwed. norw. *vravla* 'faseln'. Falk-Torp vergleichen nengl. *wrap* sowie *ῥέπω* 'schwanke', *ῥώψ* 'reisig', lit. *verpiù* 'spinne', norw. *orv*, schwed. aisl. *orf*, mhd. *worp* 'sensenstiel' u. a. m.

102. Götting. *wambet* n. 'wildheit der kühe' ist das mnd. *wan-bete* m. 'koller', eigtl. 'wahnbiß'.

103. Götting. *warwe, warme* 'wirbel am spinnrade' = mnd. *werve* zeigt dissimilation von *w* > *m* wie nhd. *walm*.

104. Götting. *brâsche, bresche, vresch(e), wasche* 'schwaden, getreidehäufchen, reihe geschnittenen getreides' scheint zu lat. *versus* 'furche, linie, strich' zu gehören. Im anlaut stehen *br-, vr-* öfter für altes *wr-*; *wasche* zeigt metathese und schwund des *r* vor *sch*, vgl. brem. *wirse*.

105. Götting. *dellig, delg* 'dicht, fest, feucht' klingt an mhd. *talke* 'klebrige masse' an, ohne daß ich den zusammenhang jedoch für sicher halten möchte.

106. Götting. *ûlequappe* 'kaulquappe' ist wohl durch dissimilatorischen schwund des anlautsconsonanten aus *kûlequappe* entstanden. Vgl. aengl. *preost* 'priester' < lat. *praepositus* (Horn).

107. Götting. *swacken* 'schwappen, schwanken' scheint auf vermischung von *swappen* und *swanken* zu beruhen.

108. Nhd. *schlier* 'mergel' < mhd. *slier* 'lehm, schlamm, geschwür', obersächs. *schliere* 'schleimige masse', nengl. dial. *sleery* 'schleimig', *slur* 'schlamm' möchte ich nicht mit Falk-

Torp, Germ. wortsch. s. 540 zur wurzel *slu-* 'schlaff', mnd. *slūren* 'schlottern' usw., sondern lieber zu lat. *lu-tum* 'schmutz, kot', *pol-luo* 'beflecke', *lu-strum* 'pfütze', griech. *λῦμα* 'schmutz', *λύϑρον* 'besudelung', air. *loth* 'schmutz', kymr. *lludedic* 'schlammig', lit. *lutynas, lutynė* 'pfuhl, lehmpfütze' usw. stellen.

109. Götting. *prappeln* 'plaudern, schwatzen' ist entweder durch metathese aus *plappern* entstanden, oder beruht auf vermischung von *pappeln* mit *rappeln* oder mit mnd. *pratelen* = nengl. *prattle.* Schließlich wäre auch assimilation aus *pratteln* denkbar, wie in got. *plapja* < lat. *platea.*

110. Götting. *bleien, ût* ~ 'herumsprechen, ausplaudern, -schwatzen, klatschen' stimmt so merkwürdig mit nengl. *blow* (*up*) 'verraten, ausplaudern' überein, daß ich beide auf ein gemeinsames verbum (alts. **blāian*, aengl. *blāwan* 'blähen, blasen') zurückführen möchte.

111. Mecklenb. *fladus* 'haube mit flatternden bändern' ist wohl dasselbe wort wie westf. *fladrûse*, Götting. *fantûseke* 'frauenmütze', dessen ursprung Schambach richtig in frz. *fontange* 'bandschleife auf dem kopfe' sieht. Woeste vergleicht noch preuß. *fladruusch* bei Frischbier. Das mecklenburgische wort scheint an *fladuse* 'schmeichelei' < frz. *flûte douce* angelehnt zu sein. Vgl. auch Götting. *kunkelfûse* im bienenstockrätsel.

112. Nd. *klāə* f. 'flachsbund' (vgl. Nd. correspondenzbl. 34, 88) bedeutet wohl etwas fest zusammenhängendes, geballtes, und entspricht mhd. *klate* 'kralle', setzt also ein mnd. **klade* voraus. Vgl. dazu norw. *kladd* 'klumpen, büschel', nd. *kladdern* 'klettern' (eigtl. 'festhaften, sich anklammern'). Zu derselben wurzel gehören lat. *galla, glēba, globus, glomus* usw.

113. Nd. *trügel* 'kumme, holzteller' (vgl. ib. s. 84) setzt ein alts. **trūgil* oder **triugil* voraus, das mit *trog* und aisl. *trygill* im ablaut steht.

114. Imme erwähnt im Nd. correspondenbl. 36, 39 eine bezeichnung für einen geistig beschränkten menschen: *nieselpriem* als ihm unklar. Es wird doch wohl eigtl. 'nasenpfriem' bedeuten, vgl. westf. *nüəsel* 'nase' zu nl. *neus* und *neuzelen* 'schnüffeln'.

115. Ebenda s. 42 wird *schnörgel, schnörchel* für 'nase' und 'pfeife' erwähnt. Woeste verzeichnet ein westf. *snǫ̈rgel*

'unreine tabakspfeife', *snǫrgeln* 'vom tone, den eine solche hervorbringt' und verweist auf Frisch 2, 216: *schnorgeln* 'durch die nase reden'. Es scheint mit *nörgeln* oder *schnarchen* verwandt zu sein.

116. A. a. o. s. 90 veröffentlicht Brinkmann eine anzahl wörter aus dem Münsterlande, von denen einige eine erklärung verdienen. *äwwen* ist das mnd. *ōwen* 'eigtl. 'üben'; für *amauges* l. *amanges* (westf. *mangst*); *bukkelbeere* 'schwarze johannisbeere' scheint eine umbildung von *bickbeere* 'heidelbeere' zu sein, die schon mnd. *bickbere* heißt. Ist dies vielleicht durch assimilation aus *pik-bere* 'pechbeere' (wegen der farbe) entstanden? *ducks* 'einfältiger' stellt sich zu mnd. *ducke* 'törin'; *dwell* 'gehirnwurm' gehört zu mnd. *dwelen* 'irren', got. *dwals* 'töricht'; *fraute* 'maulwurf' ist = mnd. *wrôte* 'wühler'; *gewe* 'fest, gesund' = mnd. *gêve* 'annehmbar, gut, unverletzt' (nhd. *gäbe*); *glint* 'zaun' = mnd. *glint*, nl. *glinting*; *gniesen* 'gesichter schneiden' gehört zu westf. mnd. *gnêsen*, ostfries. *gnîsen*; *jölp* 'schlechter hund' gehört nicht zu nengl. *whelp*, sondern zu nengl. *yelp*, aengl. *gelpan*, mhd. *gelfen* 'kläffen', vielleicht ursprünglich *jölp-hund*?; *leier* 'wange' ist = mnd. *lêr*, aengl. *hleor*; *neupen* 'weinen' verzeichnet Woeste als *nöpen* neben *möpen* 'gesichter schneiden, den mund verziehen' (vgl. nengl. *mope*, nhd. *mops*); wenn die wörter identisch sind, liegt bei *nöpen* dissimilation vor, wie bei roman. *nappe* (nengl. *napkin*) gegenüber lat. *mappa*; *reuklos* ist 'ruchlos' = nengl. *reckless*; *zinder* 'kohlenasche' ist eher = mnd. *sinder* 'metallschlacke' als lat. *cinerem*. Die anderen wörter sind entweder hinlänglich deutlich oder mir ganz dunkel, wie *biesewick, blenze, fasket, kiddig, klüft, mansedel, quikerig, schäärbäätsch, sült, tauffink, vernöken, wenneken* (mnd. *wenneke*). Ich empfehle sie der aufmerksamkeit der forscher.

117. Götting. *polêne* 'rolle des windseils, winde' ist das mnd. *polleie, -leine* < frz. *poulie*, vgl. ne. *pully*. Das *-n-* stammt wohl von *lîne* 'leine'.

118. Ein schönes beispiel von dissimilation zweier *-r-* bietet mnd. *paderêl* 'ein belagerungswerkzeug' = mhd. *pheterære*, *pfederer*, *pheter* 'schleudermaschine' < mlat. *petrāria*. Vgl. dazu nhd. *marmel*, alem. *marfel* und engl. *marble* 'marmor'.

119. Ebenso dürfte mnd. *pulmet* neben *pulpet* 'pult' auf dissimilation beruhen, wie mnd. *kummeldur* neben *kummendur*

'komtur'. Zu diesem vgl. Kölner *kommuljon* 'communion' und Soester *omlibus* 'omnibus'.

120. In mnd. *vīvere* 'feifel' < mlat. *vīvolae* liegt einer der fälle vor, wo *l* ohne ersichtlichen grund > *r* geworden ist (vgl. umgekehrt alem. *kilche* 'kirche').

121. Götting. *rôren* 'zum zweiten mal pflügen' kann natürlich mit lat. *arāre*, griech. *ἀρόω* nicht verwandt sein, sondern gehört zu lat. *ruere* 'aufreißen, wühlen, scharren', griech. *ἐρυσίχθων* 'erdaufwühlend', got. *riurs* 'vergänglich', ahd. *riostar* 'pflugsterz', mhd. *rūne* 'wallach' usw., vgl. Walde unter *ruo* 3. Die germ. form des verbs wäre **raurōn* oder **rauzōn*.

122. Nhd. *werre* 'maulwurfsgrille' gehört m. e. zu *wurm*, lat. *vermis* usw. (vgl. den namen 'riedwurm') zur wurzel **ver-*. Das zweite *-r-* in *werre* kann altes *r* oder *z* sein.

123. Mnd. *palsternake* 'pastinake' könnte dissimilation eines älteren **parsternake* sein (wie alem. *alder* 'oder'), das zunächst durch vorwegnahme des *r* aus **pasternake* entstanden wäre (vgl. frz. *trésor* < *thesaurus*, nd. *triǭtər* 'theater', mecklenb. *triptäter* 'deputäter' mit assimilation von *d-* an *-t-*). Das angenommene **pasternake* selbst müßte sein *r* auch nach irgend einem muster eingeschoben haben, etwa wie *pastor* oder *pater noster*?

124. Mnd. *brummelbere* 'brombeere' (zu alts. *brāmal*) zeigt im vocalismus anlehnung an *brummen*.

125. Götting. *schreilen* 'sengen' gehört zu *schreien* (vgl. ahd. *screiôn*) wie *sengen* zu *singen* und *kreischen* trans. zu *kreischen* intr.

126. Mnd. *schuft* 'widerrist', Götting. ~ 'hüfte, hinterbug', nl. *schoft* 'schulter' sind offenbar identisch und zeigen *s*-präfix gegenüber air. *çúpti-* 'hüfte'.

127. Götting. *schrûpe* f. 'halbierter, hohler, über gräben gelegter baumstamm' scheint eine erweiterung der in *schrot, schröter*, nengl. *shrew, shred, shroud* vorliegenden wurzel **skreu̯-* 'schneiden' zu sein.

128. Götting. *seimelær* 'nachlässiger mensch' gehört zu norw. *seimen* 'saumselig, langsam' und aengl. *sĕomian* 'hängen, liegen, bleiben', aengl. *sǣmra* < **saimiza* 'schlechter', *sām-* 'halb-', eigtl. 'schlecht-'. Vgl. dazu Falk-Torp, Germ. wortschatz s. 438 f.

129. Mnd. *slêt* 'rohe, biegsame holzstange, holz zur balkenbelegung, kleinholz', Götting. *sleite* f. 'hölzerne stange, buchenes querholz über den scheunenbalken' ist das mhd. *sleiȥe*, nhd. *schleiße* 'leuchtspan, leinwandfetzen' und gehört zu alts. *slîtan* 'schleißen, spalten'. Dieselbe stufe erscheint in aengl. *slǣtan* 'hunde anhetzen' < **slaitjan.*

130. Neben mnd. *slippen* 'gleiten' steht ein zweites *slippen* 'einschneiden, schlitzen, zerreißen', wozu ich *slippe* 'rockschoß, -zipfel; streifen landes, brandgasse', Götting. *slippige* 'bodeneinsenkung, engpaß' stelle. Da *-pp-* < idg. *-pn-* entstanden sein kann, dürfte lit. *sklypůti* 'zerstücken' und *klỹpas* 'lappen, ackerstück' sowie aengl. *tō-slīfan* 'spalten', nengl. *sliver* 'abgeschlitztes stück' und mnd. *slēf* 'großer löffel' dazu gehören. Mit *schlipfen* und *schleifen* hat nd. *slippe* nichts zu tun!

131. Götting. *slunk* m. 'peitschenschnur' gehört zu schwed. mnd. mhd. *slank* 'schmächtig, lang, schlank, biegsam', nengl. dial. *slink* 'schmächtig'. Dasselbe wort ist wohl Götting. *slunk* 'kohlstengel', während *slunk* 'schlund, schlucht' zu *schlund* gehörte.

132. Nhd. *schmarren* 'stück, brocken; eine speise', älter nhd. *îsschmarre* 'eiszapfen' gehört vielleicht zu griech. *μέρος, μόριον* 'teil', lat. *mereo* 'erwerbe'? Weiteres bei Boisacq unter *μείρομαι.*

133. Götting. *smârt* 'schmutzig', *smârte* f. 'schmutz' stellen sich zu got. *smarna* 'kot' und *μορύσσω* 'besudle' oder zu lat. *merda* 'kot', altsl. *smradŭ* 'unflat'. Vgl. aber auch götting. *smĕ̄r* 'schmutz, kot' (zu nhd. *schmieren*).

134. Götting. *spolk* m. 'splitter, spahn' steht im ablaut mit nl. *spalk* dass.

135. Götting. *stolker* 'steifer, unbehilflicher mensch' gehört zu aengl. *stĕalc* 'steil', *stalcian*, nengl. *stalk* 'vorsichtig gehen', dän. *stalke* 'einherstolzieren', lit. *stalgus* 'trotzig, frech', mit ablaut.

136. Götting. *strǖnen* 'strömen' (vom regen) gehört mit ablaut zu *strom.* Bemerkenswert ist das verschiedene suffix.

137. Götting. *stǖper, stûp-haun* 'huhn ohne schwanz' gehört zu unserem *stief-* in *stiefvater* usw., vgl. noch aengl. *āstiepan* 'berauben' = ahd. *ar-, bi-stiufen.* Das gleichbedeutende *stǖwer* dagegen stellt sich zu Götting. *stūwe* 'zeugrest' = mnd. *stūve* und mnd. *stǖven* 'abstumpfen, -stutzen'.

138. Götting. _waul_ n. 'unkraut' ist = mnd. alts. _wôl_ 'unheil, verderben'. Bemerkenswert ist die bedeutungsverschiebung.

139. Zu aengl. _wæflian_ 'unsinn reden', norw. _vava_ dass., lit. _vapéti_ 'plappern' stellt sich noch Götting. _weffeln_ 'belfern, keifen'. Dagegen ist nengl. _whiffle_ 'pfeifen' fern zu halten.

140. Nd. westf. _splentern_ 'spritzen' ist wohl durch dissimilation aus *_sprentern_ entstanden, vgl. aisl. _spretta_ intr. < *_sprintan_, desgl. kaus. < *_sprantjan_. Nhd. _sprenzen_ dagegen kann aus *_sprengezen_ entstanden sein.

141. Mecklenb. _burren_ 'schwirrend fliegen' entspricht dem mhd. _burren_ 'sausen' sowie dem nengl. _birr, burr_, das seit dem 16. jh. belegt ist. Natürlich sind dies alles schallwörter ohne historischen zusammenhang.

142. Mecklenb. _alf_ 'albernes frauenzimmer' ist = mnd. _alf_ 'böser geist, elf'; dazu gehört das adj. _alwsch_ 'albern', entsprechend mnd. _elvisch_ 'verwirrt, geisteskrank'.

143. Mecklenb. _begäuschen_ 'begütigen, beruhigen' gehört offenbar zu _gaud_ 'gut', steht also für älteres *_be-gäudeschen_, vgl. mhd. _güeten_ 'gut machen' = aisl. _góða_, schwed. _göda_, dän. _gjøde_ 'mästen, düngen'.

144. Mecklenb. _blag-raak_ 'tannenhäher' besteht aus _blag_ 'blau' und _raak_ = aisl. _hrokr_ 'garrulus cristatus'.

145. Mecklenb. _bläustrig_ 'plustrig, erhitzt', _blösser_ 'pausback' scheint zu mhd. _bluost_, aisl. _blóstr_ 'blüte' zu gehören, die ursprüngliche bedeutung wäre also 'blühend'.

146. Mecklenb. _blucken_ 'aufblitzen, -flammen' gehört zu lat. _flagrāre, fulgĕre_, griech. φλέγειν, nhd. _blank, blenken, blinken, blecken_, nl. _blaken_ 'flammen' und aengl. _blæcern_ 'leuchter'.

147. Mecklenb. _bräsel_ m. 'kurze pfeife', wenn auf alts. *_brusil_ beruhend, stellt sich zu mnd. _brōsch_ 'zerbrechlich', aengl. _brosnian_ 'zerbrechen (intr.), _brȳsan_ 'zerbrechen' (trans.), ahd. _brōsma_, alts. _brōsmo_ 'brocken', mir. _brūim_ 'zerschmettere', alb. _brešen_ 'hagel', lat. _frūstum_ 'brocken'. Weiteres bei Weigand-Hirt unter _brausche, brosame_ und bei Walde unter _frūstum_. — Anders beurteilen die genannten wörter Falk-Torp unter dän. _bruse_.

148. Mnd. _bros-been_ (l. _-beren_?) 'wachholderbeeren' gehört zu norw. _bruse_ 'wachholder', das Falk-Torp unter dän. _bruse_ 'brausen' stellen.

149. Mecklenb. *buckspriet* 'bugspriet' zeigt volkstümliche anlehnung an *buck* 'bock'.

150. Mecklenb. *bünzeln* 'nesteln, knüpfen, zusammenwickeln, -flicken' gehört zu nl. *bun(d)sel* = *bundel* 'bündel'. Dazu auch *bündeln* 'ausreißen, davonlaufen', eigtl. 'sein bündel schnüren'?

151. Mecklenb. *buttern* 'stampfen, pochen' gehört zu aisl. *bauta*, aengl. *beatan*, ahd. *bōzan* 'stoßen', aengl. *buttuc* 'hintere', vgl. Falk-Torp unter dän. *but* 'stumpf, kurz und dick'.

152. Mecklenb. *däwk* 'kleine nase' ist = mnd. *dövike*, nl. *deuvik* 'zapfen', verwandt mit nhd. *döbel*, nengl. *dowel*, griech. *τύφος* 'keil', vgl. Falk-Torp unter *dyvel*.

153. Mecklenb. *drömt* 'ein getreidemaß, 12 scheffel', mnd. *drömet, dramet* < lat. *tremodium* zeigt im anlaut anlehnung an *drei* '3', wie *drillich* < lat. *trilix*. Das *ö* ist labialisierung vor *m*.

154. Mecklenb. *finzel* 'fetzen, schnitzel' ist eine nasalierte nebenform zu mhd. *viseln* 'fasern, franzen'. Dazu gehört nhd. *finzelig* 'überfein'.

155. Mecklenb. *fläkern* 'flackern, schweifen, herumspringen' entspricht genau dem aengl. *flicorian* 'flattern' (vgl. *säker* 'sicher', *flämern* 'flimmern').

156. Mecklenb. *flaktur* 'fractur' ist ein neues beispiel für liquidendissimilation, desgl. *sekletär* 'secretär'. Vgl. nr. 160.

157. Gehört mecklenb. *von flässen* 'von frischem, mit erneuter kraft' zu nhd. *flechse* 'muskel- und gelenkfaser' (zu *flachs*)?

158. Mecklenb. *küben* 'kübel' ist eine interessante nebenform des hd. wortes.

159. Mnd. *töte* f. 'mähre, stute; gemeines weib', mecklenb. *tät* 'stute' verbinde ich mit nl. *teuten* 'saugen', nhd. *tüttel*, mhd. *tütel* 'punkt', ahd. *tuta, -o*, mhd. *tute* 'brustwarze, weibl. brust', nengl. *tittle*, nl. *tittel*, mnl. *tote*.

160. Mecklenb. *knäglich* 'kläglich' zeigt dissimilation von *l* > *n* wie nhd. *knoblauch, knäuel*; mnd. *knênlik* 'zart, fein' < *klênlik, knepel* 'klöppel'; auch in mecklenb. *knüteri* 'schnitzelei, kleinarbeit' gegenüber mnd. *klûteren* 'kleine tischlerarbeit machen' liegt dissimilation der liquiden vor. Warum ist aber in mecklenb. *hindelst, hinnelst* 'hinterste' *l* für *r* eingetreten? Offenbar durch den einfluß des gegenteils *vöddelst, vördelst*

'vorderste'. Danach dürfte sich auch *bütelst* 'äußerst' (zu *būten*) gerichtet haben. Vgl. etwa aengl. *mǽst* nach *lǽst*, vulg.-lat. *grevis* nach *levis* u. a. m. Eine andere dissimilation liegt vor in mecklenb. *lanking* 'nanking', wo *n* > *l*, sowie in *dissentür* 'deserteur', wo *r* > *n* geworden ist. Assimilation liegt wieder vor in mnd. *kristêr* 'klistir', teilweise in mecklenb. *karmenade* 'carbonade'. Vgl. auch nr. 156 u. 180.

161. Mecklenb. *demolei* 'schlägerei, streit, händel' aus frz. *démêlé* zeigt wohl anlehnung an *demolieren*, ebenso *dreiguner* 'dragoner' an *dreigen* 'trügen' und 'drehen'; mnd. *drummeldar* 'dromedar' an *drummeldörries* 'einfaltspinsel' und *drummel* 'trum, stumpf, gedrungener mensch, harter kot, teufel'. Etwas anderes ist das nhd. *trampeltier*.

162. Mecklenb. *rämel* 'rain' gehört zu aengl. *rima*, nengl. *rim* 'rand', aisl. *rimi* 'streifen landes', ofries. *rīm* 'rand'. Zum vocalismus vgl. *däg* 'gedeihen' < mnd. *dege* < alts. **thigi*.

163. Mecklenb. westf. *ekstern* 'quälen, ängstigen' stelle ich zu got. *agis*, aengl. *egesa*, ahd. *egiso* 'furcht, angst, schrecken', norw. *egse* 'aufgeregtheit'. Wegen der lautlichen entwicklung vgl. nd. nl. *ekster* 'elster' = mnd. *egester*. Eine andere lautform erscheint in mnd. *eisen* 'grauen, schaudern', *eisk, eislik* 'schrecklich, häßlich' < alts. *egislîk*.

164. Mecklenb. *jökeln* 'spaßen, scherzen' ist eine ableitung von lat. *jocārī*, vgl. mnl. *jocken*.

165. Mecklenb. *lumpen* 'lahmen, hinken' steht im ablaut mit nengl. *limp* (zu aengl. *lemp-halt*).

166. Daß alts. *lōgna*, mnd. *lōgene, lōchene* 'flamme' langes *ō* < germ. *au* hat, wird durch mecklenb. *läuchen* m. 'glut, blitz, flamme' bewiesen, dessen diphthong allerdings unregelmäßig ist, da man *ö* statt *äu* erwarten sollte; das *äu* ist nämlich in der regel der umlaut von *au* < germ. *ō*, vgl. *bäuker* 'bücher'. Aber auch sonst steht *äu* unregelmäßig, z. b. in *läus* 'geleise' und *läusch* 'schilf' = mnd. *lēsch*, westf. *laisk*, nhd. *liesch*. Alts. *lōgna* steht also für urgerm. **laugina*, vgl. ahd. *loug*, aber es muß eine unsynkopierte form daneben gegeben haben.

167. Mecklenb. *wrägel* 'zankteufel, brummbär' entspricht einem alts. **wrigil* und gehört zu mnd. *wrīch*, nengl. *wry* 'verdreht', mhd. *rigen* 'kämpfen', mengl. *wraw, wrough* 'verkehrt, zornig' < aengl. **wrāh* = mnl. nnl. *wrecg, wreef*, vgl. Björkman,

Xenia Lidensiana, Stockholm 1912, s. 191 f. und meine bemerkungen IF. 25, 151 sowie Franck-van Wijk unter *wreef*, endlich Falk-Torp unter *vrikke*.

168. Mecklenb. *visentiren* 'visitieren' zeigt *n*-einschub wie die bekannten englischen wörter *nightingale, messanger* usw. Das vorbild war vielleicht *präsentieren* und *lamentieren*.

169. Mecklenb. *verdōren* 'verwinden', *sik* ~ 'sich erholen, beruhigen' gehört wohl zu mnd. *dār* 'passend, tunlich' = mhd. *dære* 'paßlich, tauglich'.

170. Eine neue etymologie von nhd. *hoffen*, aengl. *hopian* stellt Jespersen in der Nord. tidskr. f. fil., 4. række, VIII, 151 f. auf, indem er es mit aengl. *hop* n. 'zufluchtsort' (in *mōr-, fen-* ~ Beow.) verbindet; *tō-hopa* 'hoffnung' würde also eigtl. 'zuflucht' bedeuten. Wenn er dann aber weiter an aengl. *hoppian*, nengl. *hop* 'hüpfen' anknüpft, so ist dies kein neuer gedanke, da bereits Weigand⁵-Hirt (ob mit recht?) *hoffen* und *hüpfen* zusammenstellt! Die vermutung endlich, daß auch aengl. *hype*, nengl. *hip* 'hüfte' dazu gehöre, ist schon alt, vgl. Walde² unter *cubitum*, wo auch noch weitere verwandte genannt sind. Warum aber Jespersen mengl. nengl. *hope* 'stück eingeschlossenen landes; kleines eingeschlossenes tal; kleine bucht' von aengl. *hop* trennen will, sehe ich nicht ein, da sich diese bedeutungen alle leicht aus der grundbedeutung 'wölbung, krümmung' ableiten lassen.

171. In frz. *tante* ist im wortanlaut der anlaut der zweiten silbe vorweggenommen. Eine schöne parallele bietet alem. *poperment* 'operment, arsenik'.

172. Mecklenb. *bick* f. 'winde zum einholen der linken seite (bickflucht) der heringswaden' ist wohl = norw. *bikje, bikkja*, dän. *bikke*, aisl. *bikkja*, aengl. *bicce*, nengl. *bitch* 'hündin'. Vgl. nhd. *hund* 'kleiner ofen, hemmgabel', sowie die bezeichnungen *bitch, dog* für verschiedene englische werkzeuge und frz. *chien* 'hahn am gewehr, förderhund, laufkarren, bandhaken, dregganker'. Gehört hierher auch unser *bickbeere*? Vgl. *himbeere* < *hindbeere*, ferner *kronbeere, hundsrose* u. a. m.

173. Nhd. *gräting* 'rost- oder gitterwerk' (in der seemannssprache) gehört schwerlich zu *grat*, wie Heyne in Stenzels Seemänn. wörterbuch meint, sondern ist entlehnung aus engl. *grating*.

174. Nhd. *kleist* 'glattbutt' (rhombus laevis) gehört zu *kleister* < mhd. *klīster, klei*, lit. *glitùs* 'glatt, klebrig', lat. *glūs* 'leim' usw.

175. Zu nd. *kolk* 'wasserloch' gehört noch aengl. *cylcan* 'ructare', vgl. nd. *kolken* 'sich erbrechen'.

176. Ndd. *krappe see* hat nichts mit *krabbe* zu tun (Heyne bei Stenzel), sondern entspricht aisl. *krappr*, dän. schwed. *krapp*, nl. *krap* 'kurz, knapp', verwandt mit nhd. *krampf*.

177. Nhd. *paddel* 'eine art ruder' stammt wohl von nengl. *paddle* 'kleiner spaten', so genannt wegen der ähnlichkeit.

178. Nhd. *pegel* hat nichts mit lat. *baculus* zu tun, sondern gehört zu mlat. *pagella*, wovon auch afrz. *paele* kommt.

179. Nhd. *topp(e)nant* f. 'tau vom topp eines mastes, einer stänge nach der nock einer rah, eines giek- oder ladebaumes, bootsdavits, um sie zu stützen, zu heben oder zu senken' ist wohl = *toppenhand*.

180. Wenn Woestes erklärung des ortsnamens *Lüdenscheid* < *Luidolfessceide* richtig ist, so ist er durch dissimilation aus *Lüdelscheid* entstanden. Vgl. den umgekehrten übergang von *n* > *l* unter nr. 160.

181. Mecklenb. *glūdern* 'von unten ansehen, schielen' gehört zu mnd. *glūren*, nengl. *glower* 'lauern, schielen, glotzen'; das *-d-* vergleicht sich dem *-d-* in nhd. *haudern*. Über weitere verwandte vgl. Falk-Torp unter dän. *glubende*.

182. Mecklenb. *hart-fratsch* 'nicht wählerisch' gehört zu mnd. *vrātzich* 'gefräßig', das wieder aus dem mhd. stammt.

183. Mecklenb. *krett* 'das hintere verschlußstück zwischen den wagenleitern; der raum davor' gehört zu ahd. *krezzo*, mhd. *kretze*, ahd. *krätze* 'korbgeflecht' und aengl. *cræt* 'wagen'. Dasselbe bedeutet mecklenb. *kässer* (woher ?).

184. Mnd. mecklenb. *kūsel* 'wirbel' ist wurzelverwandt mit griech. *γῡρός* 'rund', *γῦρος* 'kreis' usw. Weitere *-s*-erweiterungen der wurzel sind: aisl. *kjōss* 'höhlung, bucht', mnd. *kūse*, nl. *kuis* 'keule', mnd. *kūse*, nl. *kies* 'backenzahn', nl. *keuzelen* 'mit schnellkugeln spielen'.

185. Mnd. *wrase* 'rasen' hat neben sich die ablautsstufe *wrōse*, vgl. dazu mecklenb. *wrausen* 'rasenstücke'.

186. Mnd. *walen* 'wälzen' entspricht genau aslav. *valiti* und aind. *válatē*. Weiteres s. bei Walde unter *volvere*.

187. Mecklenb. *vergritzt* 'verschmitzt; bissig, verdrießlich, ergrimmt' stellt sich zu dän. *gridsk* 'gierig', früher 'grimmig, verbittert', schwed. *grisk* 'heftig, derb, begierig', aisl. *grīð* 'heftigkeit', mhd. *grīt* 'begierde', vgl. Falk-Torp unter *gridsk*.

188. Mecklenb. *verbomt* 'verblüfft' gehört wohl zu dän. schwed. *bom* 'fehlschlag, -schuß', nl. *bommen*, nengl. *boom* 'dröhnen', dän. *bomre* 'schlagen, klopfen'.

189. Zu den von mir in Beitr. 44, 481 besprochenen westf. *traise, truəsel* 'holzbirne' gehört auch noch aisl. *tros* n. 'abfall, reisig', aengl. *trūs*, nengl. dial. *trouse* 'brushwood, cuttings from hedges or copses', vgl. das NED. unter *trouse* und Ritter, Engl. stud. 54, 100. Sollte nicht auch got. *ufartrusnjan* sich dazu stellen? Vgl. Frantzen, Neophil. VI, 43 f.

190. Wenn Götting. holst. *vǖnsch* 'aufgebracht, zornig, boshaft', wie Schambach annimmt, aus *venînsch* 'giftig' entstanden ist, hat man dissimilatorischen schwund der silbe *-en-* anzunehmen. Der übergang von *ī* > *ǖ* dürfte sich durch einfluß von *lǖnsch* 'launisch' erklären, wenn nicht rundung durch *f-* vorliegt, vgl. dän. schwed. *fyraben* 'feierabend'.

191. Aengl. nengl. *furlong* hat eine schöne entsprechung in mnd. *vorling*, Götting. *vorli(n)g* '1/2 morgen'.

192. Götting. *volkern* 'die hühner nach eiern befühlen' wird eine *k*-erweiterung von alts. *fōlian* 'fühlen' sein, wie nengl. *talk, walk*, aisl. *blíðka* usw.

193. Nhd. *flause* für älteres *fause* erklärt sich leicht durch den einfluß des gleichbedeutenden *flocke*; in Götting. *vlentjen* 'leichtsinniger(s) junger(s) mann, mädchen' = mnd. *vente, ventken* dagegen dürfte einfluß von *flott* vorliegen.

194. Götting. *flætangel* 'unflätiger mensch, grobian' möchte ich aus *flæt-tanger* mit assimilation von *r* an *l* erklären.

195. Der umlaut in nd. *süs* 'sonst' ist m. w. noch unerklärt. Vielleicht ist er durch assimilation in der häufigen verbindung *ümsüs* 'umsonst' entstanden?

196. Götting. *tâl* 'schlank' zeigt dieselbe bedeutungsentwicklung wie nengl. *tall* 'groß' gegenüber aengl. *getæl*, alts. *gital*, ahd. *gizal* 'schnell'.

197. Mnd. *tost* 'samenkopf', Götting. *tost* m. 'zweig, ende der peitschenschnur, zotte', *töstelke* f. 'samenkopf der klette' gehören wohl zu norw. *tos* 'faser', nengl. *touse* 'zausen', nhd.

zausen, mhd. *zūse* 'gestrüpp, haarlocke' usw., lat. *dūmus* < *dusmos* 'gestrüpp, dichter strauch' und ir. *doss* 'busch' < **dusto*. Eine nasalierte form der wurzel erscheint in Götting. *tunsen* 'zausen', wenn es nicht eine mischung von *dinsen* und *tūsen* ist.

198. Götting. *tûlen* 'zausen' gehört zu mnd. *tûl* 'büschel, flocke' = nl. *tuil* 'strauß'. Wenn *tûl* < **tūhla-* entstanden ist, gehören die wörter zu *ziehen*' lat. *dūcere* usw.

199. Wenn unser *wicht* (got. *waihts*, aisl. *véttr, vǽtr, vítr*, ahd. aengl. *wiht*) ursprünglich 'lebendes wesen' bedeutete, so ist es mit aslav. *veštĭ* 'ding, sache' auf idg. **vektis* zurückzuführen, das eine ableitung von der wurzel **veǵ* in lat. *vegēre* 'munter sein', *vegetus* 'rührig, lebhaft', *vigil* 'wachsam', ai. *vājas* 'kraft, schnelligkeit', *vājayati* 'treibt, läuft' sein dürfte. Aus dem germ. gehören also dazu aisl. *vakr*, aengl. *wacor*, ahd. *wackar* 'rege, munter', got. *wakan* 'wachen', *wōkains* 'wachen' usw. Ob in aisl. *vǽtr* < **wahtiz* nicht eine ablautsform von *wiht* vorliegt?

200. Götting. *tuddek* m. 'dotter; stengelmark; eiterzapfen' ist wohl nur eine lautliche variante von *duddek* 'eiterzapfen', das zu nhd. *dotter* < ahd. *totoro* = alts. *dodro* und aengl. *dydring* gehört. Weiteres über die wurzel **dhudh* s. bei Falk-Torp unter *dodder, dude, dur* I und *dott*. Dazu gehört noch nl. *doten* (Kiliaen), nengl. *dote* und mhd. *totzen* 'schlafen'.

201. Nhd. *amelmehl* 'kraftmehl' bringt Weigand[5]-Hirt mit ahd. *amar* 'sommerdinkel' zusammen. Eher wird es, wie nengl. *amyl*, aus lat. *amylum* < griech. *ἄμυλον* 'stärke' stammen, das im mnd. als *amidom, -dunk, amelunk* = frz. *amidon* erscheint.

202. Mnd. *tarras* 'wall, bastei, bollwerk' ist das frz. *terrasse* und zeigt angleichung des vortonigen vocal an den betonten, ähnlich wie lat. *prō portiōne* < *prō partiōne*, vgl. Walde, IF. 39, 93 oder frz. *dimanche* < vulglat. **diminica* für *dominica*.

KIEL. FERDINAND HOLTHAUSEN.



DER LAUTWANDEL *-b-* > *-w-* IN BADEN.

(Mit karte.)

Die grenze *stube* : *stuwe* im elsässischen ist aus der karte in Martin-Lienharts wörterbuch bekannt. Für Württemberg hat sie H. v. Fischer in seiner Geographie der schwäbischen mundart, karte 19, im groben angegeben; Karl Braun hat sie bei Heilbronn, Carl Haag bei Schwenningen verfeinert. In Baden gilt seit Fischer die Kinzig als scheide; seine angabe ist übergegangen in Behaghels Geschichte der deutschen sprache[3] s. 212, in das mhd. elementarbuch[2] von Michels s. 96, in den Abriß der deutschen grammatik von Hans Schulz s. 71. Daß diese grenze unrichtig gezogen ist, mußten schon die arbeiten von Heimburger (Ottenheim), Schwend (Oberschopfheim), Jäger (Mahlberg), Ehret (St. Georgen i. Br.) zeigen. Es verhält sich auch nicht etwa so, daß die lautgrenze in jüngster zeit gewandert wäre und Fischer den älteren, die doctoranden den neuesten lautstand geboten hätten. Heimburgers arbeit ist 1888, sieben jahre vor der 'Geographie' erschienen; jede umfrage bei alten bürgern von Lahr, Emmendingen, Waldkirch ergibt, daß man schon vor 50 jahren in einem breiten strich südlich der Kinzig intervocalisch *w* für *b* sprach, was auch Birlinger 1868 (Alemannische sprache rechts des Rheins, s. 139) für die Lahrer gegend bezeugt. Für die völlig fränkische stadt Buchen (nicht ihre umgebung) gibt allerdings Breunig 1891 (Programm Tauberbischofsheim s. 32) ausdrücklich verschlußlaut *b* an; es handelt sich aber offenbar um eine örtliche und ständische sondertümelei, eine art honoratiorensprache; im übrigen ist seine arbeit durchsetzt mit lautgesetzlichen *w*, so in *ərgīwi* 'ergibig' s. 12, *ęrwl* 'erdbeere' s. 17, usw.

Ich habe nun die badische *b* : *w*-linie von ort zu ort festgestellt. Maßgebend war das wort *šrībə* : *šrīwə*; mitverglichen wurden außer sehr vielen gelegenheitsbelegen besonders *abend, leben, leber, aber, erben, halber*, ferner *hafer* = alem. *haber*,

und mit etymol. *w* *gerben* nebst *färben*. Abweichungen vom musterwort *schreiben* haben sich fast nirgends ergeben (siehe s. 150f.). Die verbindung selbstlaut + *b* + selbstlaut und die verbindung liquida + *b* + selbstlaut werden gleich behandelt, ebenso die seltene verbindung selbstlaut + *b* + liquida (*fabrik*).[1] Der lautwechsel *b* : *w* waltet in sehr vielen wörtern, fällt aber nicht schroff auf. Beim übergang von mundart in die verschiedenen stufen der umgangs- und schriftsprache geht der *w*-mann mehr oder minder geschickt von *w* nach *b* über. Ein beispiel ist der gruß 'guten abend' in verschiedenen graden der echtheit und gewähltheit. Jedoch belassen solche leute das *w* in verdunkelten formen.

Mein verfahren war das gemischte. Ich durchwanderte den landstrich im august 1919, mich ortsansässigen gegenüber meist als stummer zuhörer verhaltend, ohne auszufragen. Die ergebnisse verglich ich mit dem zettelvorrat des badischen wörterbuches. Schließlich bat ich noch den ortsältesten hauptlehrer vieler dörfer schriftlich um bescheid. Diese herren haben mir fast ohne ausnahme freundliche, oft vorzügliche auskunft erteilt. Die gegenseitige ergänzung der drei quellen erwies sich als durchaus nötig. Der unterschied zwischen *b* und *w* ist besonders schwer festzustellen, wenn man ins gebiet erhaltener mhd. kürzen (bei schwach geschnittenem accent) gerät (*lę̆bə*, 'vivere', *ă̆ber*). Da ich aus dem *w*-gebiet stamme und von norden her wanderte, war ich öfters versucht, die grenze etwas zu weit nach süden vorzutragen, bis sich zeigte, daß ich schon um ein dorf oder zwei ins *b*-gebiet geraten war. Die bewohner solcher orte dicht südlich der grenze (z. b. Kirchhofen, Göschweiler, Reiselfingen) sind sich bewußt, ein richtiges *b* zu sprechen, aber dies habe nicht die stärke wie weiter im süden; sie würden als phonetiker etwa von 'schwacher lenis' reden.[2]

Ich habe mich rasch überzeugt, daß die *b* : *w*-frage gegenwärtig nicht zusammenhängt mit der zweiheit kurzer : langer vocal, auch nicht mit der vocaldehnung in offener silbe. Man

---

[1]) Auch deminutiva wie *laible* 'weck', *kälble* dürfen hier genannt werden, da *b* erst zu *w* wurde, als diese worte längst zweisilbig geworden waren.

[2]) Correcturnote: Dazu vgl. jetzt Bohnenberger in den Württemb. jahrbüchern 1918, s. 190, und linie 15 seiner karte (südende unrichtig).

findet beispielsweise im *w*-gebiet des amtes Neustadt i. Schw. erhaltene kürze, im markgräflerland dagegen bei erhaltenem *b* durchweg vocaldehnung. Immerhin, auf der strecke Schramberg—Lenzkirch, d. h. in ihrem nordsüdlich verlaufenden stück, hat die *b*-linie ähnlichkeit mit der vocaldehnungslinie, sie ergänzen sich und schaffen im nordwesten mehr rheinische, im südosten mehr echt alemannische züge. Von Lenzkirch bis zum Rhein zieht die *b*-linie westlich und ist teilweise mit der Bohnenbergerschen linie *kind* : *chind* verflochten. Die einzige große stadt der landschaft, Freiburg i. Br., schlägt sich in sachen des *b* wie auch in sachen des *k* auf die nordalemannisch-fränkische seite (wie schon Wilmanns in seiner Grammatik I^{3}, § 73 angibt). Jedoch ist Freiburgs ausstrahlungskraft nach süden und westen hinsichtlich des *b* noch geringer als bei *k*. Jene verflechtung der beiden linien gewinnt noch an reiz, wenn man die elsässische entsprechung mitbetrachtet. Bekanntlich liefert die lautgeographie für Baden und Elsaß oft ein verhältnis der 'verschobenen symmetrie', d. h. linksrheinische eigenheiten treten getreu und in richtiger reihenfolge auch rechts des stromes auf, aber um eine strecke talwärts gerückt. Im oberen Elsaß stößt die *k*-linie zwischen Klein-Landau und Homburg auf den Rhein, die *b*-linie (*w*-orte cursiv!) gleich nördlich davon zwischen Homburg und *Ottmarsheim*. Auf der badischen seite muß man durch die ämter Müllheim und Staufen flußabwärts wandern, um endlich unterhalb Hartheim (A.-Staufen) die *k*-linie wiederzufinden. Noch einige kilometer, und man stößt, zwischen Gündlingen und *Breisach*, auf die *b*-linie. Beide sprachgrenzen erscheinen demnach nach norden verschoben, aber unter wahrung ihrer reihenfolge. Zwischen Rhein und französischem sprachgebiet laufen die linien in geringer entfernung nebeneinander her, berühren sich einmal, dann bleibt die *b*-linie wieder etwas nördlich ab, aber ganz im westen kreuzt sie sogar die *k*-linie. Auch das hat sein gegenstück in Baden. Die *b*-linie trennt zunächst den Tuniberg vom *Kaiserstuhl*, mündet westlich von *St. Georgen i. Br.* in die *k*-linie ein, verläßt sie sofort wieder zwischen Wittnau und *Au*, erreicht sie aufs neue zwischen Sankt Ulrich und *Hofsgrund*, springt wiederum ab zwischen Altglashütten und *Bärental*; und bevor sie sich endgültig von der *k*-linie weg

nach norden wendet, scheint sie diese einen augenblick zu kreuzen: in dem kleinen, abgelegenen *Grünwald* südöstlich von Lenzkirch gilt gegenwärtig *ch-*, aber *-w-* (beobachtung des herrn hauptlehrers Fesenmeyer).

Folgendes ist der genaue verlauf der *b*-linie zwischen Rhein und württembergischer grenze: Gündlingen *Breisach*, Merdingen *Ihringen Wasenweiler Gottenheim*, Waltershofen *Umkirch*, Opfingen Sankt-Nikolaus *Lehen Betzenhausen Freiburg*, Tiengen *St. Georgen i. Br.*, Leutersberg *Merzhausen*, Wittnau *Au*, Sölden *Horben*, St. Ulrich *Hofsgrund*, Muggenbrunn Todtnauberg *St. Wilhelm*, Altglashütten *Bärental*, Raitenbuch *Falkau Saig*, Fischbach (nördlich des Schluchsees) *Lenzkirch*, Schluchsee *Grünwald*, Holzschlag Gündelwangen Göschweiler *Kappel* (A. Neustadt), Rötenbach *Neustadt i. Schw.*, Friedenweiler *Rudenberg Schwärzenbach Oberbränd*, Dittishausen *Unterbränd*, Waldhausen *Hubertshofen*, Bräunlingen *Bruggen*, Donaueschingen Aufen *Wolterdingen*, Aasen *Grüningen*, Heidenhofen *Klengen*, Dürrheim *Kirchdorf Marbach*, Schwenningen *Villingen*, Dauchingen *Weilersbach*, Deißlingen *Kappel* (*A. Villingen*), Niedereschach *Neuhausen*, Fischbach (A. Villingen) *Erdmannsweiler Burgberg*, Sinkingen *Weiler* (*A. Villingen*), Dunningen *Schönbronn*. Hiermit ist die linie auf württembergisches gebiet übergetreten, auf dem sie dann, die badische grenze östlich von *Schiltach-Schenkenzell* nur noch einmal berührend, nach nordnordost strebt.

Das heikle stück dieser lautgrenze ist die gegend von *Lenzkirch*, in der sie aus der westöstlichen richtung in die südnördliche übergeht. Bei Lenzkirch treffen sich mindestens vier verschiedene arten des alemannischen; eine grammatik dieses landstriches tut dringend not! Er ist schwach besiedelt; die bevölkerungsverschiebung in den letzten 30 jahren beträgt bis zu 50 %, zuzug von orts- und stammesfremden ist häufig. Das erschwert die beobachtung (zumal auch die erhaltung mhd. kürzen gerade hier mitspielt) und macht die zugehörigkeit einiger orte fraglich. *Kappel A. Neustadt* scheint völlig zu schwanken. Für Falkau habe ich vermerkt (z. t. mit hilfe des dortigen hauptlehrers, herrn Kienle): *w* gilt in *abend, schreiben, leben, aber, halber, silber*; dagegen *b* in *erben* (+ *färben* + *gerben*). Ähnlich, aber nicht genau so, liegen die dinge in

dem benachbarten *Saig*. Ich sehe hierin nicht den rest einer alten sonderbehandlung des *b* nach *r* (die anderwärts beseitigt wäre), vielmehr glaube ich an dialektmischung. In *Gottenheim* am Tuniberg steht nach liquida immer *w*, aber im familiennamen der *Werber* hört man meist *b*: einfluß der schriftform. Umgekehrt kann man in Bachheim und Bonndorf von polizeidienern und ähnlichen angestellten zum zeitwort *geben* ein participium *gęwe* hören, obwohl die orte ganz im *b*-gebiet liegen; aber das echt alemannische particip hat ja den labial in diesem wort überhaupt beseitigt, und *gęwe* ist nachahmung der 'feineren' umgangssprache fränkischer verwaltungsbeamter.

Das lautgesetz, wonach -*b*- im nordwesten -*w*- wird, hat drei einschränkungen: a) *b* bleibt in neuen fremdwörtern. Hierher gehört das masculinum *rę̂bii* 'die untersten großen blätter der tabakpflanze', mir bekannt aus Ringsheim, = Els. wb. II, 218; das ältere fremdwort *tabak* hat dagegen lautgesetzliches *w*. *b* gilt in *tribunal, kabinett, karbol, flobert* 'spatzengewehr';[1]) *w* aber in *tribulieren, trabanten, karbatsche, nobel, trubel, balbieren* 'barbieren', *fabrik*, überhaupt in der mehrzahl der fremdlinge, so auch in den Elässer und Kaiserstühler formen für 'torf', die auf frz. *tourbe* zurückgehen (Els. wb. II, 711). Auch der mädchenname *Bärbele* (Barbara) wird wie ein erbwort behandelt, während ich in *Bálbīn* < lat. *Balbīna* festes *b* hörte.

b) Verschlußlaut *b* bleibt auch in zusammensetzungen wie *Freiburg, Wallburg* (ein dorf), *Seebuck Bleibuck* (geländenamen), *Dĕbacher* (familienname), *zwieback, rauhbauzig* 'barsch'. Maßgebend dabei war der durchsichtig zweigliederige bau dieser worte, das gefühl, es eigentlich mit einem wortanlaut[2]) zu tun zu haben. Wo dieser einfache aufbau durch laut- oder bedeutungswandel verschüttet ist, tritt sofort lautgesetzliches *w* auf, z. b. in *Dį̂əwl* 'eigenname Diebold' (in Ottenheim), mancherorts auch in den erbwörtlichen formen für *er(d)beeren, hei(del)beeren, lorbeer*, zu Schonach ferner in der redensart

---

[1]) Auch die namen *Rŏbert* und *Schŭbert* gehören als nicht-erbwörtlich hierher.

[2]) Dies tritt besonders scharf hervor, wenn man worte wie *selbander, reibeisen, hebamme* mit ihrem lautgesetzlichen *w* daneben hält.

in dr hęrəwəd sī 'in der herberge sein, d. h. eine mietswohnung innehaben'.[1])

Das dorf *Bleibach* im Elztal heißt im ganzen gebiet des hühnersedels *Blīwiχ*. (Diese aussprache ermöglichte die schnurre, mir bekannt aus Niederwinden 1895: 'einst sei der teufel dorthin gekommen, habe gefallen an dem ort gefunden und gesagt: *do blīwi!* = da bleibe ich', vgl. auch Heilig, Ortsnamen des großherzogtums Baden, s. 126.) Es wäre nun denkbar, daß durch verdunkelung der zusammensetzung und fortfall des nebentons ein altes *-bach* zum suffix herabsank und den übergang in *-w-* mitmachte wie die *hei(del)beeren*. Wahrscheinlicher ist, daß der ortsname gar nicht mit *-bach* zusammengesetzt ist, sondern echtes *w* enthält: **Blîw-aha* = bleiwasser. Das wort stellt sich damit zu den ortsnamen ahd. *Goldaha* und besonders nhd. *Ibach* 'Ach an der eiben wachsen'.

c) Wenn sonst im alemannischen nordwesten und im fränkischen intervocalisches *b* auftritt, liegt allemal nicht etymologisches *b* zugrunde, sondern irgendwie durch assimilation verstärktes *b*, oder *p*, oder *pp*. Hierher stellen sich ostfrk. *Dibər* 'dorf Dittwar' < *Dietebure*, nordwestalemannisch *šdĭbere* 'stäüpern, d. h. stützen', *kabút* 'verdorben', *šnų̈be* m. = schriftspr. *schnaupe* d. h. 'schnupfen'. Diese mundarten besitzen also ein wertvolles kriterium, um im inlaut etymologische *b* und *p* zu unterscheiden. (Im südalemannischen, besonders im markgräflerland und Hotzenwald, ist diese scheidung schwieriger.)

Ich vermutete, daß auch das adverb *abhin* 'hinab' hierher zu ziehen wäre, fand mich aber getäuscht. Es lautet im nordwesten *āwį*, wie auch Ehret in seiner doctorschrift (1911) über das dicht an der lautgrenze liegende St. Georgen i. Br. s. 59 angibt. Offenbar ist der ausfall des *h* erheblich älter als der lautwandel *b* > *w*.

Zwischen den fällen b) und c) stehen einige reduplicierte (kinder-)worte, die gleichfalls festes *b* bewahren: *bippele* 'hühnchen' (vgl. Zs. f. deutsche mundarten 1917, s. 103 f.), *bíppeleskǟs* 'quark', *(ver)bípäpperlen* 'durch zaudern und nachlässigkeit

[1]) Die umkehrung hierzu bietet das südalemannische mit formen wie *chilbi* = kirchweih, Beitr. 14, 408.

verlieren' (zu *pappen*), *poppo* 'podex', *bäbä* 'kot von mensch oder tier'.

Die behandlung der deminutiva wie *laible*, des adverbs *abhin*, der zusammensetzungen wie *erdbeere, lorbeer* (vgl. Anz. fda. 34, 195) und vollends der fremdwörter legt den schluß nahe, daß der übergang *b* > *w* im *nordwestalemannischen* recht jung ist ist; auf keinen fall ist *w* die glatte fortsetzung urdeutscher tönender spirans (Paul, Deutsche grammatik 1, 272 f.). Der ganze verlauf der *b* : *w*-linie weist ferner darauf hin, daß da eine fränkische eigenheit sich von nordwesten her ausbreitete, Freiburg gerade noch eroberte und schließlich an schon bestehenden linien zur ruhe kam: im rheinischen teil an der linie *k-* : *ch-*, am osthang des Schwarzwaldes an der linie der (vocalischen und consonantischen) quantitäten sowie an der linie der pluralischen personalendung *-et*.

Man kann zu der ganzen frage nicht stellung nehmen, ohne auch die fälle mit germanischem *-w-* zu berücksichtigen. Südöstlich der *b*-linie ist nicht nur verschlußlaut *b* erhalten, sondern auch echtes *-w-* lautgesetzlich zu *b* geworden; die grenze für die entsprechungen von ahd. *farawen, garawen* ist dieselbe wie für *erben, bilîban*. Der süden kennt kein ererbtes *-w-* mehr. Dies ist für seine fremdwörter wichtig. Wenn in Sunthausen (amt Donaueschingen) ital. *cavallo* als *gaball* erscheint, so liegt die einzig mögliche lautsubstitution vor; für das alter des übergangs *-w-* > *-b-* beweisen solche beispiele nichts.

Der forscher hat die beiden gesetze über germ. *b* und über germ. *w* zunächst zu trennen, bevor er sie eventuell vereinigt; für ihr zusammenwirken in raum und zeit sind allerlei combinationen denkbar, von denen ich drei hervorhebe: 1. das zusammenfallen der jetzigen beiden linien veranlaßte Fischer in seiner Geographie der schwäbischen mundart s. 62 zu dem satz: 'über die entstehung des *w*-lautes läßt sich, was unser kartengebiet betrifft, nur soviel sagen, daß er sicher schon vorhanden war, als in- und auslautendes *w* zu *b* wurde; denn die grenze z. b. von *blǭbər* 'blauer' und *blǭwər* im westen ist dieselbe wie die von *gebə* und *gewə* 'geben'.' — Fischers ansicht fürs schwäbische deckt sich mit einer anschauung, die Lessiak im Anz. fda. 32, 131 fürs bayerische entwickelt hat.

Danach hat urdeutsches *b* intervocalisch im bayerischen folgende geschichte: *b* > *p* > *b* > *w*; damit ist zusammenfall mit germ. *w* erreicht, die ganze entwicklung im 12. jh. beendet. Nach Fischer käme also im süd- und ostalemannischen dann die rückwandlung sämtlicher *-w-* in *-b-*. Die neuernde kraft stammt dabei völlig aus dem süden. — Die mehrmalige verschiebung des *b* in wenigen jahrhunderten ist eine starke zumutung; trotzdem halte ich Lessiaks ansicht innerhalb des bayerischen für wahr, Fischers ansicht für das alemannische aber für falsch.

2. Man könnte sich vorstellen, der alem. nordwesten habe seit urgerm. zeit intervocalisches *ƀ* als eine art reibelaut bewahrt. Der süden wandelte diese *ƀ* früh in verschlußlaute; ein späterer proceß machte auch die alten *-w-* zu *b*. — Auch bei dieser erklärung ginge das neue beidemal vom süden aus. Sie ist bestechend einfach und bei dem fehlen nordalem. ahd. denkmäler nicht ohne weiteres abzutun. Doch hat hoffentlich diese meine untersuchung gezeigt, an welch sprachgeschichtlichen und geographischen schwierigkeiten gerade diese hypothese leidet.

3. Meine ansicht ist: im ganzen alemannischen war ahd. *-b-* verschlußlaut. Nach 1270 wandelte eine von süden ausgehende bewegung auch das urgerm. *-w-* in *-b-*. Noch später machte eine von nordwesten ausgehende fränkische bewegung alle *-b-* (eventuell auch die erst spätmhd. entstandenen) zu *-w-*. Bei dem ersten gesetz hat der süden geneuert, beim zweiten der nordwesten. Die heutige *b* : *w*-linie ist das ergebnis dieser zweiten bewegung. Dieser zweite lautwandel erfolgte geographisch in mehreren etappen (vielleicht auch in etappen hinsichtlich der phonetischen bedingungen: liquide umgebung, vorausgehender langer vocal, vorausgehender kurzer vocal; vgl. Rückert, Schriftsprache 2, 71). Wann die bewegung im nordwestlichen Alemannien durchdrang, konnte ich noch nicht genau bestimmen. Ich rate auf das 18. jh. Für die curpfalz haben wir das ausdrückliche zeugnis J. Hemmers, Mannheim 1775, Deutsche rechtschreibung s. 13, daß '*b* zwischen zweenen Selbstlautern wie ein *w* klinget'; dazu paßt *gewölwe* in Goethes briefen (1766) I, 80, 25. Einstweilen lege ich die beispiele vor, in denen schon vor dem 18. jh. alem. *-b-* als *w* geschrieben wird. Die fälle sind sehr vereinzelt. Da anderer-

seits die schreibung *b* für echtes *w* seit dem ende des 13. jh.'s vorkommt und sich mit der zeit durchsetzt, sind jene seltenen *w* < *b* vielmehr zu werten als umgekehrte schreibungen und als zeugen für den veränderten lautwert des *w*. Man beachte auch, daß es sich fast nur um fälle von liquida + labial handelt. Die beispiele sind:

1. Das verbum *fuͤrwen* in Grieshabers predigten (Beitr. 14, 512).

2. Mehrzahl *kelwer* im Donaueschinger passionsspiel des 15. jh.'s. / Mones schauspiele II, s. 229. — Auf derselben seite mehrmals *tuben* 'tauben'; überhaupt ist *b* sonst in diesem drama glatt erhalten (anderseits v. 645 *zerúben* < *ze ruowen*).

3. *dergrawen* hs. B (15. jh.) von der minne lehre des Heinzelin von Konstanz / Pfeiffer, v. 859. Die stelle lautet in älterer überlieferung *ergraben* (: *buochstaben*); ähnliche reime, in allen hss. mit *-b-*, bieten 841 f. und 869 f. Das einmalige *dergrawen* verrät sich durch praefix und labial als unalemannische, wohl bayerische neuerung.

4. *da sy siner vatterlichen hilfe ... berouwet waren*, Leben des heil. Fridolin (Säckingen 1452) / Mones quellensammlung I, 106 b. Säckingens lage tief im südalemannischen schließt die *w*-aussprache aus.

5. *uf mines vatter giwel*
sitzen der fögelin süben.

Aus dem 15. jh., in Uhlands volksliedern nr. 2, strophe 3. Daselbst mehrere *-b-*.

Die nächsten beispiele betreffen alle mhd. *biderbe*.

6. *bidderwe lûte* Rulman Merswin, Neun felsen 1352 / C. Schmidt s. 24; ähnlich s. 25. — Dicht dabei steht *fürderbe, bliben, nochgeschribene, si lebbent, abber*.

7. *bidderwe* Nikolaus von Basel 1377 / Schmidt, Gottesfreunde s. 87. — Auf derselben seite *wibe, lebbest* usw. Man achte auf die öfteren *bb* in 6 und 7; spirantische aussprache undenkbar.

8. *biderwer kunig* Mones abdruck elsässischer hss. (2. hälfte des 15. jh.'s) des Ortnit, v. 662. Sonst im Ortnit *biderber*.

9. *Der hertzouw was biderwe* (: *widere*) elsässische hs. des Orendel von 1477 / Berger, v. 2609. Sonst im Orendel *biderbe*.

10. *ein biderwe vñ frõme frauw* Geiler von K., Der seelen paradies (Straßburg 1510) s. 223 b. *aller glŏwigen* 'gläubigen' 79 a, dicht dabei *der gelaubigenn, geschriben*. Zu sprechen ist wohl immer *b*, vgl. 214 b das participium *entferwt*.

Man könnte immerhin dem nördlichen Elsaß in der entwicklung *-b-* > *w* einige jahrzehnte vorsprung gegenüber dem rechten Rheinufer geben. Aber eine merkwürdige stelle Fischarts spricht mehr dagegen als dafür, ins 16. jh. hinauf-



zugehen. Fischart setzt sonst die etymologischen *b* recht genau, z. b. Geschichtklitterung (neudruck) s. 29 *Dörrschnabel*, s. 33 *habersack*. Aber s. 43 ff. schiebt er ein altertümelndes kunststück ein, parodiert (modern gesprochen) eine art altbayerisch; und da häuft er nun formen wie *awar, gawal, gewen, weiwer, swiwal, farschreiwt, growhait, ldwt, streitwaren*. *w* ist für Fischart das veraltete, fremdartige; die stelle beweist allenfalls die anerkennung des lautwandels germ. *-w-* > *b*, nicht aber die anfänge der bewegung *-b-* > *w*.

FREIBURG i. Br., 29. september 1920. ERNST OCHS.

ZU HEINRICH VON MORUNGEN.

In Morungens vielleicht schönstem liede — so sage ich mit v. Kraus —, MF. 138, 17 ff., lautet die zweite, schönste[1]) strophe so:

Swer mir des erban, ob ich si minne tougen,
seht, der sündet sich:
swenne ich eine bin, si schînt mir vor den ougen.
sô bedunket mich,
wie si gê dort her ze mir aldur die mûren.
ir rede und ir trôst enlâzent mich niht trûren.
swenn si wil, sô füeret si mich hinnen
mit ir wîzen hant hôhe über die zinnen.

Der dichter schildert, wie seine *tougen minne* in wirklichkeit aussieht. Sie besteht in einem glück der phantasie: die geliebte erscheint, wunderbar durch die wand heranschwebend, sie spricht ihm freundlich zu, ja, wenn sie besonders hold ist, reicht sie ihm die weiße hand und führt ihn hoch über die zinnen der burg hinweg himmelwärts.[2]) Das letzte ist ähnlich gemeint wie 143, 11: *mîn herze wânde neben der sunnen stân,*

[1]) in A von den fünf strophen allein überlieferte.
[2]) Lemcke s. 67 hat, wie schon sein vorgänger Schütze, die stelle arg mißverstanden und den stilistischen wert der lesarten ganz falsch beurteilt.

dur diu wolken sach ich hô, oder wie andere minnesinger sagen: *si swebeten in fröuden gar hô alzam ein adelar, in sô hôher swebender wunne* (Mhd. wb.), *die jungen .. die von fröiden solten in den lüften sweben* (Walther 42, 34). Aber unsere stelle überglänzt die parallelen durch die erfindung des himmelsfluges zu zweien und durch die anschaulichen züge von der weißen hand — deren berührung allein schon den dichter beglücken muß — und von der zinne, über die der flug hoch hinweggeht. Sinn und aufbau der strophe sind tadellos, keineswegs fragwürdig.

v. Kraus allerdings findet, ihr schluß bereite schwierigkeiten. Wer, durch eifriges lesen von volksliedern nicht eingelullt, bei jedem vers einer dichtung die frage nach dem 'warum' stelle, werde in dem text C (= MF.) hier keine antwort finden. v. Kraus' frage lautet genauer: 'wohin, wozu und was hat er davon an freude oder leid?' C ist ihr nicht gewachsen. Dagegen führt angeblich A auf das echte.

In A lauten die beiden schlußverse:

> swenne si wil, so swüeret si mich hinnen
> zeinem venster hôhe al über die zinnen.

swüeret ist entstellt aus (*si*)*vüeret.* Die einzige wirkliche abweichung von C liegt also im vorderteil des schlußverses. Hier allein haben wir die wahl. Und sie kann nicht zweifelhaft sein. C kann schwerlich aus A entstanden sein, denn es ist besser (A hat eine überfülle von ortsbestimmungen, ein versflickendes *al*, die erwähnung des fensters wirkt gegenüber der *wîzen hant* nüchtern und dazu sinnlos), wohl aber A aus C (*wîziu hant* ist singulär, kommt nach v. Schissel im ganzen MF. nur hier vor, *zeinem fenster* dagegen taucht gleich v. 37 noch einmal auf und wird einfach auf vorausnahme beruhen). Daß C besser ist, läßt sich auch positiv beleuchten, und dann tritt zugleich hervor, daß diese lesart des dichters allein würdig und im einklang mit seiner sonstigen art ist. So vergleiche man mit der *wîzen hant* 141, 2 *kel wîz*; 143, 24 *noch wîzer dan ein snê ir lîp vil wol geslaht.* Das anschauliche, farbige, concrete liegt Morungen bekanntlich viel mehr als etwa Reinmar und seinesgleichen.[1]) Dahin gehören auch seine

[1]) Vgl. Beitr. 7, 384 f., auch 397 f., 406 f.



anspielungen auf fehde und blutrache (125, 4. 10; 145, 36) und die erwähnungen solcher dinge wie elben (126, 2), baumfällen (127, 30) und vögel, die auf das tageslicht warten (126, 37). Letztere stelle hat nordische gegenstücke: nach Helgakviða Hund. II, 43, 7 freuen sich die raben, wenn sie den tag sehen, und je einmal in Thidrekssaga und im Fornsvensk Legendarium begegnet 'froh wie der vogel über den tag', 'froher als der vogel über den tag'.[1]) Diese freude der vögel über das tageslicht und ihr warten darauf erklären sich daraus, daß die vor morgengrauen erwachenden und zwitschernden vögel erst beim hellwerden ihr futter sehen und behaglich fressen können. Der zusammenhang des Helgiliedes zeigt deutlich, daß dies vorschwebt. Und auch die stelle bei Morungen ist wohl so gemeint, daß der dichter wie ein vogel singt, während er auf das licht seiner sonne wartet. Beide male liegt ländliche anschauung des tierlebens zugrunde. Aber ebenso gewiß hat der hochadlige sänger den gleichnismäßigen gebrauch des morgendlichen vogelsangs aus einer überlieferung geschöpft, und zwar aus mündlicher, volksläufiger dichtung. Die nordischen anklänge werden in diesem fall nicht anders zu beurteilen sein, als wenn etwa eine wendung der Nibelungen in einer färöischen ballade wiederkehrt. Und so ist es auch nicht bedeutungslos für die beurteilung Morungens, daß 'weiß' auch in nordischer dichtung ein beiwort der frau, ihres halses und ihrer arme ist, während die reiner höfischen ritterpoeten solche schmuckstücke als banal und wegen der bäuerlichen associationen verschmähen. In solchem lichte gesehen ist uns die weiße rechte von Heinrichs dame erst recht zu schade, um mit dem fühllosen messer der überkritik amputiert zu werden.[2])

Vielleicht gibt es fachgenossen, deren abneigung gegen das rechnen mit erschlossenen literarischen größen so tief

[1]) Thidr. ed. Unger 110, 7 *svá feginn sem fugl degi*; Fornsv. Leg. ed. Stephens I, 14, 14 *fæghnare æn fugil daghi*.

[2]) Es dürfte nicht überflüssig sein zu bemerken, daß es für die beurteilung von lesarten völlig gleichgültig ist, ob dabei eine wahl möglich ist, die eine hs. als 'von willkürlichen veränderungen noch völlig frei' (Lemcke s. 106) erscheinen läßt. Ein solcher sachverhalt kann nie leitsatz der kritik sein, höchstens ergebnis. Die kritik aber wird grundsätzlich über Haupt nicht hinauskommen.

gewurzelt ist, daß dieses 'erst recht' auf sie keinen eindruck macht. Diese werden dann doch so folgerichtig sein, angesichts des guten sinns der strophe in C alle änderungsversuche überflüssig zu finden und das von v. Kraus hinzuerfundene motiv von dem hinwegschweben der dame, während der ritter zurückbleibt, abzulehnen.

Diese umdichtung verschlechtert ohne zweifel die strophe selbst. Sie schädigt aber auch den zusammenhang mit str. 3. Die beginnt mit einem bewundernden ausruf über die 'vieles könnende' Venus, daran schließt sich unmittelbar *si benimt mir beide fröide und al die sinne*, und dies wird dann insofern ausgeführt, als der dichter erzählt, wie die dame ihm wohl zuweilen holdselig durch ein kleines fenster zu nahen scheint, wie er aber dann sie zu anderen frauen gehen sieht, als ginge er sie gar nichts an. Also er erlebt eine enttäuschung: das bild, das durchs fenster zu kommen scheint, schwindet, und wenn er draußen nachsieht, zeigt sich allerdings die dame selbst, aber ganz andere wege wandelnd. Die dame hat also im vorbeischreiten einen trügerischen doppelgänger ihrer selbst zu dem dichter hineingeschickt. Sie kann sich verdoppeln. Sie ist eine zauberin. Das zeigte sich schon in str. 2, wo sie durch die mauer eintrat und den dichter durch die lüfte entführte. In str. 3 zeigt es sich zuerst ähnlich: sie tritt durch ein fensterlein ein, also wieder wunderbar durch die mauer, und wieder gütig und holdselig. Aber bald folgt die enttäuschung. Das ist das neue, was str. 3 bringt und es wird deutlich eingeleitet durch den angeführten vers 35, der einen klaren gegensatz enthält zu v. 30 (*ir rede und ir trôst enlâʒent mich niht trûren*), und in dem das allerdings ungewöhnliche *beide fröide und al die sinne* einen guten sinn ergibt: das gaukelspiel macht den dichter nicht bloß traurig, es verwirrt ihm auch die sinne, nimmt ihm den verstand. Die 'architektonik im aufbau der gedanken' besteht nicht darin, daß beide strophen dasselbe sagen, beide kommen und gehen der geliebten schildern — so daß ein unruhiges hin und her entsteht —, sondern darin, daß die 3. strophe den gedanken der 2. aufnimmt und ihn mit neuer wendung fortspinnt.

Dasselbe tut die 4. strophe: sie lenkt zur 2. zurück. Im schmerze kommt dem dichter die erinnerung an das glück,

das er genoß durch seiner göttin erscheinung (*liehter schîn*) und holde blicke, als sein *muot stuont hôhe sam diu sunne*. Dies letzte ist eine umschreibung des himmelsflugs zu zweien in str. 2, gewissermaßen eine erläuterung, wie dieser gemeint war. Wir erfahren hier, daß die beglückenden erscheinungen, die str. 2 schilderte, den enttäuschenden von str. 3 vorangingen. Das stimmt zur reihenfolge der strophen. Aber es scheint nicht zu stimmen zu den präsentischen verben in 2. und 3., die alles auf die gleiche zeitebene projizieren: wir haben den eindruck, daß beide erlebnisse sich gewohnheitsmäßig zu wiederholen pflegen. Dieser eindruck heischt aber doch berichtigung. Sind nicht beide erlebnisse so individuell, daß sie schwerlich öfter als einmal geschehen sein können? Und sollte nicht in den zeitlosen praesentien eine übertreibung, eine art großsprecherei liegen? Strophe 2 ist eine selbstverteidigung des dichters gegen solche, die den charakter seiner *tougen minne* verdächtigt haben. Zu ihrer widerlegung fällt ihm ein phantasieerlebnis — vielleicht hallucinatorischer art? — ein, das er einmal gehabt hat, und es liegt nun äußerst nahe, diesen beleg für die harmlosigkeit seines glückes in der form der allgemeingültigkeit oder gewohnheit zu geben. Kaum weniger nahe liegt es, in dieser form fortzufahren und in ihr auch das leidvolle erlebnis mitzuteilen. Letzteres schloß sich leicht an: nicht bloß ist das glück harmloser, als übelwollende zu glauben behaupten, es ist am ende gar kein glück, so daß in keinem sinne ein *erbunnen* berechtigt ist. An den schwermütigen ausklang der 3. strophe fügt sich zwanglos der wehe rückblick auf das bessere einst. Der dichter ist ein stimmungsmensch: bei str. 4 angelangt, sieht er die dinge in anderem lichte, als wie er str. 2 dichtete.

Es scheint also doch, daß str. 4 ihren platz behalten darf. Auch die fromme selbstverbesserung in str. 5 spricht nicht dagegen. Sie braucht sich nicht gerade auf die heidnische liebesgöttin 138, 33 zu beziehen. Auch ohne deren erwähnung wäre sie verständlich, denn es handelt sich ja um umgang mit einer zauberin, und noch in der 4. strophe ist von dieser die rede. Gerade das schlußbekenntnis

sâ zehant enzunte sich mîn wunne,
daʒ mîn muot stuont hôhe sam diu sunne

kann die reue hervorrufen. Solche inbrunst, solcher *geloube* gebührt ja der gottheit, nicht einem zauberischen trugbilde.

Die reue des dichters gibt sich so ehrlich, daß er erklärt, alle seine lästerlichen reden seien nicht ernst gewesen (139, 14), und seinen sang — im anschluß an das gebet um erlösung vom irdischen leid (13) — als bloßen schwanengesang ausgibt. Daran fügen sich dann zwanglos die schlußverse mit ihrer letzten hoffnung, die elegant zum anfang (besonders 138, 25) zurücklenken, im übrigen durch ihre diesseitigkeit zeigen, wie wenig ernst es dem dichter mit seiner frömmigkeit ist.

Ich bekenne mich zu dem glauben, daß das merkwürdige denkmal so, wie wir es in MF. lesen, im ganzen richtig überliefert ist. Sicher bauen auf jede silbe kann man bei mündlich entsprungener dichtung überhaupt niemals. Wer sich mehr für die handschriften interessiert als für den genius des dichters (vgl. v. Kraus s. 3), ist gewiß ein schlechter philologe. Aber den genius des dichters zu erkennen mittelst der handschriften — denn diese müssen immer das hauptmittel dafür bleiben —, das eben ist unsere aufgabe.

128, 29 f. sagt der dichter von sich:

> ich hân sorgen vil gepflegen
> unde frouwen selten bî gelegen.

Dies befremdet v. Kraus, weil es 'einen sehr schiefen gegensatz ergibt und in diesem zusammenhang jedes feinere empfinden verletzen muß'. Welches ist der zusammenhang? Ein ganz ähnlicher wie 138, 25 ff. An beiden stellen verteidigt sich der dichter gegen solche, die in seinen worten das eingeständnis haben finden wollen, daß er verbotene liebesgunst genossen. Das ist dort nicht zu verkennen und hier vollends deutlich. 128, 25 ff.: durch freundliches benehmen habe ich mich lange töricht hinhalten lassen; *mir ist anders niht geschehen: swer mich rüemens zîhen wil, der sündet sich* (ebenso 138, 26: *seht, der sündet sich*); unmittelbar darauf die für v. Kraus anstößigen zwei verse; dann *ôwê, wan daz ich si gerne sach und in ie daz beste sprach, mir enwart ir nie niht mê*; 129, 2: *daz ich triuwen nie genôz*. Man wird danach sagen dürfen: wenn in irgendeinem zusammenhang jene beanstandete wendung erträglich ist, so ist das hier der fall.

Und doch soll gerade in diesem zusammenhang jedes feinere empfinden verletzt werden? Die vermutung liegt nahe, daß die wahrheit, die hier ausdruck findet, einfach die ist, daß des verfassers eigenes empfinden — das zusammenfällt mit dem empfinden der neueren bildung — verletzt wird und der zusatz betreffs des zusammenhanges nur dazu dienen soll, die gegenstücke, die nicht fern liegen, zu entkräften. Eins davon führt v. Kraus selbst an: Reinmar 152, 24 k:

> sôst mir alsô wol ze muote
> als der bî vrouwen hât gelegen.

Hier kommt das anstößige entschieden unvermittelter, auch bezieht es sich mit plumper indirectheit auf die gefeierte dame selbst, so daß unser gefühl ohne frage stärker heimgesucht wird als bei Morungen. Lehrreicher noch ist Walther 92, 1: *halsen, triuten, bî gelegen*, weil hier klar hervortritt, wie viel lässiger die ritterliche gesellschaft in solchen dingen gefühlt und geurteilt hat als wir heute. Dies ist nicht nur sittengeschichtlich merkwürdig — und zwar merkwürdiger, als es einem oberflächlichen entwicklungsglauben erscheinen wird —, es wirft ohne zweifel auch licht auf den genius des dichters, dem unser 'feineres empfinden' offenbar abgegangen ist.

Sollte ihm nicht auch unsere empfindlichkeit gegenüber 'schiefen gegensätzen' abgegangen sein? Ist es nicht überhaupt eine rein empirische frage, wie weit dichter auf scharf logische gedankengliederung gewicht legen? Ich bin überzeugt, daß v. Kraus auch anderswo (z. b. bei 125, 10 ff.) von Heinrich von Morungen mehr folgerichtigkeit und symmetrie verlangt, als angesichts der überlieferung und unseres wissens über allgemeine geistige zustände im mittelalter plausibel ist.

An unserer stelle ändert er *frouwen* in *fröuden*. Aber konnte man denn sagen *fröuden bî gelegen*? Die einzige parallele, die angeführt wird, Reinmar 151, 38 *wirst vil lîhte ein vröide nâhe bî*, ist keine parallele, denn sie weicht im wortbestand und in der bedeutung ab ('mir steht vielleicht eine freude nahe bevor', vgl. *guot gedinge* 152, 1). Etwas näher kommen Nib. 576, 4: *den edelen juncvrouwen was vil hôher vröuden bî*, und Parz. 709, 30: *wone ir vröude od trûren bî.* Auch Walther 96, 33: *daz ich stæte wære bî* kann man vergleichen. Ja, bei Wolfram kommt sogar vor: *bî sîme*

herzen kumber lac (Parz. 176, 30), *Artûs bî dem ein site lac* (Parz. 309, 6). Aber auch diese fälle genügen nicht entfernt zur rechtfertigung der conjectur, da, wie wir sahen, das überlieferte viel besser durch parallelen gestützt wird.

Auch entsteht bei der änderung eine leere tautologie. Wir sind schwerlich berechtigt, dem dichter ohne not eine solche zur last zu legen.

Die nächste strophe hebt witzig so an:

> Ez ist niht daz tiure sî,
> man habe ez deste werder, wan getriuwen man.

Das bedeutet natürlich: es gibt nichts seltenes, das nicht um seiner seltenheit willen höher bewertet würde, ausgenommen ein treuer liebhaber — und nicht ‘alles beständige wird um so mehr geschätzt, nur ein treuer mann nicht’.

126, 18 muß statt der leider noch immer in MF. festgehaltenen lesart von C mit A gelesen werden: *hei wan müeste ich ir alsô gewaltic sîn, ...* Die gründe, die seit Pfeiffer, Germ. 3, 490 f. hierfür beigebracht worden sind (vgl. v. Kraus s. 11), lassen sich noch vermehren. Wie mit dem angeführten verse ein scharfer gegensatz einsetzt gegen die beiden ersten verse der strophe, so auch mit dem dritten verse (126, 26) der folgenden strophe; in beiden gesätzen stehen die stollen einander nicht bloß metrisch und musikalisch gegenüber (gleichsam wie bild und spiegelbild), sondern auch inhaltlich. Dieser kunstvolle aufbau ist dem dichter aufgegangen bei der 2. strophe, und er wiederholt ihn bei der 3., besser: er läßt sich bei der gestaltung der 3. strophe von ihm leiten; melodie und metrum bringen den gedankenbau mit. Und es ist unmittelbar einleuchtend, wie dem dichter der gegensätzliche bau des aufgesangs gekommen ist: durch eine zugleich natürliche und kühne association, ein überspringen von dem herkömmlichen gedanken des minnedienstes zu der sinnlichen vorstellung der herrschaft des liebenden über die geliebte. Dieses überspringen aber ist zugleich ein zurückspringen aus dem bannkreis des provenzalischen minnesangs in die welt des älteren deutschen, der von dienst und klage noch nichts weiß und das sinnliche noch nicht verschleiert. Wir haben

hier eine ähnliche erscheinung wie die oben erwähnten volkstümlichkeiten Morungens. In C ist die frische farbe mit conventionellem grau übermalt; man könnte es auch 'castrieren' nennen; die tendenz scheint deutlich. Wir begreifen, daß *gewaltic* weichen mußte und *bî gelegen* geschont werden konnte; ist doch dieses harmlos und kommt auch sonst vor. Darum müssen wir uns über den kritiker wundern, der das harmlosere wegschafft und das schlimmere herbeischafft.

CHARLOTTENBURG. GUSTAV NECKEL.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN GENESIS.

1. Beitr. 45, 79 ff. behandelt Jellinek die schon mehrfach erörterte stelle v. 46 f.: *thes ni habda he eniga geuuuruhte te thi, / sundea gisuohta*, ohne jedoch eine endgültige antwort auf alle einzelfragen zu finden.[1]) Es sei mir gestattet, eine kurze bemerkung daran zu knüpfen.

Ich glaube, daß der altenglische sprachgebrauch kaum einen zweifel über die interpretation mehr bestehen läßt. Mit vollem recht weist Jellinek hin auf die im alts. wie im aengl. bekannte construction von *sokian, secan* mit objectsaccusativ und einem die richtung auf ein ziel anzeigenden ausdruck (gewöhnlich mit der präposition *te, to*). Das objectsnomen kann jede beliebige bedeutung haben, also auch 'frevel', 'feindselige handlung'; statt *to* findet man im aengl. auch das gleichwertige *on* (*in*) mit accusativ (und etwa auch *hider, þider*[2])), so z. b. Cur. Past. 2. 10: *hu mon utanbordes wisdom & lare hider on lond sohte.* Auf die nämliche construction von *suochen* im Nibelungenlied (174, 1: *die iuch da wolden suochen ze Wormz an den Rin*; 148, 2: *man wil uns suochen*

[1]) Der aufsatz von Meißner, auf den Jellinek bezug nimmt, ist mir zurzeit nicht zugänglich.

[2]) So *herod, tharod, hwarod* im Heliand.

her in unser lant, usw.) machte Wießner, Beitr. 26, 378 f. aufmerksam. Ähnliches gilt von verben wie aengl. *ascian* (so Beow. 1206 f.: *syþðan he for wlenco wean ahsode, / fæhðe to Frysum*), *neosan* (so Andr. 483 f.: *wolde ic anes to ðe ... cræftes neosan*, Jul. 554 f.). Vgl. Mod. Lang. Notes 16, 15 f., und vor allem Sievers' grundlegende ausführungen Beitr. 12, 188 ff., sowie Dening, Zur lehre von den ruhe- und richtungsconstructionen, s. 30 ff. Daß die verwendung von *sundea* in der Genesisstelle der von aengl. *hild, fæhð(o)* usw. ganz analog ist, hat Jellinek bereits betont. Es könnte sogar ungenaue nachahmung vorliegen.

Schwierigkeit hat die bedeutung von *geuuuruhte* und die construction des genetivs *thes* bereitet. Da *geuuuruhte* in parallele zu *sundea* steht, muß es eine ähnliche bedeutung wie das 'varians' haben, wenn auch keineswegs notwendig die gleiche. Nun heißt *giwurht* 'tat', 'handlung' (Hel. 2147), indessen — wie aus dem aengl. gebrauch mit sicherheit zu schließen ist — darüber hinaus bezeichnet es (im plural) auch das ergebnis einer handlung, etwas, was man sich erwirbt oder zuzieht, sei es etwas gutes oder schlimmes — verdienst, verschuldung. Der übergang zur resultativen bedeutung vollzieht sich bei aengl. *gewyrht* mitunter fast unmerklich, z. b. Boëth. (ed. Sedgefield) 124, 23: *ac þæt wære ryht þæt hiora ælc gulde oðrum edlean ælces weorces æfter his gewyrhtum*, wie denn auch Hel. 5099. 5110 (*ni was it thoh be is gewurhtiun gidoan*) auf der grenzlinie zu stehen scheint. Vielleicht sollte man überhaupt nicht von zwei streng geschiedenen bedeutungen sprechen.

Jedenfalls ist aengl. *gewyrht* = 'meritum' (also = *geearnung*) und namentlich *be* (*mid*) *gewyrhtum* = 'merito' (so z. b. Gen. 42, 21: *be gewirhton we þoliað þas þing* = merito haec patimur) hinlänglich beglaubigt. Ein vortreffliches beispiel bietet Beow. 2657: *þæt næron ealdgewyrht, þæt he ana scyle ... gnorn þrowian*, 'das hat er niemals verdient ...'. Nicht minder deutlich ist eine stelle in Alfreds gesetzen 7, 1: *ðone gylt gebete, swa wer swa wite, swa he gewyrht age*, von Liebermann treffend durch 'je wie er verschuldung trägt' wiedergegeben.

Hält man nun die genau entsprechende perfective function von *gewyrcan* daneben, wie z. b. in *swa swite swa wuldor,*

swa him on worulde ær / efne þæt corðfæt ær geworhte, Rede der seele 7 f. (vgl. Arch. f. d. stud. d. n. spr. 109, 310), so erhellt, daß aus einem verbalen ausdruck (*he*) *þæt geworhte* 'er hat sich das verdient' eine substantivische verbindung *þæs gewyrht*, wörtlich 'eine verschuldung (verursachung) dessen' sich ohne schwierigkeit erklären läßt. Eine wortgetreue, wenngleich sehr ungelenke übersetzung der Genesisstelle wäre also: 'er war dir nicht nahegetreten mit irgendeiner verschuldung (veranlassung) dessen (näml. deines totschlages), mit einer freveltat'. Das heißt natürlich: er hatte keinen frevel gegen dich begangen, der dir einen anlaß zu dem morde gegeben hätte.

2. v. 90 f.: *iac that im mið is handun fordæda / Kain an sulicun qualma.* Entweder: 'daß mit seinen händen Kain in solcher mordtat verbrecherisch gehandelt hatte' (Braune) oder: 'daß Kain ihn mit seinen händen auf solch gewaltsame (mörderische) weise umgebracht hatte'.

Schon Braune erwähnte das aengl. *fordon* 'verderben', 'töten', stieß sich aber an den dativ *im*, und Franck, Zs. fda. 40, 217 hielt es für möglich, daß der schreiber ein ursprüngliches *ina* zu *im* verändert habe. Allerdings ist das aengl. *fordon* 'vernichten', 'zerstören', 'perdere' — die altfries., mhd., mnd. entsprechungen wurden schon von Koegel und Franck herangezogen — nicht selbst mit dem dativ belegt, aber die construction mit dem dativ (der person) bei verben wie *forniman* (Beow. 2828: *ac him irenna ecga fornamon*), *forgripan, forgrindan* ließe den gleichen gebrauch in Gen. 90 durchaus glaublich erscheinen; vgl. Engl. stud. 42, 323. Was *qualm*, aengl. *cwealm* (mit compositis) betrifft, so läßt sich eine grenze zwischen den bedeutungen 'tod', 'tötung', 'peinigung bis zum tode' (cruciatus) oft nur schwer ziehen. Zu dem instrumentaler function sich nähernden gebrauch von *an* (*qualma*) vergleiche man einerseits Gen. 52 f.: *ni mag im enig mann than suiðor ... faruuirikian ... an bittron balodadion*, und andererseits Aengl. chronik, A. D. 1090: *þis land wæs swiðe fordon on unlagagelde.*

Parallelen ließen sich für jede der beiden genannten auffassungen beibringen. So könnte man zu der ziemlich tautologischen verbindung *fordæda* ('tötete') *an qualma* erinnern

an ausdrücke wie *ferahes ahtian ... mid qualmu* Hel. 5330, *qualmu sweltan* Hel. 750, *morðre, -deaðe swealt* Beow. 892. 2782. 3037, oder *þurh deaðes cwealm* Guðl. 195. 830, *deað-cwealm* Beow. 1670, usw. Ja, die ganze vorstellungsreihe kehrt wieder in Jul. 492 ff.: *þa ic bealdlice / þurh mislic cwealm minum handum / searoþoncum slog.*

Andererseits ist zuzugeben, daß die von Braune angenommene bedeutung von reflex. *fordon* vortrefflich in den zusammenhang paßt und den erforderlichen gegensatz zu v. 89[b]—90[a] schärfer zur geltung bringt. Sie wird außerdem durch Hel. 5380: *farduan habit hie im mid is dadion* (vgl. Franck, a. a. o.) gestützt. Es darf also wohl angenommen werden, daß der Genesisdichter (reflex.) *fordon* in gleichem sinne wie *farwirkian* verstand. Demnach läge unserer stelle derselbe gedanke zugrunde wie den versen Gen. 52 ff. oder 35 ff.: *habda im mið is handun haramuuerek mikil / uuamdadiun giuuaraht, thius uuerold uuas so suiðo / besmitin an sundiun*; vgl. auch die (einem anderen zusammenhang entnommene) stelle der aengl. Genesis 1094 f.: *honda gewemde / on Caines cwealme mine.*

3. In seinen 'Jubilee Jaunts and Jottings' (Lunds Universitets Årsskrift, N. F., Avd. 1, Bd. 14, Nr. 26), s. 58 citiert Ernst A. Kock Genesis 286—8 wie folgt:

nahida moragan
an allara seliða gihwem; sang uhtfugal
fora dagas woman

und nachdem er bemerkt hat: 'the editors put the stop after *moragan*', wirft er die nicht unberechtigte frage auf: 'do they really mean that the songster gave a concert at each individual cottage?' Daß diese frage, nur etwas allgemeiner gefaßt, zu verneinen ist, geht hervor aus Mod. Lang. Notes 24, 260, woselbst ein komma nach *gihwen* gesetzt wurde. Freilich, wer kann all die einzelliteratur im rechten augenblick gegenwärtig haben?

THE UNIVERSITY OF MINNESOTA.
FREDERIC KLAEBER.



BLUME.

Von den bemerkungen, die Vogt Beitr. 45, 459 ff. gegen meine auffassung der literarischen erscheinung des Kürenbergers vorbringt, greife ich nur die eine über das geschlecht des wortes *blume* heraus, weil ich hier etwas positives beibringen kann, das auch abgesehen von der einzelnen streitfrage interesse beanspruchen mag. Das germanische masculinum ist, wahrscheinlich unter dem einfluß von *rosa*, ebenso wie im französischen *fleur*, durch das femininum verdrängt, und zwar beginnt die verdrängung bei den mitteldeutschen und wird von hier mit dem christentum zu den übrigen deutschen stämmen getragen. Von den Franken hat nur noch Isidor das masculinum, Otfried und Williram zeigen bereits das femininum. Von da an bleibt es fest: Arnsteiner Marienleich MSD. 38, 38; Bruder Philipp 9093. 9687. 9754. 9786; Heslers Apokalypse 22076; Paradis der fornuftigen sele 42, 17; Mariae himmelfahrt in Mones altdeutsche schauspiele 2189. 2288; Ackermann aus Böhmen, ed. Bernt 24, 24; Brun von Schonebeke 4794; Krolewitz Vaterunser 679. 2992; Bruder Hans 4739; Marienlied MSH. III, 467a; Marienlob Germania 31, 295, 41; Leysers predigten 90, 19. 117, 36. Wenn Pfannmüller in Frauenlobs frauenleich 2, 13. 19, 23 das masculinum einsetzt, so ist das wahrscheinlich unrichtig und er hätte im ersten falle der Weimarer hs., im andern den drei hss. folgen sollen, die das femininum bieten. Im Armen Heinrich 110 bietet die ostmitteldeutsche Heidelberger hs. das femininum für das masculinum des originals, ebenso Tristan 8274 die mitteldeutschen hss. B N, allerdings auch die elsässische hs. H, und so wäre vielleicht hier das femininum das echte wie 11529 und das masculinum nur 12647 zu belassen, wo es die übertragene bedeutung 'jungfernschaft' hat. So hat auch Wickram nach Boltes glossar das femininum in der bedeutung 'blume', das masculinum nur in der von 'blüte', wie auch im englischen das fremde *flower* das alte *blossom* als 'blume' verdrängt, aber in der bedeutung 'blüte' belassen hat. Tauler ed. Vetter hat in der bedeutung 'blüte' auch das masculinum 87, 17. 115, 27, aber auch das femininum 33, 3. Sachsenheim hat das femininum für 'blume',

Tempel 177. Auch der im Elsaß lebende Heinrich von Laufenberg hat, Wackernagels Kirchenlied II, 65, 5. 66, 4, das femininum. Nur in den abgeleiteten bedeutungen 'ertrag eines ackers' und 'jungfernschaft' hält sich noch längere zeit das alte masculinum, s. Schmidt, Hist. wb. d. elsäß. ma., s. 46 f. In der bedeutung 'blume' aber herrscht seit Gottfried im elsässischen wie noch heute, s. Martin und Lienert s. v., durchaus das femininum. Wie lange vor Gottfried es eingedrungen ist, kann ich nicht sagen, da die belege fehlen, wie überhaupt belege für das geschlecht dünn gesät sind: selbst bei autoren wie Wolfram und Walther, bei denen das wort häufig vorkommt, mangeln die belege für das geschlecht durchaus. Viel fester ist seit Notker das masculinum im übrigen alemannischen gebiet: R. v. Ems Barlaam 64, 34. 213, 24; Gerhard 1040; Martina 26, 101. 44, 2; Seuse ed. Bihlmeyer 478, 9; Neidharts Eunuchus 60, 162; E. v. Sax in Bartschs schweizerischen minnesängern 28, 14. 81; Wahsmuot von Künzingen in MSH. I, 302 a; R. von Rotenburg MSH. I, 85 a; W. v. Breisach MSH. II, 143 a; in der bedeutung 'jungfernschaft' Ring 43, 44. 43 b, 3. Wenn Marner ed. Strauch XIV, 18 c wirklich dem Marner zugehört, so ist das femininum in zeile 7 wohl der elsässischen hs. zuzuschreiben. Wenn also heute im schweizerischen und schwäbischen im allgemeinen das femininum herrscht, teilweise mit den gleichen modificationen wie im älteren elsässischen: masculin nur in der bedeutung 'blüte' oder 'ertrag eines grundstücks', so haben wir es dabei wahrscheinlich mit späterer beeinflussung durch das elsässische zu tun. Im bayerischen ist das feminin bereits früh durch fränkische geistliche eingeführt worden, vielleicht gleichzeitig mit *heilig, geist* und *rein*, die sich durch ihre abweichende vocalisation als aus der fremde eingeführt erweisen. Bereits der Wiener Notker ersetzt ein masculinum seiner vorlage durch ein femininum, und Heinzel weist Wortschatz und sprachformen des Wiener Notker s. 28 auf das gleiche geschlecht in den Emmeramer glossen, in der Wiener Genesis und dem Speculum ecclesiae hin. Wir finden dann das femininum noch in Wernhers Marienliedern, Fundgruben II, 172, 39, ed. Feifalik 1799, deren verfasser doch wohl nach Augsburg gehören wird, ferner in Megenbergs buch der natur 301, 23. 407, 34, in der Salzburger predigt, Zs. fda. 30, 58, 14. Merkwürdig schwankt

Otto von Freising in seinem Barlaam, nicht nur, daß er das wort 7934 masculin, 15682 feminin braucht, er mischt sogar die beiden constructionen 9890 *die bluome der da was.* Das femininum bei Ulrich von dem Türlein mag sich 214, 22 aus seinem langen aufenthalt in Böhmen erklären. Das masculinum zeigen Dietmar von Eist MF. 39, 23, der St. Georgener prediger 260, 5. 304, 25. 315, 32. 325, 28, und als bayerisch sind wohl auch das Marienlob MSD. 40, 3, 2 und die predigt bei Wackernagel IX, 17 anzusprechen. Mit unrecht sucht ein femininum Bechstein im Frauendienst 1784, 1, Lachmann 568, 23: er hat die construction mißverstanden. Im heutigen bayerischen ist das femininum ganz durchgedrungen: nur in der bedeutung 'ertrag eines grundstücks' hält sich noch teilweise das masculinum, was vielleicht auf beeinflussung von Schwaben her weisen könnte.

Unter den genannten umständen ist es wenig geraten, das geschlecht von *blume* zum dialektischen schiboleth zu machen: man kann für die ältere zeit nur Schwaben und die Schweiz vielleicht ausschließen.

BERN. S. SINGER.

KRIMGOTISCH *KILEMSCHKOP.*

Unter den von Busbeck mitgeteilten krimgotischen wörtern findet sich *kilemschkop* 'ebibe calicem'. *kop* = becher bedarf keiner weiteren erklärung, es ist (wenngleich nicht im gotischen, wo *stikls* = becher üblich ist) in den meisten germ. sprachen bezeugt, vgl. altn. *koppr* 'geschirr in becherform', aengl. *copp* und *cuppe* 'tasse', afrs. *kop* 'becher', ahd. *kopf, kupf* u. a. m., vgl. auch alts. *kôpa*, ahd. *kuofa*, nhd. *kufe* (heute noch im schlesischen für trinkgefäß gebräuchlich) = mlat. *côpa*. Inwieweit hier ein germ. wort vorliegt oder das lat. *cûpa*, später *côpa* und *cuppa* (vgl. ital. *coppa*) eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden (vgl. Falk-Torp, Norw.-dän. etym. wb. I, 564); daher ist auch die quantität des krimgot. *o* in diesem worte nicht sicher.

Ganz unklar ist bis jetzt das *kilemsch.* Feist, Etym. wb. d. got. spr. s. 167 nennt es 'ungedeutet und wohl nicht germ. ursprungs', nimmt also die von Grienberger, Zs. fdph. 30, 130 gegebene erklärung **kilaima weis kup* 'schlingen (eigtl. kehlen) wir den becher' nicht ernst. Ich fasse *kilemsch* als got. **galimpai þus* oder **galimpiþ þus* 'es bekomme (glücke) dir' bezw. 'es bekommt (glückt) dir', so daß die wendung etwa ein 'prosit tibi' bezw. 'prodest tibi calix' bedeuten würde.

Die lautverhältnisse bieten keine schwierigkeiten. Daß das anlautende *g* als *k* erscheint, zeigt auch *criten* flere = got. *grêtan*; zu vergleichen ist allenfalls auch ausl. *k* für *g* in *rinck* sive *ringo* annulus; übrigens ist anlautendes *p, t* statt der media *b, d* ja auch in *plut* sanguis und *tag* dies belegt. — Das got. *i* scheint eine starke hinneigung zum *e* gehabt zu haben: falls mit E. Schröder (Busbecqs krimgot. vocabular, Nachr. d. Göttinger ges. d. wissensch., phil.-hist. kl. 1910, s. 1—16) statt *menus* caro **memis* zu lesen und got. *mimz* gleichzustellen ist, haben wir dafür ein gutes zeugnis. Auch kann *stega* viginti 'stiege' dafür sprechen; Kluge, EWb. will dieses wort freilich mit ahd. *stiega* 'treppe' gleichstellen und auf germ. *ê*[2] zurückführen (vgl. R. Much, Indogerm. anz. IX, 193 ff.), aber dem widersprechen die für stiege = zwanzig geltenden *i*-formen im ndd., fries., ndl., die auf germ. **stīgŏ* bezw. *stigŏ* zurückweisen (die bedeutung scheint hier 'reihe' gewesen zu sein, vgl. griech. *στίχος*, wie ja auch ndl. *snees* 'reihe' für 'zwanzig' verwendet wird). Vielleicht kann auch in *schedit* lux das *e* aus *i* entwickelt sein, denn man wird es von der wurzel **skei* (vgl. engl. *sky* u. a.) ungern trennen. — Im krimgot. ist *þ* durch *tz, ds* und *þs* aber durch *tsch* = *tš* vertreten, z. b. *tzo* tu, *goltz* aurum = got. *gulþ*, *statz* terra = got. *staþ*; letzteres ist nicht etwa der nom. *staþs*, sondern der acc. *staþ*, denn es ist nicht verwunderlich, daß dem nach einem nomen fragenden dieses ebenso oft im acc. wie im nom. angegeben wurde, z. b. *plut* sanguis (statt **plutsch*), *tag* dies, *stul* sedes, *fisc* piscis, *stain* lapis. Andererseits finden wir *wintsch* ventus für *winds*, *ieltsch* vivus sive sanus für **hailiþs*; so wahrscheinlich auch *rintsch* mons für **rinds*, das A. Kock, Beitr. 21, 435 mit norw. *rinde* 'bergrücken' zusammengestellt hat. Setzt man *borrotsch* voluptas = got. *gabaurjôþus*, so hat man sogar ein beispiel für ent-

wicklung des *-þus* unter synkope des *u* zu *tsch*, wie es in *kilemsch* aus *galimpai þus* sich ergeben mußte (nach dem labial schwand selbstverständlich das *t* der lautgruppe *tsch*).

Was endlich die bedeutung des got. **galimpan* = 'von statten gehen, gelingen, glücken' betrifft, so sei nur hingewiesen auf den häufigen gebrauch von aengl. *ȝelimpan* contingere, *ȝelimp* gegenüber *unȝelimp* (unglück), *ȝelimplíc* und *unȝelimplíc*, auf dän.-norw. *lempe*, schwed. *lämpa* und auf viele entsprechungen in deutschen mundarten, vgl. z. b. Staub-Tobler unter *glimpf*, schlesisch *lamper* u. a. m.

BRESLAU. THEODOR SIEBS.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Berthold, Luise, Beiträge zur hochdeutschen geistlichen contrafactur vor 1500 (Auszug aus einer Marburger diss.). — 33 s.

Güntert, Hermann, Von der sprache der götter und geister. Bedeutungsgeschichtliche untersuchungen zur homerischen und eddischen göttersprache. Halle, Niemeyer 1921. — VII, 183 s.

Heusler, Andreas, Die deutsche quelle der ballade von Kremolds rache (= Sitzungsberichte der preuß. akad. d. wissenschaften. 1921. XXXII). — S. 445—469. M. 4.00.

Karstien, C., Die reduplizierten perfecta des nord- und westgermanischen (= Gießener beiträge zur deutschen philologie hrsg. von O. Behaghel, I). Gießen, v. Münchow 1921. — XII, 169 s.

Meissner, Rudolf, Cuonio uuidi (S.-A. aus 'Festgabe Friedrich v. Bezold', Bonn 1921), s. 126—141.

Paul, Hermann, Deutsches wörterbuch. Dritte auflage. Halle, Niemeyer. — VI, 682 s. M. 70.00.

Petersson, Herbert, Studien über die indogerman. heteroklise (= Skrifter utgivna av vetenskaps-societeten i Lund 1). Lund, Gleerup. — 284 s.

Sarauw, Christian, Niederdeutsche forschungen I. Vergleichende lautlehre der niederdeutschen mundarten im stammlande (= Det kgl. Danske Videnskabernes selskab. Historisk-filologiske meddelelser V, 1). København, Høst & søn 1921. — 432 s.

Selmer, Ernst W., Sylterfriesische studien (= Videnskaps-selskapets skrifter II. Hist.-filos. klasse 1921. Nr. 1). Kristiania, Jacob Dybwad 1921. — XII, 158 s.

Sievers, Eduard, Zum Wīdsīþ (aus 'Liebermann-festschrift'). — 19 s.

Volckmann, Erwin, Alte gewerbe und gewerbegassen. Deutsche berufs-, handwerks- und wirtschaftsgeschichte älterer zeit. Mit 2 bildertafeln. Würzburg, Gebr. Memminger 1921. — VIII, 354 s. M. 30.00.

Waag, Albert, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. Vierte, vermehrte auflage. Lahr, Schauenburg 1921. — XVI, 208 s.

[**Walther von der Vogelweide**]. Die gedichte W.'s v. d. V., hrsg. von Hermann Paul. Fünfte auflage. (= Altd. textbibliothek. Nr. 1). Halle, Niemeyer 1921. — IV, 211 s. M. 12.00.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).

šreiwe
šreibe
Oberndorf
berg
Weiler
Rottweil
Burgbg.
Fischbach
Neuhausen
Niedereschach
Kappel
Weilersbach
Dauchingen
Schwenningen



DER TRACTAT VON DER TOCHTER VON SYON UND SEINE BEARBEITUNGEN.

I. Die fassungen des tractats.

A. Prosafassungen.

1. Noch nicht veröffentlichte mhd. fassungen:

a Cgm[1]) 255 vom jahre 1448, 2⁰, papier 89 bl., ist für den kamermaister chunrat vom egloffstain angefertigt.[2]) Er ist wundervoll geschrieben und mit roten und blauen initialen verziert. Der tractat TS steht auf bl. 34b—37a. Über den inhalt des codex s. cap. IV.

b Cgm 411 vom jahre 1436, 4⁰, papier 197 bl., ist von einem Jeronimus Müller geschrieben (vgl. bl. 193a). Die schrift ist nicht sorgfältig. Die buchstaben sind oft rot und grün verziert. Der tractat TS steht auf bl. 177b—185a. Die hs. enthält noch Die geistliche geisel, einiges aus den vitae patrum und mystica varia.

c Cgm 470 aus dem 14. jh., 8⁰, papier 70 bl., die schrift ist gut lesbar, die buchstaben sind nicht farbig verziert, doch fehlen auf bl. 37a zwei anfangsbuchstaben, und ein größerer raum ist freigelassen, als ob sie dort hingemalt werden sollten. Der tractat TS steht auf bl. 37a—46b. Die hs. enthält außerdem einen Maibaum geistlicher herzen, Offene beichte, Unserer frauen rosenkränzlein, Ave Maria in reimen, Lehre an eine geistliche tochter, Die sieben tagzeiten.

d St. Georgen 79 aus dem kloster Villingen, jetzt in Karlsruhe, aus dem 14./15. jh., papier[3]) 352 bl. Die schrift

[1]) Codex germanicus Monacensis.

[2]) Vgl. den eintrag auf bl. 88a und dem deckel vorn innen. Über die familie vgl. Biedermann: Geschlechtsregister der Reichs- Frey- unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken Löblichen Orts Gebürg. 1747. Tab. 46.

[3]) Nicht pergament, wie fälschlich bei Längin: Deutsche hss. der großh. badischen hof- und landesbibliothek. 1894. s. 40.

ist sorgfältig. Der tractat TS steht auf bl. 316a — 321a. Das ms. ist eine mystische sammelhs. und enthält noch den Spiegel der vollkommenheit, Eckharts rede der unterscheidung, Augustins betrachtungen, Eine predigt von den jungfrauen, Den geistlichen baumgarten.

e Cgm 29,[1]) 15. jh., 2°, pergament 79 bl. Die schrift ist sorgfältig. Die initialen sind rot und blau gemalt. Der tractat TS steht auf bl. 30a — 32a. Über den inhalt s. cap. IV.

f HB I, 38, zweite hälfte des 15. jh.'s,[2]) 4°, papier 196 bl. Die hs. trägt auf bl. 5a den vermerk, daß sie 1659 dem kloster Weingarten gehört hat. Jetzt ist sie in der Stuttgarter landesbibliothek. Sie ist mit großer schrift schön geschrieben und mit roten initialen und strichen verziert. Der tractat steht auf bl. 179b — 188a. Die hs. enthält außerdem Betrachtungen für alle wochentage, Die kunst zu sterben, Gereimte sittenregeln, Gebete, Die kreuzholzlegende in reimen, Betrachtungen über die gebote, Über die hauptkirchen, Einen tractat über die passion Christi.

B. Ms. germ. 4° 182 der preußischen staatsbibliothek zu Berlin, 15. jh., papier 319 bl. Die schrift ist zum teil sehr flüchtig. Der tractat TS steht auf bl. 264a — 276a, er ist einer predigt des herrn Ulrich von St. Johanns zu dem Grünen Werde (in Straßburg) eingearbeitet. Der inhalt der hs. umfaßt außer predigten auch noch einen Geistlichen garten der tugenden, Sprüche der väter, Sprüche Isidors, Speculum animae. Das buch hat dem Daniel Sudermann gehört.[3])

2. Schon veröffentlichte fassungen:

U. Karl Rieder veröffentlicht in der Zs. f. hochd. ma. I, 80 ff. einen mhd. tractat aus dem kloster Unterlinden zu Colmar im Elsaß.[4]) Der tractat ist aus einer hs. der universitätsbibliothek zu Basel, 15. jh., 4°. Der anfang des tractates fehlt. Der hier in betracht kommende teil reicht bis s. 85. Es folgt

---

[1]) Da mir dieser codex erst ein jahr nach den andern zugänglich wurde, konnte ich ihn nicht an die stelle rücken, die ihm gebührt, die erste.

[2]) Auf bl. 23b und 59a ist die jahreszahl 1468 angegeben.

[3]) Vgl. über Sudermann Monatshefte der Comeniusgesellschaft, bd. V, s. 222 ff., 1896.

[4]) V. Henry übersetzt diese fassung ins französische in der Revue d'Alsace 51, 459 ff.

eine fortsetzung, wie die tochter Syon im kloster Unterlinden untergebracht wird.

W. Weinhold druckt in seiner ausgabe des Lamprecht von Regensburg s. 285 ff. den text des lat. tractats von der filia Syon aus codex n 1997[1]) der Wiener hofbibliothek aus dem 14. jh.

Von diesen neun prosafassungen des tractats kommen für die ausgabe in betracht: Cgm 29. 255. 411. 470, St. Georgen 79 und HB I 38, da sie so nahe verwandt sind, daß sich ein kritischer text aus ihnen herstellen läßt. B, U, W sind freiere bearbeitungen, die vergleichend betrachtet werden.

B. Gereimte bearbeitungen:

LS. Lamprechts Syon ist von Weinhold 1880 ediert.[2])

AS. Die alemannische Syon ist veröffentlicht von

1. Graff: Diutiska III, 3—21. 1829 nach der kloster Neuburger hs.

2. Schade: Buochlin von der tohter Sion. 1849, nach derselben hs.

3. Goedeke: Dtsch. dichtung im mittelalter, 245—249. 1854. Er folgt dem text der Diutiska

4. Merzdorf: Der mönch von Heilsbronn, 129—144. 1870 nach dem cod. palat. 417. Er zieht Graff und Schade zum vergleich heran. Seine fassung hat 10 verse mehr.

5. Simrock: Die tochter Sion oder die minnende seele. 1851. Er überträgt den text nach Graff und Schade ins nhd. Seine übersetzung ist noch einmal in der deutschen Sionsharfe 1857, s. 52 ff. abgedruckt.

SS. Sudermann hat den tractat in verse gebracht und ihn in seinem buche Hohe geistreiche lehren und erklärungen über die fürnembsten sprüche dess hohen liedes Salomonis 1622 gedruckt. Das buch ist in der preuß. staatsbibliothek in Berlin unter der signatur Libri impr. rar. fol. 132 a vorhanden. Die universitätsbibliotheken in Breslau und Göttingen besitzen ebenfalls je ein exemplar. — Diese gereimten bearbeitungen werden auch herangezogen werden.

[1]) Preger, Deutsche mystik I, 284, anm. 1 citiert den codex falsch als 1197.

[2]) Sanct Francisken leben und tochter Syon, hrsg. von K. Weinhold, Paderborn 1880.



II. Ausgabe des prosatractats a—f.

e = Cgm 29 wird der ausgabe zugrunde gelegt. e ist nicht die älteste, aber die sorgfältigste hs. Sie hat 7 fehler. Als schreibfehler ist vielleicht 38 *schössch* anzusehen. Fehler, die e mit acf gemeinsam hat sind:

12 *ze ergänckleych* statt *zergencklich* bd.
16 *und* fehlt, zu ergänzen aus d.
72 *sich* statt *sy* d.
77 *ze* fehlt, zu ergänzen aus d.
77 *und* fehlt, zu ergänzen aus bd.
79 *seinem* statt *deinem* bd.

Textliche unklarheiten wie 28. 37. 75, die offenbar auf eine weit zurückliegende vorlage zurückgehen, werden in cap. IV besprochen.

Die rein orthographischen resp. lautlichen verschiedenheiten, die die hss. auf grund ihrer verschiedenen dialekte aufweisen, werden nicht in die varianten aufgenommen. Die schreibung der hs. ist mit folgenden ausnahmen gewahrt:

1. Die eigennamen sind groß geschrieben.

2. Die großen anfangsbuchstaben der sätze, die die hs. unregelmäßig anwendet, sind nur bei beginn der abschnitte 1. 2. 3. 42. beibehalten.

3. Die interpunction ist als nicht genügend nicht beibehalten. Als satzzeichen kommen in der hs. nur die striche / in anwendung. Manchmal fehlt der strich am satzende, dann tritt aber öfter ein großer anfangsbuchstabe bei dem neuen satz ein. Die striche trennen a) hauptsatz von hauptsatz: *ayne hyes dēr gelaub / dye ander hyes ein ware hoffnung* / 9. b) hauptsatz von nebensatz: *sy schickt aus dy Erkantnüss in dy welt / ob etwas daryn wär / dartzu dy lieb irs hertzen genaygt möcht werden* 4. c) Satzteile: *ein tochter von Syon / oder fraw* / 2. *und von rechtem layd / köm sy in ain kranckayt* / 8. Die zeichensetzung in fall b und e ist willkürlich. Nebensätze, die wesentliches enthalten, sind oft abgetrennt, oft auch nicht. Zu den abgetrennten satzteilen gehören nicht nur beifügungen, sondern auch das subject *als dir dann tze wissen haben getan / der Gelaub und die Hofnung* 24.

4. Die abkürzung für *r* durch das häkchen ist aufgelöst. Der strich über auslautendem *n*, *m* in *dar yn̄*, *daryn̄* 3. 4. 8. 14. 30. 78. 80, *gern̄* 23. 52, *sam̄* 58 ist weggelassen.

5. Die indexe über vocalen, die zum teil umlauts- und *u*-zeichen, zum teil aber nur vocalunterscheidungszeichen (vocalzeichen) sind, sind beibehalten, z. b. *kömt* 5, *höchwirdig* 12, *nötdürfft* 49.

e = Cgm 29 mit varianten.

[30a]. [1] Merck hernach von der tochter von Syon.

[2] In der nach geschriben materj, wo man list ein tochter von Syon oder fraw, dapej sol man versten eins yedleychen menschen sel, und pej den junckfrawn sol man versten dy tugent, dar mit dy sel begreyffen mag erkantnüss gen got und gen ir selbs.

[3] Eyn töchter von Syon, ein wolgetzirtew, adeleychew fraw, klar und subtil, plickt sich an zw eyner zeyt und erkannt sich natürleych etwas lyeb tze haben, daryn dy begir irs hertzen rwen möcht. [4] sy schickt aus dy Erkantnüss in dy welt, ob etwas dar yn wär, dartzu dy lieb irs hertzen genaygt möcht werden und dy begirlikayt irs gemütz widerumb erfrewdt wurd. [5] dy Erkanntnüss zöch aus und schawet alle ding in der welt und sach, das dy allew ergänckleych waren und nit wirdig, das sy lieb solten gehalten werden von ir frawen, und köm wider haym. [6] dy fraw sprach: „hastu icht gefunden etwas in der welt oder gesechen, dartzü ich naygen müg dy lieb meynes hertzen?“ [7] dy Erkantnüss antwurt und sprach: „ich pin umbgangen das erdreych und han geschawet und gemerckt alles das, das darauf ist und mit der welt umbgeben, und nym war, das das alles umbgeben ist mit sünden und snödikayt der welt.“ [8] da dy fraw das vernam, dy erschrack, als ob ir ain stral geschossen wär in ir hertz, darumb das dy lieb irs hertzen nit möcht haben etwas in aller welt, daryn — — ein aufhalten hyet ir begir, und von rechtem layd köm sy in ain kranckayt. [9] da das erhörd ward in dem sal, do lüffen zü dy junckfrawen — — .... und besunder zwo, ayne hyes der Gelaub, dye ander hyes ein ware Hoffnung, und fragten, warumb dy mynnikleych fraw also ser gefallen wär in kranckayt. [10] dy Erkantnüss tet yn tze wissen, als sy dann ausgesandt was worden. [11] do trat [30b] hynzü dy erst junckfraw genannt der Gelaub zw der frawen und sprach: [12] „o du tzartew höchwirdigew fraw, du wayst wol, das ich dich all tzeyt underweyst han und gelert, du soltest betrachten und erkennen das da unsichpär ist und nit mit sünden

---

1 in roter schrift. Fehlt in cf. 2 fehlt in bd. 2 *I* rotverzierte initiale. *sol*] *mag* c. *den*] auf rasur. *der* ac. *erkantnüss gen got und gen ir selbs*] *gen got ain erkantnüss und gen ir selbert* c. 3 *Eyn töchter*] *die dochtter* d. *E* blaue initiale. *wolgetzirtew*] *wolgegirtew* c *etwas lyeb tze*] auf rasur. 4 *aus*] fehlt in d. *dartzu dy lieb irs hertzen genaygt möcht werden und dy begirlikayt*] *dar zu ir hertz geneit wer und die begird* d. 5 *schawet*] *beschaut* cf. *alle*] *du* b. *gehalten*] *gehaben* f. *gehabpt* d. 6 *hastu icht gefunden etwas in der welt oder gesechen*] *hast nit etwas in der welt gefunden oder gesechen* b. *hast tu icht gefunden dar tzu* c. *naygen*] *genaigen* c. 7 *antwurt nnd sprach*] *sprach* b. *sprach und antwirt* d. *geschawet*] *peschaut* cdf. *darauf*] *uff erden* d. *das das*] *das es* bd. 8 zwei spatien. An dieser stelle steht *sy* in cfd. 9 *dy junckfrawen*] *die zwo junckfrawen, ainu hies* b. 6 cm rasur, zahl der spatien nicht festzustellen. *zwo*] fehlt in d. *ayne hyes der Gelaub*] *die heist der gloub* d. *gefallen wär in kranckayt*] *in kranckait gefallen wär* cf. 11 *hynzü*] fehlt in b. *hin* c *genannt der Gelaub*] fehlt in d. *genant glaub* c. 12 *fraw*] *junckfrow* d. *erkennen*] *bekennen* b. *bekennen und betrachten* c.

umbgeben und nit [z]ergänckleych, besunder das da ebig ist, und zu dem soltest du auf heben dy begir deynes hertzen.“ [13] da sprach dy Hofnung: „dy underweysung kört nit allain dir zü, sy kört auch mich an, wann wer hye auf erd begreyffen wil das ewig und das in frewden nyessen, das müs durch mich geschechen.“ [14] dy fraw und tochter von Syon da sy vernam dy red und wider red der tzwayer junckfrawen und nün vernam, das etwas nit was auf erd besunder in dem hymel, daryn irs hertzen inprünstigew lieb eyn wonung haben möcht, [15] dy sprach sendleych mit sewften als ob sy aus eynem swären trawm erweckt wär: [16] „o lieben junckfrawen, wer gibt mir fetach als der tawben, das ich auf in dy höch der hymel müg kömen und das ewig erkennen [und] darein sencken dy lieb meines hertzen, davon ir habt geredt?“ [17] dy tzwo junckfrawen, der Gelaub und dy Hoffnung, dy sprachen: „wir geben dir eynen trewn rat, möchst du haben dy Weyschayt, dy mit dem ewigen allew ding regiert und ordent in hymel und auf erd.“ [18] da tze handt ward gefodert dy Weyschayt tzw der frawen. [19] da dy köm und sach dy frawen in kranckayt und in ungedultikayt irs gemütz, dy fragt was dy sach wär, darumb sy also betrübt ir hertz. [20] dy fraw möcht nit gäntzleych aussprechen, warumb das wär, von ängstleykayt wegen irs hertzen. [21] do hüben an dy drej junckfrawen, der Gelaub, dy Hoffnung und dy Erkantnüss, und ertzelten der Weyschayt dy sach. [22] do sprach die Weyschayt zw der frawen: „o wirdigew fraw, warumb hastu mich nit gefodert bej der tzeyt zw soleycher begir deynes hertzen und zw samleychen sachen? [23] waystu nit, das ich altzeyt gern pin pej hailsamen und güten gedencken? [24] ich pin genannt dy Weyschayt und pin ausgangen aus dem mund des aller höchsten und pin ein anvang seyner weg, als dir dann tze wissen haben getan der Gelaub und dy Hoffnung. [25] seyt du gedacht hast, was du lieb woltest haben, so solt du wissen: es ist ain ewiger, dem nyemand geleych ist. [26] er ist schön über aller menschen kind, reich und milt, geweltig und mächtig. [27] möchstu den

---

nit] fehlt in b. *zergäncklejch*] bd. *ze ergänckleych* eac. *zeergenckleich* f. *da*] fehlt in b. *soltest du*] *-est du* auf rasur. *soltu* cdf. 13 *nit allain dir zu, sy kört auch mich an*] *mir zu und nit allain dir* b. *in*] *mit* b. *geschechen*] *beschechen* bc. 14 *dy fraw und tochter von Syon da sy vernam dy red*] *da die dochter von Syon die red vernam* b. *und wider red*] fehlt in d. *vernam*] *verstund* cf. *markt* b. *nit was*] *was nit* cf. *irs ... wonung*] *die inprinstig lieb irs hertzen wonung* b. 15 *dy sprach*] fehlt in c. *sie sprach* b. *sprach sy* d. *trawm*] *schlaff* d. *aus*] fehlt in f. 16 *fetach als der tawben*] fehlt in d. *erkennen und*] *und* ergänzt aus bd. 17 *trewn*] *getrwn* b. *möchst du*] *möchstu* df. *möchtest du* bc. *regiert*] fehlt in d. *ordent*] fehlt in c. *in hymel*] *in dem himell* b. 18 *zu der frawen*] fehlt in b. 19 *ungedultikait*] *ungedult* b. *dy*] *sie* b. *darumb sy also betrübt ir hertz*] *war umb ir hertz so gross angst het* b. *darumb sy also betrübt hiet ir hertz* f. *dar umb si betrübt het ir hertz* c. 20 *warumb*] *waz* d. *dy fraw* bis *hertzen*] fehlt in b. *wegen*] fehlt in c. 21 *drej*] fehlt in f. *Gelaub dy*] *gelaub und dy* c. *glab, hofnung und erkantniss* b. 22 *zu der frawen*] fehlt in b. *pej der tzeyt*] *pey tzeit* cf. *samleichen*] *solchen* df. *und zu samleichen sachen*] fehlt in b. 23 *und*] fehlt in c. 24 *dann*] *da* c. 25 *woltest*] *wollest* d. *geleich ist*] *geleichen mag* b. 26 *aller*] f *allen* ac. *alle* d.





haben in lieb deynes hertzen, [28] [so würd gesött die begirlichait deines hertzen]. [29] er ist vil mer dann du. [30] den soltestu pilleych erkennen und lieb haben, wann er hat dich als lieb gehabt, das er durch deynen willen vergossen hat seyn plüt und daryn dich hat geraynigt von aller unraynigkayt. [31] aber seyt das geschechen ist durch dy Lieb, dy er tzw dir hat gehabt, so sendt nach der Lieb, wann dy gewaltig ist vor dem anplick Gotz für ander tugent." [31a] [32] man schickt pald aus, und da dy Lieb köm, dy ward gar wierdikleych enphangen von der tochter von Syon und von allen tugenten, [33] und es ward ein sweygen in dem sal wol auf ein halbew stund von wirdikayt wegen der Lieb; [34] wann sy ist ein künigin aller tugent und on sy hat kayn tugent kraft in irem reych, das ist in der sel. [35] sy pewtt und ist nyemand, der ir widerspricht. [36] sy hat den künig der eren als fast gediemütigt, das er an sich genömen hat dy plöden menschayt. [37] sy ist Jacob der patriarch, der da rang mit dem engel, das ist mit der götleychen maiestat; [38] Got den sun gewarffen hat hyn und her, zw dem ersten aus dem hertzen got des vaters in dy schöss der junckfrawn Marie, darnach in die cripp, darnach in Egiptenland, [39] zẅ dem lesten an das krawtz und in den engschlichen töd, [40] und tägleych von der höch der hymel unter dy gestalt des pröts des wirdigen sacraments. [41] ist nün dy lieb also starck gewesen und noch ist gen Got, vil mer ist sy starck und geweltig wider dy menschen, mer dann all tugent.

[42] Da nü dy lieb zw trat zw der töchter von Syon, da redt dy Weyschayt zw der tochter von Syon und sprach: [43] „du edlew creatur Gots, du hast gehört, was glori und wirdikayt, schön und allew tzir an dem leyt, der in dem höchsten tron der hymel wesenleych ist, der sich in rechter lieb mit dir veraynigen solt. [44] es ist nit zymleych, das man im müg zw kömen an wirdig potschafft." [45] dy fraw antwurt und sprach: „o reycher schatz der eren, o du aynigs wesen, mein Got, wen sol ich schicken? [46] dy Lyeb sach an dy frawen und ir grös begir und erkandt, das sy des ein ursach was, das ir hertz als fast ertzündt was, den höchsten lyeb tze haben. [47] und seyt dy Parmhertzikayt von anfanck und von jugent mit der Lyeb aufgewachsen und getzogen ist, do mocht sich dy Lieb nit lenger enthalten, sy sprach mit sewfften: [48] „ich erkenn, das dy

---

27 *haben in lieb deynes hertzen*] *lieb haben in deinem hertzen* bd. 28 ergänzt aus cf. 30 *gehabt*] *gehabt und noch hat* b. *dich hat*] *hat er dich* b. *und dich daryn gereinigt von* d. 32 *man schickt pald*] auf rasur. *dy ward*] *do ward sie* b. 34 *ist* fehlt im text, steht am rande. *das ist in der sel*] *daz in der sel ist* d. *das ist in disser sel* c. 35 *und ist*] *und es ist* b. 36 *genömen hat*] *hat genomen* c. 38 *hyn und her*] *er nider* = *hernider* b. *cripp*] *cripp und* c. *schöss*] *schössch*. 39 *engschlichen*] auf rasur. *-lichen* steht auf dem außenrand. *engstlich* af. *anglichen* b. *engelischen* c. *englischen* d. 41 *all tugent*] *all ander tugent* b. 42 Absatz markiert in eabf. *D* rote initiale. *zw trat*] *trat* b. *zw der*] *von der* d. 43 *glori und wirdikayt*] *glori und er und wirdikait* b. *ist*] fehlt im text, steht auf dem innenrand. *solt*] *sol* b. 44 *müg zw*] *zu mug* b. 45 *antwurt und*] fehlt in b. 46 *ertzündt*] *enzünt* bd. *höchsten*] *aller höchsten* d. 47 *gewachsen und gezogen*] *gezogen und gewachsen* b. 48 *erkenn*] *erkant* c.

kranckayt und das senen deynes hertzen durch meynen wegen geschechen ist. [49] nym war, ich wil wegfertig seyn, aber doch so ist ein nötdürfft, das mit mir zyech dy junckfraw, dy da genant ist ein andächtigs Gepet.“ [50] dy ward pald gefodert. [51] ir ward gepoten das sy zyechen solt auf in das hymlisch wesen. [52] sy antwurt und sprach: „möcht ich gehaben ein klayns kändel mit wasser, so wolt ich gern faren, wann der weg ist hert zu wandern.“ [53] dy Lyeb begrayf aynen pogen und etwan vil stral. [54] dy junckfraw genannt das Gepet begrayf ein fläschel mit wasser, das ist überflüzzikayt haysser tzächer, [55] und namen urlaub [31b] von der frawen und allen junckfrawen und machten sich auf den weg auf in dy höch der hymel und kömen an dy porten der hymel. [56] dy ward yn tze handt aufgetan, und da dy junckfraw genandt das andächtig Gepet hinein plickt in den trön und sechen wolt den künig der eren in seyner tzir, [57] und dy ordnung der dyenär, dy on aufhören den künig lobten, und allew glori und zirleykayt der hymel, und hört auch lobgesanck mit grossem jubiliern der auserbelten, [58] do erschrack sy also ser und köm von allen krefften, als sam sy synnlos wär worden. [59] aber dy ander junckfraw genannt dy Lieb, dy was da wol erkannt und verstünd wol, wye sy dy sach handeln solt. [60] dy legt auf iren pogen einen stral und plickt an den künig der eren und begert den ze wundten mit dem geschos, und lyes ab den pogen unerschrockenleych und traf den künig inwennikleych in das hertz. [61] als pald der künig des enphand, do sprach er: „mich hat etwär berürt.“ [62] dy Lyeb ze hand legt mer auf und schös aber eynen stral und berürt den lyebhaber der sel. [63] der sprach: „du mein gespons, mein gemachel, du hast verwunt mein hertz.“ [64] und ze handt aus den wunden flussen vier trophen, das ist götleych genad, götleychew erkanndtnüss, hymlischew begir und götleychew frewdt. [65] dy vier trophen nam dy Lieb und köm pald zw der töchter von Syon. [66] als pald dy fraw sach kömen dy Lieb, do sprach sy: „pis willikömen, du meyn tröst, ich han deyn gewardt mit pelangen und mit sewfften. [67] hast du nit gesechen den lyebhaber und begir meines hertzen?“ [68] dy Lieb antwurt und sprach: „ich han yn gesechen, der da ist ein scheyn des ewigen lyechts, ein spyegel an all mackel, des anplick vol ist aller genaden.“ [69] und gab yr dy trophen,

---

durch] *von* b. *wegen*] *willen* d. 49 *ist ein nötdürfft*] *ist notdürftig* b. *da*] fehlt in bd. 50 *pald*] fehlt in d. 52 *klayns*] fehlt in d. *wolt*] *solt* c. *wann der weg ist hert ze wandern*] fehlt in d. 54 *das gepet*] *andechtiges gebet* b. *fläschel*] *feslin* b. *ist*] *ist mit* c. 55 *und allen*] *und von* abcf. *porten der hymel*] *himel porten* b. 56 *das*] fehlt in b. *ein plickt in den tron*] *ein plick in den thron det* d. *tzir*] *getzird* d. 57 *der dyenär*] *seiner* b. 58 *als sam*] *als ob* b. 59 *dy ander junckfraw genannt*] fehlt in b. 60 *dy*] *sie* b. *begert den*] *in* d. *wundten*] *verwunden* bcdf. *mit dem geschoss*] fehlt in b. *das*] *sein* cf. 61 *etwär*] f *etwar* ad. *etwa* b. *etwaz* c. *berürt*] *gerürt* b. 62 *dy lyeb* bis *berürt*] *die lieb legt ze hand mer auf ain sträl und schos und berürett* b. 63 *der*] *er* b. *hast*] *hast mir* b. 66 *sach kömen dy lieb*] *die lieb sach kumen* b. *sach die lieb* d. *willikömen*] *gotwilkumen* d. *gewardt*] *lang gewarttet* d. *und mit sewfften*] *und sewftzen* d. 68 *ewigen*] *einigen* d. *vol ist aller genaden*] *vol aller genaden ist* c. 69 *und gab yr dy trophen*] *und sie gab ir die fier tropfen* b.

davon oben geredt ist, und gos irs in ir hertz. [70] und do ze handt als pald dy fraw enphand dy tugent und dy krafft der trophen, do ward ir hertz erfüllet aller genad und alles trösts, und ward aus ir getriben allew forcht mit sorg zeytleycher ding. [71] sy umbvieng ynnwennikleych mit beschawendem andächtigem gemüt iren lyebhaber und tröst aller welt. [72] sy küst yn lyebleych an seyn mund. [73] ir hertz ward als fast ertzündt in rechter inprünstiger lyeb, das [sy] das nit möcht behalten inwennikleych, besunder mit lawter stymm sprach sy: [74] „ich wil anhengig seyn dir meynem auserbelden lyeb ymmer und ewikleych; mein sel, mein hertz sol mit dir seyn in ewiger verpünttnüss, bis das ich gäntzleych veraynigt pin mit dir meinem lieben gespons.“ [75] darnach köm dy junckfraw genannt das andächtig Gepet zw der frawn, und da sy erkannt, das das wasser also gewürckt het, [das es] in der [32a] frawen verkert was worden in weyn, [76] do mocht sy nit aussprechen den schatz aller gnaden, den Got der frawen mitgetaylt het, und verwundert sich an der grössen miltikayt und parmhertzikayt Gots. — [77] also was dy tochter von Syon, dy edel creatur Gots, ain fraw adeleych getzirt, kömen in ayn volkomens genadenreychs wesen, abgeschajden von allen irdischen dingen, nichtz das ergäncklejch ist ze betrachten, besunder wol tze gevallen dem höchsten, dem ein gantz gemüt auf ze halten, rayn und lawter sich [ze] behalten von allem dem, das ein lautrew gewissen verunrajnigen mag, [und] in dem wesen also ze beleyben. [78] von irs hertzen andacht ward offt gesprochen: „köm zü mir in den garten meyner sel, mein tröst, mein hertzenlyeb, aller welt schöpher, durch den mein hertz verwuntt ist, und hab ein wolgevallen daryn und mach grünen mein vernunfft, und lass wachsen nach [d]einem gevallen allerlaj plümen, besunder feyol und lilgen mit wolsmeckenden rösen; [79] das ist dyemütikajt, lawtrikajt, götleychew lieb. [80] und belejb daryn als lang, pis das ich dy tzeyt meynes lebens verpring und den schaten diser welt gäntzleych vernicht, und das mir darnach scheyn das ewig lyecht, das ist Kristus Jhesus, ayner yedlejchen gelaubigen sel gemachel.“ amen.

---

davon] *da vor von* d. *gos*] *gob* a. 70 *und do zehand*] fehlt in b. *und dy kraft der trophen*] fehlt in c. *und kraft* b. *ir*] *ir ir* d. *ward aus*] *waz uss* d. 71 *umbvieng*] *enpfieng* d. 73 *ertzündt*] *enzünd* bd. *inprünstiger lyeb*] *inprünstikait irs hertzen* b. *sy*] eingesetzt aus d. *sich* eabcf. 74 *mein sel, mein hertz*] *mein hertz, mein sel* cf. *pin*] *wer* c. *wir* f. *gespons*] *sponsen* c. 75 *das es*] fehlt in abcef, ergänzt aus d. *verkert*] *verwandelt* d. 76 *mitgetaylt*] *mittailt* b. *an*] *ab* b. *aber* d. 77 *genadenreychs wesen*] *wessen gnadenreich* d. *ergäncklejch*] *zergencklich* b. *ze*] ergänzt aus d, fehlt in abcef. *und*] ergänzt aus b, fehlt in acdef. 78 *zu*] *her zu* d. *hertzenlieb*] *hertz lieb* c. *mein vernunfft*] *myn hertz und min vernunft* d. *deinem*] verbessert nach bd. *seinem* acef. *lilgen*] *gilgen* bc. *veihel gilgen* d. 79 *lawtrikajt*] *lauterkait und* e. *lieb*] *mynn* d. 80 *pis das*] *das* fehlt in c. *verpring*] *volbring* b. *darnach*] *dar umb und darnach* d. *yedlejchen*] *jeglichen* ab. *amen*] fehlt in d.

III. Die dialekte der hss. a—f.

Die hss. sind alle entweder ungefähr oder genau datiert. c ist aus dem 14. jh., d aus dem 14./15. jh., a vom jahre 1448, b vom jahre 1436, f ist vermutlich 1468 entstanden, e im zeitraum von 1432—1448.

Alle hss. zeigen oberdeutsche sprachformen. Es kommen als heimat nur Bayern und Schwaben in betracht. Diese dialekte zeigen im 14. und 15. jh. so viel übereinstimmung, daß eine reihe von merkmalen als uncharakteristisch ausscheidet, dagegen je nachdem spuren nach Bayern oder Schwaben weisen, als bayerisch oder schwäbisch in anspruch genommen werden darf. Bei manchen der hss. läßt sich vermuten, daß der frühere aufbewahrungsort auch ihr entstehungsort ist. e und a sind aus dem kloster Indersdorf, zwischen Isar und Lech im bistum Freising gelegen. Es besteht begründete annahme, daß sie auch dort entstanden sind (s. cap. IV). Moderne dialektforscher scheuen eine genauere einteilung des bayerischen. Sie unterscheiden nur nord-, mittel- und südbayerisch.[1]) Indersdorf liegt nach dieser einteilung im mittelbayerischen sprachgebiet. Es liegt im nordwestlichen viertel des kreises Oberbayern. Eine analyse des dialektes der beiden hss. kann nur den zweck haben festzustellen, ob dieser herkunft keine sprachlichen gründe entgegenstehen.

Die herkunft von b und c ist unbekannt. b hat im jahre 1618 der Münchener herzoglichen bibliothek gehört. Bei diesen beiden hss. hat eine analyse den zweck, wenn möglich den teil Bayerns festzustellen, in dem zur entstehungszeit der hss. solch ein dialekt gesprochen wurde, wie die hss. enthalten.

d stammt aus Villingen an der Brigach. Dieses kloster liegt an der grenze des schwäbisch-niederalemannischen sprachgebiets. Es ist zu untersuchen, ob die sprachformen der hs. um die wende des 14./15. jh.'s in dieser gegend möglich gewesen sind.

f hat im jahre 1659 dem kloster Weingarten gehört. Heutzutage geht die schwäbisch-hochalemannische grenze nörd-

[1]) Vgl. Lessiak im Anz. fda. 30, 46, der sich Schatz anschließt. Brenner in Brockhaus Conversationslexikon 4, 993. Nordbayerisch in der heutigen Oberpfalz, südbayerisch in Deutsch-Osterreich, mittelbayerisch zwischen diesen beiden gebieten.

lich von Weingarten entlang.[1]) Daß die sprachgrenzen in früheren zeiten andere waren, ist keine frage; doch ist weder bei der schwäbisch-hochalemannischen, noch bei der schwäbisch-bayerischen einwandfrei festgestellt, in welcher weise sie sich verschoben haben.[2]) Vielleicht reichte das schwäbische sprachgebiet, oder auch nur schwäbische schreibgewohnheit in der zweiten hälfte des 15. jh.'s bis Weingarten. Nur durch einen vergleich mit anderen Weingartener hss. derselben zeit ließe sich feststellen, ob dieser codex dort entstanden sein kann.

Ich ordne die hss. nach der zusammengehörigkeit ihrer dialekte und beginne mit den bayerischen. An die erste stelle setze ich die datierten und localisierten hss. e und a.

e.

I. Vocalismus.

1. Der umlaut von *a* ist *e*, auch z. b. *geweltig* 26. 41, *hert* 52, *wegfertig* 49, *anhengig* 74.

ä findet sich in folgenden worten: *ergäncklcych* 5. 12. 77, *gäntzleych* 20. 74. 80, *ängstleykayt* 20 gegen *engschlichen* 39, *mächtig* 26, *tägleych* 40, *andächtig* 49. 56. 71, *kändel* 52, *fläschel* 54, *tzächer* 54. Also steht *ä* für den jüngeren umlaut, aber nicht ganz consequent, s. oben *geweltig* gegen *gewaltig* 31, *engschlichen*.

ä findet sich außerdem in *dyenär* 57, *etwär* 61, *ä* = *æ*: *swären* 15, *unsichpär* 12, *wär* 4. 8. 15 usw.

2. *â* > *ô* nur in *on* 34. 57; vgl. *an* 44. 68.

3. *or* > *ar* nur in *gewarffen* 38; vgl. *forcht, sorg* 70.

4. Altes *ai* (*ay, ai, aj*) ist gesondert von neuem *ei* (*ey, ei, ej*). Auch in der unbetonten silbe *-lîch* wird *î* > *ey*, einzige ausnahme *engschlichen* 39.

Der unbestimmte artikel[3]) findet sich mit *ai* : *ayn, ain* 8. 25. 53. 77. 77. 80.

Das zahlwort liegt vor in *ayne* 9.

Zusammensetzungen und ableitungen: *allain* 13, *aynigs* 45, *veraynigt* 80.

---

[1]) Vgl. Kaufmann, Geschichte der schwäbischen mundart s. 32.

[2]) Vgl. u. a. Bohnenberger, Alemannia 28, 235 ff.

[3]) Vgl. über *ain, ein* Bartsch, Germania 24, 198 f. und Ehrismann, Renner 4, 94 f.

Der unbestimmte artikel findet sich mit *ei*: *eyn, ein* 2. 3. 8. 9. 14. 15. 17. 24. 33. 34. 46. 49. 52. 54. 60. 62. 68. 77. 78.

Adverb ist *în* > *ein* 16. 56.

5. Altes *ou* ist *aw* im auslaut und vor vocalen, z. b. *fraw* 2 usw., *schawet* 5. 7, *au* vor consonant: *Gelaub* 9. Auch die diphthongierung von *û* wird *au* geschrieben *auf* 7.

6. *iu* > *ew* in der stammsilbe: *sewften* 15. 47. 66, *trewn* 17, *pewtt* 35, auch *frewdt* 64, *erfrewdt* 4, *frewden* 13, vereinzelt *krawtz* 39 für *kruize*.

iu > *ew* in der adjectivendung *-ew*:

Nom. sing. fem.: *wolgetzirtew* 3, *adeleychew* 3, *inprinstigew* 14, *allew* 43. 70, *götleychew* 64. 79, *hymlischew* 64.

Voc. sing. fem.: *zartew* 12, *hochwirdigew* 12, *wirdigew* 22, *edlew* 43.

Acc. sing. fem.: *halbew* 33, *allew* 57, *lautrew* 77.

Nom. plur. neutr.: *allew* 5.

Acc. plur. neutr.: *allew* 17.

7. *ie* ist *ye*: z. b. *hyes* 9, *hye* 13, *nyessen* 13, *nyemant* 25. 35, *wye* 59, *lyes* 60, *lyecht* 80. *ie*: *regiert* 17, *jubiliern* 57, *vier* 64. 65.

Sonst wird *ie* > *i* vor *r*: *tzir* 43. 56, *getzirt* 77, *zirleykayt* 57.

i > *ie* vor *r*: *wierdikleych* 32, sonst *wirdig* 33. 40. 43. 44.

8. *üe* ist *ü* geschrieben: *gemüt* 4. 19. 71, *dyemütikajt* 79, *betrübt* 19, *grünen* 78, *plümen* 78.

Ebenfalls vor *r*: *berürt* 61. 62.

9. Schwache *-e* sind meist abgefallen, z. b. *Gelaub* 9. 11. 17. 21. 24, *Genad* 64. 70, *Lieb* 31 usw., *cripp* 38, *sel* 34, *kayn tugent* 34, *ir grös begir* 46, *ein ware Hoffnung* 9, *dy mynnikleych fraw* 9, *ein halbew stund* 33, *ein anvang seiner weg* 24, *ein künigin* 34, *das ewig* 13, *dy höch* 16.

Im praefix sind erhalten: *Gelaub, Genad* (ausnahme *gnaden* 76), *geleych* 25, *beleyben* 77. 80, *gelaubigen* 80.

II. Consonantismus.

1. Anlautend *b* > *p* mit ausnahme der vorsilbe *be-*, nur *pelangen* 66 und der partikel *bis* 74. In- und auslautend bleibt *b*: *lieb* 4, *Gelaub* 9, *selbs* 2, *subtil* 3.

b für *w*: *auserbelden* 57. 74 und einmal *ebig* 12, sonst *ewig* 13. 16. 17. 25. 68.

2. Anlautend *d* > *t*.

Im auslaut erscheint *dt*

a) bei synkope des *e* für *-det*: *geredt* 16. 69, *redt* 42, *ertzündt* 46. 73, *gewardt* 66; aber *verwunt* 63, *verwuntt* 78.

-tet > *tt, t*: *pewtt* 35, *antwurt* 7. 45. 52. 68.

b) darnach auch in *Egiptenlandt* 38, *tze handt* 18. 56. 64. 70 (neben *ze hand* 62), *wundten* 60, (inf.) *erkandt* 46, (praet.) *sendt* 31, (imper.) *genandt* 56, *gesandt* 10, *erfrewdt* 4, *Erkandtnüss* 64 (neben *Erkantnüss* 2. 4. 5, *Erkanttnüss* 21, *erkant* 59, *genannt* 11. 54).

Im auslaut erscheint *d*: *erhörd* 9, *verstund* 59, *enphand* 61. 70, *wurd* 4, *ward* 9. 18. 32. 73; aber *berürt* 61.

ld: *auserbelden* 74 neben *auserbelten* 57.

3. Inlautend *ch* für *h*: *gesechen* 6. 67. 68, *sechen* 56, *zyechen* 51, *tzächer* 54, *gemachel* 63.

Auch auslautend bei abfall von schwachem e: *sych* 49. (3. sing. conj. praes.) *dy höch* 16. 55.

Die hs. weist nicht im tractat, sondern nur in anderen teilen *ch* für *k* auf, z. b. *werch* 8 b, *erchennen* 16 b.

4. *sch* für *s*: *Weyschayt* 17. 18. 21. 22. 24. 42, *schössch* 38, *engschlichen* 39.

III. Einzelnes.

1. Ausfall des *ch*: *ängstleykayt* 20, *zirleykayt* 57.
2. Undiphthongiertes *î*: *engschlichen* 39.
3. *nd* > *nn*: *inwennikleych* 60. 71. 73.
4. *gefodert* 18. 22. 50.
5. Deminutivsuffix *-el*: *kändel* 52, *fläschel* 54.
6. Praet. von *haben*: *hyet* 8, von *laufen*: *luffen* 9.

Ergebnis:

Der dialekt der hs. e ist bayerisch.

Merkmale des bayerischen sind:

1. *ein* bei sonstigem übergang von *ei* > *ai*,
2. nebentoniges *î* > *ei* in *-lîch*,
3. die adjectivendung *-ew*,
4. *or* > *ar*,
5. *b* für *w*,
6. *b* > *p*,
7. *hyet*.

Ausgesprochen schwäbische merkmale fehlen.

a.

a schließt sich bis auf wenige ausnahmen der schreibung von e an. Es finden sich folgende abweichungen:

1. *î* ist nicht diphthongiert in *pillich* 30. Der *ei*-laut ist falsch geschrieben in *underwaysung* 13, *ain* < *în* 56. Folgende unbestimmte artikel sind mit *ai* geschrieben: *ainen pogen* 53, *ainer yegeleichen seel* 80. Das zahlwort ist ebenfalls mit *ai* geschrieben: *aine hies* 9.

2. *or* > *ar*: *gewarffen* 38, *farcht* 70, *sarg* 70,

3. es findet sich nur ein *b* für *w*: *auserbelten* 57,

4. es findet sich kein getrübtes *s*,

5. das praefix *der-* für *er-*: *dergänckleych* 5,

6. *k* > *ch* im anlaut: *erchennen* 12. 16. 46. 48. 64.

Ergebnis:

Die hs. a ist bayerisch wie e.

c.

I. Vocalismus.

1. Altes *ai* (*ai, ay*) ist gesondert von neuem *ei* (*ei, ey*). In der nebensilbe *-lîch* wird *î* nicht diphthongiert, z. b. *minniclich* 9, *ergencklich* 12, *sendlich* 15, *gentzlich* 20, *pillich* 30. Auch *gnadenrichs* 77, *ertrich* 7, *begriffen* 2 (inf.) gegen *pegreyffen* 13, *geleich* 25.

Der unbestimmte artikel ist stets mit *ai* geschrieben. Es ist unbayerisch, daß kein *ein* für *ain* erscheint.

2. Altes *û* >*au* mit ausnahme von *luter* 77, vgl. *leutrew* 77, *lauterkait* 79.

Altes *ou* > *a*: *fra* 2 u. ö., vereinzelt *fraw* 11.

In nicht hochtoniger silbe: *urlab* 55.

Der übergang von *ou* > *a* ist bayerisch und schwäbisch.

3. *iu* > regellos *ew, e* in der adjectivendung.

4. *ie* ist mit ausnahme von *zir* 43. 57 richtig geschrieben.

5. *üe* > *ü* in denselben wörtern wie in hs. e und a.

6. Schwache *-e* fallen ab, auch in *ze*: *tz wissen* 10, *tz hand* 56.

7. bemerkt:

a) die rundung von *ä*, *e* > *ö*: *flöschen* 54, *möchtig* 26, *erzölten* 21, *schöpfer* 78, *gesött* 28, *erwölten* 57.

b) die entrundung von *ü* > *i*: *inprinstige* 14. 73 und von *eu* > *ei, ey*: *leiten* 23, *seyften* 15, zu *ai* : *pait* 35.

II. Consonantismus.

1. *d* für *t* in *dochter* 2. 14. 32 neben *tochter* 3. 42. 65. 77. — *schaden* für *schaten* ist wohl nur ein versehen.

t ist angehängt bei *selbert* 2.

th in *gethan* 56.

2. Anlautendes *sn, sm, sw* > *schn, schm, schw*: *schnödikait* 7, *schmeckenten* 78, *schweren* 15, *schweigen* 33.

Verdoppelung von *s*: *rossen* 78, *disser* 34. 80, *wass* 19, *auss* 20, *weisshait* 22.

3. Speciell bayerisches im consonantismus:

a) *mac* > *mach* 78.

b) *gehebt* 30, vgl. Weinhold, Bayr. gramm. s. 316 unten. Die deminutivendung *-lein* in *käntlein* 52 ist dagegen unbayerisch. Die hss. e, a haben *kändel.*

Ergebnis:

Hs. c ist stark dialektisch bayerisch.

b.

I. Vocalismus.

1. Altes *ai* (*ai, ay*) ist nicht von neuem *ei* (*ei, ey*) gesondert. *î* ist nicht consequent zu *ei* diphthongiert, es ist in betonten wie in unbetonten silben erhalten geblieben, z. b. *zitt* 12, *wishait* 24, *ertrich* 7, *zergencklich* 12. Dagegen findet sich der diphthong in *supteil* 3.

2. Altes *û* ist erhalten, z. b. *uff* 7. 47. 51 neben *auff* 56. 57, *userwelten* 57, *us* 64 neben *aus* 70, *duben* 16.

Altes *ou* > *a*: *glab* 9. 11. 21, *tram* 15.

â > *au*: *haun* 12, *laus* 78.

3. *iu* > *eu* in der stammsilbe: *seuften* 15. 47. 66, *ew* im artikel *dew* 24. Undiphthongiertes *ü* findet sich in *getrüw* 17, *büt* 35.

iu > *u* in der adjectivendung: *allu* 5, *zartu, hochwirdigu* 12, *wirdegu* 22 usw., im artikel: *du ding* 5.

4. Entrundung: *œ* > *e*: *schen* 26, *schnedikaitt* 7, *ü* > *i*: *inprinstig* 14.

Das *e* im conj. praet. *mecht* 3 kann altes umlauts-*e* sein oder entrundung aus *möhte.*

II. Consonantismus.

1. Die schreibung der tenuis *k* im anlaut als *ch*: *chomen* 77. 78 ist bayerisch und alemannisch.

Auf bayerisch spirantische aussprache von *g* im auslaut deutet *sag* 5 (praet. von *sehen*).

2. Die *-t*-formen im plural: *ir habentt* 16, *sie erzaltent* 21 sind schwäbisch.

3. *s* in anlautenden consonantverbindungen ist *sch* nur bei *schnedikait* 7, sonst *smekenden* 78, *sweren* 15, *swigen* 33.

4. Eine eigentümlichkeit des schreibers ist die vertauschung von *w* und *v*. *w* tritt für *v* ein: *wil* 29. 53, *werwundret* 76. *v* tritt für *w* ein: *gevesen* 41, *gevaschen* 47, *vasser* 54, *gevart* 66, *invendiklich* 73. Nach Weinhold, Alem. gramm. § 160, anm. 1 findet sich diese vertauschung nur in jüngerer zeit. Da Weinhold sie nur in der Alem. gramm. erwähnt, läßt sie sich vielleicht als charakteristicum des alemannischen, hier schwäbischen schreibers verwenden.

Ergebnis:

b ist eine bayerische hs. von einem schwäbischen, vielleicht ostschwäbischen schreiber abgeschrieben.

f.

Die merkmale, die man von einer südwestschwäbischen hs. erwartet, finden sich nicht in f. Dem tractat TS fehlen sogar die charakteristischen merkmale des ostschwäbischen, die hs. b hat. Andere teile von f dagegen haben sie. Als bayerische spracherscheinungen des tractates TS lassen sich in anspruch nehmen:

1. *ar* > *or*: *word* zehnmal.

or > *ar*: *sarg* 70, *gewarffen* 38.

2. *î* > *ei* wenigstens in den stammsilben consequent. Die silbe *-lîch* ist 16 mal diphthongiert, 20 mal nicht.

Altes *ai* wird von neuem *ei* gesondert.

û wird durchgehend zu *au*, *iu* > *ew*, *ou* > *au*.

Es fehlen schwäbische merkmale.

Ergebnis:

Der tractat TS ist in hs. f in bayerischem dialekt geschrieben. Der inhalt der hs. weist auch auf Bayern hin. Der

tractat TS ist bisher in Bayern am häufigsten aufgezeichnet gefunden. Der tractat über die passion Christi ist derselbe wie in e, a. Die betrachtungen für alle wochentage sind nicht nur in Bayern weitverbreitet gewesen, sondern sie sollen auch von einem Indersdorfer dekan verfaßt worden sein (laut mitteilung der bayerischen staatsbibliothek).

d.

Hs. d ist aus dem 14./15. jh. Das weibl. adj. endet auf *-e*, diese schwächung trat relativ früh ein. Die entrundung *ü* > *i*: *antwirt* 7, *inprinstig* 73 und *üe* > *ie*: *beriert* 61 ist dagegen alem. und bayer. erst im 15. jh. häufig.

Speciell alem. merkmale sind:

1. die beibehaltung des alten *ou*, einzige ausnahme *beschawenden* 71;

2. der widerstand gegen die diphthongierung des *û*, z. b. *uss* 5. 10. 20, *uff* 7. 12, *uffenthalten* 8, *lutter* 77, *lutterkeit* 79;

3. die bewahrung der germ. media *b* im anlaut. Es sind nur wenige *p* im anlaut geschrieben: *anplick* 31. 68, *verpuntniss* 74, *inprinstig* 73. Die schreibung *bp* vor *t* scheint eine verbindung von etymologischer und phonetischer schreibung: *gibpt* 16, *betrubpt* 19, *gehebpt* 30, *lobpten* 57. Auch germ. *d* ist im anlaut nicht immer verschoben: *dochter* 2 u. ö., *dett* 10. 56, *dratt* 11.

4. *hosten* für *höhesten* 43.

5. Zum ausfall des *r* in *duch* 13 vgl. Weinhold, Alem. gramm. § 197.

6. Übertritt der 3. pers. plur. praes. ind. in die erste: *wir gebent* 17.

Schwäbische merkmale im unterschied zum alem. sind:

1. die diphthongierung einiger *î* > *ei*: *mein* 63. 78, *sweigen* 33, *sein* 30, *seit* 31. Alle anderen *î* sind erhalten, z. b. *zitt* 3, *mynes* 6, *naturlich* 3, *erttrich* 7.

2. die diphthongierung eines *a* > *au*: *straul* 60.

Ergebnis:

Die hs. zeigt alem. charakter mit einigen schwäbischen merkmalen, wie von einer hs. auf der grenze des schwäbisch-

alemannischen sprachgebiets zu erwarten ist. Es steht der annahme nichts entgegen, daß sie im kloster St. Georgen zu Villingen entstanden ist.

IV. Stammbaum der 6 hss. des tractates TS.

1. e und a.

a) Zusammensetzung von e.

e ist eine sammlung erbaulicher schriften, die in drei teile zerfällt.

1. Tractat vom leiden des herrn.
2. Abschrift eines gebetbuches der Elisabeth Ebranin 1426.
3. Verschiedenes.
   a) Gebete für herzog Wilhelm von Bayern 1432.
   b) Eine heilsame arznei für eine edle frau 1429.
   c) Das geistliche kloster.

Das gebetbuch der Elisabeth Ebranin scheint ursprünglich den inhalt von bl. 30a—63a und bl. 69 umfaßt zu haben. Da aber das vorletzte stück, Die goldene kette St. Bernhards, die bl. 63a beginnt, unvollendet war, schob ein schreiber einen teil der gebete für herzog Wilhelm ein, nachdem ein anderer teil dieser gebete schon hinter das gebetbuch der Ebranin gestellt worden war. Daß die hinter dem gebetbuch stehenden gebete zuerst geschrieben wurden, bezeugt das inhaltsverzeichnis, das die gebete auf bl. 64a—66b an letzter stelle aufführt. Die gebete für herzog Wilhelm füllten den platz nicht, der für die Goldene kette freigelassen war, deshalb wurden bl. 67 und 68 ausgeschnitten. Auch bl. 69 war ausgeschnitten, doch ist es wieder eingeheftet worden.

b) Entstehung von a.

a ist offenbar eine abschrift von e. Obgleich einzelne sinnvolle veränderungen vorgenommen sind — richtige veränderung der seitenzahlen im index, richtige einfügung all der stellen, die in e am rande nachgetragen sind —, so gibt es doch genug anzeichen einer mechanisch genauen abschrift. a behält die reihenfolge der einträge bei und reißt ebenfalls die gebete für herzog Wilhelm auseinander. Der hinweis auf die Goldene kette wird unverändert abgeschrieben; e weist

von bl. 48a auf bl. 63, a weist von bl. 54b auf bl. 63, doch steht die Goldene kette in a auf bl. 67. bl. 68 bleibt leer wie in e bl. 63b.

c) Datierung von e.

a ist im jahre 1448 geschrieben. Das bezeugt der eintrag auf bl. 88a, während auf der innenseite der vorderen deckelhälfte nur steht: geschrieben im 48. Jahr, ebenso auf bl. 88b. Dann muß e in seiner jetzigen zusammenstellung zwischen 1432, der abfassungszeit der gebete für herzog Wilhelm, und 1448 entstanden sein.

d) Der ort der entstehung beider hss.

Wie mir die verwaltung der hof- und staatsbibliothek zu München mitteilte, ist der gelbrote einband von e typisch für das kloster Indersdorf. Daß die hs. dort nicht nur aufbewahrt, sondern auch entstanden ist, scheint mir aus folgenden erwägungen wahrscheinlich:

Die im index erwähnte frau Elisabeth Ebranin ist die tochter des ritters herrn Conrad von Weichs zu Weichs an der Glan. Wiguleus Hund[1]) schreibt von ihr, sie habe viel nach Indersdorf geschafft. Sie starb 1428. Die beziehungen der familie Weichs zum kloster Indersdorf waren alte, denn die besitzungen waren benachbart, und das begräbnis der familie befand sich im kloster.[2]) Aus den urkunden des klosters geht hervor, daß 1427 Elsbeth Ebranin ihre besitzung Gräfingen ans kloster gab,[3]) und daß 1439 ihr bruder Paul Weichs Glandorf ans Kloster verkaufte.[4]) Entweder ist bei einer schenkung das gebetbuch der Ebranin ans Kloster gekommen, so daß es in e copiert werden konnte, oder — angenommen, sie hat sich 1426 das gebetbuch selbst dort bestellt — dann kann e eine copie des gemeinsamen originals sein. Jedenfalls ist e nicht das gebetbuch der dame im original; denn wenn es auch eine zusammengestellte hs. ist, so setzt

[1]) Bayrisch stammenbuch II, 65, 1586 und 1598.

[2]) Bayrisch stammenbuch II, 356, cf. Hundt: Urkunden des klosters Indersdorf I, 150, nr. 377, 1863 und 1864.

[3]) Hundt, Urkunden I, 217, nr. 565.

[4]) Ebenda I, 264, nr. 657.



doch gerade der tractat TS, das erste stück dieses gebetbuches, nicht auf einem neuen blatte ein.[1])

Obgleich die familie Egloffstein, die sich das gebetbuch a schreiben ließ, zu Bärnfels in Franken ansässig war, so hatte auch sie beziehungen zum kloster Indersdorf. Conrad von Egloffstein verkaufte 1450 Raindolzried ans Kloster.[2]) Ferner nannte Conrad bei diesem verkauf einen Ulrich Weichs seinen bruder, und er siegelte 1439 für Elsbeth Weichs,[3]) die schwägerin der Elisabeth Ebranin. So hat er vielleicht in der familie Weichs oder im kloster das gebetbuch gesehen und sich ein ähnliches bestellt, oder er hat dasselbe bestellt und eine durch vor- und nachsätze erweiterte ausgabe erhalten.

e) Die textgestalt beider hss.

Die textgestalt widerspricht nicht der annahme, die auf grund äußerer kriterien gemacht wurde, daß a eine abschrift von e ist.

e 2 *den* (radiert) *junckfraw̄*. Diese verbesserung des sing. in den plural ist nicht consequent durchgeführt, denn nun müßte auch *tugent* in den plural gesetzt werden. ac haben *der junckfrawn*, wobei *frawn* der schwach flectierte dativ fem. ist. e hatte auch erst diese einleitung, die mit dem inhalt nicht ganz übereinstimmt, denn der tractat handelt von mehreren jungfrauen, d. h. tugenden. e kann die vorlage von a gewesen sein; dann ist a entweder erst, nachdem e abgeschrieben war, verbessert worden, oder der schreiber von a hat die verbesserung übersehen.

e 8 lücke mit zwei spatien zwischen *daryn* . . *ein*, wo cfd *sy* eingeschoben haben. Also hat e eine vorlage gehabt, die cfd verwandt ist, a aber hat gleich den richtig veränderten text abgeschrieben.

---

[1]) Trotzdem es nicht das original ist, läßt sich vielleicht noch die dritte annahme machen, daß das gebetbuch nie in die hände seiner besitzerin gelangt ist. Es soll 1426 für sie geschrieben worden sein. Schon 1428 starb sie. Das buch enthält 18 bilder, deren herstellung gewiß viel zeit erforderte. In e sind sie nur zum kleinsten teile ausgeführt, in a ist kein einziges begonnen. e enthält einen unvollständigen tractat, Die goldene kette, der vielleicht schon in der vorlage (dem gebetbuche?) unvollendet war.

[2]) Hundt, Urkunden I, 315, nr. 776.

[3]) Ebenda I, 264 nr. 657. — Über die verwandtschaft Weichs-Egloffstein habe ich nichts feststellen können.

e 12. Die endung *-est* von *soltest du* steht auf rasur, *du* ist darübergeschrieben. Offenbar hat erst *soltu* dagestanden, wie auch cfd haben, aber a hat den veränderten text *soltest du* schon übernommen.

e 26. *über aller menschen kind*, ebenso bf, ist grammatisch durchaus möglich. ac dagegen schreiben *allen*, d *alle*. *al* wird nur stark flectiert. *alle* ist die starke form des acc. plur. neutr. *allen* ist die starke form des dat. plur. neutr. oder die schwache des acc. plur. neutr. Die präposition *über* regiert den acc., nur md. auch den dat. Entweder haben also ac den ungebräuchlichen schwach flectierten acc. von *al*, oder sie verbinden in md. weise *über* mit dem dat. Dann müßte aber das subst. auch im dat. stehen und *kinden* heißen; das ist aber nicht der fall. Ist e die vorlage von a, so hat der schreiber den text fehlerhaft verändert.

e 39. *engschlichen* steht auf rasur. Der schreiber hat das verbesserte wort seinem dialekt angepaßt. a läßt ebenfalls das *î* undiphthongiert: *engstlichen*. e kann die vorlage von a gewesen sein, doch hat dann der schreiber von der stark dialektischen färbung des wortes abgesehen.

e 61. *etwär* ist dialektschreibung für *etwer*, cf *dyenär* 57. a schreibt *etwar*. Das ist flüchtigkeit und deutet auf directe verwandtschaft mit e.

a schließt sich e nicht an: 2. 26. 61. Diese drei fälle werden um zwei unbedeutendere vermehrt. a 67 *hastu* (so d), *hast du* ebc. Das ist eine zufällige übereinstimmung mit d. Ebenso a 80 *yegeleichen* (so d), *jetleich* ebc. Ferner hat a zwei fehler, die e nicht teilt: a 69 *gob* für *goss*. a 74 *gerainigt* für *verainigt*.

a schließt sich e an 8. 12. 39. Die zahl der gemeinsamen abweichungen von c beläuft sich auf 45. eac stimmen in 19 wichtigen fällen überein. Also stehen $3 + 45 + 19 = 67$ fälle der übereinstimmung drei wichtigeren fällen von abweichung gegenüber. Die äußeren zeugnisse für eine directe abhängigkeit der hs. a von e zusammen mit den 67 fällen textlicher übereinstimmung machen die annahme einer directen abhängigkeit sehr wahrscheinlich.



2. Verhältnis der bayerischen hss. zueinander.

a) Wie verhält sich c zu ea?

Eine gewisse selbständigkeit zeigen die folgenden abweichungen der hs. c von ea.

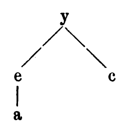
Es fehlt 1 die überschrift, 70 *und die kraft der trophen.* Satz 28 ist eingefügt, verändert ist satz 19. Satzteile sind umgestellt in satz 2. 9. 12. 14. 36. 68. Andere wörter sind gewählt 2 *mag* (*sol*), 39 *engelischen* (*engstlichen*), 48 *erkant* (*erchenn*), 52 *solt* (*wolt*), 60 *sein hertz* (*das h.*), 74 *wer* (*pin*), 78 *gilgen* (*lilgen*).

Die anderen fälle sind hauptsächlich abweichungen im gebrauch von vor- und nachsilben.

Eine engere zusammengehörigkeit von eac läßt sich auf grund folgender stellen annehmen:

eac haben ein gemeinsames plus: 2. 14. 49,
ein gemeinsames minus: 16. 75. 77,
gemeinsame veränderung: 7. 9. 20. 22. 27. 30. 46. 48. 66. 73. 76,
gemeinsame fehler: 12. 73. 78,
sie teilen den fehler mit bd: 38.

Da bei einer gewissen selbständigkeit von c doch die übereinstimmung mit ea vorhanden ist, muß angenommen werden, daß c und ea aus gemeinsamer quelle y geflossen sind.



b) Wie verhält sich f zu eac?

f ist eac nahe verwandt.
Sie haben ein gemeinsames plus: 2. 14. 49. — 55,[1])
gemeinsames minus: 16. 75. 77,
gemeinsame abweichung: 7. 9. 20. 27. 30. 46. 48. 66. 73. 76. — 5. 12. 67. 74. 80,
gemeinsame fehler: 12. 78. — 8. 73.

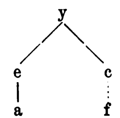
---

[1]) Die stellen hinter dem strich sind nicht eac, sondern nur ec oder ac gemeinsam.

f schließt sich in 18 fällen ea an, doch sind nur die folgenden von bedeutung 2 *mag*, 78 *gilgen*. Die anderen abweichungen sind als schreibfehler von c nachzuweisen, z. b. 3 *gegirtew* (*gezirtew*), 39 *engelischen* (*engstlichen*), 53 *etwa* (*etwan*), 61 *etwaz* (*etwär*) oder sie sind als nachlässigkeiten zu erklären, z. b. das fehlen eines wortes oder einer silbe 11. 41. 43, das hinzufügen eines wortes 21.

Diesen 18 fällen stehen nur 12 gegenüber, in denen cf gemeinsam von ea abweichen, doch sind einige so wichtig, daß eine nähere verwandtschaft zwischen cf angenommen werden muß. 1 die überschrift fehlt in cf, 28 der nachsatz ist in cf allein überliefert, 14 *verstand* cf, *vernam* ead, *markt* b.

f hat auch gemeinsames mit d, wichtig sind nur 5 *gehaben* statt *gehalten* (eacb), 22 *sölichen* statt *samleichen* (eac). Eine abhängigkeit ist hieraus nicht zu erschließen.



Die punctierung deutet an, daß f nicht direct von c abhängt wie a von e.

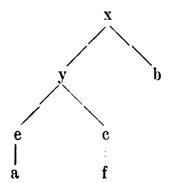
c) Wie verhält sich b zu eacf?

b ist sehr flüchtig geschrieben. Die abweichungen lassen sich durch flüchtigkeit und dialekt erklären, nur einzelne zeigen selbständigkeit, z. b. das fehlen der überschrift und der einleitung 1 und 2. Von den abweichenden ausdrücken sind folgende auffällig: 41 *all ander tugent* (*all tugent*). Der lat. tractat W hat hier alias virtutes, 54 *feslin* (*fläschel*), lat. vasculum, B hat vas, 78 *deinem* (*seinem*), b hat hier das richtige pronomen, ebenso wie b 16 und 77 'und' richtig einfügt. b verändert sätze in ziemlich freier weise.

Die zusammengehörigkeit der hss. geht aus den gemeinsamen fehlern hervor. 38 *got den sun geworfen*, 73 *sich*, 75 *het in der frawen*, 77 *sich behalten*.

Ergebnis: b selbst ist keine neuübersetzung, sondern eine abschrift, wie aus den vielen flüchtigkeitsfehlern hervorgeht. Es scheint nicht angängig, auf grund zweier anklänge an den

lat. text anzunehmen, daß b eine andere mhd. fassung einer lat. quelle darstellt. Als wichtiger unterschied bleibt nur das fehlen der überschrift und der einleitung. Während der tractat auf der linie y mit überschrift und einleitung versehen war, wurde der tractat auf einer anderen linie x ohne sie verbreitet, und zwar stellt er eine frühere gestalt dar.

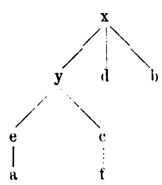


3. Verhältnis der alemannischen fassung d zu den bayerischen hss. und ihre gemeinsamen quellen.

a) Wie verhält sich d zu eacfb?

d ist etwas sorgfältiger überliefert als cb, es lassen sich viele abweichungen auf flüchtigkeit des schreibers zurückführen. Der alem. dialekt begründet die abweichende behandlung der vor- und nachsilben. Wichtige selbständigkeit zeigt d in folgenden fällen: 1. 2 überschrift und einleitung fehlen. 15 *schlaff* (*trawm*), lat. de sompno, U *slaffe.* 52 *wan der weg ist hert ze wandern* fehlt. Die einfügungen 75 *daz es* und 77 *zu* bedeuten eine verbesserung gegenüber den bayer. hss.

Die ersetzung des wortes *trawm* durch *schlaff* kann bei der sonstigen übereinstimmung der hss. nicht ins gewicht fallen. d steht den anderen hss. dadurch nahe, daß es mit ihnen die unsicherheit in der behandlung des attributes zu *tod* 39 teilt, daß ihm der zusatz 28 fehlt, und daß es 38 den satz ebenso eigentümlich baut. Da ihm überschrift und einleitung fehlen, stellt es sich zu b.



b) Die quelle der 6 hss. eacfbd.

Die verwandtschaft der 6 hss. des tractates TS stellt sich trotz gelegentlicher abweichungen als so nahe heraus, daß alle von derselben quelle x abgeleitet werden können. Daß diese quelle mhd. und nicht lat. ist, scheint mir aus folgendem hervorzugehen. Die wenigen abweichungen in b 41 *all ander tugent*, 54 *feslin* und in d 15 *schlaff*, die sich dem uns erhaltenen lat. texte W näher anschließen als die anderen fassungen, lassen noch nicht den schluß zu, daß b oder d eine selbständige übersetzung sei. Die folgenden gemeinsamen fehler sind nur möglich, wenn alle sechs mhd. fassungen auf eine gemeinsame mhd. quelle zurückgehen.

1) 37. 38. Die stelle ist in allen sechs fassungen gleich, sie ist in ihrer grammatischen abgerissenheit auffällig. Inhaltlich stimmt sie mit der lat. fassung überein:

sy ist Jacob der patriarch, der da rang mit dem engel, das ist mit der götleychen maiestet, Got den sun gewarffen hat hyn und her, zw dem ersten aus dem hertzen got des vaters in die schöss der junckfrawn Marie.

ipsa etiam ut Jacob luctatur cum angelo, id est cum dei filio, quem etiam multis vicibus jaciens, nunc de sinu patris in sinum matris .... projecit.

2) 39. Die behandlung des attributes zu 'tod' ist eine unsichere. Ein 'englischer' tod (cbd) gibt keinen sinn, denn nach der katholischen engellehre sind engel unsterblich.[1]) Das richtige wort steht in e auf rasur und ist in a mit undiphthongiertem *î* übernommen.

3) 40. Die stelle ist in allen 6 hss. gleich unvollständig.

und tägleych von der höch der hymel unter dy gestalt des prots des wirdigen sacraments.

cottidie etiam projecit eum sub sacramento altaris in corda filium.

4) 47. Die stelle ist in allen 6 hss. gleich mißverstanden.

und seyt dy Parmhertzikayt von anfanck und von jugent mit der Lyeb aufgewachsen und getzogen ist, do mocht sich die Lieb nit lenger enthalten.

et quum eum ipsa (= filia Sion) ab infancia crevit, miserationem non valens ultra se cohibere ....

---

[1]) Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon² IV, 509.

5) 75. Die stelle ist in allen 6 hss. sachlich unklar, wenn d auch den anderen hss. gegenüber eine kleine verbesserung enthält. Der lat. text gibt hier keinen directen aufschluß. Es ist klar, daß oratio ihr vasculum aquae meint, wenn sie suam aquam in wein verwandelt findet. So gibt es auch deutlich U. Aus den anderen fassungen muß man eher schließen, daß die vier tropfen, die der seele von der liebe ins herz gegossen werden, gemeint sind, *in der frowen verkert was worden.* Die mhd. fassungen leiden mit dem lat. tractat gemeinsam an der unklarheit, daß vorher nichts von einer verwandlung gesagt worden ist. Es ist anzunehmen, daß während des schlafes der oratio die verwandlung stattgefunden hat. Klar sind an dieser stelle nur die gereimten bearbeitungen des Lamprecht von Regensburg und des Daniel Sudermann.

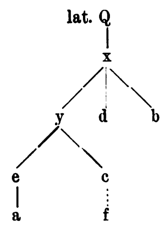
Vermutlich ist auch 7 in allen sechs fassungen entstellt, doch fehlt die entsprechende stelle im lateinischen. Es müßte mit streichung des eingeklammerten wohl heißen: *ich han gemerckt alles das, das darauf ist (und mit der welt umbgeben) und nym war ....*

78. *von irs hertzen andacht ward offt gesprochen: kom zu mir.* Diese stelle ist kein gemeinsamer fehler, sondern nur eine gemeinsame eigenheit. Der sinn ist: 'sie sprach oft in der andacht ihres herzens. Die passivische wendung und die anschauung, die ihr zugrunde liegt, ist etwas compliciert für die sonstige einfachheit des tractates.

Nicht ein fehler, aber doch eine wichtige übereinstimmung liegt in der gleichartigen benennung der tugenden, die von U und B abweicht.

Die gemeinsame mhd. quelle x ist die übersetzung eines lat. tractats. Das möchte ich annehmen, 1. weil latein die sprache der älteren erbauungsliteratur ist und der stoff der filia Sion zu den älteren themen dieser literatur gehört, 2. weil eine lat. fassung W aus dem 14. jh. vorhanden ist, deren text stellenweise sehr genau zu x stimmt. Zum mindesten hat es also neben der mhd. überlieferung auch eine lat. gegeben. 3. weil die bearbeitung U sicher auf eine lat. quelle zurückgeht, denn U behält die namen der tugenden lateinisch bei und beginnt jedes citat lateinisch, 4. weil die grammatische abgerissenheit der stelle 37. 38 sich vielleicht aus dem

unvermögen erklärt, die relative anknüpfung des satzes wiederzugeben. Die lateinische vorstufe nenne ich lat. Q.



c) Die gestalt von lat. Q.

Es fehlte in x die überschrift und die einleitung 1. 2, die erst y hinzufügte. Es hatte nicht die fehler, die in cap. II aufgezählt sind. Sonst ist es identisch mit e zu denken. Lat. Q ist die diesem mhd. texte entsprechende lat. fassung, die in W, soweit es sich mit e deckt, erhalten ist. Lat. Q = W im umfange von e. Ob 40 und 47 erst übersetzungsfehler sind oder schon im lat. falsch waren, läßt sich m. e. nicht entscheiden. 40 in corda filium kann übersehen worden sein oder gefehlt haben. 47 miseratio kann statt miserationem im texte gestanden haben oder dafür verlesen worden sein.

V. Die freien bearbeitungen des tractats.

1. Die prosabearbeitungen.

a) Die lateinische fassung W.

Ein vergleich zwischen dem mhd. tractat TS und der lat. fassung W ergibt als charakteristisches merkmal von W, daß es mehr enthält. Unter dieses plus fallen biblische motive, z. b. das der vorangegangenen untreue der tochter von Syon: Filia Syon, a deo aversa, immo jam filia Babylonis misera Weinhold 285, 26, Libenter nunc revertar ad virum meum priorem 286, 31 und die anderen, aus denen der abweichend gestaltete schluß zusammengesetzt ist, z. b. Ecce saliens in montibus et transsiliens collis de regalibus sedibus sponsus venit 290, 21 cf. Cant. 1,8. Mane nobiscum, domine, quum advesperascit 290, 33 cf. Luc. 24, 29. Ferner im anschluß an 44

qui perscrutator est divinae majestatis opprimeretur a gloria 288, 13, cf. Prov. 25, 27.

Die theologischen ausführungen sind an einigen stellen länger, z. b. die stellen, die sich mit Christus und seinem heilswerk und mit der Weisheit befassen.

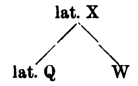
Zu diesem theologischen plus gesellt sich ein poetisches, das in größerer anschaulichkeit und ausführlichkeit der schilderungen besteht. Die zurückkehrende Erkenntnis wird beschrieben: demisso capite et moerens venit. Die klage der jungfrauen äußert sich sehr lebhaft: sciderunt vestimenta sua et venerunt festinanter .... et fleverunt. Die schilderung der reise der beiden jungfrauen enthält mehr einzelheiten, sie treffen Timor, sie gehen an zwei wachtposten vorüber, das himmelstor ist golden. Die tochter von Syon läuft der heimkehrenden botin entgegen, sie hat vom weinen gerötete augen.

Außer diesem mehr inhaltlichen plus gibt es noch ein stilistisches. W enthält viel schmückendes beiwerk in der directen rede. Fides fragt die herrin: quid hoc audio de te? Fides und Spes reden sie an: o domina virtutum soror. Die geheilte herrin fragt: quando veniet? putas durabo? putas videbo?

Dagegen enthält W nicht bei der schilderung des heilswerkes Christi die flucht nach Ägypten und den 'ängstlichen' tod. Es fehlt ferner die schilderung der trostwirkung, die in e 70 steht.

Eine umstellung ist mit dem citat: speculum sine macula Sap 7, 26 vorgenommen. In W ist es der ersten beschreibung Christi eingefügt (e 26), in e steht es erst 68.

Sonst aber zeigt sich eine durchgehende verwandtschaft und wörtliche übereinstimmung der mhd. und lat. fassung, so daß eine gemeinsame vorstufe lat. X angenommen werden darf.



Ob Q oder W diesem X näher steht, ist aus der obigen zusammenstellung nicht zu erschließen. Ein vergleich von W mit den anderen bearbeitungen der allegorie B, U ergibt, daß manches, was oben als sondergut festgestellt wurde, auch in

diesen bearbeitungen überliefert ist, also einer gemeinsamen vorlage angehört haben muß. Solche stellen sind 1. das motiv der untreue, das in B anklingt, 2. die botschaft: 'sage, daß ich von minnen siech bin' (B), 3. die wiederholte frage: 'wer hat mich berührt?' (B), 4. die einfügung des citats: qui perscrutator est (B U). Der schluß von W findet sich nicht in dem sonst ähnlichen U, also scheint er wirklich sondergut von W zu sein.

Läßt sich unter anwendung psychologischer und ästhetischer kriterien die frage entscheiden, ob die sachlichen abweichungen zwischen Q und W einen zusatz zu Q oder eine vereinfachung von W bedeuten?

Eine vielheit allegorischer einzelheiten regt die phantasie an und fördert den zweck der allegorie, eine klare anschauung und deutliche vorstellung von einem geschehen zu geben, das nicht immer unsinnlich zu sein braucht, ich denke an die minneallegorien des 14. jh.'s, das aber im falle der geistlichen allegorie stets übersinnlich ist. So haben die einzelheiten des lat. tractats durchaus ihre berechtigung, z. b. die einführung von Timor.[1]) Eine doppelte berechtigung haben sie, wenn sie den biblischen vorbildern entstammen, denen der tractat sich ja auch in der mhd. fassung so offenkundig anlehnt. Hierher gehört das motiv der vorangegangenen untreue[2]) und die ausführlichere schilderung der vereinigung.

So ist es durchaus möglich, daß die lateinische fassung der ursprünglichen form des tractats näher steht als die mhd. Aus der beiläufigen erwähnung der örtlichkeit 9 und der unklaren darstellung des verwandlungswunders 75, ebenfalls aus der undeutlichen schilderung der vereinigung läßt sich schließen, daß die erzählung in größerer ausführlichkeit bekannt war, und daß man glaubte, bei einer häufigen wiedergabe nicht alle einzelheiten mehr geben zu müssen.

b) Fassung U.

U ist eine verwässerte, durch nichtssagende einschübe verlängerte bearbeitung des tractates TS. Sie ist mit einer

[1]) Vgl. die ausführliche schilderung der ausrüstung des gebets in der alem. Syon v. 485 ff.

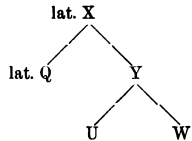
[2]) Vgl. Weinholds anm. zu v. 255 der Lamprechtschen Syon.



längeren praktisch gerichteten fortsetzung versehen, die die aufnahme der tochter von Syon ins kloster Unterlinden schildert. Offenbar sollten die novizen dieses nonnenklosters in ihrem entschluß, ins kloster einzutreten, durch solche lectüre bestärkt werden. Als zusätze, die für ein nonnenkloster verständlich sind, erweisen sich auch die beiden stellen, in denen U von W abweicht. Von dem ohnmächtig werdenden Gebet wird gesagt: *doch was sie alzo züchticlichen nidervallen und sincken als ein töter mensche.* Nach der rückkehr des Gebets *warent sich* (alle jungfrauen) *darnach lieplichen mit einander ersprechen von irem allerliebsten.*

U weist auf eine lat. fassung hin, denn es läßt die eigennamen unübersetzt, nur caritas wird zweimal 'göttliche minne' genannt; auch werden die citate lateinisch begonnen. Stellenweise hält sich der text sogar sklavisch an den in W überlieferten lateinischen wortlaut. in eo pedem amoris figere übersetzt U: *und alzo in die himellichen dinge die fusse miner minne muge worlichen und ganz gesetzen.* Diese stelle ist zugleich charakteristisch für die technik des anschwellens.

U steht nicht nur im wortlaut, sondern auch inhaltlich W nahe. Die schilderungen Christi sind so ausführlich wie in W, die heilsgeschichte übergeht die flucht nach Ägypten. Die rede der Weisheit enthält das citat: qui perscrutator est ... Nur in der schilderung der vereinigung der seele mit gott schließt sich U der mhd. fassung und nicht W an. Also ist U in seinem hauptbestandteil näher verwandt mit W als mit Q.



Strauch weist in der Zs. f. oberd. mundarten I, 189 darauf hin, daß U einige reime enthält. Von den sechs reimen fällt nur einer in den ursprünglichen tractat, *ein guten rat gebe wir dir, dem solt du volgen schir.* Die anderen sind in der fortsetzung.

c) Fassung B.

B ist in einer ehemals Straßburger hs. überliefert. In der verwendung des wortes minne statt liebe stellt sie sich zu den beiden anderen alem. fassungen d und U.

Der tractat ist in eine predigt hineingearbeitet, die von einem Johanniter herrn Ulrich gehalten worden sein soll, wie die überschrift sagt. Über diesen herrn Ulrich hat sich nichts ermitteln lassen, da das namensverzeichnis der Straßburger Johanniter, das in der Straßburger bibliothek aufbewahrt wird, unzugänglich war.[1]) Aber soviel steht fest, daß die bearbeitung des tractats von einem geistlichen stammt, denn die allegorie ist reichlich mit theologischem ballast versehen. Die handlung geht manchmal in betrachtungen unter.

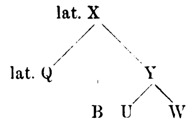
Einige kleinigkeiten mahnen an fassung W. Das motiv der untreue klingt an: *iren gemahel gesůcht het.* Das citat qui perscrutator est ist eingefügt. Christus fragt zweimal: *wer ist, der mich geschossen hat?* Die tochter von Syon beauftragt ihre boten, Christus zu sagen, daß sie von minnen siech sei. Doch ist B eine sehr freie bearbeitung des tractats. Die namen werden selbständig verdeutscht, statt *erkantnuss* gebraucht B *bekantnisse*, statt *hoffnung zůfersiht.* Eine neue person wird eingeführt, die Vernunft. Vielleicht ist vernunft die übersetzung von cogitatio, die in der alem. Syon als Gedanke eingeführt wird. Die gespräche zwischen den jungfrauen werden willkürlich verändert, Minne wird nicht mit ehrfürchtigem schweigen begrüßt, es fehlt der lobpreis der Minne. Die reihenfolge der handlungen wird geändert, zuerst wird Gebet zum boten geworben, dann schließt sich Minne an, erst rüstet sich Minne, dann das Gebet. Die wirkung des geschosses macht sich auch an den umstehenden bemerkbar, sie empfinden neue freude. B geht in der freiheit der behandlung bis zur fehlerhaften veränderung, indem 63 irrtümlich die seele statt der minne eingeführt wird. 10 setzt B die Vernunft für Fides und Spes ein.

Obgleich der schluß fehlerhaft ist, ist doch ersichtlich, daß er sich weder W noch Q anschließt, sondern einen eigenen

---

[1]) Wie herr geheimrat Strauch mir freundlich mitteilte, hat weder der Nekrolog noch eine sonstige quelle etwas über diesen Johanniter ergeben.

typ darstellt. B ist deshalb als freie bearbeitung von lat. X anzusehen.



Der tractat gewinnt durch die verquickung mit anderen elementen in U und B und durch die allgemeine verflachung in U nicht. Das lehrhafte moment, das unstreitig in seinem erbaulichen charakter liegt, tritt unangenehm in den vordergrund. Die rein theologische beimischung wird zu stark. Die handlung tritt mehr zurück, als für den allegorischen charakter des tractats gut ist. Trifft man ihn aber selbst in solcher entstellung und unorganischen verbindung an, so bleibt ihm doch immer noch genug von seinem reiz, um zwei so freundliche urteile zu gewinnen wie die folgenden

Sudermann schreibt von fassung B im Ms. germ. 4⁰ 182 auf dem ungezählten vorsatzblatt: *Ein schöne predig, wie die liebhabende seel von allen creaturen sol abgescheiden sein. aussbündig schön. hab mit der hülffe unsers Herren J. Christi etwas drauss gemacht und es trücken lassen, ist fürwar wol auffhebens werdt.* Gleichfalls mit bezug auf diese predigt auf bl. 263b: *Ist gar schön. Wol dem, der recht verstehet.*

Rieder urteilt fast 300 jahre später über fassung U in der Zs. f. oberd. mundarten I, 80: Der ganze tractat zeichnet sich aus durch eine eigenartige frische und lebendigkeit, so daß man nur mit bedauern den anfang des tractates vermißt.

2. Die gereimten bearbeitungen.

Der ausdruck 'poetische' fassung wäre für mindestens zwei von den drei bearbeitungen in reimen zu hoch gegriffen. Weinhold sagt von Lamprecht, daß ihm compositionsgabe, erfindungskraft, gefühl für ordnung und proportionen fehlen, daß er nur äußerliche technik besitzt.[1]) Sudermann besitzt auch technik, er ist ein geschickter reimschmied. Es ist erstaunlich, mit welch einfachen mitteln er die zeilen zum

[1]) Weinhold, Lamprecht von Regensburg s. 9f.

reimen bringt, ohne wesentlich vom wortlaut des prosatractates abzuweichen. Aber der poetische wert liegt im tractat selber, er wird nicht erst durch die einkleidung in gebundene rede gewonnen. Dieses möchte ich auch von der alem. Syon aussagen. Da sie aber in nicht schlechte mhd. verse des 13. jh.'s gekleidet ist, während Sudermann die silben nach meistersingerischer art nur zählt, ohne ihre betonung zu beachten, so steht die alem. Syon relativ höher. Weinhold urteilt über den unbekannten verfasser sehr günstig; er nennt ihn poetisch begabt.[1])

a) Lamprechts Syon.

LS ist von Weinhold s. 291 ff. inhaltlich und s. 10 ff. stilistisch eingehend analysiert worden. Es bleibt nur noch zu untersuchen, welchem zweige der überlieferung LS sich anschließt.

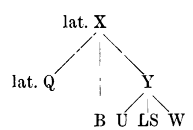
Lamprecht bringt, ganz abgesehen von den endlos langen eingeschobenen betrachtungen, neue motive in den tractat hinein. Er deutet den namen Syon als warte 111 ff. und als spiegel. Er führt eine neue tugend ein, die noch über *caritas* steht, das ist die *mâze*. Sie wird mit ehrfürchtigem schweigen begrüßt 3041 ff., wie im prosatractat die liebe; dann wird aber doch die macht der *caritas* gepriesen, und *caritas* belehrt die tochter von Syon. Es ist also Lamprecht nicht gelungen, dies neue motiv wirklich hineinzuarbeiten. Er schildert die hochzeit der seele mit neuen einzelheiten 4105 ff. und verändert die scene bei der rückkehr des Gebets. Oratio merkt, daß ihr wasser in wein verwandelt ist zur feier der hochzeit. Danach begibt sie sich zur tochter von Syon und hätte ihr gern von den wundern des himmels erzählt, sie ist aber vom anblick des wunders gleichsam trunken und kann nicht sprechen.

LS geht mit W zusammen über TS hinaus, indem sich eine anspielung auf die ungetreue filia Babylonis findet; doch ist dieser ausdruck nicht auf die filia Syon angewandt, sondern wird nur als gegensatz erwähnt. Das bedeutet eine milderung des motivs und in gewisser weise eine vereinheitlichung des charakters der tochter von Syon; doch ist die anwendung des motivs in W auch verständlich aus der erwägung heraus, daß

[1]) Weinhold, Lamprecht von Regensburg s. 285.



nach einem nie besessenen gute eigentlich nur sehnsucht, aber nicht so heftiger schmerz empfunden werden kann, wie die seele empfindet. LS läßt 3793 ff. die tochter der heimkehrenden botin entgegengehen wie in W. LS bringt dieselben lat. namen für die jungfrauen wie W. Es fehlen in LS die einzelheiten der reise, weder Timor noch die nachtwachen sind erwähnt. Das zurückgekehrte Gebet kann nicht sprechen, während es in W 'multo garritu admirationis' heimkehrte. Die vereinigung der seele mit gott erfolgt *in der inren schowe* 4170. Das ist nicht wie in W, sondern wie in TS; aber der schluß von W hat sich ja schon als sondergut herausgestellt. LS und W gehören, wie schon Weinhold meinte, demselben zweige der überlieferung an.



b) Die alemannische Syon.

AS ist bedeutend kürzer als LS. Eingeschobene betrachtungen fehlen nicht ganz, aber sie sind von erträglicher länge. Die handlung steht durchaus im mittelpunkte des interesses. Die ausführlichkeit, die z. b. bei der schilderung der ausrüstung des Gebetes einsetzt (469 ff.), scheint leider nicht dem echt dichterischen bedürfnis nach größerer anschaulichkeit entsprungen zu sein, sondern dem wunsche des geistlichen, recht viel allegorisches material in dieser erbaulichen allegorie anzuhäufen. Und doch wird durch solche ausführlichkeit die handlung ins richtige verhältnis zu den betrachtungen gesetzt, so daß dem unbekannten verfasser der sinn für proportionen wirklich zugesprochen werden muß, der Lamprecht fehlt. Die bezeichnung von Spes als gottes oberste küchenmeisterin (235) und von Minne als oberste kellnerin (452) ist wiederum nicht gerade poetisch wertvoll, aber der vergleich von Fides mit dem meeresstern (165) ist doch hübsch. So ist der verfasser bei seinen zutaten nicht gerade unglücklich, trotzdem scheint es mir, daß der eigentliche poetische gehalt schon im prosa-

tractat liegt, und daß er in AS nur nicht zerstört worden ist, wie in LS, sondern daß er erhalten geblieben ist.

Zu welchem zweige der überlieferung stellt sich AS? Daß es eine von LS unabhängige bearbeitung ist, haben schon Preger[1]) und Weinhold[2]) ausgesprochen. Die 'andre recension' des tractats, die Weinhold als vorlage von AS vermutet, besitzen wir in B. Die übereinstimmung von AS und B tritt besonders in folgenden punkten zutage. Beide beginnen mit dem citat aus dem Hohen liede 5, 6—8. Sie übertragen das citat vanitas vanitatum sehr ähnlich, AS mit *üppekeit und des geistes arbeit*, B mit *úppikeit und kestigunge des geistes*, während es in TS heißt: *und nym war das das alles umbgeben ist mit sünden und snödikayt der welt.* Spes wird mit *zuoversiht* verdeutscht. Statt Cognitio ist in AS Cogitatio gebraucht, die man vielleicht in der Vernunft in B wiedererkennen kann. Beide bearbeitungen versäumen es, die ankunft der Weisheit zu schildern, in AS heißt es 277: *nu ist min rat, daz du fragst die Wisheit*, und 298: *nu ratet zu, frow Wisheit!* Nach dem citat *min swester und min friundin* bricht in beiden bearbeitungen die handlung ab, die gnadenwirkung auf die seele wird kurz erwähnt ohne hineinziehung der allegorischen tropfen, und dann folgt nur noch der wunsch AS 575: *laz uns ouch werden inne der wisheit und der minne*, B: *daz uns daz widerfare.*

Beziehungen zu W sind nur darin zu sehen, daß die namen zum teil lateinisch sind und daß das citat AS 295: *er ist wiz darunder rôt* (candidus et rubicundus) nur in W, nicht aber in den anderen fassungen vorkommt.

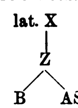
Weinholds urteil, daß der dichter sich weit freier zu seiner vorlage gestellt habe als Lamprecht,[3]) ist gewiß auf grund der eingeschobenen citate und des vermehrten reichtums an allegorischen einzelheiten gebildet; denn die vorlage selbst war Weinhold ja nicht bekannt. Die verwandte bearbeitung B ist offenbar voll willkürlicher veränderungen, so daß ein vergleich mit ihr das urteil Weinholds nicht tiefer begründen kann. Als motive, die in keiner der anderen

[1]) Geschichte der deutschen mystik I, 284.
[2]) A. a. o. s. 285. [3]) A. a. o. s. 285.



fassungen in dieser weise erscheinen, müssen folgende genannt werden: 135. Die tochter von Syon klagt Fides und Spes selbst ihr leid, während sonst die Erkenntnis für die ohnmächtige herrin spricht. 139. Das gespräch zwischen Fides und Spes ist abweichend. 149. Fides nennt gleich am anfang ihrer unterredung Christus als den heiler aller schmerzen; sonst tut es Weisheit erst am ende der unterredung. 285. Die herrin sagt selbst, sie sei von schweren träumen erwacht, sonst sagt es der erzähler von ihr. 345. Die Weisheit gibt der herrin den rat, sie solle über sich selbst hinausfliegen, um zu Christus zu gelangen. 359. Die herrin geht selbst zur Minne und preist deren macht mit den worten, die sonst der erzähler gebraucht. 505. Minne, Gebet und die herrin unternehmen gemeinsam die fahrt in den himmel. 522. Die tochter von Syon wird von demselben minnepfeil durchbohrt wie Christus, und so erfolgt ihre vereinigung.

AS ist also eine freie, wenn auch unverkennbar mit B verwandte recension des tractates.



c) Sudermanns Syon.

Ein gutes beispiel für Sudermanns reimgeschick ist der anfang seiner bearbeitung.

1—6. Ein Tochter jung von Sion her,
Adlich und keusch, verständig sehr,
Erkandte sich auss Gottes Gabn
Einsmals etwas recht lieb zu habn,
Drinn die Begierdt ihrs Hertzens recht
In Ewigkeit ruh haben möcht.

Wie wenig er die wortbetonung beachtet, zeigt 11 ff.:

... ob drin möcht sein
Etwas guts, darauff sie allein
Möcht richten ihr brennende Lieb.

Die stellen, in denen Christus erwähnt wird, sind in den händen des hochgelehrten meistersingers ebenso gefährdet wie in denen eines geistlichen. Sudermann deutet satz 25 des

tractates nicht auf Christus, sondern auf gott, schildert ihn mit vielen wendungen aus der scholastik, z. b. 139 ff., und leitet dann erst zu Christus über.

Ebenso stark wie der wunsch, seine kenntnisse anzubringen, ist das streben nach sachlicher klarheit. Deutlich gibt er an, wer die worte *kom zu mir in den garten meiner sel* spricht, während im prosatractat die undeutliche wendung steht *von irs hertzen andacht ward offt gesprochen.* Sogar den unklaren satz 37 hat Sudermann bessern können.

193 ff.: Sie ist Jacob, der da bezwang
Ein Engel Gotts, so mit ihr rang,
Das ist, die Lieb einen kampff het
Mit der göttlichen Maiestät,
Gottes wahrn Sohn, den sie ohn schertzn
Warff auss dem Vätterlichen Hertzn
In reinen Leib der Jungfraw zart.

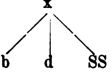
Er faßt *gottes wahrn sohn* als apposition zu *maiestät* auf und fügt das verbum *warff* mit dem relativum *den* und dem neuen subject *sie* an. Er vermeidet die unklarheit in der schilderung des wunders.

349 ff. Baldt kam darzu die Jungfraw, genandt
Andächtigs Gbet, welche bekandt,
Das ihr Fläschlein mit Wasser schlecht
Sich het verkehrt in Wein auffrecht,
Verstund, das der Jungfrawen art
Irrdischer Gburt bekehret wardt
Vom höchsten Gott in geistlichs Wesn.
Die Jungfraw kranck, nunmehr gnesn,
Verwundert sich göttlicher Gnadn,
Ihr widerfahrn in solchem schadn.
Und lobte sehr mit grossem danck
Gott, der sie hett zum Heyl gmacht kranck.

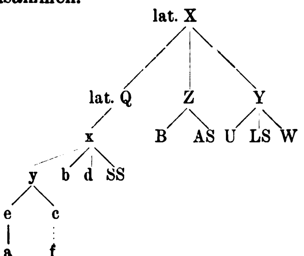
Er verändert dabei selbständig die person, die über die göttliche gnade verwunderung empfindet. In Q, W, U ist es deutlich, in LS undeutlich das Gebet, in SS ist es die tochter von Syon. Aber Sudermann schreibt ja auch im Ms. germ. 4° 182 auf dem vorsatzblatte: *Habs gantz gebessert und ist disem nit mer gleich.*

Vergleicht man die fassung B mit der bearbeitung SS, so findet man, daß Sudermann gar nicht aus B geschöpft haben kann, denn die zusätze und abweichungen, die sich

außer den eben genannten finden, sind alle im sinne von TS vorgenommen. Er weicht in dem maße von B ab, wie TS von B abweicht. Er muß also außer B noch eine fassung gekannt und sie allein als vorlage benutzt haben. Vor allem hat er den anderen schluß. Die scene im himmel ist wie in TS, Gebet wird am ende noch einmal erwähnt, die schlußbetrachtungen mit ihrer summierung des mystischen gehalts sind gegeben. Ferner teilt er den fehler des prosatractates 47 und sieht in der Barmherzigkeit eine gesonderte persönlichkeit 245 ff. Die namen der jungfrauen entsprechen nicht B. Die einleitung von TS fehlt, also hat Sudermann eine vorlage vom typus x gehabt. Er endet sein werk mit einem anruf der dreieinigkeit 393 ff.



Zur übersicht stelle ich den stammbaum aller 12 versionen des tractats zusammen.



VI. Analyse des tractates TS.

1. Composition.

Der tractat besteht in der gestalt, wie er in e vorliegt, aus drei teilen. Die einleitung 1 und 2 gibt hinweise für die deutung der allegorie. Der hauptteil 3—76 enthält die allegorie. Der schluß 77—80 bringt eine kurze zusammenfassung des mystischen gehalts der allegorie.

Die einleitung erweist sich durch den vergleich der hss. als späterer zusatz. Sie ist nicht ganz übereinstimmend mit

dem hauptteil, denn sie weist nur undeutlich auf das vorhandensein mehrerer nebenpersonen hin. Der hauptteil enthält eine schlichte handlung. Die tochter von Syon schickt die Erkenntnis aus, um etwas liebenswertes auf erden zu suchen 3. Sie wird krank, da die Erkenntnis nichts findet 8. Glaube und Hoffnung suchen sie zu trösten 9. Auf rat der beiden wird Weisheit herbeigeholt 17. Diese nennt ihr den, der ihrer liebe würdig ist 25. Liebe wird als fürsprecherin ausersehen 32. Sie bietet sich als botin an und fordert Gebet als begleiterin 49. Die beiden rüsten sich und machen sich auf den weg 53. Gebet wird beim anblick der himmelsherrlichkeit ohnmächtig 58. Liebe verwundet den herrn mit ihren pfeilen 60. Die tochter von Syon empfängt die tropfen aus dem herzen gottes und fühlt sich mit ihm vereinigt 65. Gebet erwacht und freut sich des wunders, das an der tochter von Syon gewirkt ist 75. Der schluß enthält zweimal denselben gedanken. Zuerst faßt der erzähler mit eigenen worten das praktische ergebnis der allegorie zusammen und zählt die anzeichen des vollkommenen lebens auf. Dann läßt er noch einmal in directer rede die tochter von Syon von diesem leben sprechen.

Christus als seelenbräutigam ist das grundthema der tochter Syon oder der minnenden seele. Es ist das leitmotiv der mystik, und in seinem vorhandensein liegt der mystische gehalt des tractates begründet. Aus ihm ergibt sich notwendig das andere, was ich hier an erster stelle als speciell mystisches hervorheben möchte.

Die allegorische handlung des tractates hat ein bestimmtes ziel, das erreichen des zustandes der vollkommenheit. Er lehrt ebenso wie Seuses lebensbeschreibung (s. 3. 17) *wie man mit rehter ordenhafti zů der blossen worheit eins seligen volkomen lebens sol komen.* Was im tractat unter vollkommenem leben verstanden wird, ist aus den schlußworten zu ersehen: 77 *abgeschajden von allen irdischen dingen, nichtz das ergäncklejch ist ze betrachten, besunder wol tze gevallen dem höchsten, dem ein gantz gemüt auf ze halten, rayn und lawter sich ze behalten von allem dem, das ein lautrew gewissen verunrajnigen mag, und in dem wesen also ze beleyben.* Ekkehart lehrt: *zuo dirre gebürte wil got unde muoz haben eine ledige unbekümberte vrie*

sele, in der niht ensi denne er alleine, noch diu nihtes noch niemannes enwarte denne sin alleine (Deutsche mystiker II, 14, 19). Tauler predigt: *er muos ufston von allem dem daz Got nút enist, von ime selber und von allen creaturen* (Tauler ed. Vetter 22, 14). Banz zählt in seinem buche über die minnende seele s. 114 eine ganze reihe von ausdrücken auf, die als ausgesprochen mystische termini zu betrachten sind. In unserem tractat ist bei der schilderung des vollkommenen lebens nur einer von diesen angewandt: 'abgescheidenheit'.

Speciell mystisch ist ferner die darstellung der gnadenwirkung auf die seele 70: *do ward ir hertz erfüllet aller genad und alles trösts, und ward aus ir getriben allew forcht mit sorg zeytleycher ding.* Ekkehart sagt darüber: *got kumt in die sele mit rehter friheit, da mit er den menschen friet von allen sorgen des lebens* (a. a. o. II, 396, 2). Die parallelen ließen sich häufen, das ist ein zeichen, daß nur festformuliertes gedankengut in den tractat hineingearbeitet ist.

Schließlich gehört hierher das erleben einer vereinigung mit gott schon in diesem leben in vorübergehender ekstase, der die endgültige vereinigung im tode folgen wird. Seuse hat diesen zustand sehr oft in seinem leben empfunden, Tauler schildert ihn unter dem bilde der gotttrunkenheit, *er ziehe als vil in sich und trinke mit allem vollem munde, das er wol trunken wurt und wurt Gotz also vol, das er in wunnen und in volle sin selbes vergisset* (a. a. o. 53, 12). Es werden zwei phasen dieses zustandes unterschieden, speculieren und jubilieren,[1]) die ja auch in unserem tractat erkenntlich sind.

Der scholastik dagegen ist die lehre von der seele und ihren kräften entnommen. Indem die mittelalterliche philosophie zwischen dem wesen der seele und ihren kräften unterschied, ermöglichte sie die vorstellung verschiedener größen und schuf die grundlage für die handlung des tractats. Wie klein der schritt von der unallegorischen lehre zur bildung der allegorie war, zeigen die folgenden stellen aus Ekkehart: *alliu werk, diu diu sele wirket, diu wirket si mit den kreften. Swaz si verstet, daz verstet si mit der vernunft. So sie gedenket, daz tuot si mit dem gedehtnisse. Sol si minnen, daz*

---

[1]) Vgl. Seuse a. a. o. 173, 9; Tauler a. a. o. 53, 18; AS 46 ff.

tuot si mit dem willen, und also wirket si mit den kreften und niht mit dem wesenne.[1]) *Si get ouch in den drin tugenden: gloube, hoffenunge und minne, ane die ze gote nieman komen mac.*[2])

Die brautschaft der seele ist ein biblisches motiv, das sich z. b. im gleichnis von den klugen und törichten jungfrauen findet, Matth. 25, 1 ff. Auch im Hohen liede sah man im mittelalter eine darstellung Christi in dieser weise. In Weinholds commentar der LS sind alle motive hervorgehoben, die sich auf bibelstellen und citate aus geistlichen schriften zurückführen lassen. Wenn ich hier solche motive noch einmal hervorhebe, so geschieht es zu dem zwecke, im zusammenhange zu zeigen, wie stark der biblische einschlag ist, und in welcher weise er hineingearbeitet ist.

Der name Tochter Zion wird u. a. Ps. 9, 15 und Jes. 1, 8 als name für Jerusalem gebraucht. Im Hohen lied nennt 1, 5 u. ö. das suchende mädchen diejenigen, die ihr suchen helfen sollen, Töchter von Syon. Unser tractat macht die suchende selbst zu einer, hs. d sogar zu 'der' tochter von Syon. Eine deutung erfährt dieser name nur in LS und AS.

Citate sind offenbar folgende stellen:

5	und schawet alle ding in der welt und sach, das dy allew ergänckleych waren.	Eccles. 1, 14 vidi cuncta, quae fiunt sub sole, et ecce universa vanitas.
16	wer gibt mir fetach als der tawben?	Ps. 54, 7 quis dabit mihi pennas sicut columbae?
24	ich pin ... ausgangen aus dem mund des aller höchsten.	Eccles. 24, 5 ego ex ore altissimi prodivi.
26	er ist schön über aller menschen kind.	Ps. 44, 3 speciosus forma prae filiis hominum.
33	es ward ein sweygen in dem sal wol auf ein halbew stund.	Apoc. 8, 1 factum est silentium quasi media hora.
63	du mein gespons, mein gemachel, du hast verwunt mein hertz.	Cant 4, 9 vulnerasti cor meum, soror mea sponsa.
67	hast du nit gesechen den lyebhaber und begir meines hertzen?	Cant. 3, 3 num quem diligit anima mea vidistis?
68	ein scheyn des ewigen lyechts, ein spyegel an all mackel.	Sap. 7, 26 candor est enim lucis aeternae et speculum sine macula.
78	köm zü mir in den garten meyner sel.	Cant. 5, 1 veniat dilectus meus in hortum suum.

[1]) A. a. o. II 4, 29, vgl. Seuse 156, 4. Die lehre von den drei kräften der seele geht auf Augustin zurück. [2]) A. a. o. II 410, 18.

Viele stellen lehnen sich an bibelworte an:

vgl. zu 11 = 2. Cor. 4, 18,
13 = Röm. 8, 24,
17 = Sap. 9, 9,
23 = Prov. 8, 12,
29 = 1. Joh. 1, 7,

vgl. zu 37 = Gen. 32, 24,
40 = Joh. 6, 35,
55 = Apoc. 4, 2. 7, 9. 14, 1.
74 = Ps. 62, 9,
80 = Cant. 4, 6.

Die handlung selbst ist im Hohen liede nur im kern vorhanden. Cant 3, 2 und 5, 6: quaesivi illum et non inveni. Dies bildet den ausgangspunkt der handlung. Cant. 5, 8: adiuro vos, filiae Jerusalem, si inveneritis dilectum meum, ut nuntietis ei quia amore langueo. Dieses motiv bildet den hauptinhalt der allegorie. Cant. 3, 4: tenui eum, nec dimittam. Das bildet den schluß der handlung.

Der tractat enthält viel allegorisches allgemeingut. Für die personification von glaube, liebe, hoffnung, denen sich erkenntnis, weisheit und fälschlich auch barmherzigkeit anschließen, finden sich parallelen z. b. in den Minnereden (ed. Matthaei, Deutsche texte 24) und in der Pilgerfahrt des träumenden mönchs (ed. Bömer, Deutsche texte 25). Dort finden sich frau Liebe, frau Ehre, frau Zucht, Gnade, Buße. Die liebe als königin unter den anderen erinnert an 1. Cor. 13, 13. Das gebet, personifiziert als botin der menschen zu gott, findet sich in der Pilgerfahrt des träumenden mönchs v. 13254 ff. Seine ausrüstung mit dem tränenfläschlein hat eine sehr entfernte beziehung zu dem motiv des tränenkrügleins.[1]) Der träumende mönch fürchtet, auf seiner pilgerfahrt nicht genug wasser der reue zu haben v. 11445. Die liebe ist mit pfeil und bogen ausgerüstet. Weinhold vermutet in der anmerkung zu v. 3477 der LS, daß dieses motiv klassischer herkunft ist. Eine strophe des bruders Eberhard von Sax zeigt, daß die vorstellung, gott müsse erjagt werden, eine gebräuchliche war.

swer Gotes minne wil bejagen,
der muoz ein jagendez herze tragen,
daz niht verzagen
künn uf der jagenden weide. (Wackernagel, Kirchenl. II, 174).

Die kranke seele wird mit tropfen aus dem herzen gottes gelabt. In dem Buch geistlicher gnaden von Mechthild und

---

[1]) Vgl. die anm. von Bolte und Polivka zu den kinder- und hausmärchen der gebrüder Grimm 2, 448.

Gertrud von Helffede (Leipzig 1503) heißt es s. 60a: *aber sie neiget sich czu der wunden des honigflussigen herczen ires einigen seligmachers und schepphers dar aws tranck sy den tranck aller sussikeit und wolgesmackes.*

Bruder Eberhart von Sax singt in einem geistlichen liede:

> din minndiu bluot
> vertuot in allen smerzen (a. a. o. II, 184).

Die handlung des hauptteiles zeigt einen einschlag höfischen wesens. Er ist nur schwach, da die allegorische einkleidung im laufe der überlieferung gelitten hat, aber er ist doch erkennbar.

Die tochter von Syon wird uns mit wenigen worten geschildert. Sie ist *ein wolgetzirtew, adeleychew fraw, klar und subtil* 3, *ain fraw adeleych getzirt* 77. *fraw* bedeutet herrin und ist eine ehrende benennung jeder person weiblichen geschlechts, sie mag verheiratet sein oder nicht. Die attribute *getzirt, adeleych, klar* sind unmittelbar anschaulich, in der höfischen literatur finden sie sich oft bei der schilderung weiblicher gestalten. *klar* bezieht sich auf die körperliche schönheit und bedeutet glänzend, schön.[1] *wolgetzirt* bezieht sich auf den schmuck des gewandes, und *adeleych* gibt die herkunft an, sie ist eine freigeborene frau, von hoher geburt und edel geartet. Welche anschauung das 13. jh. mit dem begriffe *subtil* verband, ist schwerer zu ermitteln, vielleicht würde die übersetzung 'fein' das richtige treffen.[2] Die vier attribute für die tochter von Syon sind so gewählt, daß sie in übertragenem sinne auf die seele anwendbar sind.[3] Bei *subtil* ist der verdacht nicht ganz abzuweisen, daß das attribut vor allen dingen um seiner übertragenen bedeutung willen

---

[1]) Steinmeyer macht in seiner rede über einige epitheta der mhd. poesie 1889, s. 7f. darauf aufmerksam, daß *klar* erst seit Wolfram häufig gebraucht und auch auf menschen angewandt wird.

[2]) *daz muoz sin in dem aller lutersten und edelsten und subtilsten, daz die sele geleisten mag* (Deutsche myster ed. Pfeiffer II, 3, 22). *sie* (Rahel) *was züchtig und subtil* (Historienbibeln ed. Merzdorf 668). *was klar und subtil ist, das wirt leycht versert* (Cgm. 29, bl. 70b).

[3]) Vgl. *diu sele sol clarer werden denne diu sonne* (Myst. II, 252, 35), *diu sele muoz gar adelliche leben* (Myst. II, 3, 26), *mich hatte der himelsehe vater über alle liplich kreatur geziert* (Seuse ed. Bihlmeyer 211, 15).

angewandt ist und eine bestimmte anschauung mit ihm nicht verknüpft wurde.[1]) Vielleicht stellt es sich zu 'zart' in der anrede *o du tzartew höchwirdigew fraw* 12. Dann würde es die anschauung, die uns die anderen attribute geben, vervollständigen. Es schildert uns eine adelige dame, die wohlbehütet im frauengemach aufgewachsen ist, und von der die rauhen seiten des lebens ferngehalten sind. Die bezeichnung *mynnikleych* 9 findet sich ebenfalls häufig in der höfischen literatur. Sie gibt den eindruck wieder, den dieses wesen auf seine umgebung machte und ist nicht immer als formelhafte wendung aufzufassen, wenigstens vielleicht nicht in unserem tractat, in dem sie nur einmal angewandt wird.

Eine hochgeborene dame wohnt in einem vornehmen hause und hat viele dienerinnen. Ein saal wird demgemäß 9 erwähnt. Es muß der große saal des Pallas[2]) sein, in dem die dienerinnen sich aufhalten, während die herrin in einem privatgemache, gaden, zu denken ist, als die krankheit sie auf ein ruhebett wirft. Die jungfrauen, die sie umgeben, sind wie in der höfischen dichtung mehr ihre gespielinnen als ihre untergebenen. Sie vertraut ihnen ihren geheimsten herzenswunsch an 16. Sie hat schon früher unterweisung von ihnen angenommen 12. Sie läßt sich auch jetzt von ihnen beraten 17. Die jungfrauen erzählen von der krankheitsursache, die die herrin in ihrer ängstlichkeit sich nicht zu offenbaren getraut 21.

Daß wir uns in einem höfischen milieu befinden, geht auch aus der strengen wahrung des ceremoniells hervor. Die liebe wird gar würdiglich empfangen, denn sie ist eine königin 32. Bei der absendung eines boten macht die Weisheit die herrin darauf aufmerksam, daß es *nit zymleych* ist, sich ohne würdige boten zu nahen 44. Als die Liebe etwas impulsives sagt, muß zuvor erklärt werden, warum sie sich *nit lenger enthalten mocht* 47. Als sie sich zur botin anbietet, erklärt sie die begleitung einer jungfrau für notwendig 49. Vor dem aufbruch nehmen die beiden urlaub von der herrin und ihren jungfrauen 55. Bei der rückkehr der Liebe vergißt

[1]) Vgl. die anwendung des wortes in späterer zeit: *von vernunft subtil* (15. jh., Öheims chronik von Reichenau 58, 30, ed. Barak 1866), *mit subtilen künsten* (16. jh., Chroniken deutscher städte 11, 668, anm. 1).

[2]) Vgl. A. Schulz, Häusliches leben im mittelalter I, 12 u. 15.

die herrin nicht den willkommensgruß 66, ehe sie die frage nach dem ergebnis der reise stellt.

Die situation, in der die tochter von Syon sich am anfang der erzählung befindet, weist ähnlichkeit mit einer situation auf, die in der höfischen lyrik oft geschildert oder vorausgesetzt wird. In den sogenannten frauenstrophen spricht eine frau von ihrer sehnsucht nach dem geliebten. Die tochter von Syon sehnt sich nach einem wahrhaft liebenswerten wesen. Die vereinigung der liebenden ist nur eine vorübergehende.[1])

Das idealbild des königs trägt züge des ritterideals: *reich und milt, geweltig und mächtig* 26.

Dieser höfische einschlag bildet einen notwendigen bestandteil des ganzen,[2]) denn die einzelheiten sind für die allegorie wesentlich, sie erläutern das wesen der seele, ihr verhältnis zu glaube, hoffnung, liebe, weisheit und erkenntnis, so wie die damalige zeit es sich dachte, und die stellung und aufgabe der liebe im leben der seele. Sehr groß sind die voraussetzungen, die für das verständnis dieser höfischen einzelheiten gemacht werden, nicht; aber es muß doch ein gewisser sinn für höfisches wesen vorhanden gewesen sein, wo dieser tractat verbreitet und beliebt war. Was über die sociale lage der frauenklöster[3]) bekannt ist, bestätigt die vermutung, daß überwiegend gesellschaftlich höher stehende kreise in den klöstern vertreten waren. Für nonnen wird der tractat wohl in erster linie bestimmt gewesen sein. Aus ihren erbauungsbüchern kam er in die gebetbücher vornehmer nicht geistlicher frauen oder überhaupt adliger familien. Um seines geistlichen gehalts willen fand er auch in männerklöstern verbreitung.[4])

Die sonderung der motive zeigt, daß sowohl im mystischen gedankengehalt als auch in der verwendung biblischer motive und in der allegorischen einkleidung nur einfaches gut, das

---

[1]) Vgl. Roethe über den gegenseitigen einfluß von geistlicher und weltlicher minnepoesie in Reinmar von Zweter s. 237. — Peltzer, Deutsche mystik und deutsche kunst s. 183.

[2]) Vielleicht ist deshalb das motiv der untreue, das zu der höfischen situation nicht paßt, gefallen.

[3]) Vgl. K. Bücher, Die frauenfrage im mittelalter, 2. aufl. 1910. — Kothe, Die kirchlichen zustände Straßburgs im 14. jh., 1903.

[4]) Indersdorf war ein reguliertes chorherrenstift Augustiner ordens, St. Georgen zu Villingen eine Benedictiner abtei.

jeder sich leicht zu eigen machen konnte, oder das schon jedermanns eigen war, zusammengetragen worden ist. Der tractat wird seine anziehungskraft in nicht geringem maße der schlichtheit seiner compositionselemente zu verdanken haben; doch liegt ein ebenso starker grund in der art der zusammensetzung seiner elemente.

Aus altüberliefertem gut sind durchaus typische, unindividuelle gestalten geschaffen, doch sind sie mit großer lebhaftigkeit geschildert, und das ganze ist mit einer innigkeit des empfindens durchdrungen, die den altbekannten motiven doch wieder den charakter des persönlichen verleiht. Der tractat ist den andachtsbildern des Fra Angelico da Fiesole vergleichbar, in denen der meister auf die individualisierung verzichtet und sich mit einer wiedergabe des herkömmlichen begnügt, denen er aber doch eine tiefe des empfindens zu geben weiß, die sie immer neu und reizvoll erscheinen läßt.

Obgleich verschiedenartige elemente in dem tractat zusammengetragen sind, so wirkt das ganze doch einheitlich; denn das höfische ist nicht ausgeführt, sondern nur so weit angedeutet, daß es anschaulich wirkt. Es paßt sich dem aus dem Hohen liede genommenen kern der handlung an, wie die zeitgenössischen gewänder auf bildern mittelalterlicher maler sich den personen in den darstellungen biblischer geschichten anpassen, und wirkt nicht unwahrscheinlich, weil dem künstler diese zusammenstellung natürlich war. Die biblischen citate und anspielungen sind in freier form gegeben, so daß sie sich unaufdringlich dem rahmen einfügen. Sie geben ebenso wie die speciell mystischen elemente dem tractat einen lehrhaften charakter, doch ist die allegorische einkleidung meist gewahrt und dadurch das langweilige vermieden, das eine lehrhafte abhandlung mit sich bringen könnte. Nur am ende ist die handlung so gepreßt, daß die anschaulichkeit darunter leidet und der rein lehrhafte schluß eigentlich in das ende der handlung übergreift.

Der tractat hat speciell mystischen gehalt und trägt dadurch einen lyrischen charakter. Er kleidet diesen gehalt in eine erzählung, in der höfische lebensformen und eine situation der minnepoesie anklingen. Also bringt auch die allegorische einkleidung lyrische momente mit sich. Die knapp-

heit der erzählung ist fern von epischer breite. Sie läßt aber raum für viel rede und gegenrede. Dadurch erhält die erzählung einen dramatischen charakter. Lyrisches und dramatisches bietet der tractat in sehr einfacher, anspruchsloser weise. Seine bescheidenheit erhöht seine wirkung und läßt die innigkeit seines empfindens als echt und die lebendigkeit seiner darstellung als ungekünstelt empfinden.

Einzelne motive des tractats legen die annahme nahe, daß er ein längeres stadium mündlicher überlieferung hinter sich hat, als man eigentlich von einer erbauungsschrift vermuten kann, die man sich, wenn auch nicht immer in einsamer zelle gelesen, so doch höchstens bei tisch vorgetragen oder in einer predigt angewandt denkt. Die umbildung, die einige motive erfahren haben, ist aber so typisch für mündlich überlieferte erzählungsstoffe, daß auch bei diesem tractat eine periode mündlicher tradition angenommen werden müßte, selbst wenn die uns bekannten klosterbräuche es uns nicht ermöglichen zu sagen, bei welchen gelegenheiten die mündliche darbietung sich so häufig einstellte, daß die phantasie, nicht gebunden durch schriftliche fixierung, sich des stoffes bemächtigen und ihn weiterbilden konnte.[1])

Solche weiterbildung sehe ich in den parallelen besuchsscenen. Erst besucht Weisheit, dann Liebe die seele. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zuerst nur eine derartige scene dagewesen ist, aus der dann durch verdoppelung und variierung eine zweite hervorgegangen ist. Eine veränderung hat auch die scene der vereinigung erfahren: die stufen, die sich verfolgen lassen, sind nebeneinander überliefert, doch bietet der grad ihrer compliciertheit einen anhalt für ihre aufeinanderfolge.

1. Die seele verwundet selbst den himmelskönig und kann sich im anschluß daran mit ihm vereinigen. So in dem gedicht Die minnende seele.[2])

2. Minne verwundet den herrn, aber die Seele ist bei ihr, so daß die vereinigung der beiden sogleich erfolgen kann. So

---

[1]) Lamprecht von Regensburg hat den tractat aus mündlicher überlieferung gekannt, wie er v. 56 sagt. Doch hat er die motive nicht verändert, sondern nur betrachtungen usw. eingeschoben.

[2]) ed. in Bartsch, Erlösung 1858, s. 216 ff., vgl. v. 105 und 129. Eine bildliche darstellung dieser scene reproduziert Banz tafel VII.



in der alem. Syon und in fassung B. Das citat aus dem Hohen lied: ***du mein gespons, mein gemachel, du hast verwunt mein hertz*** paßt in diese bildung des motivs nicht mehr ganz hinein, da ja durch die fortschreitende allegorisierung Minne eine von der Seele gesonderte persönlichkeit geworden ist.

3. Liebe verwundet den herrn, ohne daß sich die seele in ihrer begleitung findet.[1]) Auf dieser entwicklungsstufe befindet sich das motiv in unserem tractat. Doch ist es hier leider ungenau überliefert oder nie klar ausgebildet gewesen. Es fehlt der teil der handlung, der von der wunderbaren wirkung der tropfen bis zur vereinigung mit dem himmelskönig führt. Die vereinigung wird ins innere, in die seele verlegt, wobei vergessen wird, daß die tochter von Syon schon selbst die seele ist. Lamprecht hat die schwierigkeit nicht ganz beheben können, indem er v. 4016 schreibt: *dâvon sie die gnâde ervant, daz ir got wart bekant, dâvons ir gir ze himel truoc.*

4. Die lat. fassung empfindet den übelstand gleichfalls und schiebt statt der vorzeitigen schilderung der vereinigung die fragen ein: quando veniet? putas durabo? putas videbo? Doch folgt keine beschreibung des wunders, so daß der spätere hinweis auf die verwandlung des wassers beziehungslos bleibt.[2])

2. Stil.

Mit ausnahme der in cap. IV besprochenen stellen 37. 40. 47, bei denen entweder ein fehler vorliegt oder der sprache gewalt angetan ist, zeigt der tractat keine stelle, die ihn als eine mechanische übertragung aus dem lat. erscheinen läßt, sondern er zeigt sich als eine wirkliche verdeutschung. Man vergleiche z. b.:

8 darumb das dy lieb irs hertzen nit möcht haben etwas in aller welt daryn ein aufhalten hyet ir begir.	eo quod non desiderii sui effectum habuerit.
16 darein sencken dy lieb meines hertzen.	in eo pedem amoris figere.

---

[1]) Bildliche darstellung bei Sudermann, Schöne auserlesene figuren, bl. 65 a.

[2]) Banz zählt noch andere variationen dieses motivs vom minnepfeil auf, s. 84 ff.

24 als dir dann tze wissen haben getan der Gelaub und dy Hoffnung.	de quo tibi est sermo cum Fide et Spe.
34 und on sy hat kayn tugent kraft in irem reych.	nam sine ejus imperio non valet aliqua virtus movere pedem in regno a se.
59 verstünd wol wye sy dy sach handeln solt.	sciebat quid opus esset facto.
66 pis willikömen, du meyn tröst.	advenisti desiderabilis.

In bescheidenem maße bestätigt der tractat das urteil Vetters über den einfluß der mystik auf die deutsche sprache: erst die mystik hat der deutschen prosa recht eigentlich die zunge gelöst. Sie war eine bewegung, welche mit ungewohnter gewalt in das volk hineingriff und ein unmittelbares aussprechen des gefühlslebens verlangte.[1])

Der stil des tractates ist bei der weitergabe nicht unbeeinflußt geblieben. Fassung b stellt einen eigenmächtig veränderten typ dar. Auch in e möchte ich einige stellen als spätere erweiterungen ansehen, z. b. die parallelismen, die sonst aus der praxis, die auf kürzung gerichtet ist, herausfallen, aber eine verstärkung des gefühlsaccentes bewirken.

4 dartzu dy lieb irs hertzen genaygt möcht werden und dy begirlikayt irs gemütz widerumb erfrewdt wurd.	quod possit amare.
45 o reycher schatz der eren, o du aynigs wesen, mein Got.	o deus meus.

Die handlung ist mit sehr viel directer rede durchsetzt.[2]) Die Weisheit charakterisiert sich selbst 23, während die Liebe vom erzähler 34 und Christus von der Weisheit geschildert wird 25. Ein fortschritt in der handlung wird mehrere male in directer rede vorbereitet. Glaube und Hoffnung raten der tochter von Syon, die Weisheit zu befragen 17. Die Weisheit rät zu einer hinzuziehung der Liebe 31 und schlägt vor, einen boten auszusenden 44. Ein gefühl äußert sich meist unmittelbar in directer rede. Die sehnsucht findet ausdruck in einem psalmwort, die seelische bedrängnis in einem anruf gottes, die

[1]) Lehrhafte literatur des 14. und 15. jh.'s, ed. Vetter s. VI.

[2]) Die mystische prosa bedient sich mit besonderer vorliebe der dialogischen form, für die die lateinischen mystiker das vorbild waren; Strauch im Anz. fda. 34, 260.

ungeduld in den begrüßungsworten: *ich han deyn gewardt mit pelangen und mit sewfften.*

Aus der reichlichen verwendung directer rede gewinnt die erzählung lebhaftigkeit und frische.

Die schilderungen des autors sind knapp und klar. Sie beschränken sich auf das ergebnis der forschungen der Erkenntnis 5, die beschreibung der reise in den himmel 55, die zusammenfassung der mystischen lebensauffassung 77. Unklarheit herrscht nur in der erwähnung des wunders 75 und in der plötzlich herbeigeführten vereinigung.

So gewinnt die erzählung zu ihrer lebhaftigkeit und frische prägnanz und schärfe des umrisses für personen und handlungen.

Trotz der knappheit bleibt immer noch raum für ein schmückendes beiwort oder eine beifügung zum zwecke der hervorhebung des gefühlsgehaltes. Die mitteilung der Erkenntnis wirkt auf die tochter von Syon, *als ob ir ain stral geschossen wär in ir hertz* 8. Die dienerinnen nennen ihre herrin minnigliche frau 9, zarte, hochwürdige frau 12, die herrin kann nicht sprechen *von ängstleykayt wegen irs hertzen* 20, das ehrfürchtige schweigen beim empfang der Liebe dauert wohl eine halbe stunde 33.

So gewinnt die erzählung zu frische und prägnanz gefühlswärme.

Außer den oben angeführten bibelstellen finden sich formelhaft gebrauchte wendungen, die an die sprache der bibel erinnern: *sy antwurt und sprach* 7. 45. 52. 68, cf. Matth. 3, 15 usw.; *da redt dy weyschayt und sprach* 42, cf. Matth. 13, 3; *da huben an die junckfrawen und ertzelten* 21, cf. Matth. 26, 22.

Dadurch gewinnt der stil eine gewisse religiöse feierlichkeit. Der tractat wird aus der unterhaltungsliteratur auch stilistisch in eine geistliche sphäre gerückt. So wie er sich im inhalte an die bibel anlehnt, findet er in ihr auch das muster seines stils.

Der tiefere sinn sollte sich in einer gut erzählten allegorie von selbst ergeben. Um das verständnis unseres tractates zu erleichtern, hat ein schreiber die einleitung 1 und 2 vorangestellt. Dies wäre nicht nötig gewesen, denn die namen der dienerinnen besagen genug, und die handlung ist durchsichtig.

Man könnte fast meinen, daß zu wenig geschehen ist, um den tieferen sinn in ein allegorisches gewand zu kleiden, wenn es 14 heißt: *und nün vernam, das etwas nit was auf erd besunder in dem hymel, daryn irs hertzen inprünstigew lieb eyn wonung haben möcht.* Doch erscheint Christus ja später als himmelskönig, und das himmelreich wird ganz concret mit pforte, schmuck und bewohnern geschildert, so daß die stelle doch nicht als eine unterbrechung des allegorischen stils zu beurteilen ist. An der grenze in dieser richtung liegt die schilderung Christi und seines opfertodes 30. Doch scheint die stelle kein späterer zusatz zu sein, da das folgende zu fest damit verknüpft ist. Ebenso darf man bei der bezeichnung Christi 62 *der liebhaber der sel* zweifeln, ob sie eine spätere einfügung für eine ursprünglich andere bezeichnung ist. Als spätere glossierende einfügungen, und zwar als ziemlich ungeschickte, möchte ich die folgenden stellen, die alle die gleiche einleitung *das ist* haben, betrachten. . . . *in irem reych, das ist in der sel* 34, . . . *ein fläschel mit wasser, das ist überflüzzikayt haysser tzächer* 54, . . . *vier trophen, das ist götleych genad* usw. 64, . . . *feyol und lilgen mit wolsmeckenden rösen, das ist dyemütikajt, lawtrikajt, götleychew lieb* 78. 79, . . . *das ewig lyecht, das ist Kristus Jhesus* 80. Ferner die stelle . . . *davon oben geredt ist* 69. An diesen stellen hat jemand es für nötig gehalten, den tieferen sinn anzugeben. Dadurch wird der charakter der allegorie zerstört. Der erzähler wendet sich nicht mehr mittels der phantasie an das denken, sondern direct. Der stil wird an den bezeichneten stellen getrübt. Der schluß enthält eine zusammenfassung der lehren, die den tieferen sinn der erzählung ausmachen. Es wäre zu erwarten, daß sie frei von der allegorischen einkleidung gehalten würden und der deutung der biblischen gleichnisse entsprächen; doch ist das nicht so, es gehen hier wortsinn und tieferer sinn durcheinander, und das übt rückwirkend auf die ganze erzählung einen trübenden einfluß aus.

Diesen fehler teilt der tractat mit anderen mittelalterlichen allegorien. Die alemannische Syon gibt gleich nach der aufzählung allegorischer einzelheiten die deutung, z. b. v. 99 ff., 485 ff., und in der Pilgerfahrt des träumenden mönchs findet sich diese eigentümlichkeit durchaus. Weltliche allegorien



scheinen frei davon zu sein, ich habe diesen stilfehler weder bei Hadamar noch in den Minnereden gefunden. Vielleicht ist dieser stil aus den predigten übernommen, wo er ja seine berechtigung hat. In Leysers predigten findet sich oft bild und deutung, ebenso bei Tauler.

Der äußere stil des tractates hat im laufe der überlieferung gelitten, das allegorische gewand ist an manchen stellen fadenscheinig geworden. Der innere stil aber tritt dadurch um so deutlicher zutage, der tractat wird als erbauungsschrift kenntlich. Das mittelalter kannte mehrere arten von tractaten, die so verschiedenartig sind, daß eine definition des begriffes 'tractat' schwerlich genauer sein kann als die folgende: ein tractat ist eine prosaschrift erbaulichen, oft ins lehrhafte gehenden inhalts. Die länge ist verschieden. Der tractat TS ist einer von den kürzeren.

Cgm. 29, Cgm. 255, HBl. 38 enthalten denselben tractat über das leiden Christi, der die passionsgeschichte mit vielen eingeflochtenen stellen aus den Kirchenvätern bringt. Solch ein tractat diente dazu, die menschen zum nachempfinden des leidens Christi anzuleiten, das für einen wichtigen bestandteil christlicher frömmigkeit angesehen wurde. Er bietet eine biblische erzählung und will auch sonst den rein theologischen charakter nicht verleugnen. Er belehrt offen und geradezu. Die form ist kunstlos, sie ist der form wissenschaftlicher abhandlungen oder nicht sehr guter predigten angenähert.

Eine zweite art sind die biographischen schriften. Seuses Vita steht auf einem sehr hohen standpunkt. Sie kann nicht eigentlich zu den tractaten gerechnet werden, wenn sie auch eine erbauungsschrift ist. Doch gibt es eine menge kürzerer biographischer erzählungen, z. b. den anonymen tractat von der *swester Katrei*, Deutsche mystiker II, 448 ff., und die schriften aus dem Straßburger johanniterkloster, als deren verfasser Rulmann Merswin sich selbst oder den unbekannten gottesfreund ausgab.[1]) Sie erstreben das ziel religiöser vervollkommnung da-

[1]) Das buch von den zwei 15 jährigen knaben. Der gefangene ritter. Das buch von den zwei mannen. Das buch von den fünf mannen. Alle ediert von Karl Schmidt in seinem buch über Nikolaus von Basel, 1866. Ursula und Adelheid ed. Jundt, Les amis de dieu. 1879. — Karl Schmidt sah sie als biographische schriften eines mannes an. Die kritik hat diesen

durch, daß sie ihren lesern nachahmenswerte oder abschreckende gestalten vor augen führen. Sie sind nicht allegorisch, sondern sie wollen berichte sein. Der leser braucht nicht erst nachzudenken, um sich die lehren abzuleiten, sondern sie werden ihm oft mit recht plumper deutlichkeit unmittelbar gegeben. Diese tractate haben den stil von chroniken oder legenden. Sie erstreben also eine kunstform, aber eine leicht durchführbare, da sie ja auf dem geraden wege der erzählung ihren zweck direct, nicht auf umwegen erreichen wollen.

Eine dritte art bilden die allegorischen erzählungen, Der geistliche baumgarten im Karlsruher codex St. Georgen 79, Der maibaum geistlicher herzen im Cgm. 470, Die tochter von Syon.[1]) Sie behandeln eine tatsache oder einen vorgang des religiösen lebens in anschaulicher form, illustriert durch nicht geistliche tatsachen oder vorgänge. Sie bemühen sich, dem leser die belehrung unauffällig zuteil werden zu lassen. Unser tractat behandelt ein recht allgemein gehaltenes thema: wie vereinigt sich die seele mit gott? Aber gerade durch seine allgemeinheit sicherte er sich das interesse aller. Diese dritte art ist die kunstvollste, da sie die gedanken einkleidet und die belehrung indirect geben möchte. Wie unser tractat zeigt, waren die überlieferer ihrer aufgabe nicht immer gewachsen, sie zerstörten stellenweise die form. Doch zeigt ihre beschäftigung mit dem tractat, wie reizvoll ihnen diese gewesen ist.[2])

---

mann als fiction erwiesen (vgl. Denifle in Quellen u. Forschungen 36 und Rieder in seinem Buch vom gottesfreund aus dem oberlande, 1905). Trotzdem möchte ich unter einem psychologischen gesichtspunkte die tractate biographisch nennen, denn sie enthalten so allgemeine, typische seelische erlebnisse, z. b. bekehrungen, daß irgend jemand sie ganz gut erlebt haben kann.

[1]) Vgl. das buch von den neun felsen, ed. Karl Schmidt 1859. Die geistliche stiege. Die geistliche leiter, ed. Jundt, Rulman Merswin 1890.

[2]) Diese dreiteilung läßt sich auch auf anderen gebieten geistlicher kunst durchführen. Bei den kirchenliedern, die Wackernagel gesammelt hat, gibt es hymnen über Christi passion, lieder von heiligen und lieder mit allegorischem einschlag, später ganz allegorische, z. b. Jesus Ackermann II, 490. Die bildende kunst hat das leiden Christi ungezählte male dargestellt, sie schildert das leben der heiligen und kennt auch darstellungen allegorischer figuren und symbolischer dinge. Bilder solcher art finden sich z. b. in der Biblia pauperum, reproduite en fac-similé par Adam Pilinski, Paris 1883; im Speculum humanae salvatoris, ed. Lutz-Pordrizet 1907, und

Der tractat TS unterscheidet sich von den anderen genannten allegorischen tractaten dadurch, daß er eine minneallegorie enthält. Er ordnet sich damit in die gattung der geistlichen minneliteratur ein, die zur weltlichen in naher beziehung steht. Gegen Weinholds datierung der LS zwischen 1240 und 1255 läßt sich nichts einwenden, sie ist vielmehr von Edward Schröder in der Zs. fda. 42, 321 nachgeprüft und bestätigt worden. Er zieht den zeitraum noch enger zwischen 1247 und 1252. Der tractat aber ist älter als das gedicht, dem er zugrunde gelegen hat. Und so ist der geist, aus dem er entstanden ist, vielleicht noch in wechselwirkung mit dem geist des höfischen minnesangs zu denken, der ja um 1250 noch gepflegt wurde, wenn seine großen vertreter auch schon alle gestorben waren. Da aber die alemannische Syon ungefähr in dieselbe zeit gesetzt wird, der tractat jedoch zu seiner verbreitung und variierung eine gewisse frist brauchte, so hat er vielleicht schon einige jahrzehnte vor 1250 existiert und reicht in seinen anfängen bis in die blütezeit des minnesangs zurück. Die zartheit und zurückhaltung in der behandlung der mystischen elemente machen es wahrscheinlich, daß der tractat einer frühen zeit entstammt. Es lebt in ihm bernhardinische mystik. Weinholds commentar der LS zeigt, wie viele gedanken Bernhards und Hugos von St. Victor anklingen. So bildet das zeitalter Bernhards die untere grenze des zeitraums, in dem wir uns den tractat entstanden denken dürfen.

Eine Leipziger dissertation von Goebel 1914 über die bearbeitungen des Hohen liedes im 17. jh. gibt im ersten capitel einen überblick über die literarische verwertung des Hohen liedes bis zum 17. jh. Er ordnet die bisher bekannten fassungen der allegorie von der tochter von Syon, LS und AS, und damit auch den tractat TS in die geistliche minneliteratur des 13. jh.'s ein.

Eine Freiburger dissertation von Oppel 1912 über das Hohe lied Salomonis und die deutsche religiöse liebeslyrik betrachtet mehr die innere entwicklung dieses stoffes. Er

auch in Sudermanns Hohen geistlichen lehren und erklärungen 1622. Dort ist z. b. auf bl. 287 der spruch gemalt: Wer ist die, die heraufsteigt aus der wüsten wie ein gerader rauch?

bemerkt sehr fein (s. 26): 'Die mystisch-asketischen gedichte des 13.—15. jh.'s bleiben reflexiv, contemplativ, episch. Erst allmählich sprechen sie aus den erlebnissen selbst ein gefühl, eine seelische stimmung aus, werden sie lyrisch, ähnlich wie zu gleicher zeit die prosatractate von der ausmalung des leidenschaftlich gesuchten paradieses zum ausdruck des leidenschaftlichen suchens selbst gelangen.'

Der tractat TS ist schon in früher zeit zum ausdruck des leidenschaftlichen suchens selbst gelangt.

Beigabe.

Es wird fassung B ohne die in den tractat hineingearbeiteten fremden elemente abgedruckt; denn es kommt hier nicht auf einen neudruck der ganzen predigt an, sondern nur auf publication der fassung des tractats, die der alemannischen Syon am nächsten steht.

Die grundsätze für die herausgabe sind dieselben wie für den tractat in II.[1] Der gebrauch der tugenden als eigennamen ist in B nicht consequent, darum ist die großschreibung nur schwierig durchzuführen.

[267b] .... [die sele sprichet:] 'ich han in gesůchet und han in nút funden. ich han gerůffet, und er hat mir nút geantwurtet. mich hant funden die scharwehter der stat, sú hant mich geslagen und hant mich gewundet, die hůter der muren hant mir abegezogen minen mantel. ir dôhter von Jherusalem, verkúndet mime gemahel wanne ich bin [268a] von minnen 5
siech'. und in dem also sú gelôffen ist von gassen zů gassen, von strossen zů strossen, und us unersettelicher minne gerůffet hat: [67] 'hant ir út gesehen, den mine sele liep het?' (ôch soltu wissen, daz alle die wort, die die sele sprichet und wider umbe zů ir gesprochen werdent, nút sint liplichen zů verstonde, dar umbe sprichet sú 'den min sele liep het' und nút 10
'min lip') und in dem daz sú usser grosser betrůpnisse iren gemahel gesůchet het und nút funden, so siht sú nebent sich und siht ire Bekantnisse, zů der sprichet sú us angest und us not: 'sage an, wannan kumest du?' die antwurtet mit der wisheit Salemonis: [7] 'ich bin umbe und umbe gegangen das erterich und han alles daz gesehen, daz under der sunnen ist, 15

1 ff. Cant. 5,6—8. 5 minnen] mimen. 7 Cant. 3,3. 14 ff. Eccles 1,14.

[1]) Da das zeichen ¨ in dieser hs. nur über die vocale gesetzt ist, bei denen ein *u*, *o* oder *e* etymologisch zu erwarten ist, ist das zeichen in diese buchstaben umgesetzt worden. — Die kleinen zahlen im text verweisen auf die entsprechenden sätze in TS.



und es ist alles sament úppikeit und kestigunge des geistes und finde nút, daz dich in worheit erfrowen mag und dar an du din liebe gelegen múgest, und ist daz sache wenne der krakter der ewikeit in dich getrucket [268b] ist und du niemer me gestirbest, so nement alle zittliche ding ein
5 snelle ende; so gest du ellende und blos und dar umbe so kan ich dir keinen trost geben. '[8] und so daz die sele hŏret und vernimet, daz alle ire liebe und trost an der creaturen also gar betrogen ist, so ylet sú snelleklich in daz bette der smertzen und betrůpnisse. [9] so daz hŏret ir husgesinde, so gont sú in zů ir in daz kemerlin und wellent sú trŏsten,
10 so vindent sú die sele tod ligen, dar abe sú gemeinlich gar vaste betrůbet werden. so got denne die Vernuft zů ir, die ir fúr die andern heimelich ist, und sprichet zů den andern: 'nút sint betrůbet, wanne sú ist nút dot, sú sloffet'. und vohet an zů der selen gar stillekliche zů reden und gar vernúnftekliche und sprichet: 'ach min sele, edele frŏwe, sage uns hastu
15 útzent nuwes befunden [269a] darumbe du dich selber und uns so gar marterliche pinegest?' aber ir wurt ein wort von der selen nút geantwurtet, und ist daz sache, wanne sol die sele eins in Gotte werden, so můs die vernunft abe. und so die Vernunft verstot, daz sú nút von der sele ein wort mag gehŏren, so sprichet sú zů der Bekantnisse: 'weistu
20 út, war umbe sú so gar vaste sich selber und uns betrůbet?' [10] die Bekantnisse antwurtet der Vernuft und sprichet: 'sú hat mich gesendet, daz ich sůche uf erteriche durch das, daz sú sich mŏhte ergetzen und ir minne wol mŏhte erfolgen einer lieplichen gemahelschaft; und so ich daz nút han funden, daz ist die sache, dar umbe sú sich selber und uns so sere
25 betrůbet'. [11] dar noch so sprichet der Glŏbe: '[12] o min sele, adeliche frŏwe, habe gůten můt und los dich selber ungepineget, du solt niemer vergessen der lústlichen frŏiden des ewigen lebendes, [269b] die Got bereit hat allen, die in liep hant'. zů dem antwurtet die Zůfersiht und
30 sprichet: 'waz hŏret dis hie zů? wanne alle frŏide der himel stot in Minne, die doch in disem ellende nút vollekumeklichen mag erfolget werden?' der Glŏbe antwurtet wider umbe: 'dis habe ich dar umbe gesprochen, daz sú gedencke, waz frŏiden ir geheissen ist. wanne die wile sú in disem ellende ist, so sol sú ston in ůbunge, vasten, wachen, betten;
35 wanne also geschriben stot: nút durch lust noch sůssekeit, sunder durch liden, miden, trúcke, versmehte, ellende und widerwertikeit got man in ewige frŏide!' [14] und durch dis gespreche so wurt di sele noch me betrůbet und sprichet zů yme usser grosser ellende und betrůpnisse: 'ach gont enweg von mir, ich bitte úch, gont enweg, wenne ich weine bitter-
40 liche und sint mich ŏch me betrůben [270a] denne trŏsten'. [15] so daz hŏret die Wisheit, so sprichet sú zů der selen us mitteliden: 'o min sele, wúrdege frŏwe, du weist wol, daz dir min rot dicke wol geroten und kumen ist; dar umbe so sage mir, waz dir ane ligende ist, vil lihte fůget es got, daz dir durch minen rot geholfen wurt'. zů stunt so wurt die
45 sele erfrowet und sprichet zů der Wisheit: 'du bist die tugent, durch die

---

12 *Luc. 8, 52.* 14 hastu] hastu du. 15 útzent]. *Diese form für* ihtes- iht *ist sonst nicht belegt.*

mir geholfen mag werden, dar umbe so sage ich dir minen getrang; wanne
also du weist, daz mir minne von natture anhaftende ist, dar umbe so
hete ich daz oͦge der Bekantnisse uf daz erterich gesant, obe es útschent
hette funden, do mit ich liebe und ergettzunge môhte gehaben. nůn so
ich verstanden habe, daz ich in allen creaturen nústent vinde, do mitte 5
ich gantze liebe und ergettzunge múge gehaben und do bi oͦch in mime
adel múge beston, daz ist die sache dar umbe ich wol mag sprechen, ich
bin verwundet von minnen.' aber so antwurtet die Wisheit: '[31]werliche
so het dir die Minne die wunde geschossen, dar umbe [270b] so sol sú oͧch
zů unser heimelicheit kumen und rot geben, wie die wunde verheilet 10
werde.' [46 u. 49] und so Minne hôret, war umbe ir gerůffet ist, so sprichet
sú: 'ich han es geton und ich sol es alleine bůssen, aber wiltu folgen
minem rot, so wil ich dich werlich wider in fůren und mit dinem gemahel
lieplich vereinen'. so die sele das erhôret, so wurt sú ernestlich erfroͧwet
und sprichet: cf. [35] 'alles daz du gebútest, daz wil ich důn, und bin bereit 15
zů leben dime willen und dir gehorsam zů sinde'. so daz erhôret Minne,
so sprichet sú zů der selen: 'o mine sele, mine swester (alle ander tugent
nennet die sele ire froͧwe, nuwent alleine Minne sprichet der selen swester)
also du selber sprichest, du habest in den creaturen und uf dem erterich
keine rehte liebe funden, so enmahtu oͦch one liep nút leben, dar umbe so 20
keren wir in die himmel, obe wir do út findent under engelscher natturen.

Excurs.

[271b] und so die sele oͧch nút findet in den engeln, daz sú gewer-
liche vereinen múge in Got, so findet sú oͧch anders keine růwe. so sprichet
die Minne zů ir: 'nůn ist es oͦch zů frefel, daz du unmittelichen wellest
in Got tringen, wanne also sprichet der wise man: 'der ein erfúndeler ist 25
der ewigen mayestat, der wurt vertrucket von der ewigen glorie'. und
also geschach [272a] dem engel Lucifer und noch tegelich geschiht allen
den, die sich hoher dinge ane nement und sich selber noch nie hant grúnt-
lich verstanden noch erkennet. [25] und dar umbe, mine sele, liepliche
swester, es ist ein mitteler zwúschent Got und dem menschen, unser herre 30
Jesus Christus, der so vil grôsser ist denne die engel, so vil er me geerbet
het den namen der kintheit denne die engel. zů dem soltu keren, er ist
minnesam und gůtig. wanne er so vaste liep het gehaben den, der in nút
liep het gehebet, wie vaste wil er denne den liep han, der in liep het.
und wie wol daz ist, daz die vollekummenheit der gotheit in yme waz 35
liplich, so bedarf abe ime doch nieman erschrecken, wanne unser gebresten
hat er oͧch selber uf ime getragen'. und so daz die sele erhôret, so wurt
sú úber alle ding vaste erfroͧwet und sprichet zů der Minne: '[36]ach du
bist die gewaltige tu-[272b]gent, die den, von dem unser rede ist, von
den himeln het gezogen und in an daz crútze het gebunden, dar an er 40
den bittern dot het gelitten durch mich und alle menschen. nun hilf und

3 útschent] *sonst nicht belegte nebenform von* ihtes-iht. 5 nústent] *sonst nicht belegte nebenform von* nihtes-niht. 25 *Prov. 25, 27.* 33 in nút] můt. 36 liplich] lieplich.

rot, wie daz ich daz erfolge, daz du geroten hest'. die Minne antwurtet und sprichet: 'du solt tůn also der edele sperwer . . .

Excurs.

[274b] und nůn so sprichet die Minne zů der selen: '[49]wer nůn hie ein redelicher botte, der din ellende und din we wol kunde erzalen dem
5 hertzen!' zů stunt waz do ein botte, der sich hette geschúrtzet und wol us bereit zů dem lǒffe, und daz ist ein luter andehtig Gebet. (daz geschúrtzet sol sin, daz ist abe geton alles daz, so durch es mag gehúndert werden.) und daz selbe Gebet sprichet zů der Minnen: 'wiltu mit mir, so wil ich lǒffen, war min frǒwe wil'. die Minne antwurtet: 'jo, ich wil
10 gerne mit dir'. so daz die sele hôret, so wurt sú gar úber alle mosse erfrǒwet und sprichet: 'eya, es gezimet gar wol, daz ir miteinander gangent, und bitte úch von minnen, daz ir es nút lenger verziehen, und so ir kument [275a] zů dem kúnige, daz ir ime verkúndent, daz ich bin von minnen siech'. [53] und denne so nimet Minne zů ir die pfil, daz ist búrnende
15 begirde, obe sú nút fúr den kúnig múge kumen, daz sú doch von verren zů yme múge geschiessen. aber daz Gebet, so daz verstot daz es můs gon durch daz lant des kalten windes, so sorget es, yme werde gebresten uf dem wege und [54] dar umbe so nimet es mit yme ein vas mit wasser, daz sint úberflússige minne trehen, so yme wurt gebresten vor dem kúnige,
20 daz es in doch erweiche mit sinen minne trehen. [55] und also got Minne und ein luter Gebet miteinander durch die wůste diser welte, [56] und so sú nohe kumen zů dem tor der stat, do der kúnig ynne wonet, und daz Gebet siht die glorie der stat [57] und hôret daz sůsse getône des lústlichen gesanges der engel, [58] von wunderunge gebristet yme aller kraft und mag
25 zů dem tor der stat nút in kummen, wanne hie můs abe alles, daz vernunft und sinelicheit inne hat. [59] und so Minne siht, daz sú ir gespilen verloren hat, so got sú in die stat, wanne sú ist ir wol bekant, wanne sú von anegenge dar inne [275b] gewonet het. und so sú durch get alle kôre und ein wenig do fúr kumet, so siht sú den kúnig sitzen in sime
30 trone, [60] so schússet sú gar heimelich einen strol zů ime, mit dem sú in růrende ist, [61] und denne so sprichet der kúnig: 'het mich ieman geschossen?' es ist aber allen den unbekant, die umbe in stont; doch so enpfindent sú einer nuwen frǒiden durch dis minne schos. und denne aber so sprichet der kúnig usser frôlichem hertzen und gemůte: 'wer ist der
35 mich geschossen het?' [62] und so daz Minne hôret, so ist sú gar frôlich, und us grossem getruwen, daz ir gefolget von der froge des kúnges, so zúhet sú geswinde einen andern strol, und snelleklich so ist sú den kúnig mit dem selben strol durch schiessen bitz in sin hertze und lot in dar inne stecken und zúhet in nút her wider us. (daz betútet, daz sú ir
40 búrnende begirde nút me keret zů keiner creatúrlicheit.) [63] und denne so sprichet der kúnig zů der selen us einem minnenden gemůte: 'min swester, min gemahel, nůn hestu min hertze verwundet'. [64] und also von der

8 minnen] mimen. 8 mir] mir jo gerne so. 14 minne] mime.
42 Cant. 4, 9.

minenrichen wunden der rehten [276a] siten unsers lieben herren Jesu Christi, also er dot hing an dem frone crútze, blůt und wasser flos, also von diser minne fliessenden wunden flússet aller lust und sůssekeit und fröide durch die sele. [70] zů stunt vergisset sú alles ires getranges und aller irer betrůpnisse, und mit minenrichen fröiden wurt sú eins in Gotte. 5 — daz uns daz wider vare, daz helfe uns Got der vatter und der sun und der heilge geist. amen.

5 eins] eis.

BERLIN. WILTRUD WICHGRAF.

DER DONAUÜBERGANG IM ÄLTEREN NIBELUNGENEPOS.

Daß die Thidrekssaga in ihrem bericht über den untergang der Nibelungen an Etzels hof ein älteres epos nacherzählt, welches auch dem dichter des Nibelungenliedes vorlag und eine altertümlichere gestaltung des stoffes darstellte als das erhaltene gedicht, wird wohl von niemand mehr bestritten, wenn auch über die frage, welche rolle dieses ältere epos für den sagaschreiber im verhältnis zu anderen quellen gespielt hat, noch abweichende meinungen bestehen, ebenso über alter, heimat und literaturhistorische stellung der verlorenen dichtung. Auch gegen die annahme der stoffbegrenzung auf den zweiten teil des erhaltenen epos sind einwände erhoben worden (zuletzt von Droege, Zs. fda. 58, 40). Ich beabsichtige nicht, diese mehrfach discutierten probleme hier erneut zu erörtern. Nach meiner ansicht ist durch Roethe und Heusler so gut wie bewiesen, daß unser epiker für die beiden teile seines werkes getrennte quellen benutzte; daß ein lied die vorlage für den ersten teil gebildet hat, halte ich allerdings mit Droege für höchst unwahrscheinlich; ich glaube, es ist ebenso ein epos gewesen, ein vermutlich rheinisches epos von Siegfrieds tod.

Für die quelle des zweiten teils, die uns hier allein beschäftigen soll, habe ich die bezeichnung 'Älteres epos vom Burgundenuntergang' absichtlich vermieden. Man sollte sie überhaupt aufgeben, da sie irreführt. Denn wenn etwas feststeht, so ist es das eine, daß diese dichtung den namen 'Burgunden' nicht enthalten hat. Daß die einführung des namens in der auffallend fremden lautform 'Burgonden' nicht viel älter sein kann als die erhaltene Nibelungendichtung, hat E. Schröder einleuchtend gezeigt (Zs. fda. 56, 246), seine vermutung, erst der dichter selbst habe ihn eingeführt, bestätigt die Thidrekssaga, die weder Burgunden noch Burgonden kennt. Daß er aus der rheinischen quelle des I. teils stammt, ist immerhin am wahrscheinlichsten, obwohl es seltsam bleibt, daß die Thidrekssaga, die sich doch sonst in geographischen und ethnographischen dingen nicht durch übergroße consequenz auszeichnet, ihn so ausnahmslos getilgt haben soll. Die ältere dichtung von 'Kriemhilds rache' ist auf alle fälle kein Burgundenepos, sondern ein Nibelungenepos gewesen. Die ältere Nibelungennot wäre wohl der angemessenste titel.

Den verlauf dieser verlorenen dichtung, soweit es möglich ist, bis in alle einzelheiten zu erschließen, ist eine überaus reizvolle und auch lohnende aufgabe. Sie ist auch schon wiederholt unternommen, aber meines wissens noch nicht bis auf die letzten erreichbaren möglichkeiten ausgedehnt worden. Außerdem scheint mir überall die neigung zu herrschen, der Thidrekssaga von vornherein mehr glauben zu schenken als dem epos und ihre lesart überall da, wo die änderungen nicht ganz klar auf der hand liegen, vorzuziehen. Es ist keineswegs so, wie Polak (Zs. fda. 55, 445) sagt, daß nach ausschaltung dessen, was der saga aus anderen quellen zugeflossen ist, 'in der Thidrekssaga die vorstufe, im epos das resultat gegeben ist und nur die wege aufgedeckt werden müssen, auf denen eins sich in das andere wandelte'. Wir haben in der Thidrekssaga nicht die vorstufe, sondern nur das, was der sagaschreiber daraus gemacht hat. Das versteht sich eigentlich von selbst, aber es muß doch, wie die dinge nun einmal liegen, nachdrücklich betont werden. Selbst Heusler scheint mir hie und da der saga mehr glauben zu schenken als sie verdient. Für die ältere Nibelungennot sind saga und epos methodisch ebenso

zu bewerten wie zwei voneinander unabhängige handschriften. Daß im epos der formwille des umgestaltenden dichters gewirkt hat, macht keinen principiellen unterschied. Auch der sagaschreiber hat geändert, und es ist bei jeder einzelnen abweichung von fall zu fall zu erwägen, wo das ursprüngliche liegt. Auch der aufsatz von Meißner über 'Iringes weg' (Zs. fda. 56, 77 ff.) zeigt deutlich, daß man der saga nur mit vorsicht trauen darf.

Kaum einen zweiten abschnitt der älteren Nibelungennot kann man mit soviel zuversicht aus den abweichenden darstellungen der beiden hauptquellen erschließen wie die Donauüberfahrt, und es dürfte sich empfehlen, bei stellen, wo die verhältnisse so günstig liegen, einzusetzen. Was Polak (Zs. fda. 54, 462) fast ausschließlich der saga folgend als inhalt der vorstufe hinstellt, ist nicht richtig, wie ich hoffe zeigen zu können.

Daß die angabe der saga, die überfahrt sei da erfolgt, wo Rhein und Donau zusammenfließen, aus einer vorlage stammt, in der wie im jüngeren epos von zwei überfahrten, über Rhein und Donau die rede war, scheint mir trotz des einwands von Frantzen, Neophilologus 1, 74 sicher. Gemeinsam sind beiden quellen die prophezeiung der wasserfrauen und das abenteuer mit dem fährmann, aber im einzelnen weichen die berichte erheblich ab. Im jüngeren epos geht Hagen, wie es der situation entspricht, den strom entlang, um ein fahrzeug zu suchen. In der Thidrekssaga ist es nacht, Hagen erbietet sich wache zu halten und meint, er könne bei der gelegenheit vielleicht ein schiff finden. Dann geht er gleichfalls den strom entlang. Daß diese vermischung von nachtwache und suchen nach dem schiff das werk des sagaschreibers ist, erkennt auch Polak (Zs. fda. 54, 434. 436) an (so schon Droege, Zs. fda. 51, 190). Heusler (Nibelungensage und Nibelungenlied s. 67) hält die nächtliche vollmondscene für ursprünglich. Den sicheren gegenbeweis liefern sämtliche balladen und die Hvensche chronik: überall ist nach dem ganzen zusammenhang tageszeit vorausgesetzt.

Die wasserfrauen findet Hagen nicht im strom, sondern in einem anderen gewässer, nach Ths. in einem wasser, das *maere* heißt, im Nl. in *einem schœnen brunnen*. Zwischen *maere*

und dem *moeringen* des epos str. 1591 besteht zweifellos ein zusammenhang. Ich meine, daß auch hier das epos dem älteren gedicht nähersteht, will aber diesen punkt nicht sonderlich urgieren. Bei einer abweichung fällt sofort in die augen, daß die saga ursprünglicheres bietet: Hagen erschlägt die nixen, nachdem sie ihm unheil prophezeit haben. Das wird auch durch die balladen und die Hvensche chronik bestätigt. Fast in allem anderen lassen diese jüngeren quellen im stich: sie haben die mehrzahl der wasserfrauen und den kleiderraub beseitigt, züge, die durch die übereinstimmung von Ths. und Nl. für das ältere epos gesichert sind.

Im Nl. erhält Hagen zuerst von der einen nixe eine falsche prophezeiung glücklicher heimkehr, dann erst enthüllt ihm die andere die wahrheit, die er in Ths. sofort erfährt. Wenn man das capitel 364 der saga durchliest, hat man sofort bedenken. Zuerst ist von mehreren wasserfrauen die rede, aber dann spricht nur eine, und zwar nicht etwa, wie es im Nl. vernünftigerweise heißt *daz eine merewîp*, sondern schlechthin 'die meerfrau' (*siokonan*), ganz als ob entweder überhaupt nur eine da wäre, oder als ob diese eine, die hier spricht, schon vorher irgendwie aus der mehrzahl herausgehoben wäre. Noch stärker wird dieser eindruck durch den schluß des capitels: *Nv brigðr Hogni sinv sverðe oc drepr siokuna. oc haeggr imiðio svndr hvaratvegio oc dottor hennar slict sama.* Hier drängt sich die zweite so entschieden in den vordergrund, daß auch ohne den vergleich mit Nl. die annahme unabweisbar ist, daß auch sie in der vorlage eine rolle gespielt hat. Man kann sich auch nicht damit helfen, daß die beiden im älteren epos die unheilprophezeiung im chor gesprochen hätten, denn das ist ja beiden quellen gemeinsam, also sicher echt, daß nur eine den untergang verkündet. Das halten auch die jüngeren quellen fest. Es bleibt nichts anderes übrig als die annahme, daß die Ths. vor der prophezeiung der einen nixe eine stelle ausgelassen hat, in der die andere sprach. Wir kommen also auf die fassung des Nl. hinaus und finden eine willkommene bestätigung im fär. Högnilied, wo Hagen ebenfalls eine trügerische prophezeihung von glücklichem ausgang erhält, die hier dem seemann in den mund gelegt ist.

Man möchte nun fragen, ob auch der zug des epos, daß Hagen auf die falsche prophezeiung die kleider zurückgibt und dann erst die wahrheit erfährt, der älteren Nibelungennot angehört hat. Das ist gewiß zu verneinen, denn wenn er das einmal getan hat, dann kann er sie nicht mehr töten. Der mensch hat an sich keine macht über derartige zauberwesen, nur durch den raub der kleider bekommt er sie in seine gewalt, kann sie zwingen, ihm zu diensten zu sein und kann sie allenfalls auch töten. Das ist doch wohl der sinn aller ähnlichen erzählungen. Die vorschnelle rückgabe der kleider war erst auf einer stufe möglich, die den totschlag aufgegeben hatte. Im übrigen ist diese erfindung sehr hübsch. Jetzt erst ist in die nixenscene der koboldhaft neckische zug hineingekommen, der diesen elementargeistern eigenes, individuelles leben verleiht. Ob ihre prophezeiung im älteren epos schon einen hinweis auf den caplan enthielt, kann von hier aus noch nicht entschieden werden.

Die fährmannsepisode hat an gemeinsamen zügen: Hagen nennt einen falschen namen und bietet gold, der fährmann weigert sich anfänglich, kommt dann herüber und weigert sich noch einmal. Alles andere weicht stark ab. Eins ist zunächst klar, wird auch durch das epos selbst bestätigt: nicht die nennung des falschen namens, wie im Nl., sondern das gold lockt ihn über den fluß. Daß Hagen sich als 'Elsungs mann' oder als *Amelrîch, der Elsen man* ausgibt, ist eine list, die ihren zweck verfehlt. Die darstellung des epos ist hier ganz verwirrt: zuerst bietet Hagen gold, der ferge ist aber so reich, daß er es nicht nötig hat, um lohn zu fahren; dann nennt sich Hagen Amelrîch, bietet noch einmal gold, das nun auf einmal wirkt, und dessen lockung in der vielerörterten strophe 1554 ausführlich und in schreiendem widerspruch zu 1551, aber übereinstimmend mit Ths. begründet wird.

> Ouch was der selbe verge nüelîch gehît,
> diu gir nâch grôzem guote vil boesez ende gît
> dô wolt er verdienen daz Hagenen golt sô rôt:
> des leit er von dem degene den swertgrimmigen tôt.

Ths. ist ganz einfach und klar: der ferge, der auf den 'Elsungs mann' nicht reagiert, kommt herüber, weil er den goldring seiner jungen frau schenken möchte. Das letztere

ist ja auch in den balladen bezeugt. Wie der epiker zu seiner verworrenen darstellung kam, ist leicht zu sehen. Er wollte die beiden erlebnisse Hagens, nixenprophezeiung und fährmannsabenteuer, welche die ältere dichtung ebenso wie Ths. in einfachem nacheinander erzählte, in inneren zusammenhang bringen. So müssen die nixen Hagen den weg zu dem fährmann weisen, und die list, die er da gebraucht, wird als ihr rat vorweggenommen. Ähnliche motive sind ja in märchen und dichtung überaus häufig. Überall findet der held, wenn er in verlegenheit ist, einen hilfreichen geist, der ihn berät. Deshalb wird auch den wasserfrauen das leben geschenkt. Im ersten zorn kann Hagen sie nicht totschlagen, da der dichter sie noch braucht, und nachdem sie ihn so freundlich beraten haben, war das erst recht nicht mehr möglich. Da blieb ihm schon nichts anderes übrig, als sich mit einer höflichen verbeugung zu empfehlen. Diese rücksicht auf die composition war nach meiner ansicht für die beseitigung des totschlages viel eher ausschlaggebend als der wunsch, Hagens brutalität zu mildern, obwohl ich nicht in abrede stellen will, daß es dem jüngeren epiker nicht unwillkommen gewesen sein mag, auch das nebenbei damit zu erreichen. Ein ganz entsprechendes beispiel ist der tod des Etzelsohnes: er macht ihn zu einer folge der niedermetzelung der knechte und mildert zugleich die tat Kriemhilds. Aber daß ihm diese milderung nicht von vornherein im sinne lag, beweist die strophe 1912. Sobald die falsche namennennung auf den rat der nixen geschah, ging es nicht mehr an, sie wirkungslos bleiben zu lassen. Deshalb bietet jetzt Hagen zuerst gold ohne erfolg, der falsche name scheint dagegen zu wirken, aber dann fällt der dichter mit str. 1553f. wieder in die vorlage zurück: die schöne, bildhafte scene, wie Hagen am ufer steht, den goldring am schwert in die höhe hebt, während der ferge begierig über den strom rudert, hatte es ihm angetan. Auf sie mochte er nicht verzichten. Nun weigert sich der ferge aufs neue, nach Nl. weil er sieht, daß Hagen ihn belogen hat, daß er nicht Amelrich ist. Das ist selbstverständlich nicht ursprünglich, denn in der vorstufe hatte ihn das gold, nicht der falsche name verlockt. Den echten grund hat die saga: er nimmt den ring an und läßt Hagen ins schiff, ist also bereit ihn

überzusetzen, aber da er nun aufgefordert wird, am ufer entlang zu fahren, macht er schwierigkeiten. Der grund ist natürlich der, daß er jetzt merkt, Hagen ist nicht allein. Das steckt auch noch in Hagens worten in str. 1557, 2 *ich bin ein vremder recke unt sorge ûf degene.* Im epos wird er auf diese zweite weigerung hin erschlagen, in Ths. läßt er sich einschüchtern, erst später schlägt Hagen ihn tot, weil bei der überfahrt die ruder und ruderpflöcke brechen. Ich gestehe, daß ich nicht begreifen kann, wie man jemals auch nur einen augenblick zweifeln konnte, daß das epos hier unbedingt den vorzug verdient. Droege hat (Zs. fda. 51, 190 ff.) überzeugend dargetan, daß die tötung des fergen vor aller augen bei der überfahrt voll von widersprüchen steckt. Auf die frage, weshalb er es getan hat, gibt Hagen zwei verschiedene antworten: zuerst will er nicht, daß die fahrt ins Hunnenland durch den fergen verraten werde. Eine rechte verlegenheitsphrase des sagaschreibers, denn die fahrt ist doch keine heimlichkeit, sondern geschieht offen auf Etzels einladung hin. Man kann sich auch nur mühsam vorstellen, wie der ferge das anfangen sollte. Er müßte sein schiff im stich lassen, müßte außerdem ein pferd haben, um den Nibelungen vorauszureiten. Hagens zweite ausrede, er könne jetzt unbekümmert böses tun, da er nun bestimmt wisse, daß niemand von der fahrt zurückkommen werde, paßt, wie gleichfalls Droege dargetan hat, einzig und allein zu der gewalttat an dem caplan, aber nicht zu der tötung des fergen. Am sonderbarsten ist es, daß Hagen es überhaupt für nötig hält, seine tat zu begründen, da ja nach dem bericht der saga alle mit angesehen haben, daß er sie aus zorn über das zerbrechen der ruder verübt hat. Es ist ganz klar, daß die saga die tötung des fergen an die stelle gerückt hat, wo das ältere epos ebenso wie das jüngere erzählte, daß Hagen den caplan ins wasser warf. Demnach hat auch schon die vorstufe die mitteilung, daß nur der eine lebendig zurückkommt, mit der unglücksprophezeiung der wasserfrauen verbunden. Nur so läßt sich erklären, daß Hagen in diesem augenblick zu der gewißheit kommt, daß keiner zurückkehrt. Die Ths. hat den caplan ebenso beseitigt wie fast alle anderen christlichen motive vor dem bericht von Dietrichs bekehrung. Überall wo eine in deutschen

dichtungen überlieferte stelle, die irgendeinen bezug auf religiöses hat, in Ths. fehlt oder wesentlich anders lautet, ist die echtheit der saga grundsätzlich verdächtig.

Es ist auffallend, daß Droege, obwohl er so klar erkannt hat, daß Hagen ursprünglich den fährmann erschlägt, bevor er mit dem schiff zu den anderen Nibelungen kommt, doch daran festhält, daß er ihn wahrscheinlich deshalb tötet, weil etwas an dem schiff zerbricht. Diese veranlassung ist doch so gesucht und gekünstelt, daß man ordentlich mit händen greifen kann, wie der sagaschreiber sich damit aus der verlegenheit half, als er gezwungen war, an der neuen stelle auch eine neue begründung für die tat zu geben. Sehr erfinderisch ist er nicht gewesen. Er griff das altüberlieferte motiv vom brechen der ruder auf, leistet sich dabei die absonderlichkeit, daß Hagen, durch dessen kraft sie traditionsgemäß brechen, selbst rudert, obwohl der ferge dabei ist, und führt obendrein, wodurch er seine neuerung vollends verrät, noch den alten zug von der erneuten weigerung des fergen als blindes motiv an der alten stelle mit. Zum überfluß — so möchte man beinahe sagen — bestätigen auch die balladen sowie die Hvensche chronik die angabe des epos: überall erschlägt Hagen den fährmann, weil er schwierigkeiten macht zu fahren, überall rudert er deshalb selbst und dann brechen die ruder.

Weshalb der fährmann sich anfangs sträubt, ist in Ths. nicht klar gesagt. Seine erste antwort auf Hagens ruf, daß er einen mann Elsungs nicht lieber fahren wolle als einen anderen und vor allen dingen seinen lohn haben wolle, ist gewiß nicht ursprünglich. Weshalb weigert er sich dann noch einmal, obwohl er lohn bekommt? In Nl. ist es ihm verboten: seine herren haben feinde und deshalb soll er niemand in ihr land lassen. Auch in der dänischen ballade ist es ihm verboten, und zwar durch Kriemhild selbst. Auch im fär. Högnilied hat sie den willen, die überfahrt unmöglich zu machen. Das lied steigert das auf seine weise ins abenteuerliche. Sie erregt durch zauberkünste einen sturm. Man fühlt sich dabei an Dietrich von Bern erinnert, dessen feueratem veranlassung gegeben hat, ihn zu einem leibhaftigen drachen zu machen. Die gestaltung der beiden motive ist ganz parallel. Unwillkür-

lich drängt sich die erwägung auf, ob dies nicht ein alter zug ist. Dann wäre die fährmannsepisode der versteinerte rest einer sagenstufe, auf der sie nicht nur die bedeutung einer episode hatte, sondern denselben sinn, wie ihn Boer ansprechend und für mich überzeugend für die Eckewartbegegnung dargetan hat. Es wäre einmal ein versuch gewesen, das unheil von den brüdern abzuwenden, neben der sendung Eckewarts und den strophen 1716/7, die Heusler (Nibelungensage und Nibelungenlied s. 198) bespricht,[1] ein drittes zeugnis für die einst brüderfreundliche Kriemhild.

Daß die ruder bei der überfahrt, nicht schon vorher brechen, darin stimmen nicht nur die jüngeren quellen, sondern auch die Atlamal zu Ths., und ich gestehe, daß ich hier keinen rechten grund sehe, weshalb der epiker das motiv vorweggenommen hat. Vielleicht hat ihn die *schalte*, die der ferge an Hagens kopf entzweischlägt, zur unzeit daran erinnert. In dem zug des epos, daß Hagen das zerbrochene ruder mit dem *schiltveȥȥel* bindet, steckt ein altes motiv. In den balladen

---

[1]) Ich stimme Heuslers beurteilung dieser stelle in der hauptsache durchaus zu, nur will es mir nicht einleuchten, daß die verse *'Nu wol mich mîner vreuden', sprach Kriemhilt, 'hie bringent mîne mâge vil manigen niuwen schilt und halsperge wîȥe . .'* auch schon in einer dichtung von der brüderfreundlichen Kriemhild mit demselben oder einem ähnlichen sinn gestanden haben sollen. Ich kann mir nicht denken, daß K., so lange sie den brüdern wohlgesinnt war, sich je über ihre ankunft freute. Wenn die ansicht zutrifft, die Heusler u. a. vertreten hat und an deren richtigkeit ich nicht zweifle, daß die bekannte scene in Ths., wo Kr. beim kleidertrocknen am feuer die brünnen sieht und daraus mit schreck und zorn erkennt, daß die brüder auf ihrer hut sind, eine umkehrung des alten zuges ist, wie ihn die Atlakviþa überliefert, dann muß man annehmen, daß die brüder in der alten dichtung von der brüderfreundlichen schwester niemals in brünnen kamen und ihr auch keine gelegenheit gaben, sich über ihre vorsicht zu freuen. Ich denke mir den ursprünglichen sinn der stelle so: sie sieht die brüder kommen und beklagt, daß sie sorglos und ungerüstet daherreiten. Bei der durchführung der rollenvertauschung ist dies, wie so manches andere, ins umgekehrte verwandelt worden. Sie freut sich, daß sie ihr ins garn laufen, aber sie sind jetzt in brünnen, und so entsteht durch die etwas mechanische umkehrung der motive der schiefe eindruck, daß sie sich über die vorsicht der brüder freue, zumal da auch der liebevolle, herzliche ton der alten verse die umänderung überstanden hat. Freude Kriemhilds über die vorsicht der brüder wäre ein blindes motiv, da die vorsicht ihnen letztes endes doch nichts hilft.

dienen schilde zum rudern. Die ursprüngliche form ist kaum zu bestimmen. Auch die erwägung, daß man sich vorstellen kann, das rudern mit schilden habe das umschlagen des schiffes veranlaßt, will ich nur als vorsichtige vermutung äußern. Ebensowenig vermag ich zu entscheiden, ob das ababtreiben des schiffes dem älteren epos angehört hat. Ich vermute, daß es ein zusatz des jüngeren ist, denn wenn man das ruderbrechen hier ausscheidet und der überfahrt zuweist, dann bleibt der bericht von dem abtreibenden schiff so merkwürdig leer und pointenlos, daß es mir wahrscheinlicher vorkommt, die scene sei niemals ohne das brechen der ruder erzählt worden. Immerhin bleibt das unsicher. Den wiederholt erörterten widerspruch im epos, daß Hagen das abtreibende schiff mit großer mühe wendet und dann doch stromabwärts fährt, hat Droege (Zs. fda. 48, 497) sehr geschickt erklärt, aber da der ganze vorgang einigermaßen verdächtig ist, wird man doch den zweifel nicht los. Es ist auch etwas gezwungen, daß Hagen das abtreiben so furchtbar unangenehm ist, wenn es ihn doch zu seinen leuten zurückbrachte. Daß das schiff mit dem vorderteil nach hinten zeigte, war doch kein so großes unglück. So wird die saga, die Hagen zuerst flußabwärts gehen läßt, so daß er gegen den strom zurückrudern muß, hier jedenfalls das ursprüngliche bieten, und der epiker, dessen raumgefühl sich auch sonst recht schwach zeigt (Heusler a. a. o. s. 204 u. ö.), hat sich verwirrt. Daß bei Hagens rückkehr die Burgunden in Ths. schon ein anderes schiff gefunden haben, bricht eigentlich dem ganzen fährmannserlebnis die spitze ab. Ich kann darin ebenso wie Polak nichts anderes sehen als den einfluß einer anderen überlieferung, aus der auch die nachtwache am strom stammt, und der das fährmannsabenteuer fehlte. Dieser zweiten quelle zuliebe, deren bedeutung ich aber im allgemeinen nicht so hoch einschätzen kann wie P., ist die ganze nächtliche mondscheinscenerie eingeführt. Das gefundene schiff muß sich als unbrauchbar erweisen, damit das von Hagen so mühsam erworbene fahrzeug zu seinem recht kommt. In der ausrede Hagens str. 1568, er habe das schiff ohne fergen *bî einer wilden wîden* gefunden, ein zeugnis sehen zu wollen, daß auch das ältere epos von einem herrenlos gefundenen schiff wußte, scheint mir haar-

spalterei. Auf den einfall kann der dichter oder schon der ältere epiker wirklich von selbst ohne besondere anregung gekommen sein, daß Hagen, der seine bluttat verheimlichen will, vorgibt, das schiff sei herrenlos gewesen. Es besteht auch nicht der geringste wörtliche anklang, der auf einen zusammenhang hinweist, kein wort davon, daß das gefundene schiff in der saga an einer weide oder sonst irgendwo angebunden gewesen wäre. Einen wortwechsel über den tod des fergen, zum mindesten den verdacht Gunthers, daß Hagen ihn getötet hatte, muß auch schon das ältere epos enthalten haben: nur so erklären sich nachher, bei der gewalttat gegen den caplan, an dessen stelle in Ths. der fährmann getreten ist, die vorwürfe Gunthers, daß er immerdar böses tue (*illt eina mantv gera nu oc hvert sinni. oc alldri ertv kátr nema þa er þv gerer illt*). Die worte setzen doch wohl voraus, daß man Hagen nicht nur eine böse tat vorzuwerfen hat.

Ich habe lange gezweifelt, ob das umschlagen des schiffes und das naßwerden der helden dem älteren epos angehört hat. Es ist mir erst durch Heuslers erörterung der empfangsscene in Nl. 1737 ff. völlig klar geworden (a. a. o. s. 203 ff.). Hier hat der dichter etwas ausgelassen, nämlich das eintreten in einen raum, das unbedingt fehlt. Die streichung der in Ths. überlieferten angabe, daß die gäste in eine halle geführt werden, muß aber durch einen sachlichen anstoß veranlaßt sein, und dieser sachliche anstoß lag für ihn im trocknen der nassen kleider, sei es, daß ihm die situation für seine helden nicht standesgemäß erschien, oder daß er sich daran stieß, daß die kleider in der langen zwischenzeit immer noch nicht trocken geworden waren, denn das zweimalige naßwerden und die begründung des zweiten durch regenwetter sieht zu sehr nach einer erfindung der saga aus, als daß ich sie dem älteren epos zutrauen möchte. Das wird wohl den vorgang noch in der alten einfachen weise erzählt haben, daß die Nibelungen bei der überfahrt naß wurden und sich bei Etzel trockneten, unbekümmert darum, daß diese darstellung, die aus einer kürzeren dichtung stammte, durch den einschub des aufenthalts bei Rüdeger widerspruchsvoll geworden war. Wie dem auch sei, der epiker konnte sachliche gründe haben, das kleidertrocknen zu streichen. Daß er es wirklich getan hat,

verrät er uns dadurch, daß er 'mit den feuern auch die halle beseitigt hat', und daß deshalb die folgenden gespräche 'ohne dach und fach' sind. Das umschlagen des schiffes, das durch das kleidertrocknen vorausgesetzt wird, hat also dem älteren epos wie Ths. angehört.

In der hauptsache scheint mir der gang der handlung im älteren epos in folgender weise erschließbar: die Nibelungen kommen bei tag (bei moeringen?) an die Donau. Hagen geht den strom entlang (wahrscheinlich abwärts), um ein schiff zu suchen. In einem gewässer findet er zwei badende nixen und raubt ihnen die kleider. Um sie zurückzuerhalten, prophezeit ihm die eine glückliche heimkehr, aber die andere offenbart die wahrheit, daß niemand außer dem caplan mit dem leben davonkommt. Darauf schlägt er beide tot. Er findet den fergen und sucht ihn vergeblich zu gewinnen, indem er sich für einen mann Elsens (Elsungs) ausgibt. Dem fährmann ist (von Kriemhild?) verboten, irgend jemanden überzusetzen, aber da Hagen einen goldring an die schwertspitze steckt und in die höhe hält, denkt er an sein junges weib, dem er das kleinod schenken möchte, und kommt ans andere ufer. Er glaubt, Hagen sei allein, und ist bereit ihn überzusetzen. Erst als der ihn am ufer entlang fahren heißt, merkt er, daß noch mehr menschen über den strom wollen, weigert sich aufs neue und wird erschlagen. Hagen wird von Gunther gefragt, wo der fährmann geblieben sei. (Gunther hat das blut im schiff gesehen? Hagen macht ausflüchte?) Er rudert so gewaltig, daß die ruder brechen (schildmotiv, gestaltung zweifelhaft). Mitten im fluß wirft er den caplan ins wasser, der aber glücklich ans ufer kommt und so die prophezeiung der nixen bestätigt. Das schiff schlägt um und alle kommen durchnäßt ans land.

Im großen und ganzen ist dieser bericht des älteren epos im Nl. doch sehr viel besser erhalten als in der saga, die nicht nur durch abweichende angaben anderer quellen gestört ist, sondern auch aus sich heraus sehr viel gekürzt und entstellt hat, so viel, daß sich die erwägung aufdrängt, ob die saga überhaupt unmittelbar aus dem älteren epos geflossen ist oder nicht eher aus einer bearbeitung, die schon erhebliche kürzungen aufwies. Aber diese frage läßt sich natürlich nur

in größerem rahmen und unter ausgiebiger benutzung der balladen erörtern. Daß die balladen, so entstellt und getrübt ihre überlieferung auch sein mag, dennoch eigenen quellenwert besitzen, und speciell der Högnitattur auch mehr als ihm de Boor (Die fär. lieder des Nibelungencyklus) zugestehen will, steht m. e. außer frage (Neckel, Anz. fda. 39, 19 ff., Die Nibelungenballaden in der festgabe für Braune s. 98 f.). Aber eine wichtige änderung fällt aller wahrscheinlichkeit nach dem sagaschreiber zur last: er hat seiner tendenz gemäß den caplan beseitigt und, dadurch veranlaßt, den tod des fährmanns aus dem alten zusammenhang gerückt. Für die änderungen des jüngeren epikers lag der hauptanstoß in einem formalen grund. Er wollte zwei unzusammenhängende scenen zu einer einheit machen. Dadurch ist der tod der nixen beseitigt worden und die fährmannsepisode namentlich in ihrem anfang stark in verwirrung geraten.

Wenn die oben gegebene auffassung des ursprünglichen sinnes der fährmannsepisode und Boers erklärung der Eckewartbegegnung das richtige treffen, so hat man sich eine ältere stufe deutscher dichtung so zu denken, daß Kriemhild zwei versuche macht, die brüder zu retten. Sie gibt dem fährmann befehl, niemand überzusetzen, und schickt einen warnenden boten. Beides schlägt fehl. Der fährmann läßt sich durch gold ans andere ufer locken, und nun erzwingen die Nibelungen die überfahrt. Der bote schläft ein — ein beliebtes märchenmotiv —, seine warnung erreicht die helden erst, da es zu spät ist. Sie sind schon im Hunnenland. An der doppelheit der motive darf man sich nach meiner ansicht nicht stören. Die brünnenscene beim kleidertrocknen am feuer muß ja ähnlich wie die begrüßung in der Atlakviþa noch einen letzten verzweifelten versuch enthalten haben, das unabwendbare verderben abzuhalten. Wir hätten also im ganzen drei rettungsversuche der schwester. Das ist dem stil eines alten liedes durchaus angemessen. Jede vorstellung einer brüderfreundlichen Kriemhild in Deutschand ist natürlich mit der Chrothildhypothese unvereinbar, und diese ansicht hat auch, so weit ich sehe, in ihrem vollen umfang, daß Chrothild der historische ausgangspunkt der Kriemhild-Gudrungestalt gewesen sei, nicht viel anhänger gefunden. Sie ist auch vollkommen unmöglich.

Selbst wenn man diese versteinerten reste von Kriemhilds parteinahme für die brüder nicht anerkennen will, so bleiben die unverkennbaren spuren der rollenvertauschung deutlich genug. Ein einziger blick auf die letzte scene des Nibelungenliedes, die horterfragung, reicht schon aus. Es ist ganz undenkbar, daß eine dichtung, die sich organisch aus der grundlage entwickelt habe, daß die schwester sich an den brüdern für eine mordtat rächte, jemals auf den einfall gekommen sei, Kriemhild könne sich jetzt, da sie endlich nach so furchtbarem blutvergießen und nach dem opfer des eigenen kindes am ziel ihrer rachewünsche steht, noch bereit erklären, ausgerechnet dem hauptschuldigen das leben zu schenken, wenn er den hort herausgibt. Diese bedingung konnte nur der von goldgier getriebene Etzel stellen. Von ihm ist sie auf Kriemhild übergegangen.

Aber aus der Chrothildhypothese hat sich ein compromiß mit der älteren auffassung gebildet: die nordische sagenform ist die ursprüngliche, die umgestaltung der deutschen geschah unter dem einfluß der Chrothildsage. Diese ansicht hat u. a. in ein so verbreitetes werk wie v. d. Leyens sagenbuch eingang gewonnen und ist von Polak (Zs. fda. 55, 474 ff.) näher begründet worden, hat auch sonst mehrfach zustimmung gefunden. Mir scheint sie ebenso ein irrweg wie die ausgesprochene Chrothildhypothese. Der einwand, den Jiriczek (Die deutsche heldensage s. 114) erhebt, daß die umwandlung dann so früh erfolgt sein müsse, daß es unbegreiflich wäre, wie die sage in ihrem älteren typus in den norden gelangt sei, läßt sich allerdings widerlegen: die umwandlung braucht nicht so früh gewesen zu sein, da Aimoin bezeugt, daß die Chrothildsage lange zeit lebendig geblieben ist. Zudem könnten schließlich auch varianten nebeneinander bestanden haben. Aber schon allgemeine erwägungen erwecken bedenken: Polak hält es für psychologisch unmöglich, daß die rücksicht auf Attila vermocht hätte, Kriemhilds tat, den ausdruck einer 'geradezu fanatischen germanischen sippenliebe', ins völlige gegenteil zu verkehren. Man möchte einfach die gegenfrage stellen: ist es psychologisch verständlicher, daß die anlehnung an die heldin einer anderen sage, deren handlungsweise in schroffstem gegensatz zu der alten Kriemhild stand, die gar

keine innere gemeinschaft mit ihr hatte, dieses wunder bewirkt haben soll? Hier steht ansicht gegen ansicht. Mir scheint überhaupt kaum etwas leichter zu begreifen als die alte erklärung der rollenvertauschung, wie sie soeben wieder von Heusler klar und überzeugend vorgetragen wurde. Eine dichtung vom Burgundenuntergang wurde in ein land verpflanzt, wo Dietrich von Bern die heldenepik beherrschte, wo man infolgedessen an den habgierigen, heimtückischen, grausamen Etzel einfach nicht glaubte und ihn sich von dieser aus der fremde eingewanderten geschichte auch nicht aufnötigen lassen wollte. Die fremde sage mußte sich der einheimischen fügen, man war jetzt gezwungen, eine neue begründung für die verräterische einladung zu suchen, und fand sie, was sehr nahe lag, in Siegfrieds tod. Am glaubhaftesten wird mir diese umgestaltung, wenn ich annehme, daß sie sehr früh geschah, unmittelbar nach der verpflanzung der sage, noch ehe die gestalt der brüderrächenden Kriemhild zeit hatte, in der neuen heimat fest einzuwurzeln. Wenn irgendwo dann scheint mir hier der gedanke an langsame, allmähliche umwandlung, auch an ein fortbestehen der alten sagenform neben der neuen in varianten, die erst mit der zeit aussterben, unvorstellbar, selbstverständlich nur innerhalb des neuen verbreitungsgebiets. In der alten heimat der sage und auch in anderen teilen Deutschlands hat sich die ursprüngliche gestalt des stoffes zunächst jedenfalls erhalten. Dieser ganze vorgang ist so durchsichtig, daß er schon von vornherein mehr für sich hat als die annahme einer beeinflussung von außen her.

Die umgestaltete deutsche sage ist durch die formel: alte sage + Chrothild auch gar nicht erklärt. Die formel mußte eine sage ergeben, in der beide gatten gemeinsame sache machten, in der Kriemhild Attilas goldgier benutzte, um Siegfrieds tod zu rächen, ebenso wie Chrothild den machtwillen Chlodwigs ihrer rache dienstbar machte. Eine sage dieses inhalts hat auch Polak aus der Ths. und den verschiedenen berichten von der rache des Hagensohnes erschlossen, und sie hält er für die zwischenstufe, die unter dem einfluß der Chrothild entstand und sich dann unter dem einfluß der Etzelfreundlichen Dietrichsage in die bekannte deutsche auffassung von Etzels schuldlosigkeit wandelte. Es gab also drei

stufen: a) Attila allein schuldig; b) beide gatten schuldig; c) Kriemhild allein schuldig. Diese entwicklung ist aber nicht möglich; a und c haben einen höchst charakteristischen gemeinsamen zug: der unschuldige teil der gatten übt an dem schuldigen die vergeltung für den untergang der Nibelungen. Es ist nicht so, wie man seltsamerweise fast immer sagt, daß die abschließende rächerrolle Dietrich von Bern zugefallen sei. In Ths. wird Kriemhild von Dietrich auf ausdrücklichen befehl Attilas getötet, und so stand es auch im älteren epos. Das beweist das Nibelungenlied, wo Hildebrand, der seinem herrn die henkersarbeit wie so manches andere abgenommen hat, dadurch veranlaßt wird zum schwert zu greifen, daß Etzel Hagens tod beklagt. Nur den ausdrücklichen befehl hat der jüngere epiker als zu kraß beseitigt. Daß Etzel nicht selbst handelt, ist bei der allgemein herrschenden auffassung seiner persönlichkeit beinahe selbstverständlich. Keine spur weist darauf hin, daß Dietrich sich jemals eigenmächtig ein richteramt angemaßt habe. Lediglich Etzel rächt den tod der Nibelungen an seinem eigenen weib. Wie kam er dazu, nachdem sie doch auch seine feinde, die mörder seines kindes geworden waren, nachdem er auch vorher keinen versuch gemacht hatte, sie zu retten, so lange es noch zeit war, im gegenteil Gunthers sühneangebot schroff zurückgewiesen hatte? Beide quellen haben es zu erklären gesucht, die Ths. durch eine recht banale äußerung Dietrichs, der meint, Kriemhild würde, wenn sie könnte, mit ihm und Etzel nicht besser verfahren als mit ihren brüdern. Der Nibelungendichter hat die schwierigkeit mit großem geschick gemeistert. In ritterlich-männlichem empfinden beklagt der könig angesichts des toten feindes, daß der beste held, dessen glänzende kampftüchtigkeit auch der vornehm gesinnte gegner anerkennen muß, einen schmählichen tod von weiberhänden finden mußte, und da wallt dem alten hitzkopf Hildebrand sein jähzorniges blut und er vollbringt, was im herzen Etzels unausgesprochener wunsch geblieben ist. Das ältere epos hatte den vorgang noch, wie Ths. zeigt, in unausgeglichener schroffheit, auch das warnende zureden Dietrichs wird ein zusatz der saga sein. Concipiert wurde das motiv, das selbst in der geschickten umdichtung des jüngeren epikers noch wie eine ungeahnte

überraschung wirkt, nicht für eine gestaltung der sage von der brüderfeindlichen Kriemhild, sondern es wurde von der alten brüderfreundlichen schwester auf Etzel übertragen. Damit fällt aber jede möglichkeit, die sagenform c aus der zwischenstufe b herzuleiten, denn in b gab es keinen schuldlosen gatten, der den schuldigen bestrafen konnte. Hier sind sie beide schuldig und fallen nach Polak auch beide der rache des Hagensohnes zum opfer. c ist ohne zwischenstufe aus a hervorgegangen. b ist, auch wenn wir es ganz in der form, wie Polak es reconstruiert hat, annehmen wollen, keine zwischenstufe, sondern eine mischform, deren entstehung man sich auf zwei arten denken kann. Entweder blieb a in teilen Deutschlands erhalten und wurde unter dem einfluß von c dahin erweitert, daß beide gatten die schuld teilen, oder c wurde unter der einwirkung nordischer sage modificiert. So ist auch von dieser seite her nicht wahrscheinlich zu machen, daß Chrothild irgend welchen entscheidenden einfluß auf die entwicklung der deutschen Kriemhild gehabt hat, und die jüngste umfassende darstellung der Nibelungensage hat wohl daran getan, Hildiko wieder uneingeschränkt in ihre alten rechte einzusetzen, aus denen sie eine nebenbuhlerin unberechtigterweise zu verdrängen suchte. Man könnte höchstens erwägen, ob die bereits umgestaltete sage, in der ja nun Kriemhild eine gewisse ähnlichkeit mit Chrothild hatte, von dort eine gewisse beeinflussung erfuhr, etwa in der werbung Etzels und in dem widerstand von Hagen-Aridius. Aber dabei kann es sich allerhöchstens um nebensächliche züge der epischen ausgestaltung gehandelt haben.

FRANKFURT a. M., 23. februar 1921.

CARL WESLE.



ZUR SAGE VON ERMENRICHS TOD.

Der bekannte bericht des Jordanes schlägt eine brücke von der zeitgenössischen nachricht über Ermenrichs tod zu der deutschen und nordischen überlieferung. So scheinen hier alle vorbedingungen für eine sichere erkenntnis der entwicklung der sage gegeben, aber in wirklichkeit liegen die verhältnisse doch viel ungünstiger. Daß hinter Jordanes ein gotisches lied steht, wird niemand bezweifeln, aber was wir über die epische gestaltung dieses liedes wissen, ist herzlich wenig. Mit recht hat sich H. Schneider (Zs. fda. 54, 343 f.) dagegen ausgesprochen, daß man zuweilen mehr aus Jordanes herauslesen wollte als tatsächlich dasteht, und schon für das gotische lied motive in anspruch nahm, die erst später bezeugt sind, vor allem den dritten bruder, der im norden seine gewichtige rolle spielt und im 'König Bloedelinck' des niederdeutschen liedes fortlebt, aber wenn er annimmt, daß nur das, was Jordanes berichtet, inhalt des gotischen liedes gewesen sei, so tut er der überlieferung nicht minder gewalt an, und der satz, man dürfe sich die einzigartige gelegenheit nicht entgehen lassen, die sage in ihrer entwicklung zu verfolgen, ist ein postulat, aber keine begründung. So wie Jordanes' bericht vorliegt, macht er allerdings auf den ersten blick den eindruck, als liege er auf geradem wege zwischen der nachricht des Ammianus und der nordischen dichtung, als habe das lied, das ihm zugrunde liegt, erst ein paar schritte vom geschichtlich-politischen ereignis zu der rein persönlichen auffassung der heldenepik zurückgelegt. Man möchte es als übergangsform, als organisches glied in der kette ansehen, aber es kann ebensogut eine mischform sein. Es ist ebensogut möglich, daß die gotische dichtung schon den ganzen weg zur persönlichen fabel durchmessen hatte, und daß erst der

historiker die erzählung wieder in den geschichtlichen zusammenhang gestellt und entsprechend umgebogen hat. Es ist möglich, daß schon im gotischen lied nicht Ermenrich, sondern die rächenden brüder im mittelpunkt standen, und daß der geschichtsschreiber den schwerpunkt verschoben hat. Ob man das für wahrscheinlich hält, ist eine andere frage, aber daß einundeinhalb jahrhunderte nicht ausgereicht haben sollen, um diese entwicklung reifen zu lassen, wird man schwerlich einwenden können. Nehmen wir einmal an, das gotische lied hätte — abgesehen von der äußerlichen verbindung mit der Nibelungensage — ungefähr dasselbe erzählt wie das eddische Hamdirlied, so konnte Jordanes' bericht auch auf dieser grundlage fast genau so lauten, wie er vorliegt. Nur die charakteristische art der verstümmelung durch abschlagen der füße und hände hätte er wohl kaum durch seine farblosere angabe ersetzt, aber die familienverhältnisse der rächer, die aufreizung durch die mutter und den streit mit dem dritten bruder konnte ein historiker, der die dinge ganz vom standpunkt des königs ansah und sie in seinen geschichtlichen zusammenhang einzufügen hatte, ohne weiteres als belanglos übergehen. Tatsächlich hat er einen wichtigen punkt, über den das gotische lied sicher nicht schweigen durfte, beiseite gelassen: er sagt nicht, was aus den angreifern nach ihrem halbgeglückten unternehmen geworden ist. So gering ist das interesse, das er für sie hat. Man nimmt allgemein an, daß sie dabei den tod fanden, und das ist auch fraglos das wahrscheinlichste, freilich ebensowenig sicher wie alles andere. Weshalb sollte es undenkbar sein, daß die gotische dichtung, über deren einzelheiten wir so wenig wissen, sie auf irgendeine weise entrinnen ließ? Aus den namen Sarus und Ammius ist mehrfach geschlossen worden, daß die Goten schon das motiv der gefeiten brünnen kannten. Wie man sich dazu stellt, ist reine gefühlssache, und es scheint mir müßig, darüber zu streiten. Ich sehe jedenfalls keine möglichkeit, wie jemand, der an diese bedeutung der namen glaubt, einen anderen, der sie für zufällig hält, von der richtigkeit seiner auffassung überzeugen wollte und umgekehrt. Aber auch davon abgesehen sind alle schlüsse ex silentio bei einem so knappen und dürftigen bericht höchst bedenklich; sogar da, wo wir die quellen nicht

nur in auszügen besitzen, würden sie häufig in die irre führen: aus der ganzen umfangreichen mhd. Dietrichepik könnten wir, wenn uns nicht andere denkmäler wie Thidrekssaga, Klage und Anhang zum heldenbuch auskunft gäben, nicht einmal mit sicherheit erkennen, daß Dietrichs exil mit der heimkehr endete. Hätten wir zufällig nur den Alphart, so wüßten wir überhaupt nicht, daß der kampf mit Ermenrich zu Dietrichs vertreibung führte. Das muß gegen die zuverlässigkeit einer dürren prosanotiz, der es nicht darauf ankam, das gotische lied getreu nachzuerzählen, sondern nur, den tod Ermenrichs in einklang mit der epischen tradition zu berichten, doppelt bedenklich machen.

Auch die beurteilung des hauptpunktes, in dem Jordanes von der späteren überlieferung abweicht, der stellung Svanhild-Sunildas und der ursache ihres gewaltsamen todes, bleibt unsicher. Drei auffassungen sind denkbar, keine ist unmöglich. Jordanes mag das ursprüngliche gewahrt haben, die nordische darstellung, die sich auch für deutsche sage mit großer wahrscheinlichkeit erschließen läßt, könnte eine umbildung sein, und das würde der allgemeinen entwicklung der epischen stoffe vom historischen ereignis zur familientragödie aufs beste entsprechen. Es kann aber auch anders gewesen sein. Vielleicht war Sunilda schon im gotischen lied Ermenrichs gattin und wurde hingerichtet, weil man sie des ehebruchs beschuldigte; der historiker kann gewußt haben, daß dies der geschichtlichen wahrheit nicht entsprach, und rückte deshalb ihren tod nachträglich in einen politischen zusammenhang. Und drittens können die beiden darstellungen unabhängig voneinander entstanden sein, allerdings gewiß nicht so, wie sich Boer (Die sagen von Ermanarich und Dietrich, s. 11) die entwicklung denkt: er meint, die alte gotische sage habe überhaupt nicht gewußt, weshalb Ermenrich Sunilda töten ließ, sie habe nur die nackte tatsache erzählt. Jüngere gotische überlieferung, die Jordanes wiedergibt, und die außergotische epik hätten die begründung für die gewalttat erst nachträglich erfunden. Die methode ist klar: was abweicht, hat der ursage gar nicht angehört, nur das übereinstimmende ist echt. Man gewinnt die älteste form durch subtraction. Das ergebnis ist ein zerrbild: der könig, der ein weib ohne jede veranlassung, bloß

weil es ihm spaß macht, von pferden zerreißen oder zerstampfen läßt! Welches maß von stumpfer gedankenlosigkeit traut man dichter und hörern damit zu! Man könnte sich das höchstens vorstellen, wenn Ermenrich schon damals als grausamer wüterich galt, der an blutvergießen und greueltaten eine sadistische freude hatte, aber so barbarisch hat ihn nicht einmal der haß der späteren Dietrichepiker gezeichnet, und Jordanes hätte sich dann wohl auch gehütet, ihn den edelsten der Amaler zu nennen. Dagegen ist unbestreitbar, daß die begründung von ereignissen leicht verloren gehen konnte, am leichtesten wenn ein lied verpflanzt wurde und in eine umgebung geriet, wo seine voraussetzungen nicht bekannt waren. Wer die Ermenrichsage zum erstenmal durch das Hamdirlied kennen lernte, der wußte auch nicht, weshalb Svanhild sterben mußte. Aus der erwähnung des schwestersohnes am galgen konnte ohne kenntnis des stoffes aus anderen quellen kein mensch erraten, was der dichter voraussetzte; nicht einmal, daß er sich Svanhild als Jörmunreks gattin dachte, ging aus dem wortlaut des liedes hervor. Wenn begründungen verloren gehen, so entsteht die notwendigkeit, neue zu erfinden, und in diesem sinne ist es allerdings möglich, daß Jordanes bezw. seine quelle und die außergotische überlieferung die veranlassung für Svanhild-Sunildas tod selbständig ersonnen haben, da ihnen nur das factum ohne begründung gegeben war.[1]) Ich sehe keinen weg, zu einer entscheidung zu gelangen, welche von den drei möglichkeiten der wirklichkeit entspricht.

Jedenfalls kann man, glaube ich, unbedenklich annehmen, daß Svanhild als Ermenrichs gattin schon in Deutschland bekannt war und nicht erst nordischer sonderentwicklung angehört. Zweifelhafter ist das bei der gestalt, durch welche die nordische dichtung ihr eigentümliches gepräge erhält, bei dem dritten bruder. Es ist möglich, daß die dreiheit der brüder in den Quedlinburger annalen und der Würzburger chronik eine verdunkelte erinnerung an eine persönlichkeit enthält, die dem nordischen Erp entsprach. Ebensogut kann sich hier die auffassung, daß drei an der tat beteiligt waren

---

[1]) Ähnlich faßt auch Schneider seine zustimmung zu Boers ansicht.



und daß Odoaker ein bruder der rächer war, auch selbständig gebildet haben, da in der rolle, die Odoaker spielt, gar nichts an Erp erinnert. Gewißheit könnte das niederdeutsche lied geben: es würde uns eine alte deutsche dichtung erweisen, die in allem wesentlichen mit den Hamdismal übereinstimmte, wenn nicht gerade diese enge berührung den verdacht secundären nordischen einflusses, der abhängigkeit von dem Hamdirlied oder einer inhaltlich ähnlichen nordischen quelle erregt hätte, was schon Boer (s. 32) erwägt und Schneider zu erhärten sucht. Auch darüber wird man kaum zu einer sicheren entscheidung gelangen, wie überhaupt die frage, ob und in welchem umfang nordische sage auf Deutschland eingewirkt hat, überaus problematisch ist. Vermutet hat man derartige einwirkungen schon wiederholt, ein sicherer beweis ist meines wissens in keinem falle erbracht. So muß man sich schon damit abfinden, daß wir nicht wissen, wo und wann die dichtung, die im norden überliefert ist, ihre charakteristische gestaltung erfahren hat, ob schon bei den Goten oder in Deutschland oder erst in Skandinavien. Am ende sind diese bemühungen um die äußere geschichte des stoffes auch nicht einmal die wichtigste aufgabe: die hauptsache bleibt es, die innere entwicklung und den gehalt der dichtung zu erfassen und zu würdigen, und gerade in dieser hinsicht treffen Schneiders ausführungen nach meiner ansicht nicht das richtige.

Ich gehe von den Hamdismal aus, der ältesten quelle, die den ganzen verlauf der handlung erzählt. Die momentphotographie, welche die Ragnarsdrapa entwirft, kommt daneben kaum in betracht. Die zerrüttete überlieferung stellt eine reihe textkritischer fragen, unter denen zwei sind, zu denen hier stellung genommen werden muß. Zunächst handelt es sich um die vielerörterte strophe 22 (nach Bugges zählung). In ihrer beurteilung bin ich mit Schneider vollkommen einig. Daß hier Gudrun zu ihren söhnen spricht, und daß die verse hinter strophe 10 gehören, hat schon Bugge (Zs. fdph. 7, 380) gesehen und Heusler (vgl. Sijmons, Zs. fdph. 38, 147) durch das zeugnis des niederdeutschen gedichtes bekräftigt. Hier hat einmal eine glückliche conjectur von außen her die denkbar schönste bestätigung gefunden. Einwände, wie sie Boer (a. a. o. s. 32 anm.) erhebt, gehen gar nicht auf die sachlage ein.

Inhaltlich passen die worte durchaus in Gudruns mund: es ist vorausgegangen, daß die söhne sich bereit erklärt haben Ermenrich anzugreifen, ihrer blutrachepflicht zu genügen, obwohl sie sich darüber klar sind, daß die unternehmung ihr tod sein wird. Und jetzt sagt Gudrun: 'ihr zwei könnt das nicht vollbringen gegen 1000 Goten', genau so wie Hildebrands gattin Dietrich warnt, er solle mit seinen paar gesellen Ermenrich und seinen vierthalbhundert mann nicht zu nahe kommen, und genau so wie sich an diese warnung der rat anschloß, noch einen anderen, den 'sohn der stolzen witwe',[1]) den könig Bloedelinck mitzunehmen, der dann auch wirklich die hauptarbeit leistet, ebenso folgte auch in Gudruns rede dem negativen das positive: 'ihr müßt Erp mitnehmen'. Die verse sind verloren gegangen und dadurch erklärt sich auch, wie der torso, der sich hielt, an eine falsche stelle geriet. Die stelle war jetzt, da der positive teil, der den negativen ergänzte, nicht mehr da war, unverständlich und in ihrem zusammenhang sinnlos. Da folgerte jemand ebenso wie es Boer ein jahrtausend später getan hat: hier wird gesagt, die unternehmung sei unmöglich. So kann Gudrun, die zu der tat auffordert, unter keinen umständen sprechen. Es muß jemand aus der umgebung Ermenrichs gewesen sein. So wurden die verse versetzt. Daß Bugge und Heusler mit der umstellung das richtige getroffen haben, halte ich für vollkommen sicher. Es wäre gut, wenn alle fragen höherer textkritik so klar und einwandfrei erledigt werden könnten.

Die zweite frage betrifft die strophen 12—14. Die handschriftliche reihenfolge ist bekanntlich 14, 12, 13.

14 þá kuaþ þat Erpr eino sinni —
mærr um lék á mars baki: —
'ilt er blauþom hal brautir kenna'.
kóþo harþan miok hornung uera.

[1]) Aus der 'stolzen witwe' könnte kühne hypothesenfreude mancherlei folgern und eine sagenform erschließen, die älter sein müßte als die gesamte nordische überlieferung. Damit wäre dann auch die abhängigkeit des liedes vom norden widerlegt. Aber die vereinzelte wendung eines späten gedichtes, in der vielleicht nicht mehr sachlicher kern steckt als in dem rein formelhaften 'so fern in jenem Frankrike', ist für so weitgehende schlüsse nicht tragfähig, m. e. nicht einmal für das, was Sijmons a. a. o. zu der stelle äußert.



12 Fundo á stræti stórbrǫgþóttan:
'hué mun iarpskamr okr fultingia'?

13 Suaraþi inn sundrmæþri, suá kuaz ueita mundo
fulting frændom sem fótr ǫþrom.
'huat megi fótr fæti ueita,
né holdgróin hǫnd annari?

Die umstellung Bugges haben Grundtvig, Hildebrand, Gering, Ranisch, Jónsson, Sijmons angenommen, auch Genzmer in seiner übersetzung. Detter-Heinzel wahren die handschriftliche strophenfolge, aber mit ihrer erklärung kann man sich schwerlich einverstanden erklären. Daß *Fundo á stræti stórbrǫgþóttan* nicht die erste begegnung bezeichnen soll, obwohl die Vǫlsungasaga es so auffaßt, halte ich für unmöglich, und die annahme, daß sich Erp mit seinem *ilt er blauþom hal brautir kenna* auf frühere erkundigungen über den weg ins Gotenland beziehe, oder daß eine strophe ausgefallen sei, in der gesagt war, daß Sǫrli und Hamdir auf ihrem beschwerlichen ritt über die berge den bruder auf bequemer talstraße reiten sahen und ihn fragten, wie man vom berg hinuntergelangen könne, conjiciert so viel in den text hinein, daß dagegen die einfache strophenumstellung als erheblich conservativere behandlung der überlieferung erscheint. Außerdem halte ich es für unmöglich, daß überhaupt noch einmal eine unterredung zwischen den brüdern stattfindet, nachdem Erp den beiden anderen eine derartige beleidigung ins gesicht geschleudert hat. Aber auch die umstellung befriedigt nicht. Gewiß würde die schwere beleidigung das gespräch wirkungsvoll zuspitzen und gäbe eine stärkere motivierung für den totschlag, sie wäre auch eine passende antwort auf die alberne frage *huat megi fótr fæti ueita né holdgróin hǫnd annari?*, wenn statt *blauþom* ein anderes adjectivum dastünde. 'Blöde' würde vortrefflich passen, aber *blauþr* heißt bekanntlich 'zaghaft, feige', und der vorwurf der feigheit ist doch gerade in diesem augenblick, da die brüder sich zu der unendlich gefährlichen, tollkühnen rachetat entschlossen haben, der sinnloseste, den man sich denken kann. Genzmer hat deshalb — ähnlich auch Neckel, Edda s. 268 — noch weitere umstellungen vorgenommen: er hat 11, 3 ff. hinter 13 gestellt: nach dem gespräch über hand und fuß reiten die brüder

zusammen aus, und dann erst kommt 14: Erp läßt sein pferd tänzeln und sagt mit einem male: 'Nicht ziemt mir's, zagen den weg zu zeigen'. Er weigert sich also jetzt plötzlich und beleidigt die brüder, ohne daß man weiß weshalb. Das ist unmöglich, denn darin stimmen die drei überlieferungen, Prosaedda, Vǫlsungasaga und der text der Hamdismal, wie ihn der Codex regius bietet, überein, daß Erp unmittelbar im anschluß an das gespräch erschlagen wird, in dem er den brüdern die verhängnisvolle antwort gibt, er wolle ihnen helfen wie die hand der hand und der fuß dem fuß oder wie seine worte, die ja abweichend überliefert sind, ursprünglich gelautet haben mögen. Was so fest gestützt ist, daran darf unter keinen umständen gerüttelt werden. Genzmers änderung ist deshalb besonders unglücklich, weil sie den ganzen sinn entstellt. So wie er das lied wiedergibt, bekommt man den eindruck, daß Sǫrli und Hamdir in ihrem guten recht sind, wenn sie sich für diese unverschämte und ganz unvermittelt herausgeschleuderte beleidigung blutig rächen. Aber das ist keineswegs die meinung des dichters, wie sich aus den schlußstrophen klar und unzweideutig ergibt. Man muß die strophenfolge der hs. beibehalten, nur darf man vor der ersten strophe (14 nach Bugge) kein zusammentreffen der beiden brüder mit Erp annehmen. Es steht ja auch nichts davon da. Erp ist allein, die worte *ilt er blauþom hal brautir kenna* sind ein monolog. Er weiß noch gar nicht, daß die brüder zur rachetat entschlossen sind, ihr langes säumen verurteilt er ganz im sinne Gudruns als feigheit, und so tut er mit deutlicher beziehung auf Sǫrli und Hamdir diesen sentenzartigen ausspruch. Vielleicht denkt er dabei, daß er selbst eigentlich die pflicht habe, sie an ihre schuldigkeit zu erinnern, aber 'übel ists, einem feigen mann die wege zu weisen', so rechtfertigt er sich vor sich selbst, daß er nicht auf sie einwirkt. Eigene rachepflichten hat er ja nicht zu erfüllen, da er kein bruder Svanhilds ist. Jetzt kommen die brüder zu ihm und fragen, was er ihnen bei der rache helfen kann. Er gibt die bekannte antwort, die selbstverständlich keine spur von spott und hohn enthält, sondern lediglich die emphatische zusicherung, daß er ihnen unbedingt und rückhaltlos zur verfügung steht: ich will euch so treue hilfe leisten, als ob wir glieder eines körpers wären.

Das ist der sinn seiner antwort. Auf den verächtlichen ton, in dem die brüder fragen, geht er nicht ein, und ich finde, das ist ein besonders feiner zug. Hat er vorher ihr säumen mißbilligt, so muß er sich jetzt über den endlich gefaßten entschluß freuen, und in seiner freude hört er die geringschätzung gar nicht aus ihren worten heraus.

Außer der aufforderung Erp mitzunehmen, muß die verstümmelte rede Gudruns auch noch irgend etwas von den gefeiten brünnen enthalten haben, die man meiner ansicht nach nicht aus strophe 25 hinausinterpretieren darf. Gegen die ursprünglichkeit des brünnenmotivs hat Schneider mehrere einwände erhoben: die todesahnung vertrage sich schlecht damit, Gudruns worte, daß sie allein so vielen Goten nicht gewachsen seien, würden nicht dazu passen, und die heldische auffassung der brüder werde dadurch beeinträchtigt. Mir scheint das alles nicht eben schwer zu wiegen. Die todesahnung wird ausgesprochen, ehe die brüder etwas von den gefeiten brünnen wissen. Gudruns worte vertragen sich sehr wohl damit: 'ihr seid zu zweien 1000 Goten nicht gewachsen, ihr müßt Erp mitnehmen, und außerdem will ich euch gefeite brünnen mitgeben'. Selbst wenn wir uns den inhalt von Gudruns rede in die nüchternste und prosaischste form gekleidet denken, kann ich nichts anstößiges darin finden. Ich kann mir recht gut vorstellen, daß zwei männer auch in undurchdringlichen brünnen nicht imstande sind, einen könig auf seiner eigenen burg inmitten seines zahlreichen gefolges zu erschlagen. Der dritte einwand besagt am wenigsten, weil er ganz modern gedacht ist. Nirgends leidet Siegfrieds heldentum in den augen des deutschen epikers unter seiner unverwundbarkeit, auch Achill wird, wenigstens soweit meine kenntnis griechischer heldendichtung reicht, deshalb nicht geringer eingeschätzt. Man muß sich auch die ungeheuere schwere der aufgabe vorhalten: dazu gehört, selbst wenn man undurchdringbare brünnen trägt, immer noch eine recht achtbare dosis von verwegenheit und todesverachtung. Und daß die brünnen keine unbedingte lebensversicherung sind, beweist der erfolg. Sie schützen gegen hieb und stich, aber man kann sich, auch abgesehen von den steinwürfen, denen die helden erliegen, noch eine menge anderer möglichkeiten ausmalen,

wie die überzahl die beiden trotz der gefeiten rüstungen überwältigen und töten könnte. Es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß sie ausgerechnet mit steinen erschlagen werden, nur irgend etwas anderes als die blanke waffe mußte es sein. Viel störender als das brünnenmotiv erscheint mir das damit verbundene schweigegebot, das man in der regel aus den strophen 23 f. herausliest. Daß sprechen den zauber bricht, ist allerdings eine geläufige vorstellung, aber hier liegen die dinge doch anders. Der zauber wird gar nicht gebrochen, die brünnen bleiben undurchdringlich wie zuvor. Der könig gibt den befehl sie zu steinigen: dadurch wird die wirkung des zaubers umgangen, aber nicht aufgehoben, und daß der könig erst durch Hamdirs worte in den stand gesetzt wird, den für die brüder verhängnisvollen befehl auszusprechen, hat man wohl aus dem nacheinander der beiden reden und den vorwürfen, die Sǫrli gegen Hamdir erhebt, geschlossen, aber es steht nicht ausdrücklich da. Boer (a. a. o. s. 26 ff.) faßt die stelle anders, und ich glaube, daß er hier richtig gesehen hat. Jedenfalls lassen sich die strophen 26—27 ohne zwang auf Erps ermordung beziehen, ob man nun mit Boer str. 26—28 als zusammenhängende rede Sǫrlis ansieht oder die strophen unter die brüder teilt. Auch letzteres ergäbe einen guten sinn: sie machen sich gegenseitig vorwürfe, jeder will dem anderen die verantwortung für die verhängnisvolle tat zuschieben, die sie gemeinsam begangen haben. Schneider nimmt an, daß der streit der brüder sich in einer älteren fassung des liedes nur darum gedreht habe, daß die rache nicht ganz gelungen ist, aber im vorliegenden handle es sich darum, daß die hoffnung, selbst mit heiler haut zu entkommen, vereitelt ist. M. e. berechtigt die überlieferung nicht zu der annahme dieser entstellung: ich sehe die ursprüngliche auffassung auch in unserem gedicht noch ganz rein erhalten. Gewiß besteht auch ein causalzusammenhang zwischen dem scheitern des überfalls und dem tod der brüder: wenn es ihnen gelungen wäre, Ermenrich völlig zu erledigen, konnte er den befehl nicht geben, der ihnen verderblich wird, und für sie wäre dann noch einige aussicht vorhanden zu entrinnen. Dieses zusammenhanges ist sich der dichter selbstverständlich auch bewußt. Den mißglückten angriff bezahlen die helden mit

dem leben, und damit finden sie sich in den letzten worten, die ihnen vergönnt sind, stolz und heroisch ab, aber daß dies das centralmotiv des vorhergehenden streites ist, läßt sich nicht beweisen, und so wird auch das ganze schweigegebot höchst zweifelhaft.

Überhaupt ist der brünnenzauber für den dichter kein beherrschendes motiv. Er hält ihn mehr im halbdunkel eines geheimnisvollen hintergrundes. Vielleicht hat er einmal in einer älteren dichtung eine wichtigere rolle gespielt, aber das vermögen wir nicht mehr mit sicherheit zu entscheiden. In dem vorliegenden lied ist Erp die hauptsache: sein tod ist die ursache, daß die rache nicht völlig gelingt, und daß die brüder sterben müssen. Die einführung dieser gestalt beurteilt Schneider höchst abfällig. Sie sei 'absurd und gekünstelt', die ganze fabel der Hamdismal nur verständlich, wenn man annehme, 'daß hier zu einem von vornherein feststehenden schluß ein anfang, so gut es eben ging, hinzugedichtet wurde'. Das ist ein befremdendes urteil, und ich möchte ihm meine ansicht gleich mit entschiedenheit entgegenstellen: ich finde, daß die gestalt des Erp, wo und wann sie auch erfunden wurde, und die schwesterrache zu einer vollkommenen einheit zusammengeschweißt sind, in der nichts unklar, nichts gewaltsam und nichts erkünstelt ist. In der einführung des dritten bruders sehe ich einen überaus glücklichen griff, durch den die handlung erst richtig sinn und gehalt bekommen hat.[1]) Schneider entwickelt den gang des liedes in folgender weise: Gudrun habe Sǫrli und Hamdir gesagt, zu zweien könnt ihr mit 1000 Goten nicht fertig werden, aber wenn ihr drei seid, dann mag es gehen. Es sei nun verabredet worden, daß der eine die hände, der andere die arme und der dritte den kopf des feindes abhauen sollte. Ehe es zur ausführung der tat kam, wurde Erp erschlagen; das müssen die brüder aber in der hitze des gefechtes ganz vergessen haben: jeder erfüllt nur seinen teil der aufgabe, und die hauptsache bleibt ungetan. Wenn das richtig ist, dann hat Schneiders wegwerfendes urteil allerdings vollkommen recht, und es muß ein sonderbarer

[1]) Um zu zeigen, daß ich damit nicht allein stehe, verweise ich auf Heusler in Hoops reallexikon.

dichter gewesen sein, der sich das ausgeklügelt hat, dessen weisheit in dem rechenexempel gipfelt, daß drei mehr sind als zwei. Ähnlich ruft ein märchenheld, der mit einem gefährten in bedrohliche lage geraten ist, angstvoll aus: 'wenn wir nur drei wären!' und zaubert damit natürlich sofort den helfenden dritten herbei (Bolte-Polivka, nr. 130a). Aber so naiv dürfen wir uns den altgermanischen dichter schwerlich vorstellen, und noch weniger möchte ich ihm zutrauen, daß er die tragik des heldenuntergangs in törichter vergeßlichkeit ausreichend begründet sah. Weder in den Hamdismal noch in der Vǫlsungasaga findet diese auffassung auch nur die geringste stütze, höchstens aus der Prosaedda könnte man zur not etwas ähnliches herauslesen: hier verteilt Gudrun den körper des feindes in entsprechender weise. Die drei brüder ziehen auch gemeinsam aus, sind also offenbar zunächst mit dieser verabredung einverstanden oder tun wenigstens so, als ob sie es wären. Man könnte sich auch denken, sie seien erst unterwegs auf den einfall gekommen, den liebling der mutter, als der Erp hier gilt, zu töten, und hätten nachher nicht mehr daran gedacht, daß die arbeitsteilung jetzt sinnlos geworden war, wenn nicht auch hier der totschlag ganz in derselben weise wie in Vǫlsungasaga und Hamdismal durch Erps antwort veranlaßt wäre. So gehen in der Prosaedda zwei sich kreuzende motive nebeneinander her, und wir haben das recht, das eine, das auch die anderen quellen belegen, zunächst als das ursprüngliche anzusehen und für sich zu betrachten. Daß Erps antwort keinen spott, sondern lediglich treueste hilfsbereitschaft ausdrücken soll, ist wohl unbestreitbar. Das muß jeder verstehen, der nicht verblendet ist, aber die brüder sind verblendet. Deshalb geben sie die alberne antwort *huat megi fótr fœti ueita né holdgróin hǫnd annari?*, oder wie es in der Prosaedda heißt: *þeir segja, at þat var alls ekki, at fótr styddiz viđ hǫnd*, ähnlich in Vǫlsungasaga: *þeim þótti þat ekki vera.* Bei ruhiger überlegung ist es selbstverständlich, daß die gegenseitige hilfe beider hände oder von händen und füßen wichtig und unentbehrlich ist, aber sie wollen seinen beistand von anfang an nicht haben, und weil er trotz des gehässigen tones ihrer frage seine bereitwilligkeit erklärt, legen sie der gutgemeinten antwort einen anderen sinn unter. Sie nehmen sie

als abweisung oder spott und schlagen ihn tot. Es ist denkbar, daß in Erps worten noch etwas anderes ausgedrückt ist, nämlich die überzeugung, daß sie ohne ihn nicht fertig werden können, wie die glieder einzeln nichts vermögen. Erp würde dann in seiner weise dasselbe aussprechen, was die mutter den brüdern schon vorher gesagt hat, und der gedanke liegt nahe, daß das starke selbstgefühl, das in seinen worten liegt, dazu beiträgt, den haß der brüder bis zur katastrophe zu steigern. Aber auf alle fälle sind haß und geringschätzung schon vorher da und finden in der verächtlichen frage *hué mun iarpskamr okr fultingia?* unverhohlen ausdruck. Ich glaube, daß auch der anfang von strophe 11 *gengo ór garþi gørvir at eiskra* von hier aus zu erklären ist. Sie verlassen die mutter im zorn, weil sie ihnen geraten hat, Erp mitzunehmen. Von einer teilung der aufgabe, von einer kameradschaftlichen vereinbarung ist da nirgends die rede, es ist für sie bei der von vornherein bestehenden abneigung gegen Erp auch gar kein raum. Daher darf man sie auch nicht für eine vorstufe postulieren, denn diese annahme würde das ganze verhältnis zwischen den brüdern, wie es die überlieferung bietet, von grund aus zerstören. Die darstellung von Hamdismal und Vǫlsungasaga ist klar und durchsichtig, die von Snorri dagegen offensichtlich getrübt. Er oder seine quelle hat den gedanken der vorhergehenden arbeitsteilung erfunden, allerdings nicht als verabredung der brüder, sondern als anordnung der mutter. Es kann sein, daß er ihn aus dem schluß (*af uǽri nu hǫfuþ, ef Erpr lifþi*) vorweggenommen hat, doch möchte ich eher vermuten, daß auch das Hamdirlied schon etwas ähnliches beim aufbruch erzählt haben wird. Gudruns rede ist ja nur verstümmelt erhalten, sie kann sehr gut gesagt haben: ‘ihr müßt Erp mitnehmen, er wird Jǫrmunrek das haupt abschlagen, ihr nur die hände und füße’. Aber wenn Snorri die drei nun gemeinsam aufbrechen läßt, so beseitigt er die voraussetzung, daß Sǫrli und Hamdir den bruder unbedingt ablehnen. Nur unter dieser voraussetzung war es begreiflich, daß Erps antwort falsch aufgefaßt wurde und so verhängnisvolle folgen hatte. Derart konnte sie nur da wirken, wo sie längst vorhandenem haß begegnete. Auch dies motiv behält Snorri bei, aber er biegt es um, da abneigung gegen

den bruder sich mit dem gemeinsamen aufbruch nicht mehr recht vertragen würde. Die mutter ist jetzt der gegenstand des hasses, und Erp, ursprünglich der *sundrmæþri*, wird zu ihrem lieblingssohn gemacht. Damit ist das vorher so folgenschwere gespräch, in dem von hand und fuß die rede ist, bedeutungslos geworden. Der haß gegen Erp konnte sich an dieser antwort, wenn man sie mißverstehen wollte, zur gewalttat entzünden, aber der zorn gegen die mutter hatte gar nichts mehr damit zu tun. Das ganze gespräch wird nur noch als blindes motiv mitgeschleppt. Dadurch verrät sich ganz deutlich, daß der bericht der Prosaedda nicht in ordnung ist, sei es, daß Snorri aus sich heraus oder unter dem einfluß einer abweichenden sagenform geändert hat.

Für die fabel der Hamdismal kommt verabredete arbeitsteilung nicht in frage, ebensowenig für eine hypothetische vorstufe, und damit fällt auch die möglichkeit, in der angegebenen weise zu erklären, weshalb Sǫrli und Hamdir den könig nur verstümmeln und nicht töten. Das bedarf auch gar keiner besonderen erklärung: sie können es einfach nicht. Nur Erp war berufen, den todesstreich zu führen. Das ist bestimmung, ist schicksal, das weiß Gudrun vorher, auch Erp scheint es zu wissen, nur die brüder wollen es nicht wissen und nicht glauben, weil sie den *sundrmæþri*, den *hornung* hassen und verachten. Es ist nicht anders als in tausenden von märchen, wo von drei genossen, sehr oft drei brüdern, nur der dritte, der jüngste imstande ist, die tat, die es gilt, zu vollbringen. Auch Erp wird, abgesehen von der prosaeinleitung zur Gudrunarhvǫt, stets an dritter stelle genannt. Noch 'Ermenrichs tod' hält das fest: 'könig Bloedelinck' ist der allerjüngste mann. Die auffassung Erps als *iarpskamr* und bastard entspricht zahllosen varianten des märchenmotivs, wo der vom schicksal auserwählte dritte wegen unehelicher, niedriger oder gar tierischer geburt (sohn der magd, stutensohn u. dergl.) oder aus anderen gründen, als zwerg oder dümmling verachtet wird. Im märchen ist es gang und gäbe, daß die beiden anderen dem dritten nach dem leben trachten, nur daß hier der anschlag selbstverständlich fast stets mißlingt oder der gemordete später durch zauber oder wunder ins leben zurückgerufen wird, doch ist auch der tragische

ausgang nicht ohne beispiele.[1]) Im fröhlich fabulierenden märchen dreht sich alles darum, wie der jüngste bruder seine aufgabe trotz aller nachstellungen glücklich durchführt; die feindschaft der anderen dient nur dazu, die spannung zu steigern, indem sie die schwierigkeiten vermehrt, mit denen er zu kämpfen hat, und den glanz, der ihn verklärt, durch die überraschung zu vergrößern, daß gerade der verachtete und angefeindete die tat vollbringt. Die heldendichtung sieht die dinge mit anderen augen. Hier ist der dritte bruder das object, an dem sich die tragik der beiden anderen erfüllt, denen die zukunftsweise mutter verkündet hat, daß sie den verhaßten und geringgeschätzten brauchen, die aber der schicksalsfügung trotzen und erst zu spät, angesichts des todes, ihre verblendung erkennen.[2]) So kann ich auch Petsch in seiner auffassung des Hamdirliedes (Aufsätze zur sprach- und literaturgeschichte, Wilhelm Braune dargebracht, s. 42) nicht beistimmen. Es ist ganz gewiß nicht die meinung des dichters, daß die ermordung Erps aus 'jenem übermut' entspringt, 'der dem edelgeborenen gegenüber dem bastard geziemt', auch hat Erp nicht 'hohn mit hohn erwidert', sondern treu und brüderlich hilfe angeboten. Man kann ihn auch nicht auf eine stufe stellen mit dem Hlǫd der Hunnenschlacht. Der abschluß der beiden lieder ist wesensverschieden: Angantýr beklagt, daß der bruder die schätze, die er ihm so reichlich angeboten hat, nicht annehmen wollte. Er rechtfertigt sein verhalten, er ist nicht schuld an dem schlimmen ausgang. In den Hamdismal sagen die brüder kein wort zu ihrer rechtfertigung, nur *huǫttumk at dísir*, die disen reizten uns, das heißt: wir waren verblendet. Das erinnert ja an Angantýrs worte: *illr er dómr norna*, aber was damit ausgedrückt werden soll, ist beinahe das gegenteil. Angantýr fühlt sich vollkommen im recht, es war schicksalsfügung, daß er den bruder töten

[1]) So im 'singenden knochen'. Hier sind es bei Grimm nr. 28 nur zwei brüder, von denen der ältere den jüngeren erschlägt, weil es nur dem gelingt, das große wildschwein zu erlegen, aber in zahlreichen varianten ist der gemordete der dritte bruder (vgl. Bolte-Polivka I, 260).

[2]) Eine ganz andere verwendung des motivs, daß die beiden älteren brüder den jüngsten töten wollen, und daß der sich dann besonders auszeichnet, findet sich in der langobardischen sage von Grimoald.

mußte, aber nur für ihn war es unentrinnbares geschick; Hlǫd war nach seiner ansicht nicht im recht und nicht schuldlos, das hat er in der vorhergehenden strophe deutlich genug ausgesprochen: du hast es so gewollt; es ist ein unglück, daß ich dich töten mußte, aber die nornen haben es so gefügt. Das sind seine gedanken. Für Hamdir und Sǫrli ist *hvǫttumk at dísir* nur eine erklärung ihrer eigenen verblendung: wir hätten das nicht tun können, wenn uns die disen nicht gereizt hätten. Auch in den worten *gumi inn gunnhelgi* spricht sich die erkenntnis aus: wir hätten ihn nicht töten dürfen. Wenn man irgendwo in einem eddischen lied von einer tragischen schuld sprechen kann, dann ist es hier. Daß der bastard ein mann ist, mit dem sich der edelgeborene nicht vertragen kann, kommt im Hamdirlied als anschauung des dichters mit keiner silbe zu wort, in der Hunnenschlacht nach meiner ansicht auch nicht, aber das zu erörtern gehört nicht hierher.

Wo und wann die gestalt des dritten bruders eingeführt wurde, wissen wir nicht. Ich könnte mir ganz gut vorstellen, daß sie schon von dem ersten dichter erfunden wurde, der Ermenrichs tod als eine tat schwesterrächender brüder besang. Daß Jordanes schweigt, beweist nichts dagegen. Für sehr wahrscheinlich wird man es trotzdem schwerlich halten, und selbst wenn es so gewesen sein sollte, es bliebe immer ein secundäres motiv, hervorgerufen durch den auffallenden ausgang der unternehmung, die beinahe aber nicht vollständig geglückt ist. So mag man immerhin daran festhalten zu sagen: Erp wurde eingeführt, um das feststehende ende zu erklären, nur sollte man sich hüten, nun auch wirklich eine nüchtern-rationalistische erklärung darin zu suchen und sich so den weg zur würdigung einer der stärksten und packendsten altgermanischen dichtungen zu verbauen. Ich möchte mich lieber so ausdrücken: das feststehende ende des halb geglückten überfalls hat den dichter angeregt, ihn mit dem dreibrüdermotiv zu verbinden und daraus eine schicksalstragödie zu gestalten, deren helden in trotzigem auflehnen gegen die fügung des geschickes zugrunde gehen. Man pflegt auch nicht zu sagen, Gottfried Keller habe 'Romeo und Julia auf dem dorfe' geschrieben, um das ihm aus der notiz der Züricher freitags-

zeitung bekannte feststehende ende des liebespaares, das die feindschaft der familien in den tod trieb, zu 'erklären'.

Über die weitere entwicklung der Ermenrichsage in Deutschland unter dem einfluß ihrer verbindung mit Dietrich habe ich nichts neues zu sagen, aber ich möchte die gelegenheit nicht versäumen, noch einmal nachdrücklich für eine ansicht einzutreten, die schon hie und da in ähnlicher weise ausgesprochen wurde, aber nicht viel anklang gefunden zu haben scheint. Ich sehe gar keinen grund, der dafür spricht, daß Ermenrich an die stelle Odoakers getreten sei. In den Quedlinburger annalen vertreibt er Dietrich auf anstiften Odoakers, in der späteren epik auf betreiben von Sibiche. Und die übereinstimmung geht noch weiter: da Dietrich sein land wiedergewinnt, ist Ermenrich tot, Odoaker-Sibiche hat dazu beigetragen, ihn ums leben zu bringen, und hat die krone an sich gebracht. Mit ihm hat Dietrich jetzt zu kämpfen. Ebenso erwirbt Theoderich Italien gegen einen mann, der seinen herrn gestürzt und sich selbst zum könig gemacht hat. Die übereinstimmung ist so schlagend, daß man m. e. zu der annahme gezwungen ist, die sage, die aus der eroberung eine rückeroberung machte, habe sich die vertreibung auch schon so gedacht: Theoderich wurde auf Odoakers betreiben durch dessen herrn vertrieben, der dann selbst dem bösen ratgeber zum opfer fiel. Das stimmt aufs beste zur überlieferung: im Hildebrandslied ist Odoaker die veranlassung für Dietrichs landflucht, in Deors Klage ist Ermenrich der gegner Dietrichs, der 30 jahre lang sein unglück auf der Maeringaburg erträgt. Daß die verse, die von Dietrich handeln, nicht etwa zufällig vor dem Ermenrichabschnitt stehen, ist wohl außer frage. Auch die Wielandsage wird in zwei aufeinanderfolgenden versgruppen behandelt. Es ist ganz unnötig anzunehmen, daß in dem sicher sehr alten angelsächsischen gedicht schon eine jüngere sagenform zur geltung gelangt sei als im Hildebrandslied. Wenn man letzteres in mhd. vorstellungen übertragen will, muß statt Otacher nicht Ermenrich, sondern Sibiche eingesetzt werden. Ermenrich ist an die stelle von Odoakers ursprünglichem herrn getreten, den man sich durch Odoaker aufgehetzt dachte. Wie es kam, daß Odoaker später durch Sibiche verdrängt wurde, ist auch nicht schwer

zu erklären. Sibiche-Bikki ist der böse ratgeber bei einer der beiden anderen übeltaten Ermenrichs, er stammt aus der Harlungen- oder der Svanhildsage. Als Ermenrich zu Odoakers herren wurde, hatte er zwei böse ratgeber. Von ihnen mußte einer im laufe der zeit verschwinden.

FRANKFURT a. M., 8. märz 1921. CARL WESLE.

ZUSAMMENSETZUNG DER VOCALE.[1]

Die vocale, um die es sich hier zunächst handelt, sind *i, e, a, o, u* (*O, A* s. unten), *ö, ü,* die nhd. dehnungen der mhd. kürzen *i, ë, a, o, u, ö, ü.* (Auch *O, A* sind so aufzufassen, wenn es auch ihre entsprechungen mhd. vielleicht nicht gegeben hat.) Alle diese nhd. laute sind enger als die betreffenden nhd. kurzen. Bei *O* wird im gegensatz zu *o*, das 'vor *u* liegt', die zunge noch weiter zurückgezogen, die lippen werden noch mehr vorgestülpt, mit weiterem hohlraum als bei *u*, der schallraum scheint bis zur rachenwand einschließlich zu reichen; *A* übertrifft noch in allen diesen punkten das *O*, der schallraum scheint sich bis fast zum kehlkopf hinab zu erstrecken.

Bei der erzeugung der vocale, auch der hier nicht erwähnten (auch bei diphthongen), sind außer den uns bekannten sprachwerkzeugen auch noch gewisse rumpfmuskeln beteiligt. Am besten ist das zu erkennen, wenn man die oben genannten vocale singt[2]) (bei *O* und *A* ist das freilich kaum möglich). Bei *i* und *e* zeigt sich dann ungefähr von den brustwarzen abwärts das gefühl, als werde eine sehne

[1]) Beispiele am schlusse.

[2]) Singen in diesem sinne umfaßt alles, was ein festes tonhöhensystem hat, dazu gehört auch der nicht taktmäßige katholische kirchengesang und das recitativ. Dagegen gehört der Sieverssche sington, Metrische studien 4, 165 mit dem sprechton zusammen zum sprechen. Sington z. b. *Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen* . . ., sprechton z. b. *Als noch verkannt und sehr gering* . . .

nach hinten angespannt (die zu *i* gehörige ist nach oben und unten länger und straffer als die für *e*), also ein zug; *a* hat je einen aufwärts und abwärts gehenden muskelschub, ungefähr in zwei senkrechten breiten bahnen, die in der mitte ihrer breite die brustwarzen enthalten, bis fast zum ende des rumpfes oben und unten, bei *a* beginnen beide an der taille, bei den folgenden vocalen sind die ausgänge dieser muskelschübe von der taille immer weiter entfernt, so daß sie immer kürzer werden. *o* hat auch noch die umkehrung der schübe von *a*. Bei den umlauten *ä* (von mhd. *ā*), *ö*, *ü* ist außer einem *i*-zug ebenfalls ein umgekehrter, also gegen die taille gerichteter doppelschub vorhanden. Das gilt auch z. b. von dem umlauts-*e* süddeutscher mundarten (mit umgekehrtem schub von *a*).

Singt man nun die vocale *i, e, a, o, u*, so hat man in allen tonhöhen — die tonhöhe kann in gewissen fällen mit dem vocal unverträglich sein, wie allzu große tiefe mit *i*, allzu große höhe mit *u* — jedesmal die der einstellung im ansatzrohr entsprechende im rumpf, also i + *i*,[1]) e + *e*, a + *a*, o + *o*, u + *u*, auch ä + *ä*, ö + *ö*, ü + *ü*.

Anders verhält es sich beim sprechen. Ich kann schon ansatzrohr- und rumpfeinstellung des i beim sprechen verbinden, etwa wenn mich jemand auffordert, die '5' vocale des nhd. der natürlichen reihe nach zu bilden — außerhalb des satzzusammenhanges — aber für die hebungen der prosa und der dichtung gilt das gesetz, daß ansatzrohr- und rumpfeinstellung stets verschieden sind. Die rumpfeinstellung *a* fällt hier aus, *ö*, *ü* scheinen nur zu besonderen zwecken verwendet zu werden, wir bekommen also i + *e*, i + *o*, i + *u*, e + *i*, e + *o*, e + *u* ... ö + *i* ... usw., etwa noch i + *O*, i + *A* usw., aber niemals i + *i*, e + *e* usw.[2])

Das geht soweit, daß sogar die zungen- und lippeneinstellung — vermutlich alle veränderlichen sprachwerkzeuge vom kehlkopf einschließlich aufwärts — bei den gesprochenen hebungsvocalen im sinne des vocalbestandteiles beeinflußt

[1]) Im folgenden geht antiqua auf einstellung des ansatzrohres, cursiv auf die des rumpfes, wo beide unterschieden werden.

[2]) Hier ist zu beachten, daß o und *O* verschiedene vocale sind, ebenso a und *A*.

werden, der im rumpfe gebildet wird. Habe ich z. b. ansatzrohr-a und rumpf-*i*, so hat die zunge ein 'bestreben', die i-stellung einzunehmen, sie ist gegenüber der reinen a-stellung etwas gehoben und vorgeschoben, sie möchte sich an den harten gaumen anlegen; die ecken der lippen sind etwas weiter auseinandergezogen, der mund ist nicht mehr rundlich, sondern der spaltform angenähert. Ist ansatzrohr-a mit rumpf-*u* verbunden, so ist die zunge gegenüber der reinen a-stellung etwas zurückgezogen, die lippenöffnung ist kleiner als beim reinen a, die lippen sind etwas vorgestülpt. Auch bei allen übrigen verbindungen von ansatzrohr- und davon verschiedenen rumpfvocal ist der widerstreit deutlich zu bemerken, die wirkungen von *e* und *o* sind nicht so deutlich wie die von *i* und *u*, aber doch gut wahrnehmbar.

Im satzzusammenhang ergeben sich also (zunächst bei den hebungsvocalen) eine reihe von klangfarbenmischungen, sie fallen besonders auf, wenn man das wort genau wie es im satzzusammenhang gesprochen worden ist, mehrmals wiederholt, namentlich a + *i* klingt dann fast wie ä.

Noch eine wichtige erscheinung hängt damit zusammen. Ein gesungener vocal kann — abgesehen von gewissen grenzen — in jeder beliebigen menschenmöglichen höhe gesungen werden, der gesprochene (hebungs-)vocal, bei dem ansatzrohr- und rumpfeinstellung gleich sind, ist in ganz enge schranken eingeschlossen. (Man darf sich nicht darauf berufen, daß je nach der stimmung usw. sehr viele höhenlagen gegeben sind — innerhalb der einzelnen höhenlage sind die grenzen recht eng.) Ein i tiefer, ein u höher zu stellen, als es an sich steht, ein a, ö usw. beliebig hoch zu stellen, so wie es die satzmelodie verlangt, wäre also unmöglich, wenn wir stets i + *i*, u + *u*, a + *a* usw. hätten. Möglich wird das dadurch, daß die rumpfeinstellung und damit die tonhöhe wechseln kann, d. h. die tonhöhe des gesprochenen hebungsvocals, damit die ganze satzmelodie, richtet sich nach dem rumpfeinstellungsvocal; dessen tonhöhe ist von der stimmung im zusammenhang usw. abhängig, die reihenfolge *i—e—a—o —u—O—A* (hoch—tief) bleibt stets dieselbe. Ein i hat also je nachdem die höhe eines *e* (oder, da man *e* allein nicht erzeugen kann, von e + *e*) usw., je nachdem es mit der rumpf-

einstellung von *e* usw. verbunden ist. (Über eine ausnahme, sowie über wechsel von rumpfeinstellungen während éiner silbe s. unten). Gleiches gilt für jeden anderen vocal, z. b. nhd. *ē* < mhd. *ē*, auch für die sonanten der diphthonge. — Im allgemeinen haben wir die rumpfeinstellungen *i e* (hoch) und als gegensatz dazu *o u* (tief; auch *O* und *A* sind tief und dem *i* und *e* gegensätzlich). — Es gibt verschiedene tonhöhenstufen einzelner rumpfeinstellungsvocale, bezeichnenderweise steigt diese zahl von unten nach oben, vgl. meine Einführung in die syntax, s. 228 ff.

Nun kann es vorkommen, daß an gewissen stellen, z. b. am ende eines verses oder eines prosafragesatzes, die höhe von *i* verlangt wird und doch der hebungsvocal i ist. In diesem falle wird ausgewichen, d. h. die rumpfeinstellung ist diesmal die des benachbarten vocals (*e*), nicht *i*, aber die tonhöhe ist doch die von *i*, also ist die tonhöhe von *e* geändert, die höhe der satzmelodie bleibt. Das zeichen für diese verschiebung ist *e*˙; für *o*, das an stelle von *e* tritt, *o*. usw.

Man kann also die tonhöhe der hebungen einfach durch *i e o u O A* angeben, wobei anstelle von *i* auch *e*˙, für *e* auch *i*. oder *o*˙ stehen kann usw.; handelt es sich auch noch um die klangfarbe, dann kann auf die angabe von etwaigem *e*˙ usw. nicht verzichtet werden.

Die senkungsvocale haben die rumpfeinstellung der hebungen, zu denen sie nach der natürlichen gliederung des verses oder des entsprechenden teiles der ungebundenen rede gehören, in der nhd. dichtung sind die rumpfeinstellungsvocale der senkungen weit, in den nhd. prosasenkungen gibt es noch schwächere einstellungen. Bei den senkungsvocalen kann i und *i*, u und *u* usw. zusammen auftreten.

Indem die hebungshöhen feststellbar, die senkungssilben in der tonhöhe von den hebungssilben abhängig sind, ist, sobald ihre beziehung zu den hebungshöhen angegeben wird, die ganze satzmelodie gegeben. Freilich darf man nicht fordern, daß sie damit schon mit allen schwingungszahlen vor einem steht. Doch läßt sich sagen, in welcher breite ein *i* usw. in einem satze, einem verse oder einem redeabschnitt (strophe, absatz usw.) schwankt.

Die satzmelodie, auch so wie sie hier wiedergegeben wird,

ist etwas im weiteren sinne stilistisches, das syntaktische ist daraus noch nicht ohne weiteres abzulesen. Die hauptsilbe eines nominalprädicates kann z. b. einmal denselben ton haben wie ein andermal die hauptsilbe eines subjects oder accusativobjects. Gewisse satzmelodien (die nur zwischen *i* und *u* wechseln), sind noch dazu in dieser beziehung recht undurchsichtig. Doch lassen sich die unterschiede von satzbedeutungen (behauptungs-, fragesatz) oft sofort ablesen, vgl. meine Einführung in die syntax, s. 228 f. Namentlich für die melodien mit weniger satztönen kommen dabei die abstufungen von *i* usw. in betracht. Dabei kann man beobachten, daß gewisse tongänge, verbindungen von satztönen fest sind, unter umständen muß sich der tongang in éiner silbe vollziehen, vgl. die beispiele, somit bekommt diese zwei rumpfeinstellungen, also syntaktisch zwei töne, etwa *u* und *i* im fragesatz.

Ein syntaktisches system der satz- und satzteiltöne kann auf folgende weise zustande kommen: zuerst handelt es sich um die verschiedenen satzschlüsse als ausdruck von satzbedeutungen. Was die töne der einzelnen satzteile betrifft, so werden alle sätze mit besonderen gefühls- und mit gegensatztönen beiseite gelassen, innerhalb der übrigbleibenden sätze wird jedesmal innerhalb einer gewissen stimmung eine reihenfolge von tondifferenzen aufgestellt, zwischen der reinen tonhöhe des wortes — z. b. *gabe* außerhalb des satzzusammenhangs mit *a*, *heben* ebenso mit umlauts-*e* usw. — und dem jeweiligen satzton, wobei immer subject, accusativobject, prädicat usw. unterschieden werden. Dabei ist jeder satzschlußton besonders zu untersuchen, auch noch zwichen vollton und enclise sowie proclise zu scheiden. Wahrscheinlich ergeben sich auf diese weise gewisse feste unterschiede von subjectston, objectstönen usw., ihr maß ist die differenz der reinen tonhöhe und des jeweiligen satztons. Man kann ja auf grund des satztones angeben, daß ein bestimmter satzteil nur subject oder accusativobject sein kann, sowie daß der ton des accusativobjects bei allen, die als auszeichnenden ton den höheren haben, höher ist als der des subjects, sonst tiefer. So kann man auch unterscheiden, ob *die lampe!* als subject aufzufassen ist = *der leuchter!* ('paß auf, die lampe fällt gleich um') oder als accusativobject = *den leuchter!* ('gib mir die lampe herüber').

— Dann kann man die besonderheiten von gefühls- und gegensatztönen untersuchen, sowie die frage, wieweit hier und in den satzschlußtönen die töne der satzteile noch bemerklich sind. — Gewisse stimmungen steigern bekanntlich die verschiedenheit der töne, andere mindern sie. Vermutlich werden sich doch die verhältnisse der töne in den verschiedenen stimmungen ungefähr gleich bleiben, etwa so, daß das verhältnis von vollton des subjects, accusativobjects und substantivprädicats immer gleich a : b : c ist, wobei a b c feste zahlen sind oder in ganz geringen grenzen schwanken.

Also läßt sich die satzmelodie wissenschaftlich bestimmen (natürlich auch durch reine anschauung richtig ablesen), weil wir ja, wenigstens in der heutigen schriftsprache und den uns bekannten sprachen und mundarten die satzschlußtöne, die töne der satzteile, die gefühls- und gegensatztöne alle beherrschen und anwenden, und im zweifelsfalle die probe mit den rumpfeinstellungsvocalen machen können. Es hat sich z. b. in verschieden fällen (durch beobachtungen von Sievers) ergeben, daß nur éine lesung, die 'hochdeutsche' oder die 'niederdeutsche' richtig ist, es wird sich nachweisen lassen, daß nur éine richtig sein kann. Denn es ist ganz unmöglich, daß alle worttonhöhen zwischen den zwei in betracht kommenden rumpfeinstellungsvocalen in der mitte stehen, z. b. niemals die von i und u. Und niemals entspricht z. b. eine lesung mit der klangfarbe a + *u*, wo der text a + *i* verlangt.

Zum schlusse hebe ich noch hervor, daß mit den rumpfeinstellungen offenbar die formanten ursächlich zusammenhängen, d. h. begleitklänge, die das wesen jedes vocals mitbestimmen. Demnach tritt also ein gesprochenes hebungs-a im satzzusammenhang je nachdem mit *i*-, *u*- oder anderen formanten, nie mit dem *a*-formanten auf, usw. (Man kann zwangsweise die rumpfeinstellung bei den vocalen ausschalten und erhält dann vocalähnliches, das sich immer noch, aber lange nicht mehr so deutlich als 'I', 'E' usw. unterscheiden läßt (die ausschaltung des ansatzrohres ist unmöglich.) Daß man den zusammenhang der bisher unbekannten rumpfeinstellungen und der formanten nicht erkannt hat, liegt darin, daß die versuche mit gesungenen und zuletzt mit künstlich erzeugten, nie mit gesprochenen vocalen angestellt wurden;

gesungene vocale waren notwendig, wenn man ganz bestimmte beliebig wechselnde tonhöhen untersuchen wollte.

Die vorliegenden beobachtungen sind an unseren heutigen nhd. gesprochenen vocalen gemacht; sie betreffen aber das wesen der vocale und gelten daher für jede ausgebildete sprache zu jeder zeit, ausgenommen solche, wo die wortbedeutung immer mit der tonhöhe verbunden ist.

Vorbemerkungen zu den beispielen.

1. Der gewöhnliche einwand gegen darstellungen fremder sprachmelodie ist der: für die richtigkeit gibt es keine gewähr. Ich wähle daher selbstverfaßtes, von dem ich genau weiß, wie ich es vortrage.

2. Der einfachheit halber lasse ich hier im druck nur die grenzen des absatzes und der reihe, sowie die hebungen und die pausen hervortreten. Im gewöhnlichen druck wird mit dem neuen absatz eine neue zeile begonnen, gewöhnlich bei jedem absatz eingerückt, ich bezeichne den beginn des absatzes durch besonders große anfangsbuchstaben. Reihe ist in der prosa das, was mit einem atem gesprochen wird = Atemabschnitt nach Klemm, Beitr. 37, 4 f.

Ich beginne hier mit jeder reihe eine neue zeile. Über die sonanten der hebung oder das was ihm in der rechtschreibung entspricht (*'e'* in *ai*, *'ä'* in *äu*), setze ich zur angabe der tonhöhe je nachdem *i*, *e*, *o* oder *u*; pausen bezeichne ich nach Klemm a. a. o. mit zwei punkten. — In der tonhöhe sind sich gleich:

	i	*e·*
i.	*e*	*o·*
e.	*o*	*u·*
o.	*u*	

Aus Rolf Tanner, Erzählung, Stuttgart und Berlin 1914, s. 6: **Blick auf den garten.**

e *i*
A wie schön!

u *o* *u* *o* *u*
Wie ein breiter fluß wogte die wiese dahin,

i *e* *i* *e*
begleitet von hochgebuschten baumufern.

u *o*
Ein schmaler streif ..

i *e* *i*
lag noch in ernstem schwarzem schatten,

u *o* *u* *o*
launisch und lässig wirbelten und ruhten

e *i* *e*
funkelnd im sonnenglanz



weiße dünne nebelgespinste . .,

sie umschleierten wieder die schwarzen inselflecken,

die sich vom grunde losgerungen hatten,

und gaben sie zögernd wieder frei.

Ebenda: Aussicht auf der Wasserkuppe, s. 32:

Endlich standen sie hochatmend in der scharfen windbrandung,

die bald gleichmäßig strömend,

bald in kurzen stoßböen über den gipfel eilte.

Ringsum in der weite zerstreut

grüne inseln im windmeer,

nun hell, grellgelb aufzuckend,

dann in blaugrauem schatten niedergedrückt;

unter ihren füßen

zierlich gedrechselt, spitz aufzüngelnd,

das kleine wachtküppel,

einen kurzen anlauf auf dem grasigen grat,

schwupp . .,

und man war drüben . . . . .

Aber nun rechts,[1])

eine viertelstunde weit mochte es hin sein . .,

eine finstere schwarze klippe,

---

[1]) 1. 3. 5. 7. 9. reihe mit baßvocalen, vgl. eine spätere berichtigung.

e i e i
auf deren gipfel jäh drei weiße kreuze

e i
und dann weiter unten ..

i e i e i
ein heller streif buchenwald aufleuchteten;

e e e i e i
die wand schimmerte nun rötlich aus dem düstern wolkenblau

e i e
und trat hart, wie gemeißelt, hervor,

i e i e
dann war nur wieder ein schwarzer schatten

e e
in finsterem grau.

i u i
Ist das die Milseburg,

e i
der schwarze berg,

u i u
der so ganz allein dasteht,

e i
weil sich die anderen vor ihm fürchten?'

u i u
'Ja, das ist die Milseburg.' usw.

Der ursprung des griechischen bereichsaccusativs und anderes, IF. 33, 1 ff., s. 74/5:

e b. i b. e
Allgemeineres über die hier angenommene entwicklung.[1])

e i i. i
Die geschichte des bereichsaccusativs und des daneben vorkommenden

e i e
gebrauchs von präpositionen mit accusativ

i e
gehört in einen größeren zusammenhang,

e e i e
nämlich in die geschichte des accusativs, der später durch präposition mit

b. i b. i.
accusativ ersetzt wird.

e i b. e e
Die allgemeinen züge der entwicklung sind diese: ..

i e i e
Nach einer anfänglich der anschauung genügenden form

---

[1]) *b.* = baßvocal.



i e
(bloßer accusativ),

i e i e i
die allmählich in der bedeutung erweitert wird und damit verblaßt,

e i e i
kommt eine andere mit lebhafterer anschauung verbundene auf . .,

b. i b. e
(präposition mit accusativ).

i e i e i e e·
Die alte erscheinung hält sich nur mehr in weniger anschaulichen gebieten

e e· e i e i
und deren fortentwicklungen, die keine anschauliche form nötig haben:

e i
accusativobject;

e i
accusativ der gemessenen entfernung,

e i
accusativ der zeitdauer . .,

b. i b. e
und accusativ des bereichs.

e i e e· e
Vergleiche damit die teilweise ablösung des artikellosen substantivs

e· e
durch artikel und substantiv

i e b. i b. e
im germanischen, griechischen, romanischen.

e i e i
Daß sich der accusativ des bereichs überhaupt gehalten hat,

e i e i
daß er nicht in viel weiterem umfange oder ganz durch präposition mit

e i
accusativ ersetzt wurde,

e i e
kommt daher, daß die bedeutung, die man auszudrücken hatte,

i e
als ganzes schon unanschaulich geworden war,

i i. b. i b. e
als sich der gebrauch der präpositionen entwickelte. . .

e i e b. i b. e
Damit haben wir einen anhaltspunkt für die entstehungszeit des bereichs-accusativs.

MÜNCHEN. RUDOLF BLÜMEL.

REIM UND TONHÖHE IM NEUHOCHDEUTSCHEN.[1])

Im allgemeinen wird man bei nhd. gedichten mit vier tonhöhen der hebungen auskommen. Man kann sie nach dem vorausgegangenen aufsatz 'Zusammensetzung der vocale' mit *i, e, o, u* bezeichnen.[2]) Dabei ist davon abgesehen, daß diese töne in ihrer gesamtheit z. b. in einer strophe höher, in einer anderen tiefer stehen. Es sind nur die tonhöhen zu vergleichen, die unmittelbar miteinander in beziehung stehen.

Zwei hebungssilben,[3]) die im reim stehen, haben ein tonhöhenverhältnis. Es sind vier fälle möglich:

Die tonhöhen sind:

1. gleich,

2. gegensätzlich, d. h. die eine ist die höchste, die andere die tiefste, also *i* und *u*,

3. einander nahe, d. h. sie folgen einander in der tönereihe unmittelbar (es treten also *i* und *e*, *e* und *o*, *o* und *u* zusammen),

4. verschieden, d. h. sie folgen sich nicht unmittelbar, sind aber auch nicht gegensätzlich, also sind *i* und *o* oder *e* und *u* verbunden.

Auf die reihenfolge ungleicher[4]) tonhöhen (fall 2. bis 4.) kommt es nicht an.

---

[1]) Aus der festschrift für Eduard Sievers zum 70. geburtstag.

[2]) Auf die senkungssilben habe ich leider erst zu einer zeit geachtet, wo ich wegen überarbeitung nicht mehr eingehend untersuchen konnte. Einige stichproben ergaben bei weiblichen reimen steigen der senkungssilbe über die hebung hinaus in hoher lage (den tonhöhen *i* und *e*), fallen unter die hebung in tiefer lage (den tonhöhen *o* und *u*). Die tonhöhe der senkungssilbe(n) steht sicher in einem festem verhältnis zu derjenigen ihrer hebung, denn hebungssilbe und senkungssilbe(n) im reim gehören immer zu demselben natürlichen fuß.

[3]) Über drei und mehr vgl. s. 284.

[4]) Ich scheide scharf verschieden = fall 4. von ungleich = fall 2. bis 4.

1. Der gewöhnliche **reine reim** und der **wiederholungsreim** (s. s. 277) haben **gleiches** oder **gegensätzliches** tonhöhenverhältnis;

2. jeder reim, der noch als solcher empfunden wird, bei dem aber etwas **nicht ganz in ordnung** ist, hat das **nahe** tonhöhenverhältnis: hieher gehören **klebereime** (mit ungenauigkeit in der senkung), **unreine** reime (mit ungenauigkeit in der hebung), **halbreime** oder **assonanzen**, **rührende** reime, endlich reime mit mehr als einer derartigen ungewöhnlichkeit;

3. ist das tonhöhenverhältnis das **verschiedene**, so liegt nur **scheinreim** vor.

1. **Reiner reim mit gleichem oder gegensätzlichem tonhöhenverhältnis.** Vgl. 'Der gott und die bajadere' von Goethe,[1]) dazu aus Uhlands 'Graf Richard Ohnefurcht', z. 25 ff. und 49 f.:

Mahadöh, der herr der erde, *o*
Kommt herab zum sechsten mal, *i*
Daß er unsersgleichen werde, *o*
Mitzufühlen freud und qual. *u*
Er bequemt sich hier zu wohnen, *e*
Läßt sich alles selbst geschehn. *u*
Soll er strafen oder schonen, *e*
Muß er menschen menschlich sehn. *u*

Noch hatt' er nicht gebetet lange, *i* }
Da rührte hinter ihm im gange *i* }
Der leichnam sich auf dem gestelle; *u* }
Der graf sah um und rief: 'geselle, *i* }
Du seist ein guter oder schlimmer, *i* }
Leg dich aufs ohr und rühr dich nimmer!' *u* }
. . . .
Hat sie[2]) vom stuhle weggenommen. *u* }
Wohl mancher wär' nicht wieder kommen. *u* }

Reine reime sind auch solche, wo die einzige abweichung der hebungssilbe in dem **verschiedenen silbenaccent** besteht, vgl. Uhlands Einkehr, str. 4:

[1]) Wo im folgenden keine strophe usw. angegeben ist, liegt immer der anfang des gedichtes vor.
[2]) Die handschuhe.

Ich fand ein bett zu süßer ruh [*rŭ*] *e*
Auf weichen grünen matten,
Der wirt, er deckte selbst mich zu [*tsù*] *e*
Mit seinem kühlen schatten.

Desgleichen in Schillers Grafen von Habsburg, str. 5:

So des sängers lied aus dem inneren schallt *o*
Und wecket der dunkeln gefühle gewalt *o*

(langes und kurzes *l*).[1]) Gleich ist nämlich der silbenteil mit der größten klangfülle (Sarans 'silbenkamm'), darüber hinaus steigt oder fällt die geschleifte silbe noch weiter, doch das kommt hier nicht als wesentlich in betracht. Immerhin empfand Leskien solche reime als störend, weil er als Holsteiner für solche unterschiede besonders empfindlich war.[2]) Doch können sie im zusammenhang bis zu einem gewissen grade ausgeglichen werden. — Für den wiederholungsreim vgl. Schillers Bürgschaft, str. 17 und Storms Stadt, str. 1, vers 2 und 5, für 1 und 4 vgl. s. 284.

Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht *i*
Ein retter willkommen erscheinen,
So soll mich der tod ihm vereinen.
Des rühme der blutge tyrann sich nicht, *i*
Daß der freund dem freunde gebrochen die
. . . . [pflicht,

Am grauen strand, am grauen meer
Und seitab liegt die stadt; *i*
Der nebel drückt die dächer schwer
Und durch die stille braust das meer
Eintönig um die stadt. *u*

Der wiederholungsreim ist vom rührenden reim scharf zu scheiden. Dieser braucht zweierlei: 1. phonetische gleichheit des consonantischen anlauts, der deckung des reimstücks (in *dämmerung* : *weigerung* ist *-rung* die reimstrecke, *-ung* das reimstück, *r* die deckung) oder ungedecktheit beider reimstücke (zusammenfall von reimstrecken und reimstücken), vgl. *Cypria* : *Urania* in Schillers Künstlern, s. unten (*a* mit leisem einsatz, fester dagegen wäre eine deckung). 2. Bedeutungsverschieden-

[1]) Sievers, Grundzüge der phonetik 5, s. 260.
[2]) Nach freundlicher mitteilung von herrn professor Streitberg.



heit des ganzen wortes;[1]) das ist die bequemste fassung,[2]) in wirklichkeit handelt es sich um die damit verknüpften, sehr verwickelten tonhöhenfactoren, s. s. 287 ff. Zweimaliges *an* usw. in verschiedenen unfesten zusammensetzungen, selbst bloß teil von verschiedenen bedeutungsganzen, kann wiederholungsreim geben, anscheinend nur dann, wenn jedes *an* von seinem verb getrennt ist, vgl. in Schillers Siegesfest, str. 3:

Und den hohen göttern zündet
Kalchas jetzt das opfer an. *u*
Pallas, die die städte gründet,
Und zertrümmert, ruft er an *i*
. . . .

Zwei *-heit* oder *-keit* dagegen mit verschiedener bedeutung und lautgestalt der gesamtwörter ergeben rührenden reim, s. s. 280.[3])

2. Nahes tonhöhenverhältnis bei reimen, bei denen etwas nicht ganz richtig ist, die aber noch als solche empfunden werden. Von klebreimen habe ich bisher nur weibliche, keine gleitenden gefunden, gleitende klebereime sind aber offenbar möglich.[4]) In der senkungssilbe haben wir:

1. gleiche zahl der mit dem sonanten beginnenden silbenlaute, aber eine verschiedenheit, selten sonantisch, meist consonantisch, oder mehrere,

2. einen oder mehrere überschüssige laute in der einen silbe,

3. beide unregelmäßigkeiten zusammen.

Für 1. vgl. Rückerts Barbarossa und Eichendorffs Mondnacht:

Der alte Barbarossa, *e*
Der kaiser Friederich,
Im unterirdschen schlosse *i*
Hält er verzaubert sich.

Es war, als hätte der himmel *e*
Die erde still geküßt,
Daß sie im blütenschimmer *i*
Von ihm nun träumen müßt.'

---

[1]) Zusammensetzungen gelten dabei als éin wort.

[2]) W. Grimm, Zur geschichte des reims, Abhandlungen der kgl. akademie der wissenschaften zu Berlin 1851, erschienen 1852, s. 523.

[3]) Auf weitere einzelfälle gehe ich hier nicht ein.

[4]) Vielleicht kommen sie überhaupt nicht vor, denn gleitende reime sind im gegensatz zu weiblichen (und männlichen) selten und fallen daher ganz besonders unter die aufmerksamkeit des dichters.

Für 2. vgl. von Eichendorff Das zerbrochene ringlein und Das bilderbuch 8 ff.:

In einem kühlen grunde, *e*
Da geht ein mühlenrad,
Mein' liebste ist verschwunden, *i*
Die dort gewohnet hat.

Wie ein kind im frühlingswetter *e*
Fröhlich bilderbücher blättert *o*
. . . .

3. kann ich nur in einem auch ungenauen reime belegen (*ʒ* : *h*), Eichendorff, Vom heiligen eremiten Wilhelm, str. 3:

Kommst aus Frankreich, frommer pilger, *e*
Hör' der heimat laut so gern!
Kennst du dort den grafen Wilhelm, *i*
Meinen vor'gen landesherrn?

Für vocalisch ungenauen reim vgl. Schillers Bürgschaft, str. 15 und seinen Ring des Polykrates, str. 5:

Da schimmern in abendrots strahlen
Von ferne die zinnen von Syrakus, *e*
Und entgegen kommt ihm Philostratus *i*
. . . .

Doch warn' ich dich, dem glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem blick. *o*
Bedenk, auf ungetreuen wellen,
Wie leicht kann sie der sturm zerschellen,
Schwimmt deiner flotte zweifelnd glück. *u*

Consonantisch ungenauen reim weist z. b. Schillers Berglied auf, str. 3:

Vier ströme brausen hinab in das feld: *o*
Ihr quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier straßen der welt: *e*
. . . .

Vocalisch und consonantisch ungenauer reim liegt z. b. in Schillers Kranichen des Ibykus vor:

Zum fest der wagen und gesänge,
Das auf Korinthus' landesenge
Der Griechen stämme froh vereint, *e*
Zog Ibykus, der götterfreund. *o*

Für den halbreim oder die assonanz vgl. Die gründung Karthagos von Platen:

Vor der goldbegier des bruders,
Der nach ihren schätzen schnaubt, *i*
Der in ihres gatten busen
Sein verruchtes schwert getaucht, *e*
Flieht hinweg die schöne Dido
Aus sidonischen heimatau'n, *o*
Nimmt mit sich gehäufte schätze,
Nimmt mit sich des gatten staub. *u*
. . . .

Der halbreim oder die assonanz unterscheidet sich vom ungenauen nicht in der art, sondern im grad der empfundenen ungenauigkeit, die durch die häufigkeit des halbreimes bedingt ist, und die anwendung (namentlich klebt der halbreim häufig, was der ungenaue reim ganz selten tut). — Belege für rührenden reim aus Schiller, Der gang nach dem eisenhammer, str. 10, Die künstler, v. 137 ff., Die götter Griechenlands, drittletzte strophe; aus Wielands Gandalin 2, 52 ff.:

Mich reuets jetzt, daß mirs entfahren; *e*
Denn herr, was habt Ihr zu befahren? *i*

Sie selbst, die sanfte Cypria, *e*
Umleuchtet von der feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen sohne
Entschleiert — als Urania *i*
. . . .

Unbewußt der freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer herrlichkeit, *e*
Nie gewahr des geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine seligkeit *i*
. . . .

Allmählich [gott sei drum gelobet!]
Spielte ihr altes, wohltätiges spiel
Die phantasie, taucht' ins gefühl
Des gegenwärtigen alle bilder
Der schmerzlich süßen vergangenheit, *i*
Alles wird dumpfer, dämmernder, milder
Und schwimmt in lieblicher ungewißheit; *e*
. . . .

Vgl. dagegen genauen reim von *-heit* : *-keit* Schiller, Das ideal und das leben, str. 9:

Alle zweifel, alle kämpfe schweigen
In des sieges holder sicherheit; *i*
Ausgestoßen hat es jeden zeugen
Menschlicher bedürftigkeit. *u*

Mehr als eine von diesen ungenauigkeiten kommt in einem reim selten vor, abgesehen von den halbreimen, die häufig kleben, vgl. Uhlands romanze vom kleinen däumling, str. 9 ff.:

> Welches herz muß nicht erzittern,
> Wie du lagst im riesenhause *o*
> Und den Oger hörtest nahen,
> Der nach deinem fleisch geschnaubet! *u*

Auch die übrigen paare von ungewöhnlichkeiten sind zu belegen, doch beschränke ich mich auf die auffallendste verbindung, die von ungenauem und rührendem reim in Schillers Taucher, str. 18:

> Da zeigte mir gott, zu dem ich rief, *i*
> In der höchsten, schrecklichsten not,
> Aus der tiefe ragend ein felsenriff *e*
> . . . .

3. *Scheinreim mit verschiedenem* tonhöhenverhältnis.[1]) Wenn sich in prosa, abgesehen von reimprosa, und in versen, die an sich keinen reim dulden, lautlich zufällig ein solcher ergibt, so ist der scheinreim mindestens berechtigt, vgl. Novalis, Heinrich von Ofterdingen, Minors ausgabe (4. band) s. 55 und 115 (I. teil, 1. cap., 2. abs., I 5, 3. abs.), wo jedesmal dem nahen tonhöhenverhältnis ausgewichen wird, *u* steht für *o*, und Hebbel, Epigramme und verwandtes, 5. Ethisches, Selbstvernichtung in der selbsterhaltung (ich führe zum vergleich auch noch den schluß mit den gewöhnlichen tonhöhen an):

> Berauscht von entzücken und doch jedes eindruckes bewußt,
> *i e o i e o*
>
> schwamm er *gemach* ...[2]) dem leuchtenden strome *nach*,
> *i e i e u*
>
> Ein mönch erschien und las eine messe,
> *i e o*
>
> nachher sprach er ein feierliches gebet,
> *i e o*
>
> worin er den himmel anrief, ...
> *i e*
>
> die bergleute in seine heilige obhut zu nehmen,
> *i e o*
>
> sie bei ihren gefährlichen arbeiten zu *unterstützen*
> *i e u*
>
> vor anfechtungen und tücken böser geister sie zu *schützen*, ...
> *i e o i e*
>
> und ihnen reiche anbrüche zu bescheren.
> *e o u*

---

1) Vgl. auch noch s. 286. 2) Pause.



Du verleugnest dich selbst? Warum denn? Ich will mich behaupten,
Und man duldet mich nicht, zeig ich mein wahres gesicht! *i, o*
Aber behauptest du dich, indem du dich heuchelnd vernichtest?
Lebst du noch selber? Es spukt dann ja ein schatten für dich! *i, u.*

Vgl. damit die anwendung des wirklichen reims in Rudolf v. Gottschalls Naturfrieden und in einem gedicht Seumes:

Hier im stillen tal an der bergeshalde, *i*
Friedlich rings umkränzt von verschwiegnem walde *i*
Wo der schilf im teich, wenn der abend düstert, *i*
Träumerisch flüstert: *i*

Die nachtigallen sangen so lieblich nie, *i*
Wie deiner stimme magische melodie, *i*
Und ist mir je ein lied gelungen, *i*
Hab ich es, liebste, dir nachgesungen. *u*

Die gereimten oden von Gottschall wirken als mischform nicht überzeugend, Seumes gedicht hat diesen fehler nicht, aber deswegen, weil es überhaupt nicht mehr den eindruck einer ode macht.[1]) Man vergleiche damit die fälle, wo in einem gereimten gedichte, dem der (genaue) reim an sich zukommt, zwei zeilen, die sonst waisen sind, gelegentlich gereimt werden: dieser zugabereim ist niemals scheinreim, wird auch nicht als störend empfunden, vgl. von Goethe:

Und wer franzet oder britet, *i*
Italienert oder teutschet:
Einer will nur wie der andre, *i*
Was die eigenliebe heischet.

Denn es ist kein anerkennen, *i*
Weder vieler, noch des einen,
Wenn es nicht am tage fördert, *i*
Was man selber möchte scheinen.

Morgen habe dann das rechte *i*
Seine freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das schlechte *i*
Vollen platz und gunst gewinnet.

Wer nicht von dreitausend jahren *i*
Sich weiß rechenschaft zu geben,
Bleib' im dunkeln unerfahren, *i*
Mag von tag zu tage leben.

---

[1]) Dieses beispiel verdanke ich herrn professor Streitberg.

Scheinreim als kunstfehler, wo wirklicher reim beabsichtigt ist, kommt wohl sehr selten vor, ich kenne ein beispiel bei Schenkendorf, Festlied, mit scheinreim in der ersten hälfte und echtem reim in der zweiten hälfte jeder strophe, vgl. str. 2:

Da brach hervor zu gotteslust,	*e*
Was lang im finstern schlief,	*i*
Der keim der freiheit, welcher tief	*o*
Entsproß in menschenbrust.	*u*
In tausend ästen brach es aus,	*e*
Das junge zarte reis,	*i*
Ein reicher voller blütenstrauß	*e*
Zu gottes ehr und preis.	*u*

Auf dem papier reimen hier zeile 1 und 4, 2 und 3, ferner 5 und 7, 6 und 8; aber daß 1 und 4, 2 und 3 lautlich gleich sind, fällt beim hören gar nicht auf, denn in hinsicht auf tonhöhe stehen sie gar nicht in beziehung (die reimordnung sollte nach dem versbau der halbstrophe a b a b sein, ist aber im widerspruch dazu a b b a; dagegen hört man die verbindung von 5 und 7, 6 und 8; hier fehlt der vorher erwähnte widerspruch). Dieser unterschied der halbstrophen geht durch das ganze gedicht hindurch. Es ist bezeichnend, daß es gar nicht darauf ankommt, ob der scheinreim äußerlich rein oder unrein ist, vgl. str. 1:

Nun singt, von andacht hoch durchglüht,	*e*
Der freiheit lobgesang!	*i*
Im himmel und auf erden klang	*o*
Noch nie ein schönres lied.	*u*

Es gibt keine übergangsstufe von einem tonhöhenverhältnis zum anderen (es ist ja bezeichnend, daß der reine nicht rührende reim gleiches und gegensätzliches tonhöhenverhältnis hat). Die ansicht von Rudolf Hildebrand, daß ein reim wie *schrein* : *rein* unvollkommener sei als ein solcher wie *schrein* : *wein*, Zs. fdu. 5, 578, gilt nur vom lautlichen. Daß dieses nicht ganz außer acht zu lassen ist, ergibt sich auch daraus, daß wir bei ungenauen reimen nur gewisse grade von ungenauigkeiten dulden und sonst von assonanzen sprechen, vgl. auch noch unten s. 286. Andererseits bemerken wir gewisse leichte consonantische verschiedenheiten unter reimen im

engeren sinn kaum, die wir sonst nur bei assonanzen gewohnt sind; vgl. Goethes Wirkung in die ferne, 2. strophe:

> Und neben der königin schlürft zur stund
> Sorbet die schönste der frauen.
> Da brach ihr die tasse so hart an dem mund,
> Es war ein greuel zu schauen.
> Verlegenheit! Scham!
> Ums prachtkleid ists getan!
> Sie eilt und fliegt so behende
> Entgegen des schlosses ende.

Umgekehrt stellt Uhland in St. Georgs ritter 2, 29 ff., vgl. auch s. 286, einen ungenauen reim unter halbreime:

> Mächtig ist sein speer geschwungen,
> Trifft den räuber Fatimān, *o*
> Der sich gleich am boden krümmet,
> Wie der lindwurm einst getān. *u*

Reimen **mehr als zwei** wörter, so können zwei oder mehr tonhöhenverhältnisse zusammenkommen. Nach meinen beobachtungen reimt dann das zweite wort auf das erste, das dritte auf das zweite u. s. f. nach den angegebenen gesetzen. Besonderheiten zeigen sich bei gedichten, die einen reim lange durchführen, wie gaselen und assonanzen, s. s. 285.

Auf das verhältnis von reimwörtern, die in dieser folge nicht unmittelbar nacheinander kommen, wird dabei nicht geachtet, auch nicht auf die etwaigen scheinbaren verstöße gegen die gesetze der tonhöhenverhältnisse, die sich dabei ergeben. Vgl. Eichendorffs Bilderbuch 8 ff. und die zueignung zu Immermanns Merlin, str. 18:

> Wie ein kind im frühlingswetter *e*
> Fröhlich bilderbücher blättert *o*
> Und es schweift der sonnenschein
> Auf den buntbemalten lettern *e*
>
> Liebmütterlich verkehrte
> Das große himmelswesen, *i*
> In ihrem buche lehrte
> Die ewige mein zeitlich mägdlein lesen. *u*
> Sie wies ihr wort für wort und zeil' [auf zeile,
> Und wenn zu rasch gewesen *i*
> Der muntre zögling, sprach die mutter: [weile!

Wäre nicht *-wetter* von *lettern* durch *blättert*, *-wesen* von *gewesen* nicht durch *lesen* getrennt, so wäre das nahe, nicht das gleiche tonhöhenverhältnis notwendig.

Zum stil der gaselen scheint durchgängige reimgenauigkeit zu gehören. Dagegen verstößt nun scheinbar Platen in dem VI. gasel:

> Du grollst der welt, weil du gebunden bist,
> Und von dir selber überwunden bist?
> Verklage nicht das fromme schwert der zeit,
> Wenn du der mann der tausend wunden bist!

überwunden und *wunden* ergeben rührenden reim,[1]) also nahes tonhöhenverhältnis, aber nicht das geforderte gleiche oder gegensätzliche. In wirklichkeit zerfallen alle abschnitte von gedichten mit derart fortlaufenden reimen (also das gasel und die assonanzen) in kleine streifen, die nicht gleich zu sein brauchen und mindestens zwei reimverse und die etwa dazu gehörigen ungereimten verse enthalten; abgegrenzt werden die streifen durch eine kurze stockung nach dem gewöhnlichen einschnitt (der toten pause), der den vers begrenzt, durch eine 'fermate'. (Uhland deutet z. b. in der romanze vom kleinen däumling den beginn jedes streifens durch herausrücken der ersten zeile an.) Die frage nach der reimgenauigkeit darf nur für unmittelbar folgende reime innerhalb desselben streifens erhoben werden. Nach dem zweiten verse, schließend mit *überwunden bist*, endigt der erste streifen, somit gehören *überwunden bist* und *wunden bist* nicht zum selben streifen, gehen sich also nichts an. Vgl. Tiecks sonett An Novalis:

Wer in den blumen, wäldern, bergesreihen,	*i*
Im klaren fluß, der sich mit blumen schmücket,	*e*
Nur endliches, vergängliches erblicket,	*o*
Der traure tief im hellsten glanz des maien.	*u*
Nur der kann sich der heil'gen schöne freuen,	*i*
Den blumen, wald und strom zur tief' entrücket,	*e*
Wo unvergänglich ihn die blüt' entzücket,	*e*
Dem ew'gen glanze keine schatten dräuen.	*u*

Hier reimen sich *-reihen* und *maien*, *freuen* und *dräuen* mit gegensätzlichen tonhöhenverhältnis, aber *maien* und *freuen*

[1]) *bist* ist die zweite reimstrecke mit wiederholungsreim.



haben keine beziehung zueinander (sonst könnte keine richtige tonhöhenbeziehung hergestellt werden). Offenbar sind die paare *schmücket* : *erblicket*, *entrücket* : *entzücket* ebenso voneinander getrennt, obwohl dies an sich nicht nötig wäre. Hier sind also strophenteile voneinander abgesondert (das sonett ist ja eine strophe), wie im absatz die streifen. — Entsprechendes gilt mit den nötigen änderungen von assonanzen, vgl. Uhlands Roland und Alda, 4. abschnitt, fünfte und viertletzte reihe, — bedeutet streifengrenze:

> Der könig sieht ihn, neckt ein wenig ihn;[1])
> 'Traut neffe', spricht er, 'was ist euer sinn
> Gegen die maid, mit der ihr sprachet hie? *o*
> Wenn irgend zorn ihr heget gegen sie, *e*
> In liebe bitt' ich euch, verzeihet ihr!

hie und *sie* ergäben genauen reim, der kein nahes tonhöhenverhältnis erträgt, da aber zwischen beiden die streifengrenze liegt, so braucht nicht das sonst geforderte gleiche oder gegensätzliche tonhöhenverhältnis einzutreten.

Dagegen scheint nun Uhland bei beginn desselben abschnittes zu verstoßen:

> Als Roland höret, daß sie also spricht,
> Entdeckt er ihr sein ganzes herze nicht;

denn hier haben wir nur einen streifen und darin lautlich genauen reim. In solchen fällen haben wir jedoch scheinreim (die tonhöhen sind *i* und *o*); das ist nun allerdings ein abgehen von dem stil, der durchgängiges nahes tonhöhenverhältnis fordert, doch wäre offenbar echter genauer reim mit gleichem oder gegensätzlichem tonhöhenverhältnis noch stilwidriger, nahes tonhöhenverhältnis wohl unmöglich, es wird also der geringere stilfehler begangen, außerdem wird nicht gegen die gesetze der tonhöhenverhältnisse gefehlt. In solchen fällen wirkt freilich nur die lautliche gleichheit des reims, die aber größer ist als sonst in dem gedichte, und das gefühl für die zusammengehörigkeit.

Daß die verhältnisse der tonhöhen beim reim wesentlich in betracht kommen, ist aus verschiedenen punkten zu

[1]) *ĭn.*

ersehen. Lese ich z. b. die erste strophe von Eichendorffs Mondnacht:

> Es war, als hätt' der himmel
> Die erde still geküßt,
> Daß sie im blütenschimmer
> Von ihm nun träumen müßt',

so empfinde ich schon in der wurzelsilbe *šim*, daß hier etwas nicht in ordnung ist. Das lautliche stimmt, das kommt also hier nicht in frage (auch nicht, was die zusammensetzung der vocale betrifft, wir haben in beiden fällen i und *e*). Das lautliche ist für die hebungssilbe auch in zweisilbigen nur consonantisch ungenauen reimen gleich, wenn die ungleichen consonanten der senkungssilbe angehören, z. b. in Wielands Sixt und Klärchen 2, 11 ff.:

> . . . Ach, der fall ist da,
> Wo nur ein gott ex machina
> Uns helfen kann. Sei's um ein wunder! *e*
> Not geht an mann; wir sinken unter! *o*

Für die hebungssilben liegt die ungenauigkeit in diesen beiden fällen nur in der ungleichen tonhöhe. Auch die tonstärkenungleichheit stört nicht, vgl. aus Uhlands Lerchen:

> Welch ein schwirren, welch ein flug? *i*
> Sei willkommen, lerchenzug! *u*

Ferner zerstört tonhöhenverschiedenheit den lautlich genauen und ungenauen reim, s. 281 ff. Strophen, die wie reimende gebaut sind, aber keine reime haben, enttäuschen zunächst an den stellen, wo man die reime erwartet, und zwar hinsichtlich der tonhöhe — ich weiß freilich nicht, ob durchgängig —, vgl. von Klopstock Heinrich den vogler:

> Der feind ist da. Die schlacht beginnt. *o*
> Wohlauf, zum sieg herbei; *i*
> Es führet uns der beste mann *e*
> Im ganzen vaterland. *u*

Fragen wir, wodurch die tonhöhenverhältnisse bedingt sind, so kommen wir zunächst auf zweierlei; alles, was die tonhöhe der reimenden silben bedingt

1. im losgelösten worte,
2. in der versmelodie.



Bei 1. ist zu unterscheiden das reimstück, seine deckung oder ungedecktheit, das ganze wort, soweit es lautlich zusammenhängt. Der genaue reim verlangt für das reimstück die durchlaufende gleichheit aller lautlichen teilchen hinsichtlich der qualität,[1]) vgl. in Gott und bajadere s. 276 *w-ōnən : š-ōnən, ērdə : w-ērdə*, jedes teilchen hat ja seine bestimmte ton- oder geräuschhöhe, notwendig ist auch gleiche reihenfolge, vgl. *sprichst* und *angesichts* in Goethes Grundbedingungen, 2. strophe:

> Eh du von der liebe sprichst, *e*
> Laß sie erst im herzen leben,
> Eines holden angesichts *i*
> Phosphorglanz dir feuer geben.

Notwendig ist ferner verschiedene oder einseitige deckung des reimstücks, vgl. *w-ōnən : š-ōnən, ērdə : w-ērdə* (über den wiederholungsreim s. unten). Auf diese beiden punkte hat Rudolf Hildebrand, Zs. fdu. 5, 577 ff. nachdrücklich hingewiesen, Zs. fdu. 31, 22 f. habe ich auf die ungedeckten reimstücke aufmerksam gemacht. Was das ganze wort betrifft, so kann es mehr umfassen als die reimstrecke, z. b. in *gesänge : landesenge* Kraniche des Ibykus s. 279, *schwesterliebe : liebe* Ritter Toggenburg, oder mit der reimstrecke zusammenfallen, z. b. in *wohnen : schonen, erde : werde* Gott und bajadere s. 276, vgl. beim wiederholungsreim *zündet .. an : ruft .. an*, Siegesfest s. 278, wo sowohl *zündet* als *ruft* von *an* getrennt ist, also nur *an* in betracht kommt; beides kann in einem reime zusammentreffen, z. b. *geschehn : sehn* Gott und bajadere. Ist die reimstrecke nur ein teil des wortes, so können z. b. zwei *-keit* in *herrlichkeit* und *seligkeit*, Die götter Griechenlands s. 280 oder etwa *-heit* und *-keit* in einem reime von *sicherheit : tapferkeit* niemals in den tonverhältnissen gleich sein, weil ja das vorausgehende, lautlich sehr ungleiche, hier noch mitspielt. Gleiches gilt z. b. für *entfahren : befahren*, Gang nach dem eisenhammer s. 280. Doch vgl. *gestelle : geselle* mit gleichem *ge-* und gleicher stärkeabstufung in Graf Richard Ohnefurcht, s. 276. Hier haben wir noch meist gleichsilbigkeit (und gleichheit der stärkeabstufung); eine neue ver-

[1]) In reime wie *ruh : zu, schallt : gewalt* s. 277 scheint nur die dauer der laute *u* und *l*, nicht auch ihre qualität verschieden zu sein gegenüber reimen wie *Syrakūs : Philostratūs* s. 279.

schiedenheit kommt hinzu, wenn die silbenzahl nicht gleich ist, z. b. in *Friederich* : *sich* Barbarossa s. 278, *himmel* : *blütenschimmer* Mondnacht s. 278, namentlich, wenn es sich um den unterschied von gerader und ungerader silbenzahl handelt,[1]) z. b. in *geschehn* : *sehn*, Gott und bajadere s. 276, *sicherheit* : *bedürftigkeit*, Ideal und leben s. 280. Diese unterschiede kommen für reimwörter in betracht, wenn das ganze reimwort beidemale oder einmal mehr silben umfaßt als die reimstrecke. Wichtig sind sie namentlich für den rührenden reim; der wiederholungsreim schließt sie wohl aus. Fallen beide reimstrecken mit den reimwörtern zusammen, so gilt auch hier der satz, daß das ganze mehr ist als die summe seiner teile. Vermutlich spielt die ältere vollere lautgestalt mit, welche das gegenwärtige wort besessen hat, man darf wohl annehmen, daß sich die stammsilbe *-kalt-* in *erkalten* anders zu *ən* < *ēn* verhält als *-halt-* in *erhalten* zu *ən* < *an* usw. (Man muß dabei unter umständen die analogie in rechnung ziehen, *ə* in *Ärme* dürfte z. b. zunächst nur mit dem *e* verglichen werden, welches die analogiemuster der betreffenden zeit hatten.[2])) Derartiges spielt mit u. a. bei rührenden reimen, bei denen reimwort und reimstrecke zusammenfallen, z. b. in Immermanns Merlin, Der gral, 3. auftritt (Kay), Merlin, Satan, 5 ff.:

. . . . Da liegt der ritter,
Den der könig sandte nach dem wunder. *u*
Sollst dir die füße nicht laufen wunder. *o*

Bei der versmelodie kommt in betracht der syntaktische accent der satzteile (insofern z. b. die schwerste silbe des subjects einen anderen ton verlangt als die schwerste des accusativobjects, beide einen anderen als die schwerste im substantivischen prädicat, man denke z. b. an die verschiedene rolle von *wunder*, dativ bei *nach*, und *wunder*, prädicatives adjectiv in Immermanns Merlin, s. oben), der unterschied von psychologischem subject und prädicat, etwaige

---

[1]) Sievers, Metrische studien 4, 24.

[2]) Der einfachheit halber habe ich angenommen, daß in solchen fällen *ə* der gleiche laut sei. Sollte das falsch sein, so müßte man annehmen, daß es unterschiede gibt, die so gering sind, daß sie keinen klebreim mehr hervorrufen.

gefühls- und gegensatzbetonung; ferner der melodieunterschied von offenem und abgeschlossenem satz, von behauptungs- und fragesatz, von aussage- und befehlssatz. Das ist alles prosaisch, es kommt noch die formung durch die gebundene rede dazu. Wahrscheinlich bedingt jede dieser functionen ein abweichen der silbentonhöhe von der absoluten im absolut ausgesprochenen wort (die senkungen richten sich dabei nach der hebung ihres sprechtakts.)

Wir haben also im reim z. t. gleichheit, aber auch eine ganze reihe von unterschieden; diese können sich ausgleichen, oder das gesamtergebnis kann ungleichheit sein. Ausgehen muß man dabei vom gewöhnlichen genauen reim (der wiederholungsreim bleibt zunächst wieder beiseite) und zwar mit gleichem tonhöhenverhältnis. Wir haben hier gleichheit des reimstücks, ungleichheit in der deckung, gewöhnlich auch in dem tongang des ganzen wortes, diese unterschiede werden durch diejenigen der syntaktischen und versmelodischen verschiebungen von absoluter silbentonhöhe zur syntaktisch-versmelodischen aufgehoben. Im rührenden reim haben wir alles wie in dem gewöhnlichen genauen, mit ausnahme der deckung; während sich beim gewöhnlichen reim ausgleichung ergibt, muß die eine abweichung beim rührenden reim ungleichheit zur folge haben.[1]) Der wiederholungsreim ist, was die deckung betrifft, dem rührenden gleich, unterscheidet sich aber von ihm in mancher hinsicht: alle unterschiede von tongang im wort, viele unterschiede der syntaktisch-melodischen tonverschiebung (s. oben), fallen weg, z. b. die der syntaktischen, die aus der verschiedenheit der redeteile hervorgehen, wie sie vorliegen bei *wunder* substantiv

---

[1]) Den mhd. rührenden reim behandelt eingehend C. v. Kraus, Der rührende reim im mittelhochdeutschen, Zs. fda. 56, 1 ff. Nach ihm ist für den rührenden reim (abgesehen von der gleichheit der ganzen reimstrecke) wesentlich verschiedener (wort- oder satz-) accent (s. 3 f.). Wenn ich 'accent' als abstufung der silbenschwere im sinne Sarans fassen darf = tonstärke und tonhöhe zusammen — die länge kommt hier nicht in betracht — so ist die silbenschwere der hebungen im rührenden reim wegen der tonhöhenungleichheit jedesmal verschieden, auch wenn etwa die tonstärke gleich ist. (Der wiederholungsreim, den auch C. v. Kraus vom rührenden reim nicht unterscheidet, bleibt hier beiseite.)

: *wunder* adjectiv in der stelle aus Immermanns Merlin, s. 289. Es können sogar alle unterschiede wegfallen, vgl. Schillers Triumph der liebe:

Selig durch die liebe, *i*
Götter — durch die liebe *i*
Menschen göttern gleich!

Bei allen ungenauen reimen (klebreim, unreiner reim, halbreim) haben wir im gegensatz zum genauen reim im reimstück eine ungleichheit (oder mehrere) sonantisch oder consonantisch oder beides, dadurch werden die tonhöhen der hebungssilben schon im absolut gesprochenen wort ungleich (im klebreim mittelbar durch die auch in der tonhöhe ungleiche folgende senkungssilbe), und dadurch kommt auch im vers ein anderes ergebnis zustande als beim genauen reim. — Die unterschiede müssen sich jedoch beim genauen reim nicht aufheben, deshalb ist hier auch das gegensätzliche oder verschiedene tonhöhenverhältnis möglich; bei jenem spielt die gegenseitige ergänzung der pole eine rolle, die offenbar mit der gleichheit nahe verwandt ist. Dabei spielt die spannung der versmelodie auf den schluß und die lösung dieser spannung mit, doch ist es nicht nötig, daß spannung und lösung éinem satz angehören, es kann die lösung in einem satz vorausgehen und die spannung in einem andern folgen, vgl. Graf Richard Ohnefurcht s. 276. Dieselben jeweiligen gründe, welche die ungleicheit der tonhöhen beim rührenden und beim ungenauen reim, ihre gleichheit beim wiederholungsreim bedingen, machen gegensätzliches tonhöhenverhältnis beim rührenden und beim ungenauen reim unmöglich, beim wiederholungsreim möglich. Vgl. z. b. für den ungenauen reim die stelle aus den Kranichen des Ibykus, s. 279, mit *e*—*o* an stelle von *i*—*u*, was bei genauem reime einzutreten hätte. Der rührende reim und der ungenaue weichen nur in das nahe tonhöhenverhältnis aus, offenbar werden nahe tonhöhen noch als verwandt empfunden (wenn auch nicht als so sehr verwandt wie die gegensätzlichen). Auch diese leichte ungenauigkeit, die in dieser nähe (statt gleichheit oder gegensätzlichkeit) liegt, hat ihren eigenen reiz, schließlich gleicht sich im ungenauen reim diese ungleichheit und die lautliche im reimstück wieder aus, während die lautliche gleichheit und die ungleichheit der tonhöhe im rührenden

reim[1]) einen leichten widerspruch ergeben, vgl. die beispiele s. 280 f. — Der gleichheit, der gegensätzlichkeit und der nähe ist gemeinsam, daß sie eine fühlbare beziehung der tonhöhen mit sich bringen; diese fehlt bei der verschiedenheit der tonhöhen. An sich kann das, was wir lautlich genauen reim oder ungenauen reim nennen, auch mit verschiedenheit der tonhöhe vorkommen; vgl. die beispiele bei Novalis, Hebbel und Schenkendorf s. 281. 282. 283. Wahrscheinlich gilt reimgeschichtlich der satz: erst von dem augenblick an, wo das gleiche (und etwa noch das gegensätzliche) tonhöhenverhältnis gesucht wird, gibt es einen wirklichen reim.

Was lautlich eins und dasselbe ist, das können verschiedene dichter unter umständen bald so, bald so auffassen und entsprechend verwerten. So stellt einerseits Eichendorff (häufig) klebreime unter die gewöhnlichen reime, Uhland unter halbreime, Liliencron dagegen verwendet einmal einen klebreim als scheinreim, er behandelt also die beiden zeilen mit scheinreim als reimlose, wie sonst die entsprechenden zeilen der andern strophen, vgl. für Eichendorff die beispiele s. 278 f. und s. 284, für Uhland die romanze vom kleinen däumling, beginn und schluß, für Liliencron die letzte strophe der Schönen junitage:

Kleiner Däumling, kleiner Däumling,
Allwärts ist dein ruhm posaunet; *o*
Schon die kindlein in der wiege
Sieht man der geschichte staunen. *u*

Kleiner Däumling, kleiner Däumling,
Mächtig ist dein ruhm erbrauset: *e*
Mit den siebenmeilenstiefeln
Schritt er schon durch ein jahrtausend. *o*

Mitternacht, die gärten lauschen,
Flüsterwort und liebeskuß,
Bis der letzte klang verklungen,
Weil nun alles schlafen muß —
Flußüberwärts singt eine nachtigall.

Sonnengrüner rosengarten,
Sonnenweiße stromesflut,
Sonnenstiller morgenfriede,
Der auf baum und beeten ruht —
Flußüberwärts singt eine nachtigall.

[1]) Auch die bedeutungsverschiedenheit bei gleichklang spielt mit.

Straßentreiben, fern, verworren,
Reicher mann und bettelkind,
Myrtenkränze, leichenzüge,
Tausendfältig leben rinnt —
Flußüberwärts singt eine nachtigall.

Langsam graut der abend nieder, *i*
Milde wird die harte welt,
Und das herz macht seinen frieden *o*
Und zum kinde wird der held —
Flußüberwärts singt eine nachtigall.

Dann und wann muß erst festgestellt werden, wie der dichter gesprochen hat, damit die art des reimes erkannt werden kann. Z. b. ergibt bei Schiller i und ü, ferner e und i oder ü vor nasal usw. keinen reinen reim, vgl. den Venuswagen, str. 7 und 5:

Die ihr schon gereift zu ihren giften, *i*
Im herkulschen scheidweg stutzend steht,
Hier die göttin in den ambradüften, *e*
Dort die ernste tugend seht

Die ihr in das eis der bonzenträne *e*
Eures herzens geile flammen mummt,
Pharisäer mit der Janusmiene! *i*
Tretet näher — und verstummt.

In der mir bekannten Augsburger mundart ist i phonetisch von ü unterschieden (ebenso e von ö, ai von äu), indem ü, ö und äu leicht gerundet sind (ohne lippenvorstülpung), fürs gehör besteht kaum ein unterschied, abgesehen von dem hier sehr wesentlichen tonhöhenunterschied von i und u usw. Entsprechendes gilt offenbar für Schillers schwäbisch. — Ein reim *feld* : *welt* ist süddeutsch ungenau, vgl. s. 279 in Schillers Berglied, dagegen im norddeutschen genau, vgl. Ein spaziergang in Paris von Hebbel, str. 5:

Der mittag kam, und weil es Longchamp war,
So schloß ich mich an die geputzte schar,
Die sich ergießt durchs elysä'sche feld *e*
An diesem ostertag der schönen welt *e*

Dort haben wir *feld* : *welt* ohne, hier *felt* : *welt* mit 'auslautsverhärtung'. — Je nach der silbentrennung kann unter um-

ständen rührender oder gewöhnlicher reim vorliegen, vgl. Hebbels gedicht Aus der kindheit, str. 10 mit Uhlands Abschied:

Nun, wir müssen alle sterben,
  Großmama ging dir vor-auf, *e*
Und du wirst den himmel erben,
  Kratze nur, sie macht dir auf! *o*

Was klinget und singet die straß' her-rauf?[1]) *i*
Ihr jungfern, machet die fenster auf![2]) *u*

Das wort *empfinden* habe ich nur mit der trennung *em-pfinden* im reim gefunden, so daß ein reim *empfinden* : *finden* usw. in keinem mir bekannten falle rührend ist, vgl. Uhlands Mailied:

Wenig hab ich noch empfunden *i*
Von der werten frühlingszeit;
All die lust und lieblichkeit
Hat zu mir nicht bahn gefunden. *u*

Diese gesetze gelten nicht bloß für die nhd. dichtung, sondern wahrscheinlich für jede dichtung und (reim)prosa,[3]) die den reim nicht bloß zufällig verwendet; vorausgesetzt, daß die betreffende sprache ein und dasselbe wort in mehreren tonhöhen gebraucht. Stichproben haben das bestätigt für mhd. und ahd. Die tonhöhen sind im mhd. und ahd. durch ungedehnte rumpfvocale *i ë o u* anzugeben. Klingende reime mit zwei hebungen sind hier (auch nhd.) als je zwei reime aufzufassen; bei genauem nicht rührendem reim gilt der zweite reim *gelingen* : *singen* als wiederholungsreim; ist im nhd. einhebigen klingenden reim nahes tonhöhenverhältnis zu erwarten, so kreuzen sich die zwei tonhöhen a, b : b, a; vgl. für den rührenden reim die ausgeschriebenen beispiele bei C. v. Kraus.

---

[1]) Die schreibung mit *r-r* soll nur andeuten, daß der laut *r* auch zur reimstrecke (*rauf*) gehört.

[2]) Hier zeigt sich ein unterschied, der für die reimkunst, namentlich aber auch für die phonetik von bedeutung ist und wohl zwei große gebiete, Norddeutschland und Süddeutschland, trennt: Hebbel hat im vocalischen wortanlaut — dazu gehören auch fälle wie *sommer-abend, ver-einen, ver-ein* — gewisse ausnahmen abgerechnet, festen, Uhland leisen einsatz. Die ausnahmen betreffen bei Hebbel enklitische wörter im engsten anschluß an andere innerhalb des fallenden sprechtaktes, vgl. *zu lösen ist, kein totes ist* (prädicativisch) u. a. In fällen wie *viole, ideen, Italien* (vocal nach vocal in fremdwörtern) hat der zweite vocal bei beiden leisen einsatz.

[3]) Vgl. die Makamen des Hariri, übersetzt von Rückert.

Auch echtheitsfragen können durch die tonhöhenverhältnisse entschieden werden. In MF. 34, 3 ff. *ūf der linden obene* hat *stān* (8) tonhöhe *ë*, was nur auf nahes tonhöhenverhältnis (antwort in *i* oder *o*) und damit auf rührenden oder ungenauen reim (auch assonanz) schließen läßt. *hān* in 10 mit *u* ergibt lautlich genauen, der tonhöhe nach scheinreim, was durchaus verdächtig ist, denn *vogellîn* : *mîn* voraus ist ein wirklicher reim mit gegensätzlichem tonhöhenverhältnis *u* : *i*. Ich glaube auch stimmbruch[1]) zwischen zeile 8 und 9 annehmen zu müssen.

Für den gesangsvortrag gelten diese gesetze nicht (er hat ja andere tonhöhen als *i e o u*), sondern nur für den sprechvortrag und zwar für 'sington' und 'sprechton' (Sievers, Metrische studien 4, 165).

Nachträge.

1. Soll der mehrsilbige reim gleiches oder gegensätzliches tonhöhenverhältnis haben, so ist gleiche innere silbentrennung nötig, sonst ergibt sich nahes tonhöhenverhältnis, vgl. Goethe, Bleiben, gehen, gehen, bleiben, und Eichendorff, Waldmädchen, mit Alxinger, Doolin von Mainz 7, 50:

Bleiben, gehen, gehen, bleiben
Sei fortan dem tüchtgen gleich!
Wo wir nützliches betreiben,
Ist der werteste bereich.
Dir zu folgen wird ein leich|tes, *i*
Wer gehorchet, der erreich|t es; *u*

Bin ein feuer hell, das lodert,
Von dem grünen felsenkranz,
Seewind ist mein buhl' und fodert
Mich zum lustgen wirbeltanz.
Kommt und wechselt unbeständig. (χ) *u*
Steigend wild,
Neigend mild,
Meine schlanken lohen wen|d ich: *i*
Komm nicht nah mir, ich verbrenn | dich! *u*

[1]) Sievers, Metrische studien 4, 62 ff.



Sie küssen dankbar seine hand,
Und er fährt fort: Mit euerm va|ter, e
Herr Doolin, reist' ich wohl durch manches
[schöne land.
Beim himmel! große taten tat | er, ī
Trotz einem ....

Also ist die tonhöhe, die für den reim in betracht kommt, zunächst durch den phonetischen aufbau der silbe bedingt, während es nichts ausmacht, ob die silben das eine mal in éinem wort, das andere mal in verschiedenen wörtern stehen, es handelt sich also hier um sprechtakte und ihre gliederung.

2. Formen des gleichen wortes mit verschiedener silbenzahl ergeben nahes tonhöhenverhältnis, also liegt hier kein wiederholungsreim vor. Z. b. aus den Kronenwächtern von Arnim, ausgabe von Steig, 2, 270/1:

Wo die krippe einst gestan|den, e
Ist der altar aufgerichtet,
Wo das kind, die hirten standen, i
Hat der morgen sie umlichtet.

Daß hier die wortbedeutung mitspiele, kann man nur insofern sagen, als *gestanden* früher einmal eine andere wortbedeutung gehabt hat als *standen* (verbindung mit *ge-*), während heutzutage kein unterschied der wortbedeutung mehr vorliegt. Der wesentliche unterschied besteht hier in der verschiedenheit der silbenzahl. Der gegensatz von gerade und ungerade gibt hier übrigens nicht den ausschlag, denn auch *liebe* und *schwesterliebe* (s. 288), beide geradzahlig, geben rührenden reim.

MÜNCHEN, juni 1920. RUDOLF BLÜMEL.

DER SCHEINSPONDEUS IM DEUTSCHEN HEXAMETER UND PENTAMETER.[1])

Die frage, wie der sogenannte spondeus im deutschen hexameter und pentameter rhythmisch aufzufassen ist, läßt sich nur angreifen, wenn vorher nachgewiesen ist, daß im zusammenhang jeder vers in allen seinen teilen nur auf éine weise rhythmisch richtig vorgetragen werden kann.

Man vergleiche z. b. die zweite strophe des Eleusischen festes und die ersten acht verse des liedes An die freude:

Scheu in des gebirges klüften
barg der troglodyte sich,
der nomade ließ die triften
wüste liegen, wo er strich.
Mit dem wurfspieß, mit dem bogen
schritt der jäger durch das land —
weh dem fremdling, den die wogen
warfen an den unglücksstrand!

Freude, schöner götterfunken,
tochter aus Elysium,
wir betreten feuertrunken,
himmlische, dein heiligtum.
Deine zauber binden wieder,
was die mode streng geteilt,
alle menschen werden brüder,
wo dein sanfter flügel weilt.

Das erste beispiel macht (namentlich im zusammenhang nach der ersten strophe: 'Windet zum kranze die goldenen ähren') rhythmisch einen nüchterneren eindruck als das zweite. Das hängt damit zusammen, daß im ersten hebung und senkung viertel sind, im zweiten die hebung ein viertel, die senkung ein achtel. Die richtigkeit dieser behauptung ergibt sich am besten, wenn man beide beispiele nacheinander zuerst in dem takte mit lauter vierteln, dann in dem takt mit vierteln und achteln spricht und die eigentümlichkeit jedes taktes im unterschied von andern möglichst stark übertreibt. Während der takt mit lauter vierteln auf das erste, der takt mit viertel und achtel auf das zweite beispiel paßt und nur übertrieben wirkt, ergibt sich die anwendung des taktes mit viertel und

---

[1]) Zu Heuslers buch Deutscher und antiker vers, QF. 123.

achtel auf das erste, des taktes mit lauter vierteln auf das zweite beispiel als falsch, jenes fällt auseinander, dieses wird zerhackt. Nur bei richtigem vortrag ist die jedem rhythmus eigentümliche stimmung zu erzielen, die auch dem darin verfaßten vers zukommt, gleichgültig, ob das rhythmische schema diesen rhythmus erfaßt oder z. b. mit einem wesentlich andern zusammenwirft. Entsprechendes gilt von takten mit schwerer oder leichterer grundzeit ('halben', 'vierteln', achteln'), von einfachen und zusammengesetzten takten (z. b. zwei- und vierviertaltakten). Eine zeitlang mag man im zweifel sein, welche taktart die richtige ist, ein empfindlicher vortragender kann jedoch die falsche vortragsart nicht lange aufrechterhalten. Es empfiehlt sich, das ganze gedicht vorher zu lesen, damit unrichtige auffassung der rhythmischen stimmung vermieden werden kann. Übrigens kann in einem scheinbar rhythmisch einheitlichen gedicht der rhythmus wechseln, bei Uhland wechseln z. b. die beiden anfangs erwähnten rhythmen in einzelnen gedichten von strophe zu strophe, in anderen von halbstrophe zu halbstrophe:

Im herbste.

Seid gegrüßt mit frühlingswonne, viertel
blauer himmel, goldne sonne!
Drüben auch aus gartenhallen
hör' ich frohe saiten schallen.

Ahnest du, o seele wieder viertel und achtel
sanfte, süße frühlingslieder?
Sieh umher die falben bäume!
Ach, es waren holde träume.

An den tod.

Der du still im abendlichte viertel und achtel
wandelst durch der erde beet,
klare blumen, goldne früchte
sammelst, die dir gott gesät,
schon', o tod, was sanft entzücket, viertel
an des lebens brust sich schmiegt,
sich zum süßen liede wiegt
und zum mutterauge blicket!

Dabei lassen sich gewisse grundsätze gewinnen, die ohne weiteres die frage entscheiden, ob im deutschen hexameter und pentameter mit seinem dreiertakt (z. b. achtel, achtel,

achtel) ein spondeus, d. h. ein takt mit zwei gleichwertigen grundzeiten oder zeiten angenommen werden darf. Hexameter und pentameter sind im deutschen reine sprechverse ohne begleitung von gesang oder tanz, und die deutschen, wahrscheinlich alle sprechverse, haben nur geringe rhythmische möglichkeiten (z. b. weniger als ein gesungenes lied). Für die deutschen sprechverse gelten u. a. zwei gesetze:

1. innerhalb der rhythmischen reihe wechselt der takt nicht,

2. Auflösung und zusammenziehung der grundzeiten können nie derartig zusammenwirken, daß überschneidung von gewöhnlichen takten oder taktteilen und tatsächlichen rhythmusteilen vorkommen. (Es ist also z. b. im zweivierteltakt auflösung der senkung sowie zusammenziehung von hebung und senkung möglich, aber nicht eine synkopenbildung — auflösung von hebung und senkung mit zusammenziehung der beiden mittleren achtel.) Nach dem ersten gesetz ist es unmöglich, daß im gesprochenen deutschen hexameter und pentameter mit dreiertakt ein zweiertakt auftritt, nach dem 2. ebenso unmöglich, daß die mittlere grundzeit gehälftet und die eine hälfte mit der ersten, die andere mit der letzten grundzeit zusammengezogen wird ('zwei achtel mit punkt'). Wir haben vielmehr jedesmal zusammenziehung der hebung und der ersten senkung (einen sogenannten trochäus, der übrigens mit dem echten — ungeteiltes viertel und achtel! — nicht zusammengeworfen werden darf). Dabei kommt es nun gar nicht darauf an, ob der betreffende hexameter- oder pentametertakt in der letzten senkungssilbe mit einem nebenton belastet ist, auch nicht, ob der gewöhnliche wortaccent durch den vers vergewaltigt ist. Soweit ist Heusler recht zu geben.

Soll sich nun der sogenannte spondeus im deutschen hexameter und pentameter von dem 'trochäus' in eben denselben versen unterscheiden, so kann es sich nur um feinere rhythmische unterschiede handeln, in der agogik oder im rhythmischen zug. Diesem zug gemäß verhalten sich die grundzeiten des taktes nicht wie 1 : 1 (: 1) oder wie 1 : $^1/_2$, sondern wahrscheinlich wie einfache zahlen, z. b. im zweivierteltakt hebung : senkung = 4 : 3 oder hebung : senkung = 3 : 4. (Auch andere verhältnisse kommen vor.) Das gilt auch für den gesang und die musik. Sobald nun (in gesang und musik) synkopen auftreten, sobald

eine senkung den nebenton erhält (in gesang und musik entspricht hier das sforzato auf der senkung), so verändert sich das angegebene verhältnis, indem der hebungs- und der senkungszeit etwas, wahrscheinlich das gleiche, beigegeben wird; der rhythmus wird dadurch gedrängter, schwerfälliger, außerdem (Sievers, Metrische studien 4, 96) staccatoartig, fast aufgebrochen. Diese zeitzugabe muß nun durch entsprechende verschnellerung des zeitmaßes in dem entsprechenden nächsten (meist folgenden) rhythmischen teil ausgeglichen werden. — Nebenbetonung der senkung tritt in deutschen versen, also auch in hexameter und pentameter ein, gleichgültig, ob die senkung der hebung der tonstärke nach in der prosa a) untergeordnet, b) gleich oder c) übergeordnet wäre. Fall a wird von Heusler nicht anerkannt, b als gleichgewogener, c als umgekehrter spondeus bezeichnet. Es ist Heusler zuzugeben, daß *leblos* und entsprechende wörter im vers keinen nebenton zu haben brauchen und daher solchen wie *leben* rhythmisch gleich gelten können, aber es gibt deutliche fälle von nebenton in der zweiten silbe zusammengesetzter wörter, z. b. in Merckels 'Ruhe' (Hausbuch deutscher lyrik von Avenarius), viertletzter abschnitt, letzter vers:

> Schön wohl trat sich's hervor aus der jugend offener pforte,
> kühn und gerüsteten sinns, das herz voll großer entwürfe:
> stolz ausspannte der geist die ungeduldigen schwingen,
> als er die ragenden gipfel der freiheit vor sich erblickte
> und des erschlossenen weltflugs kranzumflatterte bahnen.

(Der rhythmische ausgleich durch verschnellerung des zeitmaßes erfolgt hier in dem takt *-schlossenen*). Übrigens kann der dichter auch in wörtern wie *leblos*, die an sich schon einheitlich geworden sind, die zweiheit hervortreten lassen, dann erhält der zweite bestandteil im vers einen nebenton. Vgl. im selben gedicht abschnitt 3, v. 4:

> lautlos segelt der falter mit glanzbefiederter schwinge
> droben im sonnigen raum . . . .

Für b und c vgl. aus Merckels gedicht, b von einem tisch:

> b) . . . . in trümmer bist du gegangen
> wie deine selige zeit! — — zu früh stets wallte das tischtuch
> über die herrlichkeit hin . . . .
>
> Abschnitt 7, v. 21.

stolz ausspannte der geist die ungeduldigen schwingen
Viertletzter abschnitt, v. 3.

Bei allen diesen veränderungen des rhythmus spielt die versmelodie eine wichtige rolle. Sie entscheidet, ob beispiele, die auf dem papier unerträglich aussehen, wie *der herrscher im donnergewölk, Zeus* angehen oder nicht.

Noch eine frage: warum wirkt der scheinspondeus im hexameter und pentameter unangenehmer als die entsprechende erscheinung im fünffüßigen jambus und in anderen versen, in welchen sich die hebung zur senkung ungefähr verhält wie 1 : 1/2, z. b. in der Macht des gesanges:

bergtrümmer folgen seinen güssen,

sowie in versen mit zweiertakt? Der hexameter und der pentameter haben drei, diese andern verse zwei bestandteile in ihrem takt. Hier steht also éin teil éinem andern gegenüber, im 'trochäus' und scheinspondeus des hexameters und pentameters éin teil einer wenn auch zusammengezogenen zweiheit von teilen. Das bedingt im rhythmischen zug ein ganz anderes verhältnis, dessen verzerrung namentlich mit andern rhythmischen veränderungen im scheinspondeus des dreiertaktes unangenehmer empfunden werden muß.

MÜNCHEN, mai 1921. RUDOLF BLÜMEL.

MF. 3, 7.

Die bisherigen deutungen dieser strophe (Lachmann, Kl. schr. 1, 477, dem sich Vogt in MF. anschließt, Rieger, Zs. fda. 47, 237 anm. und neuerdings Singer, Beitr. 44, 427) scheinen mir unter der annahme entstanden zu sein, daß dieses gedicht zweifellos einheimischen ursprungs ist, nur von einem Deutschen gedichtet sein kann. Da aber die frage des ursprungs unseres minnesanges noch durchaus nicht vollständig geklärt ist, bleibt

eine von den oben erwähnten übersehene möglichkeit zu discutieren, nämlich, daß das gedicht nach einem provenzalischen vorbild entstanden ist.

Die bisherigen erklärer nahmen implicite einen social niedrigstehenden sänger an, der beim zufälligen anblick der schönen königin von England von einem phantastischen liebessehnen ergriffen wurde. Ein zusammenhang mit 3, 12 war dabei schwer zu construieren. Ich halte diese deutung schon deshalb für unwahrscheinlich, weil ein so geradezu ausgedrücktes liebessehnen nach einer bestimmten person wohl nicht der ahndung durch den beleidigten gatten entgangen wäre. Gunst war mit solchem bekenntnis nicht zu erlangen. Es gehörte dazu eine gewisse unverschämtheit. Diese auffassung vernichtet ja den zauber des naiven liebesbekenntnisses, scheint mir aber, weil weniger sentimental, historisch richtiger und liefert uns einen fingerzeig zur bestimmung des charakters und der person des dichters, d. h. seines vorbildes. Rieger sieht in dem gedicht eine politische mahnung, Singer gar ursprünglich ein geistliches lied. Diese beiden versuche sind mir eine stütze dafür, daß der reine liebeswunsch die verfasser nicht befriedigt, ihnen ein rätsel aufgibt.

Betrachten wir nun das gedicht als aus der troubadourlyrik entlehnt, so bietet sich die möglichkeit, in dem verfasser einen hochstehenden, einen fürsten zu sehen, der tatsächlich seine wünsche zur königin von England erheben mochte. Es sind mehrere gründe vorhanden, die es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß das vorbild in einem verloren gegangenen gedicht des ältesten troubadours, Guilhems IX. von Aquitanien, grafen von Poitou, zu suchen ist.

Es ist zwar weder in den erhaltenen gedichten Guilhems noch in der geschichte die rede von seinen beziehungen zu einer königin von England. Aber in einem altfrz. abenteuerroman, dem Joufrois,[1]) aus der ersten hälfte des 13. jh.'s, der augenscheinlich die liebesabenteuer und auch die dichtungen Wilhelms verarbeitet, wird er zum liebhaber der königin von England, Alis oder Halis. Die geschichtlichen grundlagen des romans, insbesondere seine beziehungen zur provenzalischen

---

[1]) hrsg. von K. Hofmann und Franz Muncker, Halle 1880.

dichtung bedürfen dringend einer untersuchung.[1]) Eines aber steht fest: das charakterbild des Joufrois deckt sich ausgezeichnet mit dem, was wir von Wilhelms tun und treiben wissen. Daß überhaupt gedichte Wilhelms in den roman verwoben sind, darf man mit sicherheit annehmen, denn 4343 ff. stellt eine übertreibende bearbeitung des bekannten rätselliedes von Guilhem (Appel, Chrestomathie 39) dar. Wie hier zum ausdruck der persönlichen meinungen des dichters ein gedicht Guilhems den strom der auch sonst noch häufig gehemmten erzählung unterbricht, so müssen wir annehmen, daß überall dort, wo der verfasser sich mit seinem eigenen liebeskummer oder seiner eigenen liebestheorie an das publicum wendet, Guilhemsche oder andere provenzalische gedichte verwendet werden. Hier kommt nun die stelle 4209 in betracht. Der zusammenhang ist folgender: die königin Alis verabredet mit Joufrois (Guilhem), daß sie ihn in der nacht in seinem bett aufsuchen wird. Dieses ist in einem saal neben dem seines lehnsmannes und begleiters Robert hergerichtet. Die ankunft der geliebten verzögert sich und der ungeduldige liebhaber geht zur tür um zu horchen. Als er zurückkehrt, hat der freund, der die geschichte gemerkt hat, sich in das bett des Joufrois gelegt und behauptet, dieser habe sich in der aufregung geirrt. Joufrois läßt sich überreden und steigt in das bett des freundes. So findet sich denn die königin schließlich in den armen des lehnsmannes, der nun ihre schönheit in muße bewundert und infolgedessen in eine arge versuchung gerät. Soll er seinen herrn verraten oder auf die herrliche frau verzichten? Inzwischen wendet der dichter des Joufrois sich an seine zuhörer und fragt sie, was sie in diesem falle wohl getan hätten:

4209 E vos, qu'en feissoiz, seignor?
A toz vos pri par grant amor,
Que chascuns son penser en die,
Qu'il en feïst a la fe(u)ïe,
S'il fust en leu, o cil estoit,
Qui la reïne Alis tenoit.
Puis redira(i) ge mon corage
Apres vos tuit, qui estes sage.

[1]) Suchier, Literaturgeschichte 60 sieht in dem verfasser einen französisch schreibenden Provenzalen.



Hier wird also gewissermaßen eine streitfrage in die versammlung geworfen: was würdest du tun, wenn du die königin von England in den armen hieltest? Würdest du verzichten oder nicht? Man erwartet eigentlich nun eine reihe von antworten auf diese frage, die aber ausbleiben oder doch übergangen werden. Nach einer kleinen pause fährt der dichter, der sein urteil nur zurückgestellt hatte, um der weisheit der zuhörer das erste wort zu lassen (4215 f.), folgendermaßen fort:

Des or, seignors, avez vos dit?
Or me rescontez un petit,
Si vos dirai, se deus me vaille,
Ce que g'en feisse sanz faille.
Si ge eüsse des seignors mil,
Si ne tornasse pas un fil
En lor corroz contre tel rien.
Si lendemain en un lien
En deüsse estre pris menez,
Si fust ités ma voluntez,
Qu'a la reïne me tornasse
Et tot lo mont por li laissasse.

Die letzten drei zeilen lauten also wörtlich: mein wille wäre fürwahr gewesen, daß ich mich an die königin sc. von England gehalten hätte und auf die ganze welt um ihretwillen verzichtet hätte. Das entspricht so deutlich MF. 3, 7—11, daß ich nicht umhin kann, beide stellen auf ein original zurückzuführen.

Offenbar kürzt der verfasser des Joufrois seine quelle. Er übersetzt die antworten der zuhörer nicht, die in poetischer form die entgegengesetzte (oder dieselbe) meinung vertraten; das geht schon aus dem geschickten übergang (4217): *Des or, seignors, avez vos dit?* deutlich hervor.

Also wäre hier eine tenzone des Guilhem verarbeitet? Diese möglichkeit ist nicht ausgeschlossen. Überhaupt dürfte die erfindung der heiklen geschichte und die einführung Wilhelms als handelnder person auf eine erzählung des als erzähler berühmten dichters zurückgehen, der daran eine streitfrage knüpfte. Die heitere erotische dialektik des geschichtenerzählers wurde in geschichte umgesetzt. Allerdings wäre die annahme einer tenzone in so früher zeit (vor 1127) nicht mit

der ansicht der forschung in übereinstimmung (vgl. Zenker, Die provenzalische tenzone, Leipzig 1888), wenngleich sie sich auf die ebenda s. 71 mitgeteilte stelle des dichters stützen könnte, wo von einem *joc d'amor* die rede ist, worin er große geschicklichkeit zu besitzen sich rühmt. Man kann aber auch die entscheidung allein, von 4221 ab, auf den dichter zurückführen, indem man die wohl nicht genau zu bestimmende beziehung der ganzen episode einer weiteren untersuchung überläßt.

Der held Joufrois wird als verehrer der königin Alis hingestellt und auf diese bezieht sich unsere stelle. Das ist Adelheid von Löwen, tochter des grafen Gottfried von Brabant, die im jahre 1121 Heinrich I. von England heiratete und als beschützerin der dichtkunst und der dichter verehrt wurde. Da Wilhelm von Aquitanien erst 1127 starb, können wir die entstehung des originalgedichtes in den zeitraum 1121—27 ansetzen.

Man könnte nun einwenden, daß ja auch ein anderer provenzalischer dichter, etwa Marcabru, der auch im Joufrois auftritt, der verfasser des gedichtes sein könne. Dem widerspricht die enge verwandtschaft die zwischen der strophenform von mindestens der hälfte der unter Guilhems namen überlieferten gedichte und der des deutschen gedichtes besteht. Die reimfolge von 3, 7 ist folgende: aab xb. Dazu vgl. Appel 60: aaab xb. Es ist für die structur ganz unwesentlich, daß der erste reim im deutschen gedicht nur doppelt ist. Jeanroy[1]) sieht übrigens in den ersten drei versen der strophenform des gedichtes 10 (aab cbc) eine entwicklung aus den ersten vier versen der form aaab xb. Die form aaab xb wäre nach Jeanroy auch die grundlage für die form aaab ab (Appel 12 und 39, Jeanroy 7), ferner für aaaab ab (Jeanroy 6). — Wir haben also in aab xb mit einer leichten änderung die grundform der reimfolge für 6 der von Guilhem überlieferten 11 gedichte. Wichtig ist ferner Jeanroys auffassung, daß die reimlosigkeit des vorletzten verses in aaab xb, der ursprünglichen form, darauf hindeutet, daß beide verse einen refrainlangvers bilden, der erst später durch cäsurreim sich gespalten hat. Diese

[1]) Einleitung zu seiner ausgabe XIII f.

auffassung ist auch auf die deutsche gedichtform anzuwenden. Man beachte außerdem, daß an genau denselben stellen der reimfolge aab xb bezw. aaab xb sowohl im provenzalischen gedicht als im deutschen kürzere verse stehen. Einem ersten bearbeiter provenzalischer lyrik mußte die reimfolge und die ungefähre länge der verse viel stärker ins ohr fallen als einzelheiten der versstructur, deren getreue nachahmung fortgeschrittener übersetzungstechnik vorbehalten blieb.

Das gedicht, dessen unzweifelhafte verarbeitung im Joufrois ich angeführt habe (Appel 39) weist die form aaab ab auf, also eine der formen, die sich zweifellos aus aaab xb entwickelt haben. Es steht in unmittelbarer nähe jener stelle, in der ich die verloren gegangene grundlage zu MF. 3, 7 erkenne (4226 u. 4343).

Bei meiner auffassung bekommt auch die zweite strophe des deutschen gedichtes einen concreten sinn. Sie enthält einen tadel für den, der geheime minne verschmäht aus irgend welchen gründen. Der sinn des ganzen gedichtes wäre also: 'wenn ich (wie der freund des liebhabers in den skizzierten umständen), die königin von England (Adelheid) in den armen hielte, würde ich auf die ganze welt um ihretwillen verzichten, denn geheime minne erhöht den mut (vgl. Appel 11, 34) und wer aus irgend welchen (moralischen oder praktischen) rücksichten auf sie verzichtet, verdient tadel'. Ein solches gedicht paßt ausgezeichnet zum bekannten Don Juancharakter unseres troubadours. Marcabru, der sittenstrenge tadler, kann es gar nicht verfaßt haben.

Königin Alis ist allerdings vorwiegend als gönnerin französischer dichter bekannt. Sie hat den geistlichen Benedeiz zur abfassung des Brandan angeregt, bald nach 1121. Das um 1125 entstandene tierbuch (bestiaire) des Philippe von Thaon ist ihr gewidmet. Um 1140 hat sie einen dichter David zu einem (allerdings verlorenen) gedicht auf ihren verstorbenen gatten Heinrich I. beauftragt. Zur provenzalischen troubadourlyrik hat sie keine beziehung. Das setze ich aber auch nicht voraus. Ich nehme an, daß Guilhem eine über die zu seiner zeit lebende königin Alis umlaufende scandalgeschichte in einer tenzone oder irgendeiner anderen dichterischen form verarbeitete. Nun besitzen wir ein äußerst

wertvolles zeugnis zum jahre 1124, das man am besten auf einen ehescandal in der königlichen familie bezieht. Ordericus Vitalis (Historia ecclesiastica B. XII) erzählt, daß könig Heinrich I. von England einen widersetzlichen normannischen edelmann, Lucas de Barre, des augenlichtes berauben ließ: pro derisoriis cantionibus et temerariis nisibus orbari luminibus imperavit ... qui etiam indecentes de me cantilenas facetus choraula composuit ad iniuriam mei palam cantavit malivolosque mihi hostes ad cachinnos ita saepe provocavit. Was sollen die 'unanständigen lieder', die der verurteilte 'öffentlich' gesungen hat, anderes sein als verhöhung des privatlebens der königlichen familie? Man wird ausdrückliche nennung der königin nicht erwarten können, aber der zorn des beleidigten ehemannes scheint aus den kraftausdrücken der stelle deutlich hervorzugehen.

Der Joufrois, dessen historische glaubwürdigkeit ich für die einzelheiten dahingestellt sein lasse, berichtet nun einen ehescandal. Ein zurückgewiesener seneschall (vgl. das 'temerariis nisibus!) rächt sich an der königin, indem er erzählt, er habe sie mit einem küchenjungen überrascht (185 ff.). Er fällt im zweikampf, in welchem der held Joufrois die ehre der königin verteidigt. Ich glaube, man kann mit ziemlicher sicherheit diese episode des Joufrois auf das schicksal des Lucas de Barre beziehen. Denn die worte des chronisten begründen die verurteilung des Lucas augenscheinlich nicht mit politischen vergehen, sondern mit beleidigung der person des königs durch liebeswerben um die königin und lieder unanständigen inhaltes über deren privatleben. Nichts hindert diese mit dem Joufrois auf den trotz des verschmähten liebhabers zurückzuführen. Wir können also mit ziemlicher sicherheit die existenz französischer lieder scandalösen inhaltes über das privatleben der königlichen familie von England, Heinrichs I. und der Adelheid um 1124 ansetzen. Zwischen 1121 und 1127 hat aber Guilhem das von mir erschlossene gedicht verfaßt. Über die art, wie er von dem vorfall kenntnis erhielt, sind wir im dunkeln. Daß es kein liebeslied war, ergibt sich von selbst. Es behandelte ein scandalhistörchen in form einer poetischen streitfrage, im anschluß vielleicht an die lieder des Lucas de Barre oder an sein schicksal.

Nicht ganz unwesentlich ist in diesem zusammenhang die vielgefeierte schönheit der Adelheid. Man vergleiche, was Henricus Huntendunensis in seiner Historia Anglorum (ed. Th. Arnold, s. 243) begeistert von ihr schreibt: De pulchritudine vero reginae praedictae sic quidam dixit elegiace:

Anglorum regina, tuos, Adelina, decores,
Ipsa referre parans, Musa stupore riget.
Quid diadema tibi pulcherrima? quid tibi gemmae?
Pallet gemma tibi, nec diadema nitet.
Deme tibi cultus, cultum natura ministrat
Nec meliorari forma beata potest.
Ornamenta cave, nec quicquam luminis inde
Accipis; illa micant lumine clara tuo.
Non puduit modicas de magnis dicere laudes,
Nec pudeat dominam te, precor, esse meam.

Nachträglich stelle ich fest, daß Leo Jordan, Zs. fdph. 40, 191. Zum altfrz. Joufrois, sich ebenfalls zur annahme einer verloren gegangenen lyrischen quelle für J. 4209 ff. gezwungen sieht. Er faßt die stelle (s. 200) als 'eine rundfrage, die aus einem anderen gedicht stammen kann', deren 'quelle nicht auf uns gekommen ist'. 'Es ist eine art tenzone zwischen dichter und zuhörer'. Jedenfalls ist die situation eines partimen gegeben.

Die wesentlichen momente meiner hypothese sind folgende:
1. Der an und für sich formelhafte ausdruck: 'ich würde um meiner geliebten willen auf die ganze welt verzichten', findet sich in der durchaus eigentümlichen beziehung auf die königin von England wieder in einem altfrz. abenteuerroman des 13. jh.'s. Die betreffende stelle (Joufrois 4209) erklärt sich am besten (Jordan) durch die annahme einer unvollständig wiedergegebenen lyrischen quelle mit partimencharakter. Die entstehungszeit dieser quelle ist zeitlich unbestimmt, nichts hindert also, sie soweit hinaufzurücken, daß sie auch als quelle für MF. 3, 7 dienen konnte.

2. Nun sind im Joufrois die schicksale des troubadours Wilhelm von Aquitanien und motive seiner lyrik verarbeitet. Die angenommene quelle entspricht genau dem charakter dieses dichters. Die reimfolge seiner gedichte steht zum teil der reimfolge des deutschen gedichtes sehr nahe. Wilhelm kann

ein gedicht auf die königin Alis von England verfaßt haben, über die in der Joufroisstelle verhandelt wird.

Vielleicht empfiehlt es sich bei der beurteilung der hypothese teil 1 von teil 2 zu trennen und nötigenfalls bei der kritik des letzteren die ergebnisse romanistischer erforschung des Joufrois abzuwarten.

Jedenfalls wäre schon bei annahme von teil 1 das gedicht MF. 3, 7 definitiv aus der einheimischen lyrik ausgeschieden und für sehr frühe zeit ausländischer einfluß nachgewiesen. Ferner wäre dem rätselraten über die königin von England durch die beziehung auf Alis, die zweite gemahlin Heinrichs I. ein dauerhaftes ende bereitet.

BRESLAU. RUDOLF PALGEN.

SALLIURE, SCHANTIURE, PARELIURE.

salliure P 531, 19 wird gewöhnlich mit 'spottrede' übersetzt und von einem ostfrz. *salure* zum verbum *saler* = 'salzen' gehörig, abgeleitet (s. Maxeiner, Beitr. z. gesch. d. frz. wörter im mhd., Diss., Marburg 1897, s. 38, wo auch auf ein mlat. *salitura* = ἅλισις [Ducange] hingewiesen wird). Es wird auch an eine verbindung mit *sale* = 'schmutzig' gedacht. Beide etymologien müssen abgewiesen werden, schon deshalb, weil das grundwort im ersten fall keine bildliche bedeutung besitzt und im zweiten überhaupt nur erschlossen ist. Mir ist unerfindlich, weshalb man das wort nicht zu altfrz. *salüer* = 'grüßen' stellen will. Wenn schon eine genau äquivalente form erschlossen werden soll, dann bin ich wohl berechtigt, auf die möglichkeit eines **salutura*, frz. *saluure* hinzuweisen, was mit vereinigung der beiden *ü* zu einem einzigen genau das Wolframsche wort ergibt. Aber ich möchte auch dieses verfahren ablehnen. Wolfram springt sehr frei mit den frz. wörtern um und es ist ihm wohl zuzutrauen, daß er unter dem druck der reimnot aus einem verbum unter zuhilfenahme



der verbreiteten fremdwortendung *-iure* sich wörter zu eigenem gebrauch bildet. Ich darf für diese erklärung in anspruch nehmen, daß sie allein einen unanfechtbaren sinn für die fragliche stelle 531, 19 ergibt: ‘ihr spitziger gruß erschien ihm so lieblich, daß er nicht bedachte, was sie sprach’. Man beachte, daß gerade an dieser stelle hintereinander mehrere gegensätze angewandt werden, wie nach meiner deutung die *scharpfiu salliure* ein oxymoron darstellt; so 26 *ougen süeze unt sûr dem herzen bî.*

> sît vlust unt vinden an ir was
> unt des siechiu freude wol genas
> daz frumt in zallen stunden
> ledec unt sêre gebunden.

Die stilistische spielerei geht von 531, 19 aus.

Singer greift in seiner abhandlung über Wolframs stil (Sitzungsberichte der kaiserl. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. kl. 180) s. 43 auf Maxeiners deutung des beinamens *la schantiure* für Kyot P 416, 21 zurück (s. 65). Danach wäre *l* der artikel und *a* gehörte zum substantiv. Das ergebnis *aschantiure* soll ein *enchanteur* wiedergeben; *a* statt *an* oder *en* wird dialektisch sein oder nach Singer auf einem spontanen präfixwandel beruhen. Wie kommt aber Kyot, der dichter, zu dem beinamen ‘der zauberer’? Maxeiner behilft sich indem er es offen läßt, ob *enchanteur* die auch belegte bedeutung von *chanteur* gehabt habe (was einen zur bloßen erklärung des artikels immerhin etwas umständlichen weg ergibt), während Singer gar von der ‘zauberstadt’ Toledo phantasiert. Ich glaube demgegenüber daran festhalten zu müssen, daß *la* der artikel ist und *schantiure* ‘sänger’ bedeutet. Wolfram selbst versteht darunter einen sänger, wie aus 416, 23 hervorgeht:

> er ensunge und spraeche sô
> dês noch genuoge werdent frô;

sowie 28: *swaz er en franzoys da von gesprach.* Ich betrachte *schantiure* als eine selbständige bildung Wolframs aus *chanter*. Ich glaube übersetzen zu sollen: ‘Kyot hieß jener sänger, dessen kunst so groß war, daß er mit seinem singen und sagen noch heute viele erfreut’. Wenn wir so *la schantiure* gewissermaßen emancipiert, aus einem beinamen zum subject des satzes erhoben haben, dann bekommt der ausdruck die

rolle eines modernen fremdwortes, das den deutschen ausdruck zur erhöhung der spracheleganz vertreten soll. Wenn Wolfram das wort selbständig aus *chanter* nach dem muster der wörter wie *aventiure* gebildet hat, weshalb gibt er ihm dann nicht den richtigen artikel? Er gebraucht doch das sicher auch selbständig aus *parler* gebildete *pareliure* mit dem männlichen, dagegen *salliure* mit dem weiblichen artikel. Ich erkläre mir das so, daß er bei verwendung des deutschen artikels mit scharfem sprachgefühl die richtige form anwendet, bei preziöser verwendung des französischen artikels aber vor vermeintlich französischen wörtern mechanisch den artikel vorsetzt, den die endung erfordert. Er will zeigen, daß er französisch kann, daß er weiß, daß *-ure* eine weibliche endung ist. Übrigens konnte er sich dabei auf einige gelehrte ausdrücke stützen, die, obwohl sie männliche personen bezeichnen, doch als feminina gebraucht werden, weil die etymologische endung *e* sie als feminina empfinden läßt. Chrétien gebraucht (Perceval ed. Baist 561) *Jesu Crist la profete sainte.* Ferner findet man ein weibliches *patriarche, ermite.* Wir finden also im französischen denselben vorgang: fremdwörter werden, aus grammatischen rücksichten, weil sie die endung *e* aufweisen, mechanisch mit dem weiblichen artikel versehen, obwohl sie männliche personen bezeichnen. Das sprachgefühl versagt vor der grammatischen form. Genau dasselbe liegt bei Wolfram vor, nur daß er die fremdwörter durch hinzufügung einer auf *-e* ausgehenden endung an das fremde verbum sich erst selbst bildet. Er glaubt aber richtige französische wörter vor sich zu haben und verfährt also genau wie die Franzosen gegenüber ihren gelehrten eindringlingen wie *ermite, profete* usw. Schließlich wäre auf ein verwischen des unterschiedes zwischen *le* und *la* in manchen mundarten hinzuweisen.

BRESLAU. RUDOLF PALGEN.



LAPSIT EXILLÎS (P. 469, 7).

P. Hagens deutung dieser rätselhaften bezeichnung des grals als baetylus hat wohl niemand außer ihrem urheber überzeugt. Durch einen zufall ist mir die richtige etymologie aufgestoßen: es hieß in der quelle wohl sicher: *lapis elixir* d. h. der gral ist identisch mit dem *lapis par excellence*, dem *lapis philosophorum*. Was den lautunterschied von *exillîs* und *elixir* anbelangt, so macht nur das schluß-*s* bezw. *r* schwierigkeiten (da der stellungswechsel von *l* und *x* nicht ins gewicht fällt). Die vertauschung von *r* für *s* in *elixir* findet sich aber auch in 'Salomonis Trismosini Aureum Vellus oder Schatz und Kunstkammer. Item veterum philosophorum monumenta. Rorschach am Bodensee 1599'. Dort heißt es III, 690 *elixis*. Es eröffnen sich hier ganz überraschende perspectiven für die erklärung der deutschen gralauffassung. Ich möchte nur drei punkte hervorheben:

1. Die lebenerhaltende und verjüngende kraft des *lapsit exillîs* wird unmittelbar nach der nennung stark betont (P. 469, 8 ff.). Vgl. Lebenselixier.

2. Die seltsamen krankheitsumstände des Amfortas erklären sich durch eine beeinflussung durch eine der üblichen allegorischen schilderungen der bereitung des steines.

3. Die mystischen beziehungen des grals zum heiligen geist, überhaupt der ganze religiöse gehalt der Gralsage findet sich in den schriften der alchemisten wieder.

Demnach war die schrift des Flegetanîs ein handbuch der alchemie.

Ich behalte mir die ausführliche beweisführung vor.[1])

[1]) Ich hatte, als ich dies schrieb, keine kenntnis von Kampers' 'Turm und tisch der madonna' (Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde, bd. XIX, Breslau 1917), wo dieselbe auflösung gegeben wird, anscheinend auf grund einer brieflichen mitteilung K. Burdachs. Doch ist hier die literarhistorische bedeutung dieser feststellung nicht erkannt. Die Kyotfrage wird hiermit in eine ganz neue beleuchtung gerückt.

BRESLAU. RUDOLF PALGEN.

ZUM CODEX PALATINUS 341.

Die folgenden bemerkungen beziehen sich auf Rosenhagens dankenswerte ausgabe bisher unbekannter oder an schwer zugänglichen stellen veröffentlichter kleinerer mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichte aus der berühmten Heidelberger sammelhs. 341 (Berlin 1909). Ich möchte sie um so weniger zurückhalten, als die einzige von fachgelehrter seite aus erschienene größere recension des buches (Ehrismann im Anz. fda. 35, 34) sich nur mit allgemeineren fragen der orthographie und interpunction des codex beschäftigt und auf die texte selbst und ihre erklärung sowie auf das wörterverzeichnis des herausgebers mit keinem worte eingeht.

36, 60 *durch hantsalben* (in der handschrift getrennt *hant salben*) hat Rosenhagen (s. 242) unter dem verbum *salben* gebucht und damit eine constructionsschwierigkeit geschaffen, indem er von dem von der präposition regierten infinitiv noch einen objectsaccusativ abhängen läßt: flüssiger wird die stelle, wenn man das auch sonst geläufige substantiv *hantsalbe* ansetzt, wie dies übrigens Haupt in den Altdeutschen blättern 1, 90 schon für unsere stelle getan hatte.

36, 319. 320. 333. 334. 345. 346. Diese zeilen sind fast wörtlich übernommen in die spätmittelalterliche Wolfenbütteler sammelhandschrift, die Euling uns zuerst zugänglich gemacht hat (Berlin 1908), und bilden dort in der angegebenen reihenfolge den sechszeiligen spruch von der allergrößten armut (nr. 405).

40, 113. Das interjectionelle *sê* hätte Rosenhagen (s. 243) nicht als imperativ von *sehen* notieren und dem gefühl der eigenen unsicherheit, das das beigefügte fragezeichen documentiert, energischer nachgehen sollen: es ist doch klärlich das got. *sai* (vgl. Feist, Etym. wb. d. got. spr. s. 220) und gehört



vielmehr zum pronomen *sa*, wie schon Leo Meyer (Die got. spr. s. 692) erkannt hat (vgl. auch Osthoff, Beitr. 8, 311).

56, 40 *sam mir mîn triuwen reif!* Rosenhagen (s. 242) macht keinen deutungsversuch. *triuwen* (wenn die Kalocsaer hs. wirklich so liest) scheint mir verderbt; in *reif* aber möchte ich die auch sonst belegte nebenform für *ref* 'stabgestell zum tragen auf dem rücken' (Lexer 2, 370) erkennen: bei der häufig recht drastischen und derben ausdrucksweise des bergmännischen schwindlers scheint ein beteuernder schwur bei einem stück seiner wanderausrüstung ganz passend. Will man die verderbnis für tiefer liegend halten und eine plausiblere conjectur vorschlagen, werde ich der erste sein, der diesen versuch, der überlieferung wenigstens irgendwie beizukommen, wieder fallen läßt. Übrigens gibt auch die überlieferung, wie sie vorliegt, einen sinn, wenn man in dem *triuwen reif* unsern trauring sehen dürfte, ein wort, das Heyne 3, 1018 aus Luther belegt (vgl. über den ehelichen ringwechsel Weinhold, Die deutschen frauen in dem mittelalter[3] 1, 310); auch diese beteuerung wäre natürlich schwindelhaft zu nehmen.

61, 149 *dô muoste diu vierde geburt mit gotes wîsheit sîn begurt.* Diese übereinstimmende überlieferung der drei handschriftlichen zeugen gibt einen guten sinn, wenn man die belege bildlichen gebrauchs von *begürten* bei Lexer 1, 149 heranzieht: Christi vaterlose geburt konnte nur durch gottes weisheit ermöglicht werden, mußte von dieser umschlossen sein, von ihr zusammengehalten werden. Rosenhagens conjectur *bekurt* verstehe ich nicht, noch weniger, wie er eine form *bekurt* (s. 229) von *bekorn* ableiten kann.

61, 207 *ehtec*, das hier als epitheton gottes erscheint, übersetzt Rosenhagen (s. 231) mit 'echt': sollte er es wirklich als *êhaftec* verstanden haben? Es ist natürlich umgelautetes *ahtec* und bedeutet 'von hohem ansehen'.

69. Andere, vielfach abweichende fassungen der parabel vom jahreskönig finden sich in der Melker hs. nr. 39 und im Laubacher Barlaam 5377.

69, 86 *daz si sich selber iht verseln ze dem êwigen valle* ist wörtlich dem eingang der Kindheit Jesu von Konrad von Fussesbrunnen entnommen (8): *daz wir niht werden verselt ze dem êwigen valle.*

72 (= Melker hs. 26), 157. 158 sind aus Freid. 46, 23 entnommen.

75. Dieselbe parabel von den drei freunden findet sich im Laubacher Barlaam 5149.

75, 80. Die ansetzung einer lücke nach diesem verse, in der 'etwas über den zweiten freund gesagt und das subject zu 81 durch einen relativsatz ausgedrückt war', wie Rosenhagen glaubt, ist unnötig. Hätte der herausgeber den abdruck in Laßbergs liedersaal (nr. 75) genauer herangezogen, so hätte er gesehen, daß alles ohne lücke in ordnung ist: 78 ist *hœste* für *bœste* und punkt, 79 *den* für *dem* und komma, 80 mit W und Laßbergs hs. *der* für *des* zu setzen; dann schließt sich 81 ungezwungen an.

81, 16 *der werlde luoder* erklärt Rosenhagen (s. 239) zweifelnd 'ein allerweltslüderjan' oder 'eine verlockung für alle welt', beides schwerlich zutreffend. Ebernand 2542 nennt den bösen bischof Brun von Augsburg *des tiuvels luoder*, einen mann, der auf die lockspeise des teufels angebissen hat und nun selbst gewissermaßen mit ihr identisch geworden ist (ähnlich pseudo-Neidhart in Hagens minnes. 3, 227 b); ähnlich sagt der dichter des Salve regina von sich selbst (261): *ich was der werlt luoder*, ein von der weltlichkeit verlockter, also genau wie in unserer stelle. An andern stellen heißt *des tiuvels, der werlde luoder* natürlich einfach 'des teufels, der welt verlockung' (vgl. z. b. Jerosch. 4658. 10416, der das wort in allen möglichen genetivischen verbindungen besonders liebt, wie Pfeiffer s. 190 zeigt).

81, 88 muß ein fragezeichen statt des punktes gesetzt werden.

Von nr. 89, der parabel vom marktdieb, gibt es noch eine fragmentarische überlieferung, die Rosenhagen entgangen ist. Hoffmann von Fallersleben hat in der Germ. 12, 61 ein 'bruchstück eines unbekannten lehrgedichts' aus seinem besitz veröffentlicht: es sind mit allerhand kleineren abweichungen die verse 48—100 unserer nummer, ins niederdeutsche umgeschrieben, und zwar mit den beiden plusversen von W nach 54. Zwei verse des originals hat Pfeiffer, dem der Palatinus bekannt war, der sich aber der identität des fragments mit unserer nr. 89 nicht bewußt wurde, Germ. 13, 353 richtig hergestellt.

Das rätselhafte *ohof* des fragments (16 = 61), das Pfeiffer als *ouhof* 'schafhof' auffassen wollte, ist doch wohl nur ein fehler.

96, 25—30. Die in der anmerkung aus W mitgeteilten ersatzverse sind aus Parz. 2, 1 entlehnt: vgl. schon Haupt zum Winsb. 15, 9.

97, 22 *daz ein übel wîp wirs ist und drier scherfe erger.* Ich weiß nicht, warum Rosenhagen (s. 243) *scherfe* mit fragezeichen versieht und unter dem text *drî werbe* vermuten will: *scherf* ist 'kleinste münze, scherflein' und das gibt einen vortrefflichen sinn. Drei scherflein in sprichwörtlicher wendung gebraucht auch der Renner 15924 *tûsent marke muoz der darben, der ze drin scherfen ist geborn.*

98, 69. Einfacher ist es, wenn man die überlieferten worte *daz wir nemen* nicht in *nemen wir daz* umstellt, sondern *daz* einschiebt und *daz wir daz nemen* liest.

108, 152. Zu *verlaffen* 'betrunken' verweist Rosenhagen (s. 248) auf das einmal bei der Hätzlerin belegte *überlaffen*: weit häufiger ist im gleichen sinne *erlaffen* (Lieders. 129, 33. 89; Gesamtab. 62, 241. 369; Boner. 54, 40).

110 überschrift *hie entret er die wîsen phaffen.* Das seltene wort *entern* 'vergleichen, nachahmen, symbolisieren', ahd. *antarôn* (vgl. im allgemeinen Ochs, Beitr. 40, 467) hat Rosenhagen in sein wörterzeichnis unbegreiflicherweise nicht aufgenommen und vielleicht gar nicht erkannt. Zu dem einen literarischen beleg der ganzen wortsippe im Mhd. wb. hat Lexer 1, 80 und Nachtr. 28 noch einen aus Konrad von Megenberg und zwei aus Walther von Rheinau hinzugefügt. Unser beleg ist nicht unwichtig, zumal fast alle sonstigen belege aus spätahd. oder frühmhd. denkmälern stammen: zu den bei Ochs s. 468 gesammelten stellen aus Notker, den Glossen und dem Physiologus kommen noch Schönbachs reiche sammlungen (Stud. z. gesch. d. altd. pred. 2, 72).

Nr. 116, die kurze parabel vom eierdiebstahl der rebhühner, hätte Rosenhagen nicht aufnehmen sollen, da sie an einer sehr bekannten und leicht zugänglichen stelle gedruckt ist, was ihm entgangen ist: in Freidanks Bescheidenheit (144, 11—26; vgl. schon Grimm² s. 259); ein weiterer abdruck und zwar aus unserm Palatinus findet sich Hätzl. s. XXXVIII, den Rosenhagen (s. XXXVIII) citiert.

117, 10. Weitere belege für *aller Kriechen golt* sind Strickers Karl 2065 (bei Konrad nichts entsprechendes); Altsw. 62, 28. 66, 7; Hadam. 341, 4. 416, 7. Vgl. auch noch *alle der Kriechen guot* Pal. 193, 61 und *allir Kriechen schaz* Brun von Schön. 10508.

141, 17 *diu rôse hete sich entsmogen und hete diu bleter zuo gezogen, wan si des touwes anevanc und ouch ein küeler âbent twanc.* Rosenhagen hat hier keinen anstoß empfunden: aber was soll man sich unter *des touwes anevanc* vorstellen? Es muß *anehanc* heißen und speciell *des touwes anehanc* ist aus einem liede Wolframs (7, 18) entlehnt.

142, 39 *daz envrumte niht umbe ein brôt.* Zu *bot*, der lesart von W, die aber nur ein einfacher schreibfehler sein dürfte, bemerkt Rosenhagen: 'das richtige ist *lôt*'. Da die bildliche negationsformel mit *brôt* ohne bedenken auch dann gebraucht wird, wenn von wirklichem brod wie hier gar keine rede ist, so sehe ich nicht ein, was uns zu einer änderung der überlieferung zwingen könnte.

143, 6 *rôsenvar und lilienvar* ist wohl schreibfehler für *rôsenrôt und lilienvar*, wie auch 6, 596 zu lesen ist.

143, 118 *sol er si in dem herzen tragen und si in bî der zêhen niht, daz wirt ze jungest gar enwiht.* Daß der verfasser hier kenntnis des Eraclius verrät (2048 *si hete ir âmîs bî ir brust dem herzen nâhen geleit: doch ist manegiu, diu nû treit ir vriunt bî der zêhen*), hätte direct gesagt werden sollen an stelle des geheimnisvollen hinweises auf Haupts aufsatz (Zs. fda. 3, 168).

147, 103 *daz niuwe (ouge) tuot nâch sîner art: iz enwolte nâch der miuse vart durch zwelf künege niht sehen.* Rosenhagen bemerkt hierzu: '104 f. muß bedeuten: es würde selbst um zwölf könige willen nicht davon ablassen, nach mäusen zu schauen. Aber der wortlaut ist mindestens sehr undeutlich: liegt verderbnis vor?' Von einem 'nicht ablassen' steht aber in dem überlieferten satze nichts und diese interpretation der worte kann keinesfalls zutreffen, da sie vielmehr sinnwidrig das gegenteil besagen: 'es würde nicht nach mäusen ausschauen'. Die verderbnis scheint mir leicht zu heilen, indem man *ich* für *iz* liest: 'ich hätte keine neigung, nach mäusen auszuschauen'.

Nr. 151, die parabel vom toren und dem feuer, ist nicht



nur in den Altdeutschen wäldern 3, 202, sondern, was Rosenhagen entgangen ist, auch in Laßbergs liedersaal (nr. 256) gedruckt, allerdings in einer um 14 zeilen kürzeren fassung.

Nr. 162, die verse vom esel, gauch und affen, sind nicht nur in Laßbergs liedersaal (nr. 201), sondern auch, was Rosenhagen übersehen hat, als schlußverse der nr. 35 der Melker hs. (57—64) gedruckt; die letztgenannte fabel von der äffin und der nuß enthält auch unser Palatinus als nr. 160, wo natürlich die betreffenden schlußverse fehlen (vgl. Rosenhagen s. 221).

163, 113 muß mit W *der* statt *dem* gelesen werden, wie die parallelen, ganz symmetrisch gebauten satzglieder vorher und nachher deutlich erweisen.

164, 30 *die sprâchen, ez entæte got, sinc gewünne in anders niemen an.* Diese stelle ist den von mir Beitr. 44, 132 angeführten beizuordnen, aus denen die genesis des später erstarrten sprachgebrauchs begreiflich wird, *täte, tät* (*getan hätte*) in irrealen bedingungssätzen im sinne von 'gäbe es nicht, wäre nicht vorhanden' zu setzen: auch hier kann *tuon* noch im vollen substantiellen wortsinne genommen werden. Seit ich an der eben angeführten stelle ausführlich über diesen gebrauch gehandelt habe, habe ich drei schöne belege im Nibelungenlied aufgefunden, die bisher nicht beachtet worden sind: 273, 1 *waz wære mannes wünne, des vreute sich sîn lîp, ez entæten schœne meide und hêrlîchiu wîp?*; 1039, 3 *daz ir niemen trôste daz herze noch den muot, ez entæte Gîselhêr*; 1272, 3 *vrou Helche . . . phlac sô grôzer tugende, daz wætlich nimmer mêr ergê, ez entæte danne Kriemhilt.* Vgl. auch noch Lieders. 251, 213 *tæt hoffen und sîn zuoversiht, alle liebe wære ein wiht.* Dankenswerte nachträge aus nhd. schriftstellern hat kürzlich Jellinek (Beitr. 45, 82) beigebracht, ein beweis, daß ich nicht erfolglos die aufmerksamkeit der fachgenossen auf die merkwürdige erscheinung von neuem hingelenkt habe.

176, 345. *gewege*, das Rosenhagen (s. 234) als *gewœge* auffaßt und für den conj. praet. von *gewehenen* halten möchte, ist eine unmögliche form: natürlich ist mit W *gewüege* zu lesen.

In nr. 177, dem gedicht vom wucherer, sind die verse 157—201 eine langatmige paraphrase einiger sprüche über den wucher aus Freidanks Bescheidenheit: 157—172, die

erörterungen darüber, daß der wucherer weder in der nacht noch an den feiertagen ruhe hat, entsprechen Freid. 27, 15—20; 173—201, die betrachtungen über die dreiteilung des nachlasses des wucherers unter herren, teufel und würmer geben die folgenden sprüche 27, 21—28, 14 wieder.

178, 25 *sô phligestû, des diu geiz phliget: diu schirret, unz si harte liget.* Von dieser gewohnheit der ziegen spricht auch Freid. 118, 15 *diu geiz kratzet manege zît von weiche, unz si herte lît*: daß diese lesart und nicht diejenige beider auflagen Wilhelm Grimms (*von herte, unz si weiche lît*) die richtige und echte ist, zeigt, worauf Paul (Über die urspr. anordn. von Freid. Bescheid. s. 52) mit recht hingewiesen hat, die folgende nutzanwendung (*er sol niht sîn ein tumber man, der senfte leben vertragen kan*).

178, 45 *wir bin* im reim (: *sin*) ist sonst nur aus Strickers Karl und Lamprechts von Regensburg Franciscus belegt (vgl. Weinhold, Mhd. gramm.[2] § 363), dürfte also für die heimatsbestimmung des gedichts hervorragend wichtig sein.

178, 281 *sô hâstû vaste überzalt* ist eine reminiszenz aus Iw. 8007 *ir habet vaste überzalt.*

186, 99. 120. Zu dem hier zweimal begegnenden *metwahsen* bemerkt Rosenhagen (s. 240): '? Wohl *mittewahsen*, von mittlerer größe'. Das fragezeichen ist unberechtigt, denn das wort ist richtig, wenn es auch die beiden mhd. wörterbücher noch nicht belegen. Lamprecht von Regensburg übersetzt das 'statura mediocris, parvitati vicinior' seiner quelle Franc. 3172 *und was ein metwahsen man.* Zur stammform des ersten bestandteils der composition *meta-, metam-* vgl. Graff 2, 672. Das von den wörterbüchern gleichfalls nicht gebuchte *mitelwahsen* steht Lieders. 27, 16.

194, 240 *daz brinnende abgründe* begegnet auch Melker hs. 27 (= Pal. 120), 61.

194, 263—66 stimmen fast wörtlich zu Melker hs. 41 (= Pal. 107), 9—12.

209, 70 *des wart der meister ungemuotes* (: *huotes*). Rosenhagen verbessert unter dem text *ungemuot* (: *huot*). Ich glaube vielmehr, daß der altertümliche adverbiale genetiv *unmuotes* einzusetzen ist, der bei Lexer 2, 1919 mehrfach belegt ist: wie sollte der schreiber darauf verfallen sein, die glatte,

von Rosenhagen vorausgesetzte lesart durch die genetivische zu ersetzen?

Von kleineren anstößen im wörterverzeichnis notiere ich noch folgende: s. 230 'der = er 61, 195' (was soll das bedeuten? Der citierte vers lautet: *sol wir an der sêle genesen*); s. 233 *garwe* ist nicht indeclinables adjectiv, sondern adverbium; s. 234 muß bei *genge* das kreuzchen gestrichen werden; s. 237 die bedeutung 'wißbegierig' für *karc* ist mir zweifelhaft; s. 239 *lochern* ist natürlich *löchern*, nicht *lockern*, weshalb die klammer zu streichen ist; s. 244 '*spiez* zum braten' muß *spiz* heißen, da beide worte verschieden sind; s. 250 *wîde* ist in *wide* zu bessern.

JENA, 28. december 1920. ALBERT LEITZMANN.

ZU DEN ALTDEUTSCHEN TISCHZUCHTEN.

1. Des Tanhausers hofzucht.

Obwohl der getaufte jude und leibarzt des königs Alfons I. von Arragonien, Petrus Alfonsi, der erste, der uns in seinem bekannten novellen- und exempelbuch nebenbei einige tischzuchtregeln überliefert hat und dadurch der geistige vater aller ähnlichen anstandscompendien der abendländischen sprachen geworden ist, den vater auf die ängstliche frage des sohnes (Discipl. cleric. 40, 12 Hilka) 'o pater, quare oblitus es dicere, quomodo debet homo comedere coram rege?' antworten läßt: 'non oblitus fui dicere, quia nulla differentia est inter comedere coram rege et alibi', dürfte doch wohl kein zweifel sein, daß die achtsamkeit auf diese gesetze der feinen sitte und die erziehung zur vollkommenheit in ihnen zuerst in den kreisen der vornehmen zu hause gewesen sind und sich von dort aus allmählich weiter und weiter verbreitet haben wie alle und jede cultur, so sonderbar uns heute wohl vieles von dem vorkommen mag, was da als häufige unsitte bekämpft



und gerügt wird. Es ist daher recht und billig, wenn ich meine betrachtungen zu den altdeutschen tischzuchten mit demjenigen denkmal beginne, das nach den gelegentlichen, in das erste buch seines Wälschen gastes eingestreuten erziehungsvorschriften Thomasins von Circlaria (sein dort 1174 erwähntes, leider verlorenes büchlein *von der hüfscheit* in italienischer sprache dürfte der älteste tractat *della cortesia* in den abendländischen volksliteraturen gewesen sein) den ältesten deutschen versuch darstellt, das betreffende gebiet von erziehungsregeln in versen zu behandeln, mit der dem Tanhauser zugeschriebenen Hofzucht. Zuerst hat sie Haupt (Zs. fda. 6, 488) aus einer Wiener hs. veröffentlicht, der einzigen, die sie uns überhaupt erhalten hat: dieser abdruck ist einem neueren von Geyer (Altd. tischz. s. 9) schon aus dem grunde unbedingt vorzuziehen, weil aus dem letzteren der wirkliche zustand der überlieferung des gedichts gar nicht zu erkennen ist, da Geyer weder Haupts noch seine eigenen versumstellungen irgendwie näher bezeichnet hat; demgegenüber wollen die wenigen besserungen zu Haupts variantenapparat (zu 13. 130. 147. 175. 190), von denen nur die erste eine wirkliche besserung des textes bringt, nicht allzuviel besagen.

Ich beginne mit dem problem der metrischen form der dichtung, das von mehreren seiten her etwas verwickelt ist und mir noch durchaus bis heute weder genügend beachtet noch gar überzeugend gelöst zu sein scheint. Haupt zerlegt die Hofzucht in vierzeilige strophen oder quatrains, wie er es nennt, und nimmt deren 66 an, was also im ganzen 264 verse ergibt; Geyer ist ihm darin gefolgt, ohne zu prüfen, ob er dazu berechtigt war, die tatsächliche überlieferung, die nicht 66 quatrains, sondern nur 260 verse ohne ganz schematische strophenteilung bietet, in sein vierzeiliges schema einzuzwängen. Betrachten wir einmal die stellen genauer, an denen Haupt vom überlieferten abweicht. Bis str. 18 (vers 72) ist alles in ordnung: von strophe 19 dagegen sind nach Haupt nur die erste und dritte zeile erhalten, durch den reim gebunden, die zweite und vierte dagegen, ebenfalls durch den reim gebunden, in der handschrift ohne andeutung einer lücke ausgelassen. Zu bemerken ist, daß inhaltlich hier durchaus nichts vermißt wird, vielmehr bei etwas veränderter interpunction sich str. 18

mit der vermeintlich nur halb erhaltenen str. 19 zu einem tadellosen sechszeiler verbindet:

> ob dem tische lât daz brehten sîn,
> sô ir ezzent, daz sümlîche tuont.
> dar an gedenkent, vriunde mîn,
> daz nie kein site sô übele stuont,
> swelh man daz brôt legt an den lip
> und snîdet sam diu kranken wîp.

Str. 20—37 (vers 148) geht dann wieder alles glatt; aber bei str. 38 wiederholt sich der gleiche fall wie bei str. 19: Haupt glaubt, auch hier sei nur der erste und dritte vers erhalten, der zweite und vierte vom schreiber ausgelassen worden. Auch hier aber fehlt inhaltlich nicht das geringste, vielmehr ergeben str. 37 und die vermeintlich nur halb erhaltene str. 38 wieder einen sechszeiler:

> etliche sint sô vrâzlich gar,
> si ezzent, alsô dünket mich,
> daz si niht nement irs mundes war
> und bîzent in die vinger sich
> und in die zunge, hœre ich sagen:
> wem wil der den schaden klagen?

Daß diese beiden sechszeiler sich in genau symmetrischem abstande einstellen, genau nach 18 quatrains, kann nicht wohl zufall sein, sondern muß einer absicht des dichters zugeschrieben werden, nach einer größeren zahl von vierzeilern durch einen sechszeiler einen abschnitt seiner erörterungen einschneidend zu markieren. Wir dürfen danach erwarten, daß nach weiteren 18 strophen, also nach str. 56 (vers 224) sich wieder eine mit Haupt zu reden lückenhafte, vom schreiber verstümmelte strophe finden wird: und tatsächlich hat str. 57 nicht vier, sondern nur drei zeilen, alle drei durch denselben reim gebunden:

> nû lât in die zuht behagen:
> ê daz si komen zuo ir tagen,
> den kinden sol mans niht versagen.

Der dichter scheint mit diesen worten von seinem publicum abschied zu nehmen und sein compliciertes, dreimal 18 strophen umfassendes reimgebäude, das genau beim abschluß des ersten und zweiten drittels statt der gewöhnlichen quatrains sechszeiler aufwies, erschiene am ende, die beiden früheren einschnitte noch überbietend, durch einen siebenzeiler passend

ausgeleitet. Ist aber auch alles folgende echt und will man in str. 56 + 57 nicht den abschluß sehen, dann erhalten wir wiederum 9 weitere strophen (diesmal also die hälfte von 18), deren letzte mit einem sechszeiler anzusetzen ist, denn es liegt gar kein grund vor, mit Haupt in diesem falle, wo es sich um kein product höfisch-reiner, vornehmer kunst handelt, bei dem allerdings wohl solche schlußreime als schreiber-interpolation angesehen werden müßten, die zeilen *Disiu guot lêre hât ein ende: got an uns alle unzuht wende* als unecht zu beanstanden.

Auch auf die reimstellung der Hofzucht muß noch ein kurzer blick geworfen werden. Hier hat Haupt mit vollem recht bedachtsam, aber energisch in die handschriftliche überlieferung eingegriffen. Von seinen 66 strophen sind 4 lückenhaft, wie er annimmt, erhalten (die oben besprochenen strophen 19, 38 und 57 sowie 62, wo sinn und reimstellung in gleicher weise den irrtümlichen verlust eines verses dartun) und 3 durchgereimt (str. 1, 4 und 5). Von den nach abzug dieser 7 übrigbleibenden 59 strophen hat die hs., häufig gegen den sinn und syntaktischen zusammenhang, in 58 fällen gepaarten und nur einmal (str. 40, vers 157) überschlagenden reim. Von diesen 58 strophen hat Haupt 49 durch umstellung einzelner zeilen, ohne den sonstigen wortlaut anzutasten, überschlagende reime gegeben und nur in 9 fällen (str. 50—52, 54—56, 60, 61 und 65) die überlieferten gepaarten reime belassen. Es ist ihm durchaus zuzustimmen, wenn er zusammenfassend sagt (s. 496): 'die umstellungen der zeilen werden, hoffe ich, trotz ihrer menge durch ihre notwendigkeit überzeugen. In einigen quatrains wußte ich die reimverschränkung, die ohnehin in den durchgereimten aufgegeben ist, nicht anzubringen'. Geyer erklärt dann, zwar consequent, aber unbedacht (s. 2): 'Haupt hat die ursprüngliche ordnung meist wiederhergestellt; ich habe auch in den von ihm nicht veränderten quatrains die umstellung vorgenommen'. Ich kann nicht mit Martin (Anz. fda. 8, 309) finden, daß diese consequente durchführung 'überzeugend' sei, halte sie vielmehr, auch abgesehen von den mannigfachen, dadurch notwendig gewordenen textänderungen, nicht nur für gewaltsam, sondern mehrfach direct für falsch. Das gewaltsame zeigt sich auch in dem

durch die umstellung vielfach entstandenen verrenkten und verschachtelten satzbau, der sich schon äußerlich dem auge durch die kleinen eingeklammerten zwischensätze kundgibt, eine art der satzverknüpfung oder besser -entknüpfung, die sich sonst bei dem dichter nicht ein einzigesmal belegen läßt. Ich mustere rasch die einzelnen fälle. Str. 50 (vers 197): *der* und *und* haben ihre stellen tauschen müssen; 'gott, der keinen anfang und kein ende hat', wie die überlieferung bietet, ist die normale gedankenfolge (vgl. z. b. Walth. 36, 37; Willeh. 1, 4; Boner. prol. 1; j. Tit. 1, 1; Friedr. v. Sonnenb. 1, 1; weitere belege aus den minnesingern in Zingerles anmerkung zu dieser stelle), nicht das umgekehrte (hierfür hat Grimm, Gold. schmiede XXVII, 28 nur zwei stellen). Str. 51 (vers 201): durch die umstellung entsteht verrenkter satzbau und klammerstil; das Freidankcitat wird von seiner einführung ungebührlich losgerissen und die erwähnung der übereinstimmenden ansicht des Tanhauser wirkt pretiös, während in der überlieferung alles viel einfacher sich aneinander schließt. Str. 52 (vers 205): klammerstil. Str. 54 (vers 213): die umstellung verbietet sich schon deshalb, weil hier, wie bereits Haupt gesehen hat, ein citat aus Freid. 15, 15 vorliegt, im einzelnen zwar ungenau und für den vorliegenden zweck verallgemeinert, aber in der folge der verszeilen und damit der satzteile genau; mit der allegorischen anwendung auf die sieben tagzeiten bei Freidank konnte auch die siebenzahl der gerichte aufgegeben werden. Str. 55 (vers 217): das *und* der schlußzeile hat geändert werden müssen; der einfache satzbau hat einer pretiösen dichotomischen responsion platz gemacht, aber zu unserem dichter paßt eine feinheit der stilkunst Hartmanns (vgl. Faust, Zs. fda. 24, 1) wie die faust aufs auge. Str. 56 (vers 221): klammerstil; auch hier hat das *und* der schlußzeile einem *daz* weichen müssen, so daß nun sehr ungeschickt drei hintereinander folgende verse mit *daz* beginnen. Str. 60 (vers 237): hier mußte gar die vierte zeile vom ende heraufgeholt werden und zwischen der ersten und zweiten ihren platz erhalten; der schluß *alsô hân ich vernomen*, der in der überlieferung zusammenfassend sich auf beide vorhergegangenen sätze bezieht, bestätigt nun nur den ersten, nicht auch zugleich seinen gegensatz. Str. 61 (vers 241): die plane satzverbindung ist affectiert geworden.

Str. 65 (vers 257): durch voranstellung des das *allez* erläuternden satzes mit *als* hat der satzbau an klarheit und einfachheit erheblich eingebüßt. Meines erachtens kann man und darf man über die eingriffe, die Haupt in die versstellung der Hofzucht getan hat, weil sie meistenteils für den sinn notwendig waren, an keiner stelle hinausgehen, muß vielmehr mit ihm dem dichter wechselnde reimtechnik in dieser hinsicht zubilligen: wie er im anfang einigemale mit fleiß sich durchgereimte strophen gestattet hat, so hat er im ausgang die strengere und wohl auch mühevollere form der überschlagenden reime im princip verlassen und aus äußerem oder innerem zwange gepaarte reime zwischen die überschlagenden gemischt; das treibende motiv dazu können wir natürlich nicht wissen. Eher dürfte man bei vereinzelten strophen zweifel hegen, ob nicht die gepaarten reime der überlieferung besser erhalten blieben (so bei str. 6. 12. 33. 37. 39. 47 wegen der dichotomischen responsion. Eine einzelne strophe aus metrischen gründen für unecht zu erklären, wie es Haupt (s. 496) vermutungsweise des klingenden reimes wegen mit str. 52 (vers 205) vorschlug, ist nicht wohl angängig: noch viel stärker fällt ja str. 53 (vers 209) aus dem gewohnten klange heraus, da die zweite und vierte zeile nur drei hebungen haben, aber auch hier wäre jeder uniformierungsversuch gewaltsam.

Daß die Hofzucht, die sprachlich durchaus den eindruck macht, als wenn sie noch aus der guten zeit des 13. jh.'s herrühren könnte, deren reimtechnik, wie Martin (s. 309) mit recht Geyer gegenüber betont hat, bis auf einige apokopen durchaus sauber und correct ist, dem lyriker Tanhauser nicht gehören könne, ihm vielmehr nur untergeschoben sei, ist ohne zureichende gründe und ohne jeden versuch eines beweises bisher allgemein angenommen worden, abgesehen allein vom ersten herausgeber Haupt, der keinerlei zweifel äußert (vgl. Koberstein-Bartsch 1[6], 245; Wackernagel-Martin 1, 369; Meyer, Allgem. d. biogr. 37, 388; Vogt im Grundr. d. germ. philol. 2, 1, 277). Nach dem charakterbild des Tanhausers (den ich keinesfalls für einen kleriker halten möchte), wie es nach Scherers glänzender skizze besonders Oehlke, Kück und Siebert näher ausgeführt haben, scheint mir nicht das mindeste gegen die überlieferung zu sprechen, daß er auch das gedicht von der

hofzucht verfaßt hat, eine überlieferung, die bisher durch niemand widerlegt worden ist, wenn auch Oehlke (Zu Tannh. leben und dichten s. 2) sonderbarerweise Geyer dieses verdienst zuspricht, obwohl dieser die ganze verfasserfrage nicht mit einem worte erwähnt. Die strophe 12, 5 der Heidelberger hs. (Hagens minnes. 2, 94) *ein wîser man, der hiez sîn liebez kint alsô gebâren* zeigt deutlich, daß dem Tanhauser der übliche didaktische motivkreis seiner zeit durchaus nicht fern lag: es wäre nicht zu verwundern, wenn er dann, von seinen gönnern oder freunden ermuntert (*mit sümlîcher rât* 262), sich wirklich entschlossen hätte, ein wichtiges capitel der höfischen jugenderziehung, das seiner realistisch-humoristischen beanlagung ein reiches feld eröffnete, in dem gedichte von der hofzucht eingehend abzuhandeln. Das gewählte metrum, wechselnde vier- und sechszeiler mit bevorzugung der ersteren art und mit überschlagenden reimen, hatte er schon einmal in seinem zweiten leich (s. 82) verwertet, und unsere Hofzucht rückt dann wohl zeitlich dicht an das nach Paul (Grundr. d. germ. philol. 2, 2, 126) älteste beispiel überschlagender reime außerhalb der streng lyrischen strophenformen, das, wie Saran nachgewiesen hat, interpolierte, aus dem zweiten viertel des 13. jh.'s stammende schlußgedicht von Hartmanns büchlein heran (Euling, der in seinem stoffreichen buche über das priamel im sechsten abschnitt den gebrauch des vierzeilers und seiner mannigfachen schwellformen ausführlich behandelt hat, läßt dabei leider, wenn ich nichts übersehen habe, die frage der reimstellung unerörtert). Wenn der dichter Freidanks lob des guten weins mit den worten begleitet (203): *daz noch der Tanhûsære giht: vil heiden des geloubent niht*, so erinnern wir uns zweier stellen aus dem spruch 14, 3 (s. 96): *diu schœnen wîp, der guote wîn, diu mursel an dem morgen und zwirent in der wochen baden, daz scheidet mich von guote* und *der guote wîn, der sûret mir, swenne ich sîn niht mac verphenden*; von dem weinverbot der muhamedaner konnte er genaueres wissen, da er ja im heiligen lande gewesen war.

Ich schließe mit bemerkungen zu einzelnen stellen. 69 *ob dem tische lât daz rehten sîn*: Lexer 2, 381 erklärt, wie nicht anders möglich, 'das streiten mit worten', hat aber keinen sonstigen beleg. Ich möchte *brehten* 'schreien, lärmen' lesen.

— 143 lese ich *æzen* statt *ezzen* in anlehnung an Freid. 89,12 *die bœsen æzen ungetwagen, solte ir laster nieman sagen*, welche stelle dem dichter im sinne gelegen zu haben scheint. — 145 für das überlieferte *vrœlîch* setzt Geyer *vrevellîch*: ich möchte *vrâzlîch* vorziehen, wie auch die Rossauer tischzucht 39 *vræzec* hat. — 201 zu dem Freidankcitat bemerkt Haupt: 'in einem verlorenen spruche oder ist es ungenaue erinnerung an 95,2?' (vgl. auch W. Grimm, Klein. schr. 4,18). Ich meine, der dichter citiert etwas frei Freid. 95,4 *vur durst mac niht bezzers sîn dan wazzer, bier, mete unde wîn*, wo, wie Bezzenberger richtig hervorhebt, die getränke in einer aufsteigenden klimax geordnet sind, der wein somit tatsächlich *der beste tranc* ist. Grimm hat also ganz recht getan, die stelle unter den Freidank zugeschriebenen sprüchen nicht eigens mit aufzuführen (wohl aber durften dort nicht fehlen vier stellen aus dem Renner: 2811. 8901. 9657. 13267; vgl. Beitr. 45,120). — 217 *swâ man des schâchzabels gert und swâ manz von hunger mert.* Haupt bemerkt: 'diese zeile ist mir nicht deutlich'. Der sinn ist wohl: wo man mit brotstückchen schach spielt und sie dann vor hunger aufißt, d. h. wo geiz oder allergrößte dürftigkeit herrscht. Erläuterung bringt, wie schon Haupt sah, Renner 5355 (vgl. Wackernagel, Klein. schr. 1,119). — 228 lese ich *mans* in beziehung auf *zuht.*

2. Zur Rossauer tischzucht.

Daß die Rossauer tischzucht auf Tanhausers hofzucht beruht, hat Haupt bei seinem gereinigten abdruck (Zs. fda. 7,174) richtig bemerkt und Geyers versuch, das umgekehrte verhältnis zwischen beiden texten zu erweisen, ist durchaus mißglückt (vgl. schon Martin s. 309). Formell setzt sich der Rossauer text aus frei und ohne regel wechselnden absätzen von zwei, vier oder sechs zeilen zusammen: im ganzen sind es 11 zweizeiler (11. 13. 15. 23. 61. 63. 65. 67. 69. 71. 91), 11 vierzeiler (31—34. 35—38. 39—42. 43—46. 47—50. 51—54. 79—82. 83—86. 87—90. 99—102. 103—106) und 5 sechszeiler (17—22. 25—30. 55—60. 73—78. 93—98). Wie man aus den zahlen ersieht, könnte man unter den zweizeilern die verse 11—16, 61—66 und 67—72 auch zu sechszeilern zusammenschließen: es blieben dann nur 2 zweizeiler und statt 5 sechs-

zeilern erhielten wir 8. Die vierzeiler entsprechen vielfach, wie man aus Haupts zusammenstellung sofort ersieht, vierzeilern in der Hofzucht.

Zu Haupts text bemerke ich folgendes (Geyer hat bei seiner textconstruction die kleinen bemerkungen Wagners, Zs. fda. 19, 210 übersehen). 16. Da *gürtel* auch femininum ist, so kann das überlieferte *der* beibehalten werden. Der sinn der vorschrift ist: man soll den gürtel schon, ehe man zu tisch geht, bequem und weit genug lassen, damit man nicht genötigt ist, ihn während der mahlzeit zu lockern (das letztere wird Hofzucht 125 getadelt). — 17. In einer durch allerhand culturhistorische notizen und eigenartige gleichnisse interessanten prosaischen mnd. tischzucht (Germ. 21, 427) wird gerade entgegengesetzt geboten, das brot gegen die brust zu schneiden, da einmal ein hofjunker beim ungestützten brotschneiden sich eine so schwere schnittwunde beigebracht habe, daß er daran starb und ein erlaß des fürsten diese art des brotschneidens untersagte. — 20 ist wohl *alten* statt *kranken* zu lesen, das aus versehen aus 21 hereingeraten ist: vgl. bei Geyer D 26 und v 34. — 25. *an zimt* ist beizubehalten und nicht durch *enzimt* zu ersetzen: *an zemen* ist viel häufiger, als es nach den wörterbüchern scheint (vgl. noch Alex. B 56. 68. 90. 382. 457. 465; Brun von Schöneb. 2086; Eilh. 6057; Trist. 10862; Apoll. 1785; Suchenw. 15, 13. 101. 18, 489. 19, 35. 24, 332. 29, 5. 51. 41, 304. 7, 29 Fries; Kellers erz. 51, 13). — 30. Haupts conjectur *ītel vaz* statt *biutelvaz*, die Geyer übernommen hat, ist mir sehr zweifelhaft. — 47. Nach Wagner hat die hs. *rophitzt* statt *wiphitzt*; Geyer, dem eine abschrift Roethes vorlag, stimmt zu Haupt. Die wahrscheinlichkeit und die filiation der tischzuchten spricht für *rophitzt*, obwohl auch Schmellers erklärung von *wiphitzt*, die die wörterbücher übernommen haben, nicht so 'albern' ist, wie Wagner meint: wenn ich als kind, mit besonderer vorliebe beim essen, die überzeugung, mein stuhl brauche nur mit zwei beinen, vielleicht sogar nur mit einem den boden zu berühren, in die tat umsetzte, ertönte die ermahnung meiner mutter 'du sollst nicht geikeln bei tische'. Auch in Hans Sachsens tischzucht im rosenton 37 heißt es (Geyer s. 31): *irr und rück nit auf der penck.* — 103 ist wohl *ir lât* zu *irlât* zusammenzuziehen (vgl. die *iz* 4. 19. 78. 79. 81).

3. Die beiden jüngeren hofzuchten.

Zwei jüngere hofzuchten, die Adelbert von Keller herausgegeben oder besser gesagt in rohem handschriftenabdruck vorgelegt hat, ohne es mit der ersten herausgeberpflicht, einen sinnvollen, im wesentlichen einwandfreien text zu geben, recht ernst zu nehmen, sind mosaikwerke aus stücken älterer dichtungen, zwischen die verse und versgruppen eigener mache oft recht ungeschickt eingeschoben sind. Den grundstock bilden eigenartig geordnete auszüge aus dem zweiten capitel des ersten buches von Thomasins Wälschem gast, das allerhand höfische anstandsregeln für *diu kint* zusammenstellt. Diese auszüge wurden dann in wesentlich erweiterter form zu einem sitten- und anstandsbrevier ausgestaltet, das in die älteste fassung des deutschen Cato nach vers 336 eingeschoben wurde (vgl. darüber Zarncke in seiner ausgabe s. 126; der text findet sich dort s. 128). Aus dieser compilation haben dann wieder die verfasser der hofzuchten geschöpft, nicht ohne ihrerseits dabei in verschiedener weise eklektisch zu verfahren und eigentümliche, teils originale teils gleichfalls entlehnte zusätze zu bringen (im allgemeinen vgl. auch Geyer s. 34). Dieser sachverhalt ist schon Zarncke und Keller natürlich nicht entgangen: da jedoch ihre hierhergehörigen beobachtungen mehr zufälliger natur sind und durchweg der ergänzung bedürfen, so versuche ich im folgenden, die verschlungenen gewebe der beiden hofzuchten aufzudröseln und die quellen möglichst vollständig nachzuweisen. Auf die dringend erforderliche reinigung und besserung der Kellerschen texte gehe ich dabei mit wenigen ausnahmen principiell nicht ein: die anschauung und vergleichung der jedesmaligen quellenstellen gibt meistens ohne weiteres die erforderlichen correcturen und ermöglicht überhaupt erst ein flüssiges verständnis der texte. Wo ich keine vorlagen angebe, müssen die betreffenden verse vorläufig als originell gelten.

1. Die kürzere der beiden hofzuchten hat Keller aus einer Karlsruher hs. des 15. jh.'s (vgl. Keller-Sievers, Verz. altd. hs. s. 17) abdrucken lassen im 5. heft seiner Altdeutschen gedichte (Tübingen 1868).

3, 2—4, 8. Zu der stelle von den zwei zungen (4, 8) vgl. Reinh. fuchs kleine stücke 1589 und Neidh. 82, 37. — 4, 9—16

= Wälscher gast 471—478. Die lesarten stimmen wie auch späterhin mehrfach, worauf ich hier gleich im allgemeinen hinweise, zum vulgattext Thomasins, den Rückert im kritischen apparat gibt, und weichen von seiner textherstellung, die im wesentlichen auf der Heidelberger hs. A beruht, ab. Hier vgl. besonders die lesarten zu 472 und 473. — 4, 17—5, 4 = Cato 253 —264. Das verspaar 4, 21 ist eingeschoben. — 5, 5—8. Das erste verspaar 5, 5 deckt sich mit einem reimpaar, das im Cato nach 264 in der hs. Z, einer Berliner, überliefert und von Zarncke im apparat mitgeteilt ist; das zweite verspaar 5, 7 hat keinerlei entsprechung. — 5, 9—12 = Wälscher gast 479 —482. — 5, 13—24. — 5, 25—32 = Cato 265—272. Zugleich entspricht 5, 25—30 auch Wälscher gast 483—490, allerdings mit starker kürzung, so daß die Catoverse als unmittelbare quelle deutlich erhellen. — 6, 1—4 = Cato 273—276 in der bei Zarncke im apparat mitgeteilten, abweichenden fassung der hs. X, der damals Weigelschen (wo ist sie heute?). — 6, 5—26 = Cato 277—298. Zugleich entspricht 6, 15—24 auch Wälscher gast 501—510: die lesarten zu 504 und 510 zeigen, daß der interpolator des Cato den vulgattext Thomasins benutzt hat. — 6, 27—7, 1. Hier entspricht das verspaar 6, 28 in umgekehrter folge Cato 299 (verse, die nur in X stehen), 6, 30 einem danach in X überlieferten einzelnen reimlosen verse, der sich in Zarnckes apparat findet. — 7, 2. 3 = Cato 301. 302 (nur in X) und zugleich = Wälscher gast 495. 496 (man beachte hier die lesart von G). — 7, 4—11. — 7, 12—20 = Cato 303—308 (nur in X). Das verspaar 7, 14 ist eingeschoben. — 7, 21—27. Zu 7, 24 vgl. Walth. 87, 10. 15. — 7, 28—8, 1 = Wälscher gast 519—524 (in diesem verse stimmt wieder der vulgattext Thomasins zu unserem gedicht). — 8, 2—9, 2. — 9, 3—24 = Cato 185—208. Das verspaar 9, 9 ist eingeschoben; umgekehrt fehlen Cato 202—205 unserem dichter, offenbar durch versehentliches abirren des auges von dem einen *wol* 201 auf das andere 205. Zugleich entspricht 9, 17. 18 auch Wälscher gast 417. 418 sowie 9, 19—22 Wälscher gast 399—402. Kellers hinweis zu 9, 23 auf Wälscher gast 443 ist verkehrt. Zarnckes bedenken gegen die richtigkeit der überlieferung von Cato 196 scheint mir abzulehnen. — 9, 25. 26. — 9, 27—10, 1 = Wälscher gast 421—424. Kellers hinweis

zu 9, 29 auf Wälscher gast 430 ist verkehrt. — 10, 2—5 = Wälscher gast 451—454 (in diesem verse stimmt wieder der vulgattext Thomasins mit seinem *underkleit* gegenüber dem fremdwort *garnâtsch* bei Rückert zu unserem gedicht). — 10, 6. 7 = Wälscher gast 437. 438. — 10, 8—27 = Cato 209—232 (in diesem verse beachte man die lesart von X). Die verse Cato 219. 220 sind übergangen, die verse 227—230 auf zwei zusammengezogen worden. Zugleich entspricht 10, 8. 9 auch Wälscher gast 439. 440 sowie 10, 10—17 Wälscher gast 459—466 und 10, 18. 19 Wälscher gast 397. 398 (in diesem verse stimmt wieder der vulgattext Thomasins zu unserem gedicht). — 10, 28—11, 5. Dieser ähnlich auch 24 wiederholte schlußvers dieser gruppe klingt an Cato 233 an. Kellers hinweis zu 10, 28 auf Wälscher gast 400 ist verkehrt. — 11, 6—13 = Cato 235—242. Zugleich entspricht 11, 7. 8 auch Wälscher gast 411. 412. — 11, 14—17. — 11, 18—27 = Cato 243—248. Die verse 11, 22—25 sind eingeschoben. — 11, 28. 29.

2. Die längere der beiden hofzuchten hat Keller aus einer Ulmer hs. des 15. jh.'s (vgl. Keller-Sievers s. 88) in seinen Erzählungen aus altdeutschen handschriften s. 531 herausgegeben. Voran steht die fabel vom esel mit der löwenhaut, die auch gesondert überliefert ist (vgl. Keller-Sievers s. 8); die hofzucht beginnt erst 534, 15.

534, 15—36 = Cato 1—20 (nur in X). Das verspaar 534, 17 ist eingeschoben. — 535, 1—6. — 535, 7—10 = Cato 21—24 (nur in X). — 535, 11—15. — 535, 16—536, 2 = Cato 25. 27—48 (nur in X). Das verspaar 535, 23 ist eingeschoben. Cato 43 ist natürlich wie in unserem gedicht *sælde* statt *selbe* zu lesen; Zarnckes erklärung von 48 erweist sich als richtig. — 536, 3—26. — 536, 27. 28 = Cato 59. 60. — 536, 29—34. — 536, 35—537, 4 = Cato 61—68. — 537, 5—8. Zu 537, 6 vgl. 19 und 546, 2. — 537, 9—16 = Cato 69—76 (71—76 nur in X). — 537, 17—28. Zu 537, 19 vgl. 6 und 546, 2. — 537, 29—538, 17 = Cato 77—100 (81—90 nur in X). Das verspaar 537, 33 und die reimlose, sich mit den beiden vorhergehenden zu einem dreireim verbindende zeile 538, 7 sind eingeschoben. Cato 99 beachte man die lesart von X. — 538, 18—21. — 538, 22—27 = Cato 101—106. — 538, 28—32. Zur schlußzeile vgl. Freid. 61, 3. — 538, 33—36 = Cato

107—110. — 538, 37—539, 17. — 539, 18—27 = Cato 111—120. — 539, 28 — 540, 2. Kellers hinweise auf stellen des Wälschen gastes gehen nur auf den gedanken, nicht auf den wortlaut, der bei Thomasin völlig abweicht. — 540, 3 – 30 = Cato 121 —148 (125—140 nur in X). Cato 129 dürfte gleichfalls *rüem* statt *nim* zu lesen sein. — 540, 31 — 541, 33. Leider ist gerade das blatt der hs. ausgerissen, auf dem der übergang auf eine spätere stelle des Cato enthalten war. — 541, 34 — 542, 25 = Cato 272. 277. 280—297. 305 — 308 (305 — 308 nur in X). Das verspaar 542, 12 und der vers 542, 23 sind eingeschoben. Die verse Cato 298 — 304 sind übergangen. — 542, 26 — 35. Hier entsprechen die verspaare 542, 30. 32. 34 der ersten hofzucht 7, 22. 14. 6, 30. — 542, 36. 543, 1 = Cato 301. 302 (nur in X). — 543, 2—544, 11 = erste hofzucht 7, 4. 5. 8—13. 24 — 8, 17. 22—33. Nur die einen dreireim bildende zeile 543, 36 hat dort nichts entsprechendes. — 544, 12 – 34 = Cato 188 —208. Das verspaar 544, 15, das im Cato fehlt, stammt aus der ersten hofzucht 9, 9. Die ganze versgruppe beginnt mit einem reimlosen vers, ein zeichen, daß etwas aus flüchtigkeit ausgelassen ist. — 544, 35 — 545, 9 = erste hofzucht 9, 25 — 10, 7. — 545, 10 — 31 = Cato 209—232 mit derselben kürzung, die oben die erste hofzucht bei Cato 227—230 aufwies. — 545, 32—37 = erste hofzucht 10, 28 — 11, 5. — 546, 1 —14 = Cato 235—248. — 546, 15—25.

Diese aufstellung ergibt, daß Geyer unrecht hat, wenn er (s. 33) beide überlieferungen für varianten derselben dichtung hält: wir haben es vielmehr mit zwei verschiedenen gedichten zu tun, deren quellen verschieden sind (im einen falle Thomasin und Cato, im andern nur Cato) und von denen das längere das kürzere teilweise ausgeschrieben hat. Geyers vermutung (s. 34), daß die Karlsruher hofzucht nur die zweite hälfte des gedichtes sei, das die Ulmer hs. ganz erhalten habe, ist mit nichts zu begründen.[1])

[1]) [Das inzwischen von Priebsch aufgefundene bruchstück der ersten hofzucht (oben s. 19) gibt mir zu bemerkungen keinen anlaß.]

JENA, 17. februar 1921. ALBERT LEITZMANN.

ZWEI DUNKLE STELLEN IM GEORGSLIED.

1. Vers 39 ist überliefert:

man uar· fhan· in den purnnen· er uuas salig^{k}er· sun·

Die meisten lesen *er was sâlîgêr sun*, was inhaltlich dürftig ist, nach versbau und reim der sonstigen regelmäßigkeit und reinheit des liedes widerstrebt. Siemers hat in Beitr. 39, 109 gezeigt, daß der alemannische dichter des liedes um 900 einen accusativ *prunnan* gesprochen haben wird (vgl. Samariterin 14. 16). Das reimwort dazu darf man nach dem sonstigen verfahren des dichters als *sunnan* ansetzen. Die um 1000 überlieferte niederschrift lese ich dann:

man uuarf en in den prunnen: er uuas saligk ersunnen.

ersunnen ist participium perfecti zu ahd. **irsinnan* 'weggehen, emporgehen'. Die stelle bedeutet: 'Georg war selig verschieden', lateinisch müßte sie etwa heißen: beatus decesserat. Der verfasser versichert, daß der heilige nach den furchtbaren martern nun auch wirklich tot war; das wunder seiner auferstehung ist dann um so größer. Diese versicherung entspricht ganz der sonstigen haltung des gedichtes und ist überhaupt ein beliebtes theologisches rüstzeug, z. b. bei der betrachtung von Christi auferstehung, die einen wirklichen tod zur voraussetzung habe. Die lateinische Georgslegende (Sächsische sitzungsber. 1874) hat für die in frage kommende marter keine genaue entsprechung, versäumt aber nicht, bei zwei umgebenden stellen nach der marter hinzuzufügen: et emisit spiritum (s. 53), et sic redidit sanctus Georgius spiritum (s. 56).

Daß die abtrennung *saligk / ersunnen* zulässig ist, steht bei der schreibweise unseres gedichtes außer zweifel; vgl. *er diGita* (v. 57), und Zs. f. österr. gymnasien 1894, s. 132. Auch Steinmeyer war auf dieser spur, als er in seinen Denkmälern 1916, s. 101 in erwägung zog *er uuas allîke ersuunten.*





Das zeitwort *irsinnan* 'weggehen, emporgehen' läßt sich von anderer seite her einigermaßen stützen. Zwar scheint es ahd. sonst nicht belegt — das gotische kennt noch das zugehörige transitivum *ussandjan* —, und die paar mhd. stellen mit *ersinnen* (+ *ersinden*) dürfen ihrer moderneren bedeutung wegen nur mittelbar mit unserer stelle verbunden werden. Das starke verbum *sinnan* ist eben schon im ahd. nicht mehr recht lebenskräftig, zumal da es auch einen starken bedeutungswandel durchzumachen hat. Vermutlich war *irsunnan* dem dichter um 900 noch geläufig, dem schreiber um 1000 nicht mehr, was die mangelhafte überlieferung von v. 39b einfach erklären würde. Sonst ist *sinnan, gisinnan* als starkes verbum mit der bedeutung 'gehen, reisen' namentlich noch bei Otfrid, Notker, in der Exodus usw. zu finden, z. b. *sinnan* 'exire' Otfrid II 7, 39, ähnlich IV 4, 1; Exodus (QF. 57) *daz er dan nesunne noh ime intrunne* 327, *daz si heim sunnen* 1319. Der Tatian kennt das wort nicht, besitzt aber die entsprechungen *faran* : *arfaran*, die sich verhalten wie *sinnan* : *irsinnan*; z. b. *himil inti erda farent* 'transibunt' 146, 3, *thana erfarent* 'discedant' 145, 12. Noch näher zu dem altertümlichen *irsinnan* stellt sich aus dem Tatian das isolierte *arwīzan* 'discedere'. Dafür, daß gerade das sterben, der gang in die andere welt, mit dem stamm *sinn-* ausgedrückt wird, bietet das ags. zahlreiche belege, so *hæfde forsīðod* 'hätte den tod gefunden' Beowulf 1550 (vgl. *forðweg* 'weg ins jenseits' 2625), *on fēonda geweald feor sīðian* 808 (vgl. *ellorsīð* 'tod' 2451, anderwärts *heonansīð*), *þæt mīn sāwul to ðē sīðian mōte* Byrhtnoð 177.

2. Vers 48 lautet:

Do seGita : : : : *k*obet· ihz· ih betamo· Geloubet ehz·

(Nach Beitr. 39, 99 ist hinter *seGita* platz für etwa vier buchstaben). Nach der verbreitetsten ansicht soll das heißen: *do segiter kebet heiz, ih betamo geloubet ez.* Schon Haupt hat den reim *heiz* : *ez* bedenklich gefunden, vgl. MSD[3] II 97. Die reime des Georgsliedes sind größtenteils rein; eine abart davon ist, daß der vocal seine entsprechung im zweiten teil eines diphthongen hat, *tuon* : *spenton* 54 (*fuoren* : *skonen* 13, vielleicht auch überliefertes *uuuoto* für des älter-alemannischen dichters **uuuato* : *drato* 24). Das reimwort zu *ez* ist mithin nicht *heiz*,

sondern *hiez*. Dies fordert auch der inhalt der legende. In der lateinischen fassung Sächs. sitzungsber. 1874 s. 58 wird einer der wunderbar auferweckten toten (vom kaiser, nicht von Georg) herbeigerufen und nach seinem namen gefragt. Ille respondit: nomen meum dicitur Jovis = Sächs. sitzungsber. 1875, s. 271 respondit: Jobius dicor. Dieser name lautet in der zufälligen ahd. überlieferung *Kobet*, wofür ich *Kobel* einsetze mit rücksicht auf die mehrfachen falschen *t* der hs., vgl. besonders *ehtle* 59 für *helle*. Mit der form *Kobel* ist der anschluß gewonnen an eine feste legendentradition: der auferweckte heißt *Jobel* in apokrypher griechischer und in Luzarches französischer fassung, *Johel* bei Reinbot von Durne. Wer zu neuerungen neigt und überdies das *k* der hs. nicht für gesichert hält, mag schlechtweg *Jobel* in unser gedicht einsetzen. Über die schwankungen dieses namens und ihre verwertung für die geschichte des Georgstoffes s. Publications of the Mod. Lang. Assoc. 17, 472. 488. 496. 503 f.; 18, 114. 123. 138. 141. 143. Ich lese mithin v. 48—50:

do segita er: 'ih Kobel hiez', — ih betamo geloubet ez! —
quuat, si uuarin florena demo tiufele al petrogena. —
daz cunt uns selbo sancte Gorio.

In der gruppe *segita er ih* habe ich absichtlich das *a* beibehalten, weil so die überliefernng geschont wird und die ergänzung der vier fehlenden buchstaben am einfachsten ist. Hinsichtlich der zweisilbigen senkung ist 48a dann gebaut wie 55a *si spentota iro triso dar*, vgl. auch *erbibinota* und *erdigita*.

Daß der auferstandene seinen namen nennt, in der prosa auch noch andere personalangaben macht, ist wiederum ein frommes mittel, die tatsächlichkeit des wunders, die glaubwürdigkeit des erzählers zu erhärten. Abermals fügt sich dies gut zum stil des Georgsliedes; und 48b bringt denn auch gleich die beteuernde einschärfung. Aber damit ist noch ein haupttrumpf verbunden, den man erst sieht, wenn die lateinische fassung daneben liegt: der tote war wegen götzendienstes in die hölle gekommen, er und all seine gefährten haben die schrecken dieses ortes kennen gelernt, er gibt in langer rede davon zeugnis. Also ein erfahrungsbeweis für hölle und höllenstrafe! In dem ahd. knappen gedicht ist das nicht mehr

deutlich; *si uuarin florena, demo tiufele al petrogena* bezieht der unbefangene leser auf die heiden um Tacianus, obwohl ursprünglich der tote und seine gefährten gemeint sind. Wie dem aber auch sei, der redende in v. 48a und 49a, das subject zu *quuat*, ist sicher der auferweckte, nicht der heilige Georg (MSD.[3] II 98; Kögels literaturgeschichte I_2, 102. 106; Festgabe für Heinzel s. 314; falsch Zs. fda. 33, 417). Daher ist auch der doppelpunkt unrichtig, den Braune noch in der 8. auflage seines lesebuches hinter *petrogena* setzt. Nicht das 'verloren und betrogen' tut uns Georg v. 50 kund, sondern die handlung der ganzen vier vorausgehenden zeilen; 50 ist nicht ein satz, der 49 als object notwendig hätte, sondern ist lediglich ein refrainartiger abschluß wie 6. 11. 57.

Der vielberufene vers 48b löst sich sehr einfach auf. Er schärft die vorführung eines leibhaftigen verdammten ein, ist die stärkste der beteuerungen im Georgslied, ähnelt am meisten der zeile 33a *ce uuare sagen ik ez iu*, und bedeutet: 'ich flehe, glaubt es ihm!' *betamo* = *beta 'mo* vertritt älteres *beton imo*; hinsichtlich der anschmelzung des pronomens lassen sich einigermaßen vergleichen *simes* 52, *zimo* 18, *cimo* 47. Zum gebrauche von *beton* 'flehen' läßt sich aus dem Tatian — wo das verbum sonst lat. orare entspricht — 160, 4 beiziehen: *ih betota furi thih* 'rogavi pro te'. Es handelt sich hier um grenzfälle, wo *beton* noch seiner grundbedeutung 'bitten' nahesteht, wie anderseits 'bitten' sich dem sinn von 'beten' nähern kann, so schon im Weißenburger katechismus StD. s. 29, 8; 34, 2 mit anmerkung.

FREIBURG i. Br., 1. februar 1921. ERNST OCHS.

ZUM HELIAND v. 5788.

In v. 5788:

> **faran an fetherhamon, that all thiu folda ansciann,**
> **thiu ertha dunida,**

ist *ansciann* bisher ein schmerzenskind der textkritik gewesen. Schmeller in seinem glossar stellt es fragend zu *scīnan*, Rückert nimmt ein verbum **an(d)skannan*, synonym mit *dunnian* an, Heyne[4] ein *anskênan* 'widerleuchten', Behaghel[3] wieder ein *anskannan* 'dröhnen'. Kauffmann wollte es in *arsciadh* 'spaltete sich' bessern, ich selbst habe Beitr. 44, 340 *asciall* (nach **asciellan* gebildet) dafür zu lesen vorgeschlagen, was aber Sievers ib. 504 aus versmelodischen gründen zurückwies. Man hat also in *ansciann* bisher stets ein compositum gesehen, während es in wirklichkeit getrennt als *an sciann* 'an den himmel' zu lesen ist, vgl. alts. Gen. 285 f.:

> **suart furdur skrêd,**
> **narouua naht an skion, nâhida moragan.**

Die unorganische verdoppelung des endconsonanten findet sich auch sonst in C (vgl. mein Alts. elementarb.[2], § 253 anm.) und *scian* ist der regelrechte accusativ von *scio* 'himmel' (aisl. *ský*, woher auch nengl. *sky*). Die lateinische quelle, Matth. 28, 2: *et ecce terrae motus factus est magnus* gab dem dichter keine directe veranlassung zu dieser ausschmückung. Hoffentlich verschwinden die mißgeburten *anskênan* und *anskannan* in zukunft aus den Heliandglossaren, denn selbst wenn *scian(n)* ein reduplicierendes perfect wäre, könnte es höchstens zu einem präsens **skônan* (mit altem *ô* oder *ô* $<$ *au*) gehören. Ein solches gibt es aber nicht!

KIEL. FERDINAND HOLTHAUSEN.

NACHTRAG.

Oben s. 28, zeile 4 v. u. rechnete ich die lesart in v. 754 des Peter v. Staufenberg *frankerich* P gegenüber *frankefurt* hd zu den fehlern des textes der neuen bruchstücke. Das erscheint mir jetzt etwas vorschnell, denn im zusammenhang der periode gibt P doch guten sinn:

154 [*V*]*on frankerich ein fürste kam*
[*D*]*en man zů kunige wolte erhabē*
[*D*]*o sach man vil h*'*ren traben* usw.

hd *gen frankefurt* .... *dar sach* (d *do sach* ...... *hin* ....) usw. Man beachte die durch *dar* hergestellte locale beziehung anstatt der temporalpartikel *do*. Mit dem fürsten, der von *frankerich* kam, um zum deutschen könig gewählt zu werden, kann Heinrich VII. gemeint sein, da die grafen von Luxemburg ja als vasallen der französischen krone galten (s. B. Thomas, Die königswahl des grafen Heinrich von Luxemburg, 1875). Ist die lesart von P echt, so gewährt sie als terminus post quem für die dichtung den 27. november 1308. Die von dieser vorausgesetzten verwandtschaftlichen beziehungen zwischen Kärnten und dem deutschen königshause bilden nach den ausführungen E. Schröders[2] s. 44. 47 kein unübersteigliches hindernis. Die änderung in hd fällt wieder der jüngeren stammhandschrift y zu, deren schreiber vielleicht nichts rechtes mit der herkunftsbestimmung *von frankerich* mehr anzufangen wußte oder den wunsch hatte, das für den ritter fatale zusammentreffen mit dem könig bestimmt zu localisieren. — Ich benutze die gelegenheit, um einige druckfehler zu berichtigen: s. 8 z. 8 v. u. l. 796 statt 196; s. 12 v. 328 l. *lobeſan*; s. 13 v. 436 l. *mônſche*; s. 14 v. 607 l. *ſprochent*; s. 26 z. 14 l. rittermären.

LONDON. ROBERT PRIEBSCH.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Holthausen, Ferdinand, Altsächsisches elementarbuch. Zweite verbesserte auflage (= Germanische handbibliothek, hrsg. von Wilh. Streitberg I, 1, 5). Heidelberg, Winter 1921. — XV, 260 s. M. 20.00.

Paul, Hermann, Über sprachunterricht. Halle, Niemeyer 1921. — 29 s. M. 3.50.

Schröder, Franz Rolf, Nibelungenstudien (= Rheinische beiträge und hülfsbücher zur german. philol. und volkskunde, hrsg. von Theodor Frings, Rudolf Meißner und Josef Müller, bd. VI). Bonn u. Leipzig, Kurt Schröder 1921. — 58 s.

Schwietering, Julius, Die demutsformel mittelhochdeutscher dichter (= Abhandlungen der k. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. kl., neue folge XVII, 3). Berlin, Weidmann 1921. — 89 s.

Sillib, Rudolf, Zur geschichte der großen Heidelberger (Manesseschen) liederhandschrift und anderer Pfälzer handschriften (= Sitzungsber. der Heidelberger akad. der wissensch., philos.-histor. kl. 1921, 3. abhandlung). Heidelberg, Winter 1921. — 27 s. M. 1.60.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).



DIE QUANTITÄT MINDERTONIGER VOCALE IM HELIAND

1. Während seit den arbeiten Pauls und Braunes (Beitr. 2. 4 usw.) im allgemeinen klarheit herrscht über die quantität der ahd. mindertonigen vocale, bestehen über die quantitäten der gleichen vocale des alts. noch heute ernste zweifel.

2. Die herausgeber des Heliand scheiden sich daher bis heute in zwei gruppen, von denen die eine, vertreten durch Rückert und Heyne, sich eine gewisse zahl von mindertonigen vocalen als lang reserviert hat, während die andere völlig davon absieht, über die quantität der alts. nebentonvocale eine meinung zu äußern. Zu dieser gruppe gehören Piper und Behaghel. Neben beiden gruppen stehen die ausgaben des Heliand von Schmeller, Köne und Sievers, welche textabdrucke einer oder beider hss. ohne alle quantitätsbezeichnung geben.

I. Allgemeines zur methode.

3. Diese verschiedenartigkeit der urteile zeigt, wie unmöglich es ist, mit den bisher angewandten mitteln genaue aufschlüsse darüber zu gewinnen, wie ursprünglich lange, schließlich gekürzte vocale zu einer gewissen zeit in bezug auf ihre quantität gesprochen wurden, wenn nicht metrische gesetze oder äußere kennzeichen dazu verhelfen. Erstere sind im Heliand nicht straff genug, um schlüsse zuzulassen, und letztere fehlen in den handschriften des Heliand überhaupt. Andererseits wies zur aufklärung derartiger fragen vor einer reihe von jahren Sievers einen neuen weg und vertrat ihn in einer anzahl von vorträgen und aufsätzen, die jetzt in seinen 'Rhythmisch-melodischen studien', Heidelberg 1912, gesammelt vorliegen: einen weg, bei dem das klangliche der menschlichen rede, das bis dahin in wissenschaftlichen untersuchungen eine





nur unbedeutende rolle gespielt hatte, in den vordergrund gerückt wurde im gegensatz zu der bloß schriftlichen fixierung des gesprochenen wortes. Dieser neuen methode bedient sich auch die vorliegende untersuchung.

4. Jedermann ist die tatsache vertraut, daß man einen guten bekannten schon von ferne an seinen bewegungen oder am klang seines trittes erkennen kann. Der bewegungsrhythmus und der klangreiz, den diese bewegungen erzeugen, haben sich uns bei mannigfacher wiederholung unbewußt so fest eingeprägt, daß wir sie bei entsprechendem äußeren anlaß sofort klar gegenwärtig haben.

Vielleicht weniger bewußt, aber nicht minder zweifelsfrei ist die andere tatsache, daß uns, wenn wir uns der unterhaltung mit bekannten erinnern oder eindrucksvoller reden anderer gedenken, der 'tonfall' der worte jener unwillkürlich ins bewußtsein tritt. Daß sich beim lesen eines briefes von bekanntem schreiber dieselben erscheinungen zeigen, bedarf keiner besonderen erwähnung. Woraus erklären sich diese tatsachen?

5. Daß wir nicht in der lage sind, eine in des wortes engster bedeutung lautgetreue wiedergabe des von einem anderen menschen gesprochenen wortes oder seines schriftlichen surrogates zu erzielen, ist selbstverständlich, da wir ja nicht völlig das organ und die modulationsfähigkeit des anderen besitzen. Es ist vielmehr das, was man längst instinctiv richtig als 'tonfall' erkannte, ohne es vordem systematisch erfassen und objectiv beurteilen zu können: jeder zusammenhängenden menschlichen äußerung in worten wird von ihrem autor ein persönliches ingrediens mitgegeben, das ihr folgt wie der schatten dem menschen, ungewollt und unbewußt. Dieses ingrediens — die 'satzmelodie' soll es fortan genannt werden — ist es, was beim hören unsere erinnerungsbilder so verknüpft, daß wir die vom text ausgestrahlten melodischen erscheinungen als diesem oder jenem sprecher eigen erkennen. Die 'satzmelodie' in diesem sinne ist die irgend einem menschen eigene melodische verknüpfung stark- und schwachtoniger (besser gesagt: stärker und schwächer betonter) silben seiner rede, zu der u. a. auch gehört, daß einzelne silben auf einem höheren tonniveau liegen als andere. Zu ihr gehört ferner

die verteilung mehr oder weniger ausgeprägter pausen zwischen den einzelnen teilen der rede oder deren bindung durch atem und ton. Sie wird weiterhin wesentlich durch all die erscheinungen beeinflußt, die dem accent, dem rhythmus und dem sprachklang zu grunde liegen, wozu von fall zu fall noch eine reihe anderer besonderheiten treten, die mehr specieller natur sind und an geeigneter stelle besonders hervorgehoben werden sollen. Ein vollkommen lautgetreues abbild einer rede kann ja freilich eine sprachmelodische untersuchung nicht liefern, sondern nur eine projection der in den bestandteilen der rede ruhenden erscheinungen: eine projection, die zwar durch das medium des beobachters hindurchgegangen ist, aber doch in ihren wechselbeziehungen getreu den tatsächlichen verhältnissen entspricht.

6. Wenn oben unter 3 mehr auf die möglichkeit der erkenntnis von rede bekannter personen hingewiesen wurde, so sind die grenzen der erkenntnis doch auch bei werken unbekannter autoren kaum enger gesteckt. Jeder mensch unterliegt nämlich bei der production von rede unbewußt dem zwang, seinen worten eine eigene sprachmelodie zu verleihen, die auf den hörer oder leser (hinfort soll nur noch vom geschriebenen wort die rede sein) ebenso zwangsweise zurückstrahlt, falls er sich willig der vorlage hingibt, wenn er sie laut und sinngemäß so liest, wie sie ihm vorliegt, ohne die absicht, kunstmäßig, bewußt zu variieren und etwa nach eigenem, wenn auch scheinbar begründetem ermessen hervorzuheben und abzuschwächen.

7. Bei allen auf erkenntnis dieser dinge gerichteten untersuchungen muß das für alle kunstbetrachtung maßgebende gesetz, das vom künstler als einheit gewollte werk auch in seiner gesamtheit (bei größeren dichtungen in größeren, zusammenhängenden partien) auf sich wirken zu lassen und auf grund scharfer einfühlung nach seinem totaleindruck zu beurteilen, streng gewahrt werden. Gerade bei dichtungen hängt jede einzelne zeile, ja jedes einzelne wort mit seinem klang so von seiner umgebung ab, daß es, aus ihr entfernt, seines speciellen wertes für den zusammenhang entkleidet wird. Es nimmt dann gewöhnlich andere melodische merkmale an. Deshalb können satzmelodische untersuchungen von vornherein

keine aussicht auf erfolg haben, wenn sie, sich an einzelheiten klammernd, die verbindung des einzelwortes mit seiner umgebung aus dem auge lassen. Immer ist vielmehr bei solchen untersuchungen der gegebene text mit allen seinen teilen als continuum aufzufassen und als solches zu beurteilen. Ein zweites hauptgesetz aber gipfelt in dem satz, daß die dem autor adäquate art des vortrages und damit auch die grundlage für die erkenntnis der satzmelodie dann gefunden ist, wenn sie lauten, sinngemäßen vortrag ohne hemmung von atem und stimmgebung gestattet.

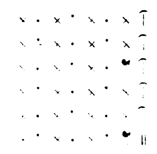
8. Schlägt man beispielsweise ein beliebiges gedicht Goethes auf, so wird dem aufmerksamen leser ohne schwierigkeit dessen satzmelodie erfaßbar sein. Man muß aber einfach und schlicht lesen, gegebenenfalls die worte zunächst etwa nur murmeln, weil sich dabei die tonhöhen besser überprüfen lassen, und jegliches suchen nach kunstmäßigem effekt vermeiden. Als beispiel sei hier 'Der musensohn' angeführt (ausg. von v. Loeper 1, 16):

Durch feld und wald zu schweifen,
Mein liedchen wegzupfeifen,
So gehts von ort zu ort!
Und nach dem takte reget
Und nach dem maß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste blum' im garten,
Die erste blüt' am baum.
Sie grüßen meine lieder,
Und kommt der winter wieder,
Sing ich noch jenen traum. usw.

Fast gesangsmäßig gleiten hier die verse leichtfüßig dahin, und hebung setzt sich deutlich von hebung ab. Die bindung ist monopodisch, so daß also auch keine hebung einer andern über- oder untergeordnet wird. Nur die letzte hebung der klingend ausgehenden verse ist ein wenig verstärkt und gedehnt, und das verleiht den versen eine schwingende bewegung, die durch die stumpf endenden verse wieder stabilisiert wird. Die einzelnen verse sind ferner durch kleine rhythmische pausen voneinander geschieden, aber einem elektrischen sprühregen gleich, der von pol zu pol springt, spannt die geistige bindung von vers zu vers, und sie vereint so die ganze strophe zu einem einheitlichen gebilde. Nur scheinbar wird diese einheitlichkeit durch die größere pause am ende der dritten zeile unterbrochen: diese pause aber braucht in wirklichkeit ja nur soviel zeit für sich, als bei klingendem ausgang der

letzten senkung zukommt: der rhythmus läuft also auch hier ununterbrochen fort. Und durch die geschlossene rhythmische einheit zieht sich auch eine einheitliche melodische curve, die sich in einer stetigen zickzacklinie bewegt (bildlich dargestellt: ./˙\./˙\./˙\./ usw.) und auf deren verlauf keine pause innerhalb der strophe irgendwelchen einfluß hat. Die tonintervalle sind von geringer größe; nur vor einem punkt (als dem üblichen ruhezeichen) senkt sich der ton (der der letzten hebung) um ein weniges. Die jeweils einer hebung folgende senkung schließt sich der allgemeinen tonbewegung an, die durch die hebungen geleitet wird. Die eingangssenkung am zeilenanfang liegt nicht in der rückwärtigen verlängerung des ersten ansteigenden curvenastes, sondern im contrast zu ihm. ebenso wie die eingangssenkungen der folgezeilen die durch die schlußsenkung der vorhergehenden zeile begonnene curve fortsetzen, bis sie in der nächsten hebung ihren abschluß findet.



9. Über die ganz ungewöhnliche melodische wandlungsfähigkeit in Goethes sprachlichem ausdruck hat sich Sievers in seinem vortrag 'Sprachmelodisches in der deutschen dichtung' (Rhythm.-melod. studien, Heidelberg 1912, s. 56 ff.) näher ausgesprochen. Aber gerade bei Goethe zeigt es sich, daß auch ein dichter wie er gleich allen anderen innerhalb eines bestimmten abschnittes eine bestimmte melodiecurve beibehält und nur aus besonderen gründen (sei es etwa zur charakterisierung einer person, sei es zum malen einer stimmung) melodisch wechselt. Wenn aber nun innerhalb eines dichterischen continuums plötzlich ein 'unmotivierter' melodiewechsel auftritt, so beruht das, wie die erfahrung lehrt, fast ausnahmslos auf fehlerhafter überlieferung oder aber auf einem späteren eingriff in den text, bei dem der autor sich nicht in das alte melodieschema eingefühlt hatte.

10. Dafür einige Beispiele: 'Sehnsucht' (v. Loeper 1, 56 f.). Die melodie entspricht der oben charakterisierten, nur ist sie

hier durch die zweihebigkeit der verse noch leichter zu erkennen. Wieder bilden die hebungen die höchsten und tiefsten punkte der melodischen reihe, in die sich die senkungen verbindend einfügen. So geht die tonlinie durch die zwei ersten strophen hindurch, bis sie in der dritten durch *buschigen* unterbrochen wird. Nach dem hochgelegenen *vo-* beginnt mit *-gel* ein absteigender ast, den *zum* fortsetzt und *bu-* beschließt. Dem im gedicht herrschenden schema zufolge müßte mit *-schi-gen* ein aufsteigender ast ausgefüllt werden:

Vo- *wald*
gel *gen*
zum *schi-*
bu-

Statt dessen lautet die melodiecurve hier:

Vo-
gel
zum *wald*
bu- *gen*
schi-

Die silbe *schi-* fällt unter das niveau der tiefschälligen silbe *bu-*. Liegt nun dabei bewußte melodieänderung oder mangelhafte überlieferung oder überarbeitung vor? Hier doch vermutlich das letztere, da ja Goethe an seinen gedichten später oft und viel geändert hat, ohne den neuen text mit der alten melodiecurve in einklang zu bringen. Setzt man demnach für *buschigen* das im Taschenbuch auf 1804 stehende *buschigten* ein, so ist die tonbewegung in ordnung. Sie verläuft in gleicher weise wie bei den übrigen versen.

Auch z. 24 des gleichen gedichtes scheint der oben (unter 8) angesetzten melodie zu widersprechen: *singt* erhält statt eines tiefen tones einen hohen, während *mich* einen tiefen ton trägt. Verursacht diese variation vielleicht der satzschluß? Nein. Tief-hoch schließt die erste, zweite, vierte und fünfte strophe. Nur die dritte würde eine ausnahme machen. Auch sie folgt indes dem princip des tief-hoch-schlusses, wenn man *singt es* durch *singet* ersetzt, wie der text zur Zelterschen musik des liedes (18. december 1802) lautet. Die wiederholung der verbalform *singet* widersprach später offenbar Goethes gefühl, und so setzte er *singt es* ein, störte aber damit wieder die alte tonführung.

11. Ebenso ist die melodie mehrfach gestört in der ersten strophe des gedichtes 'Die schöne nacht' (v. Loeper 1, 28). Zwei lesungen seien nebeneinander gestellt:

I.	II.
Nun verlass' ich diese hütte,	Gern verlass' ich diese hütte,
Meiner liebsten aufenthalt,	Meiner liebsten aufenthalt,
Wandle mit verhülltem schritte	Wandle mit verhülltem tritte
Durch den öden, finstern wald:	Durch den ausgestorbnen wald:
Luna bricht durch busch und eichen,	Luna bricht die nacht der eichen,
Zephir meldet ihren lauf,	Zephirs melden ihren lauf,
Und die birken streun mit neigen	Und die birken streun mit neigen
Ihr den süßten weihrauch auf.	Ihr den süßten weihrauch auf.

II ist nichts anderes als die fassung von 1770, die, von Wieland im Merkur 1773 wegen ihres 'geschmeidigen ausdruckes und leichten versification' gelobt, die steigend-fallende tonwelle klar zum ausdruck bringt, während die spätere überarbeitung (text I) sie mehrfach völlig überdeckt.

12. Beispiele solcher art ließen sich in großer menge anführen, und sie alle würden zeigen, daß eine einheitliche satzmelodie ein integrierender bestandteil eines werkes ist, der nicht ohne schaden für die gesamtwirkung geändert werden darf. Sie lehren aber auch, daß die änderung selbst nur eines einzigen wortes, unter umständen sogar eines einzigen lautes imstande ist, die tonbewegung einer stelle selbst stark zu beeinflussen. Das mag daran liegen, das schon jedes isolierte wort einen eigenton besitzt, auf den auch die das wort bildenden laute einwirken. Dabei treiben wie bekannt z. b. stimmlose laute den ton nach oben, stimmhafte drücken ihn nach unten. Auch im zusammenhang der rede sind solche wirkungen noch merkbar.

13. Was für werke und schriftliche aufzeichnungen aus nhd. zeit besteht, hat aber seine volle geltung natürlich auch für erzeugnisse älterer sprachperioden, nur sind die verhältnisse in älterer zeit oft einfacher und durchsichtiger als die der gegenwart. Als beispiel diene hier eine stelle aus dem dritten capitel des ahd. Isidor, dessen satzmelodie durch Eberhard Klemm (Satzmelod. untersuchungen zum ahd. Isidor, Halle 1911 = Beitr. 37, 1 ff.) beschrieben ist.

1. Hea·r quhi:dit | u·mbi dhazs chri:stus | go·t endi dru:htîn ist. ||
2. Aefter dhiu}dhazs alma·htîga go:tes chirû:ni | dhera go·tliihhûn chri:stes chibu:rdi | chimâ·rit uua:rd, . . . ||

3. hea·r saar a:fter nû | mit ga·reunêm bi:lidum | dhes hei·legin chriscri:bes | eu· izs archu:ndemês. ||
4. dhazs ir se·lbo chri:st .... | ist chinni·sso go:t ioh dru:htîn. ||
5. Ibu chri·stus anur go:t ni uuá:ri, | dhemu in psa·lmôm chiquhe:dan uuard: ||
6. 'Dhiin se·dhal, go:t, | ist fona é·uuîn in é:uuîn, ||
7. re·htuissa ga·rda | ist ga·rde dhînes rii:hhes. ||
8. Dhû mi·nnôdôs re:ht | endi ha·zssêdôs u:nreht, ||
9. bidhiu· aunr chisa:lbôda dhih | go·t dhiin go:t ||
10. mit freu·uuidha o:lee | fora dhî:nêm chilô:thzssôm'. ||

Die anordnung Klemms ist hier beibehalten worden, ebenso die von ihm eingefügten zeichen: nur sind die langen vocale absichtlich durch circumflexe hervorgehoben worden, soweit sie nicht schon im original durch doppelschreibung angegeben sind. Die melodie der einzelnen phrasen kennzeichnet Klemm § 6 als 'eine deutliche tonbewegung, und zwar verläuft diese (nach hochdeutscher intonation: vgl. § 5) in der weise: nicht nur liegt jede zweite hebung tiefer als die erste, sondern auch die zwischen den einzelnen hebungen liegenden senkungssilben nehmen an diesem absteigen der melodie entsprechend teil'. 'Langsames, stetiges absteigen des tones vom hochton der ersten hebung bis zum tiefton der letzten silbe der phrase ist also charakteristisch für die melodie unseres textes.'

Bildlich dargestellt (wobei + einer senkung, • einer hebung entspricht, Klemm s. 9):



14. Auch der **einfluß willkürlicher abänderungen des textes** auf die satzmelodie ist von Klemm § 34 ff. bereits erörtert. Klemm beschränkt sich indes bei seinen versuchen auf variationen der wortstellung und durch einsetzen synonymer ausdrücke. Hier möchte ich meinerseits besonders untersuchen, wie sich die satzmelodischen verhältnisse bei **änderung der vocalquantitäten** verändern.

15. Daß haupttonige lange vocale nicht nach belieben gekürzt werden können, ist ohne weiteres verständlich, da sie

in vielen fällen, wenn nicht die alleinigen, so doch die hauptsächlichsten träger der satzmelodie sind. Ist aber etwa die quantität der mindertonigen vocale für die satzmelodie ohne belang? Das möge hier an einer reihe von beispielen untersucht werden:

16. Zeile 1. *druhtĭn*: Langes *î* steht bestens im einklang mit dem von Klemm aufgestellten melodieschema. Der ton gleitet von seinem gipfel in *got* in kleinen, regelmäßigen abstufungen hinab, bis er im vocal des letzten wortes sein tiefstes niveau erreicht und ruhig ausklingt.

Kurzes *i* läßt dagegen an dieser stelle zwei möglichkeiten offen: es schnellt nach dem in der tonscala bereits abgeglittenen *u* in *druh-* auf die höhe des *o* von *got* zurück, und es bedarf entweder eines großen tonsprunges, um auf die normale tonhöhe des *i* von *ist* zu kommen, deren es als satzabschluß bedarf, oder das wort *ist* bleibt in gleichhoher tonlage wie *-tin* und erhält einen starken spannungston, den es wohl vor einem relativsatz tragen könnte, der ihm aber am satzende unmöglich anhaften darf. So ergibt sich *druhtîn* als die für die stelle einzig zulässige aussprache.

Zeile 2. *almahtiga*: *-ĭga* oder *-îga*? Lies *-ĭga*, und der rest der phrase bis *chirûni* steigt, während er sonst hier in allem regelmäßig gebildeten phrasen zu fallen pflegt. Dazu verliert er das sonst übliche ruhige ebenmaß. Er überstürzt sich in hastender spannung, die den atemeinschnitt nach *chirûni* beseitigt und sogar die folgende phrase in ein gleich eiliges tempo mit hoher tonlage hineinzieht. An stelle weiser ökonomie tritt unmotiviert schneller verbrauch des atems, und als folge davon bedarf es nach *chiburdi* einer langen pause, welche die sonst hier üblichen weit überdauert, bis endlich bei *chimârit* das richtige geleis wieder gefunden ist.

Lies *-îga*, und nichts von all dem macht sich bemerkbar. Die harmonie mit den umgebenden stücken ist aufrechterhalten.

Zeile 3. *nŭ* verliert den correcten fallton von *nû* und verlangt störende überdehnung der rhythmischen pause. — *gareuuêm*: *-ĕm* löst die gleiche erscheinung aus wie *nŭ*. Infolge des stärkeren syntaktischen zusammenhanges dieser und der folgenden phrase steigt *hei-* weit über die höhe von *hear* und *gar-* hinaus.

-mĕs statt *-mês* in *archundemês* würde wieder eilendes tempo erfordern. Eine innere spannung nach der nächsten phrase hin besteht auch, wenn *-mês* gelesen wird. Während aber diese mit sinn, tonlage und tempo im einklang bleibt, erzeugt sie bei *-mĕs* nicht geistige, sondern nur physische bindung, und treibt sie die folgephrase wieder in ein steigendes melodieschema hinein. Jeder melodischen phrase inhäriert eben eine zeitspanne, deren verlauf weder verkürzt, noch verlängert werden darf, ohne die wirkung zu beeinträchtigen. Sie ist zwar nicht eine absolute, wohl aber eine im zusammenhang mit den übrigen phrasen relativ feststehende größe. Die stimmliche ausfüllung der melodischen phrasen unterliegt also ebensowenig der willkür des originalsprechers wie der des reproducierenden. Verkürzt man eine melodische phrase bei der wiedergabe um einen zeitteil, so muß

man zwangsweise eine unmotivierte pause einschieben (die dann die gesamtwirkung stört), oder man springt zur nächsten phrase über und entreißt dieser ein schallelement und beeinträchtigt dadurch den weiteren melodieverlauf.

Zeile 4. *druhtîn* steht am ende eines aussagesatzes und verlangt demzufolge herabgleiten der stimme bis zu einem niveau, daß hier am satzende erheblich tiefer liegt als sonstiges phrasenende. Diese absteigende curve wird bei der aussprache *-tîn* mühelos erreicht, nicht aber bei *-tĭn*. Im letzten falle besteht vielmehr nur ein geringer höhenunterschied zwischen den zwei endsilben, und die am satzende erforderliche entspannung wird nicht erzielt. Immerhin ließe sich hier die verkürzung des lautenden teiles durch eine entsprechende pause bequemer als im satzinnern verdecken, aber doch auch nicht ohne schaden; denn zwischen *-tîn* und dem dann folgenden *chris-* besteht ein festes intervall, und dieses würde durch das hohe *-tĭn* zwar nicht beseitigt, wohl aber würde *chris-* und mit ihm die ganze phrase bis *ward* dabei in eine höhe rücken, die sonst im Is. bei der ersten hebung einer melodiephrase nicht üblich ist. Daran könnte auch eine verlängerung der pause nach *-tĭn* nichts ändern.

Zeile 5. *psalmŏm* ergäbe wieder ein ansteigen der tonfolge, aber ohne so deutliche markierung der höhenunterschiede, wie wir sie sonst finden. Ferner sei hier auf den auftakt *dhiin* in z. 6 aufmerksam gemacht. Gewöhnlich liegt ein solcher auftakt im Is. tiefer als die erste hebung. So auch hier die lesung *psalmôm*. Würde aber *-mŏm* gesprochen, so läge *dhiin* höher als *se-*. Auch deshalb ist also *-mŏm* zu verwerfen. Durch an sich mögliche dehnung des schluß-*m* endlich würde zwar der ablauf der folgenden glieder nicht gestört; wer sich aber durch lautes lesen von der wirkung dieses schematischen behelfs überzeugt, wird auch ihn ohne weiteres verwerfen.

Zeile 6. *ist fona êuuîn in êuuîn.* Daß der bau eines wortes an sich ohne bedeutung für die satzmelodie sein kann, zeigt die wiederholung des wortes *êuuîn* auf völlig verschiedenem tonniveau. Maßgebend ist vielmehr in erster linie die stellung des wortes im zusammenhang. Für sich allein läßt sich das wort *êuuîn* in jeder beliebigen tonlage sprechen, ohne an klangwirkung einzubüßen. Sein tonniveau wird in diesem falle lediglich durch sprachwerkzeuge und körperliche anlage des sprechenden beeinflußt. Dabei bliebe auch länge oder kürze des *i* der endung ohne belang. Im verband des textes gibt es jedoch nur éine lesung, die ästhetischen wie physischen bedürfnissen gleicherweise entgegenkommt. Nur durch *êuuîn* wird die würdevolle getragenheit erzielt, die dem ganzen citat die beabsichtigte eindringlichkeit verleiht. Durch **êuuĭn* entstünde wieder eine dünne, eilende stimme, contrastlosigkeit innerhalb der phrase, überschnellen des reiheneinschnittes, und der tiefe eindruck der folgezeile, den der übersetzer durch die anordnung seiner worte hervorbringt, ginge völlig verloren.

Zeile 8. *minnôdôs—hazssêdôs.* Es wiederholen sich die gleichen erscheinungen. Der zeitüberfluß, der durch lesen einer kürze (*-dŏs*) entstünde, ließe sich zwar ebenfalls durch eine pause nach der verbalform verdecken: diese wäre aber ebenso ungerechtfertigt, wie der große ton-

schritt, mit dem sich die worte *reht* und *unreht* anschließen müßten, im gegensatz zu z. 6, wo die pause wie das große intervall durch die vocativform *got* zu erklären sind. Dort ist beides auch äußerlich durch die zeichensetzung gekennzeichnet, hier aber verbietet sie sich schon infolge der engen zusammengehörigkeit von verb und directem object.

Zeile 9. *chisalbŏda.* Durch *-ôda* wird an den anderwärts bestehenden verhältnissen (Klemm § 4) nichts geändert. Der hochbetonten ersten hebung folgt die auf einer tieferen stufe der tonscala stehende zweite hebung, beide werden durch einen atemeinschnitt von der folgenden melodischen phrase getrennt. Spricht man dagegen **-ŏda*, so bleibt zwar das verhältnis zwischen *-dhiu* und *-sal-* einigermaßen bestehen, der atemeinschnitt verschiebt sich jedoch um eine hebung nach rechts, so daß in der neunten zeile die melodiecurve ˙‾‾·—·|—· eintritt. Das heißt: die vier hebungen der zeile sinken von der höchsten (der ersten) bis zur tiefsten (der vierten) fast gleichmäßig. Während aber sonst die melodische phrase mit einer im ton hohen hebung beginnt (also immer höher liegt als die letzte hebung der vorhergehenden phrase), liegt hier die erste und einzige hebung der zweiten phrase tiefer als die dritte hebung der ersten phrase. Dazu kommt dann noch die ungerechtfertigte incongruenz in der gliederzahl der phrasen, die den sonst bei Is. üblichen verhältnissen (Klemm S. 7. 11 u. ö.) völlig widerspricht.

Ebenso würde in zeile 10 eine ansteigende melodiecurve entstehen, wollte man **-nĕm* und **-zssŏm* lesen.

17. Fassen wir die ergebnisse der vorstehenden erörterung zusammen, so zeigt sich:

a) Die satzmelodie ist ein integrierender bestandteil aller menschlichen rede und haftet daher auch jeder sinngemäßen aufzeichnung in worten an.

b) Die schwerpunkte der melodischen curven liegen sinngemäß in den haupttonigen vocalen, die der ganzen tonbewegung richtung, höhe und spannweite verleihen. Eine an ihnen vorgenommene correctur macht sich meist sinnfällig bemerkbar. Den übrigen lauten der wörter fällt zwar eine mehr untergeordnete, aber deswegen doch durchaus noch nicht unwesentliche rolle zu. Die änderung auch eines einzelnen, scheinbar bedeutungslosen wörtchens, ja selbst die vertauschung eines einzigen lautes kann der melodischen bewegung ein verändertes gepräge geben und selbst folgende sprechtakte noch eigenartig beeinflussen.

c) Einem autor können wohl verschiedene melodiecurven eignen, und die eine oder andere zu wählen, steht ihm frei, selbst übergang von einer art der tonbewegung zu einer

anderen ist möglich, aber dann doch stets an irgendwelche sondergründe geknüpft (vgl. Sievers über die melodische charakteristik Fausts und Wagners, Rhythm.-melod. stud. 52 f.). Innerhalb eines werkes von kleinem umfange pflegt aber ein und dasselbe tonschema beibehalten zu werden.

d) Wo in der melodie wechsel auftreten, deren begründung weder im satzbau, noch in inhalt, stimmung oder absicht einer wirkung liegt, ist daher eine vom autor nicht vorgesehene form anzunehmen, die hervorzuheben und, wenn angängig, zu erklären oder zu beseitigen aufgabe der kritik ist.

Hiernach sollen nun im folgenden die quantitäten mindertoniger vocale im Heliand untersucht werden.

II. Die neue methode und der Heliand.

A. Formfragen.

18. Der Heliandtext ist in den mehr oder weniger vollständigen hss. C und M überliefert, zu denen die fragmente P und V treten, die jedoch nur einen geringen bruchteil des werkes übermitteln und deswegen hier von der untersuchung im allgemeinen ausgeschlossen werden sollen. Für unsere satzmelodischen feststellungen beschränken wir uns also auf M und C. Diese beiden hss. weichen aber bekanntlich auch in ihrem lautlichen gewand stark von einander ab. M ist freier von sinnesfehlern als C, weist aber dafür vielfach secundäre formübertragungen auf (dat. sg. msc. und neutr. der starken declination der adjectiva und pronomina auf *-mu*, vgl. auch *thurh* M gegen *thuru* C). Die leseprobe zeigt hier überall, daß der text von C mitsamt seinem überlieferten lautstand einen melodisch wohlgefälligen eindruck macht, während gleiche stellen bei vortrag nach der handschriftlichen schreibung von M an lautlicher zerrissenheit nichts zu wünschen übrig lassen und geradezu gefühle physischen unbehagens auslösen können. Zur veranschaulichung des gesagten lese man laut nacheinander etwa die stellen 3290a — 3295a nach beiden hss.

19. Daneben finden sich nun freilich auch verse, die in beiden hss. völlig gleich lauten (z. b. aus 3265a — 3275a). Dann treten aber diese in M in gegensatz zu den umgebenden

versen mit abweichender lautung, während sie in C mit der nachbarschaft in einklang stehen. Daraus ist dann nach allen bisherigen erfahrungen ohne weiteres zu schließen, daß die lautgestalt von C der des grundtextes mindestens wesentlich näher kommt als die von M. Dieses urteil mag in einzelheiten einer einschränkung oder einer erweiterung bedürfen, in seiner gesamtheit ist es unanfechtbar und eben deshalb muß C allein den folgenden untersuchungen zugrunde gelegt werden. Wie weit die auch in C auftretenden orthographieschwankungen auf entsprechenden wechsel der lautung schon des originals zurückgehen, kann erst die einzeluntersuchung ergeben.

20. Hinter die melodische beurteilung des einzelfalles wird natürlich die statistik zu treten haben. Die anordnung des zahlenmaterials aber wird so erfolgen müssen, daß die einzelform einer stelle immer zu den grammatisch gleichwertigen formen in beziehung gesetzt werden kann, die ihr vorausgehen und folgen.[1])

21. Zwei wichtige momente fallen beim versuch, die ursprüngliche lesart zu gewinnen (z. b. *alomahtig* gegen *almahtig*), besonders in die wagschale: das versschema und vornehmlich der gegensatz von g e r a d und u n g e r a d (vgl. Sievers, Metrische studien 4, Leipzig 1918, s. 21). Auf grund des gleichen gegensatzes spricht die lautliche analyse teilweise für beibehaltung, teilweise für streichung der westgerm. wie der besonders in C

---

[1]) Für *sia* und *sea* habe ich dies früher einmal im groben durchzuführen versucht und bin dabei zu dem ergebnis gekommen, daß jede der beiden formen fast ausnahmslos in gruppen aufritt und sie sich im ganzen der zahl nach wie 5 : 4 verhalten. Ähnlich liegen die verhältnisse bei *al-* und *alo(mahtig)* (in v. 1—1000), nur sind sie hier weniger deutlich wegen der verhältnismäßig geringen zahl der belegstellen (über das gruppenweise vorkommen der *mo*-formen in C vgl. W. Schlüter, Untersuchungen zur geschichte der alts. sprache 1, Göttingen 1892, s. 123). Ist nun meine lesung *alo(mahtig)* in allen fällen und *sia* melodisch richtig, so wird man die formen *al(mahtig)* und *sea* éinem schreiber zuweisen können. Auffällig ist es, daß (besonders im anfang des textes) die gruppen von *almahtig* mit denen von *sia*, die von *alomahtig* mit denen von *sea* zusammenfallen. Daß dies verhältnis später nicht mehr glatt aufgeht, kann gründe haben, die zu erörtern hier nicht raum ist. Allerdings kann dies zusammenstimmen zufall sein, treffen aber mehrere solcher statistiken in dieser weise zusammen, so wird man daraus für die entstehungsgeschichte des Heliand wichtige schlüsse ziehen können.

zahlreichen, erst alts. mittelvocale. Ob die setzung der nicht zur melodie passenden vocale in der schrift dem original angehört, oder ob diese vocale erst von schreibern eingeschoben worden sind, sei dahingestellt (vgl. unten 41, anm.).

22. Zu all den angeschnittenen fragen stellung zu nehmen, war notwendig, um überhaupt an die erörterung des gestellten problemes herantreten zu können, denn ohne feste stellungnahme zum lautstand des textes und anderen damit zusammenhängenden formfragen lassen sich auch die quantitätsfragen nicht einwandfrei beurteilen. Trotzdem mußte von systematischer behandlung dieser dinge hier abstand genommen werden, weil diese nur bei breitester ausführlichkeit zum ziele führen kann. Ich habe vielmehr die einschlägigen fragen nur von fall zu fall bei den einzelnen melodiebestimmungen behandelt.

23. Weitere schwierigkeiten macht die metrische frage. Daß die behandlung der alts. verse durch Kauffmann, Beitr. 12, 283 ff., der im vergleich zum ags. wesentlich freieren technik der altsachsen nicht überall genüge leistete, hat Sievers schon in seiner Altgermanischen metrik (Halle 1893) hervorgehoben, dort in §§ 114—116 auch schon die grundformen der alts. varianten angegeben und in § 178 (179) gewisse vortragsregeln aufgestellt, aber das thema ist, soweit ich sehe, von seiten der anhänger der zweihebungstheorie nicht weiter bearbeitet worden. Auf der seite der anhänger der vierhebungstheorie steht dagegen Saftien in seiner untersuchung über Die schwellformen des verstypus A in der alts. bibeldichtung, Bonn 1898. Auch er, scheint mir, hat den gegenstand zu schematisch bearbeitet (ganz abgesehen von der jedenfalls für mich bestehenden physischen unmöglichkeit, die alliterationsverse vierhebig zu lesen), indem er, um möglichst wenig innere senkungssilben zu erhalten, beliebig synkope, elision und synaloephe eintreten läßt, wie (s. 9 f.):

64a sátta undar thàt gisíði
312a wárdon ira àn thes(a)ro wéroldi
2312a hóðun (i)na mìd iro hándun
699a ac wéndun (i)m eft àn iro willeon
5209a quáðun um(bi) mìnan kúningduom.[1])

[1]) Im gegensatz zu ihm befinde ich mich auch z. b. in der lesung von 172a = 251a *engil thes alowaldon*, den er als A-vers, ich als D-vers

24. Noch weniger verwertbar waren für mich die ansichten von E. Martin, Der versbau des Heliand und der alts. Genesis, Straßburg 1907 (QF. 100), der auf Schmellers cadenzenlehre fußt und zu erweisen sucht, der alliterationsvers des Heliand sei von einfachstem harfenspiel begleitet gewesen, mit einhaltung des vierhebigen taktes (s. 61—68), aber s. 68 zugibt, 'völlig gleiche dauer solcher bald aufgeschwellter, bald auf das knappste maß beschränkter verse kann natürlich nicht behauptet werden'. Auch in einzelheiten mußte ich oft von ihm abweichen (bes. in fragen des auftaktes und der dehnung der verkürzten zweiten hebung im C-vers).

25. Als vorarbeit mußte ich mir also erst noch eine bestimmte ansicht über die vortragsweise der einzelnen versformen zu verschaffen suchen, und ich habe das so getan, daß ich aus dem studium regelmäßig gebauter verspartien heraus im laufe der zeit gewisse allgemeine sätze gewann, die ich mir dann zu entsprechenden leitsätzen[1]) machte:

a) Bei A, B, C ist überall deutlich das zweiteilige schema durchgeführt, wodurch sich besonders A-verse von D-versen abheben, bei denen deutlich eine vierteilung wahrzunehmen ist.

b) Auftakte sind bei den sogenannten steigenden typen im allgemeinen nicht zu finden. Bei ihnen ist die eingangssenkung mit der ersten hebung zur atemeinheit verschmolzen,[2]) während nach einem auftakt bei A, D oder E stets ein psychischer bruch (oder doch wenigstens eine geistige entspannung) eine auffassungs- und höreinheit von × und ⏗ unmöglich macht.

---

rhythmisiere (⏗ × × | ◡́ × ⏗̀ ×). [Andererseits gegen Saftien 370a als A (× | ◡́ × × | ⏗ × ⏗̀).] Natürlich kann man den vers als A lesen, aber — und hier scheint mir Saftiens hauptfehler zu liegen — nicht im zusammenhang der stelle. So liest er als C_8, ich als A_8: 596 *hiet that uui im folgodin, (so it furi uurthi).* Ebenso ist 371a nach Saftien gesteigerter C-vers, dagegen A-vers nach meiner lesung (ebenso 271a: Saftien C, ich A), 371a *allero cuningo craftigost,* wie meiner meinung nach 467b als B zu lesen ist. Desgleichen liest Saftien 899a als A (also in der art wie *wîsa màn mid wórdun*), ich als D (◡́ × × | ⏗ × ⏗̀ ×): 899a *fáran an férn that hêta.*

[1]) Vgl. auch Sievers, Altgerm. metrik s. 178.

[2]) Nur in bestimmten fällen, wo ein syntaktischer einschnitt vor der ersten hebung liegt, kann man von auftakt bei B und C sprechen; vgl. z. b. 1395a *than mer the thiu burg ni mag* 2786b (C).




c) Dadurch behalten auch A-verse mit auftakt ihr typisches gepräge: –́ × × –́ × × . Soviel ich sehe, steht der auftakt bei A auch außerhalb der zeitlichen fußmessung.

d) Eng zur einheit verschmolzen sind bei A wie bei B und C die hebungs- und die ihr zugehörige senkungsstrecke. Das ist namentlich für C^b von höchster wichtigkeit, denn die überschüssige senkungssilbe nach der ersten hebung gehört psychisch zu dieser ersten hebungssilbe. Psychische entspannung erfolgt erst hinter ihr, und sie zerlegt den C-vers in seine zwei wirklichen hälften: × –́ × | ◡́ × .

e) Zur abgrenzung der C^a-verse diente vor allem der dynamische wie musikalische contrast, in dem die zwei hebungen im C^a-vers zu einander stehen, selbst wenn sie beide an der alliteration teil haben.

f) Verse des schemas × –́ × ◡́ × galten für B-verse, wenn zweimalige steigende tonbewegung deutlich erkennbar war und psychische entspannung (atempause) unmittelbar nach der ersten hebung eintrat, so daß sich das schema zu × –́ | × ◡́‿× modificierte (sonst × –́ × | ◡́ × C^b-vers).

g) Nur nach atembindung oder atempause ließ sich (immer natürlich im zusammenhang mit der umgebung) entscheiden, ob ein vers nach E oder B zu rhythmisieren war, z. B. 467 b *habda im hêlagna gêst* (= B), aber 997 b *Thit is — quađ hie — hebancuninges suno* (= E mit auftakt).

26. Näher auf die versformen[1]) im einzelnen einzugehen, ist hier nicht der platz. Es sei nur noch erwähnt, daß die richtigkeit des an der einzelstelle angenommenen schemas dann als erwiesen angesehen wurde, wenn es ungestörtes weiterlesen gestattete und sich überhaupt unauffällig in seinen zusammenhang einordnete. Durch falsche rhythmisierung einer stelle wurde dagegen regelmäßig der folgevers im gesamtniveau verschoben.

---

[1]) Nur anmerkungsweise sei hingewiesen auf die charakterisierungsfähigkeit, die den verstypen und ihrer verbindung miteinander innewohnt, wie sie sich künstlerisch wirkungsvoll z. b. in 139—158 (nur A- und B-verse!) in der rede des alten Zacharias zeigt.

B. Bestimmung der vortragsart.

27. Das gesprochene wort ist eindeutig, nicht aber sein ersatz in der schrift (nach Sievers). Der geschriebene satz bedarf vielmehr allenthalben erst noch der erläuterung, weil in ihm ja zwei heterogene bestandteile zusammengelaufen sind: der objective, der ihm als einer syntaktischen vereinigung von wörtern anhaftet (Sarans reine schallform), und der subjective, den der autor in bestimmter wirkungsabsicht geschaffen und an den objectiven gebunden hat (Sarans ethisch gefärbte schallform). Sache des reproducierenden ist es, aus dem objectiven gerüst eines werkes dessen subjectiven ausbau wieder ans licht zu fördern. Hat man dabei die interpretation bisher als reine verstandesarbeit betrieben, so hat man sich zugleich eines wichtigen hilfsmittels begeben: des klangreizes, der vom text als solchem ausstrahlt. Hier ist also nachzuholen.

28. Die 'schallform' selbst kann sich (nach Saran, Deutsche verslehre s. 122 f.) nach drei richtungen modificieren, sei es, daß sie einfacher ausdruck von gedankencomplexen (äußerung) sein, oder als mitteilung zur übermittelung von tatsachen dienen will, oder aber tieferen eindruck auf den hörer ausüben soll (eindringliche rede). Die letzte form ist bei dichtungen die übliche, und auch beim Heliandtext verläuft sie in den richtlinien, die der eindringlichen rede anhaften. Dabei ist nicht an einen schulmeisterlichen ton des vortrages zu denken, der etwa gar mit drohendem oder zeigendem finger begleitet wäre, auch nicht an den docierenden ton etwa von Buschs versen, vielmehr an freie abfolge accentuell-rhythmisch gegliederter gebilde, straff organisiert, mehr oder weniger melodisch gebunden und schneller im tempo als die tonfolge der reinen schälle, wie sie den wörtern als solchen innewohnt. Scharf scheiden sich hebungen und senkungen voneinander. Während zu ersteren volle und überschwere silben bevorzugt werden und ihre wucht durch beschwerung und dehnung gesteigert werden kann, sinken die senkungssilben zu einer stark nivellierten, fast gleichtonigen masse herunter, in der sich auch von haus aus halbschwere silben zu halbleichten umformen, und die gewissermaßen das in sich rollende wogengemisch bilden, aus dem die hebungsreihen wie inseln emporragen.

29. Weiterhin läßt sich nach Sievers (Metrische studien 4,



§ 160, 9) jeder metrisch geformte sprechtext durch eine ihm adäquate art des taktschlages begleiten. Sie ist besonders zu beachten, weil sie den leser in den stand setzt, die rhythmischen und melodischen eigenheiten des textes leichter zu erfassen.

30. Für den Heliand findet sie ihren schematischen ausdruck in dem symbol χ᾽ (Sievers a. a. O. § 160, 4), d. h. den text begleitet kreuzschlägiger takt vom schultergelenk aus mit obergriff. Die schlagfigur gehört ihrer größe nach dem durchschnittstyp an. Sie verläuft von rechts oben nach links unten und von links oben nach rechts unten. Für eingangssenkung und auftakt schiebt sich ein kleiner haken in der form eines *u*-bogens vor den eigentlichen anfang der schlagfigur.

31. Auf dieser ansicht über die schallform unseres textes baut sich nun auch meine weitere analyse auf, und zwar erstreckt sie sich, wie oben bemerkt, nach zwei seiten: nach der accentuell-rhythmischen und nach der melodischen.

C. Accentuell-rhythmische gliederung.

32. Grundlegend für die richtige erkenntnis eines accentuell gegliederten gebildes ist die feststellung der geschwindigkeit seines ablaufs. Dabei ist es von geringerem wert, die absolute zeitgröße zu wissen, in der eine reihe von sätzen oder versen oder eine (melodische) phrase verklingt (weil diese angabe weder für mehrere personen, noch auch nur für einen einzelnen beobachter dauernd stabilität und damit gültigkeit besitzt), als die relativen werte festzustellen. Beispielsweise mag es von belang sein zu erfahren, daß der Heliand ein langsameres tempo erfordert als Schillers Lied von der glocke, aber ein rascheres als Platens Grab im Busento.

In solchem relativen sinne sind auch alle weiteren angaben zu verstehen, die hier über den Heliand gemacht werden. Innerhalb der allgemeinen grenze treten aber der hauptsache nach drei klassen von text auf, die, in ihrer wirkungsabsicht voneinander getrennt, durch nachdruck und zeitlichen verlauf differenziert sind:

a) erläuterungen zum laufenden haupttext (schnelles tempo; vgl. z. b. 4147—50),

b) mitteilung von tatsachen (langsamer und lauter),

c) directe rede (langsam und laut).

Dazu kommen noch einzelne variationen und untergruppen, die mehr durch inhalt als durch gefühlsbetonung bestimmt werden.

33. Als oberstes rhythmisches gebilde benutzt der Heliand die durch stabreim gebundene kette, die sich in zwei rhythmische reihen zerlegt, die wieder jede in zwei (bezw. drei) rhythmische gruppen zerfallen. Die gruppe ist die vereinigung zweier (bezw. dreier) phasen, von denen jede in eine hebungs- oder in eine senkungsstrecke fällt. Diese strecken, lautlich durch eine, zwei oder mehrere silben gefüllt, können, sei es gegeneinander (hebung zu hebung, hebung zu senkung, senkung zu senkung), sei es in sich (senkung) nach schwere (stärke), dauer und tonlage abgestuft sein. Auf dieser differenzierung und in ihrer zusammenfassung beruht der rhythmische charakter der glieder bezw. des werkes überhaupt.

34. Die kette wird durch eine rhythmische pause (von Sievers 'kettenscheide' genannt) abgeschlossen. Diese tritt indes nur da sinnfällig auf, wo sie mit einem satzeinschnitt zusammenfällt (z. b. 1906. 1867), der sie seinerseits verstärkt. Der Heliand meidet solche fälle und verdeckt die schnittstelle meist in sogenanntem hakenstil. Leichte pausen treten indes zahlreich auf (1905 b. 1915 b. 1936 b usw.). Im allgemeinen legt der Heliand schwerere syntaktische einschnitte an das reihenende im inneren der kette, wodurch er die reihenscheide zwar vertieft, aber den eindruck der gebundenheit nicht zerstört, wie das bei verstärkter kettenscheide geschehen würde.

Man kann also beim Heliand nicht von feststehender ketten- und reihenscheide sprechen. Beide sind vielmehr dauernd im fluß und erleiden durch fortgesetzte verschlingung bald vertiefung, bald erleichterung.

35. Die glieder der kette sind die reihen. Berücksichtigt man bei ihnen die stellung von hebung und senkung, so gliedern sie sich in steigende (B), fallende (A, D), steigend-fallende (C) und fallend-steigende (E) reihen.

36. Als in sich abgeschlossene gebilde treten die reihen nicht miteinander in beziehung,[1]) will man die außerordentlich

[1]) Das verhältnis der hebungen einer reihe zu denen der folgenden beruht ausschließlich auf melodischen, nicht auf rhythmischen factoren und soll deshalb erst später erörtert werden.

rastlose bewegung, die unter dem namen **rhythmuswechsel** längst ihre classification gefunden hat, nicht dafür ansehen. Dieser wechsel ist in seiner scheinbaren wahllosigkeit ausdruck eines starken rhythmischen empfindens und vermeidet es, gleichgebaute reihen zu verknüpfen, um der monotonie vorzubeugen.

So werden reihenverbindungen der form ╲╲|╱╱|| oder ╱╱|╲╲||, auch von kette zu kette ╱╱||╲╲| bevorzugt, denen die der form ╲╲|╱╲|| und ╱╲|╱╱|| an häufigkeit sehr nachstehen. Selten sind die bindungen ╱╱|╱╲|| und ╱╲|╲╲||, denen sich mit verhältnismäßig wenig fällen ╱╱|╱╱|| und ╲╲|╲╲|| anschließen.

Nach Sievers ist 'rhythmuswechsel in jeder gestalt ein besonders sinnfälliges variationsprincip alliterierender versdichtung'. In der gleichbleibenden wiederkehr der verknüpfung von je zwei gruppen zu einer reihe, von je zwei reihen zu einer kette liegt jedoch daneben die einheit in der mannigfaltigkeit und die zusammenfassung begründet, die zum wesen des rhythmus gehört.

37. Die **gruppe** zerfällt in hebungs- und senkungsstrecke, die in ihrer füllung hier außergewöhnlich variabel sind und von der zweisilbigkeit (*mikil* 519 b) zu stattlicher größe (509 a) anwachsen können. Ihrer form nach sind die gruppen fallend oder steigend. Wesentlich ist die zeitgleichung zwischen hebung und senkung. Durch zwei mittel wird versucht, diese wenigstens annähernd aufrecht zu erhalten:

1. durch tempobeschleunigung (2439 b erste gruppe),
2. durch tempoverlangsamung
    a) durch rhythmische pausen (2460 a zweite gruppe),
    b) durch überdehnung langer vocale und stimmhafter consonanten (2464 a erste gruppe, 2466 a erste gruppe).[1]

38. Für die **dynamische abstufung von hebung und senkung**, die im Heliand durch ausgeprägte verstärkung des nachdruckes verbunden mit ohrenfälliger variierung der laut-

---

[1]) Daß 2 b im ersten halbvers mehr zur wirkung kommt, hängt wohl damit zusammen, daß der zweite halbvers vielfach den rhythmischen auftakt des satzes bildet. Im übrigen sind die einzelnen mittel oft miteinander verbunden.

heit erreicht wird, spielt die alliteration als solche keine rolle, denn es können auch silben, die nicht mit alliterieren (zweite hebung im A- und B-vers), starken dynamischen ton haben. Vermittelnd zwischen hebungs- und senkungssilben stehen die nebenhebungen in D- und E-versen, und mit ihnen auf gleichem niveau liegt die zweite hebung im C-vers. Auch die erste hebung in A_3-versen hat geringen nachdruck.

39. Innerhalb der senkungsstrecke können ebenfalls abstufungen des nachdruckes statthaben. Dafür fällt übrigens die wortbedeutung weit mehr ins gewicht als bei den hebungsstrecken. Für die dynamische abstufung der silben innerhalb der senkungsstrecke aber sind so unendlich viele combinationen möglich und vorhanden,[1] daß von einer beschreibung hier abgesehen, sie vielmehr in einer sonderuntersuchung behandelt werden muß.[2] Nur das sei hier noch gesagt, daß die rhythmische variation der senkungssilben sich innerhalb eines engen, sehr nivellierten stärkegürtels vollzieht, wobei etymologische längen in ihrer tonstärke gekürzt, etymologische kürzen beschwert werden können.

40. Accentuelle gruppenbindung. Hat der accent einerseits die aufgabe zu gliedern, so wird er andererseits auch dazu benutzt, einzelteile wieder zu binden. Auf den ersten blick scheinen alliterationsverse durch ihre dynamik stark gebunden zu sein. Bei näherem zusehen ergibt sich indes, daß die bindung durch dauer (zum mindesten im Heliand) keine, die durch stärkeaccent nur untergeordnete bedeutung hat, insofern dieser die zweite hebung der reihe mäßig erleichert. Er kommt als ausschlaggebend eigentlich nur bei versen vom typus A_3 und C und dessen variationen in betracht: hier allerdings in sinnfälliger weise. Gerade in diesen beiden versarten vereinigen die stabträger alle dynamische kraft auf

[1]) Anders im auftakt, von dem Ries, Die stellung von subject und prädicatsverbum im Heliand, Straßburg 1880, s. 112 sagt, daß er 'im wesentlichen rhythmisch absteigend' sei.

[2]) In der senkungsstrecke ist nicht nur die wortart ihrem bedeutungsinhalt für den zusammenhang nach zu beachten, sondern auch die zahl der füllenden silben, deren bau (geschlossen oder offen), ihre besondere anordnung vor, nach oder zwischen stark- bezw. stärker oder schwächer betonten silben, ferner ihre selbständigkeit oder abhängigkeit u. v. a.



sich und überwuchern so die erste bezw. zweite gruppe völlig (so ist es ja auch nur zu verstehen, daß die zweite hebung im C-vers durch sprachliche kürze gebildet werden kann).

Eine andere gruppe 'leichter dynamischer dipodien' (Sievers) ist im wesentlichen auf zweite halbverse vom B-typus beschränkt und umfaßt reihen, bei denen die zweite hebung der zweiten gruppe durch wörter mit geringerem bedeutungsinhalt gebildet wird (z. b. 1873 b. 1933 b usw.). Neben dieser dynamischen verknüpfung finden alle diese fälle und die größte zahl der übrigen alliterationsverse ihre gruppenbindung zu dipodien im Heliand auf melodischem gebiet, wovon später die rede sein wird.

Der text ist, mit ausnahme des (staccato-)einganges langer senkungen im beginn neuer redeteile, legato zu sprechen.

41. Wort und silbe. Genauer auf die absolute silbendauer, die durch anzahl und dauer der einzellaute bedingt ist, einzugehen, erübrigt sich, da hier ja nur relatives in frage kommt.

Lange vocale in hebung zeichnen sich allgemein durch starke überdehnung aus (*râd, ênig*). Die meisten hebungen fallen aber auf kurzvocal in geschlossener silbe (ca. 50% aller hebungen, z. b. *wlancon, mannon, rincos*). Der ausgleich zwischen diesen zwei arten der hebungsbildung wird durch den silbenaccent[1]) bewirkt, der in beiden fällen schwach geschnitten ist. Die beschwerung von wörtern und silben unterliegt im allgemeinen rhythmischen principien, so daß z. b. ein wort bald eine hebung (110 a), bald hebung und senkung (3397 a), bald nur eine senkung (3270 b) füllen kann.

42. Anhang. Von dynamischem satzaccent kann man im Heliand nicht reden, da infolge stark ausgeprägter dynamik die ketten und die reihen, die den satz bilden, ihre selbständigkeit zugunsten des satzganzen nicht wesentlich aufgeben, so daß der satz keine bedeutung hat als rhythmisch zusammenfassender factor.

43. Pausen. Es sind sowohl rhythmische wie tote pausen zu beobachten. Letztere haben ihren platz am satzschluß nach einem punkt. Bescheidener sind sie ihrem um-

[1]) Mit ihm hängt vermutlich auch die häufigkeit der gleitlaute in C zusammen.

fange nach hinter semikolon. Obgleich sie nur an diesen beiden stellen auftreten, sind sie nicht notwendig an den sinnesabschluß gebunden, wohl aber mit ihm eng verknüpft.

Weit größer ist die zahl der rhythmischen pausen. Sie zerfallen in zwei arten, ihrer form wie ihrer bedeutung nach. Die erste art hat neben ihrem rhythmischen charakter einen syntaktischen und ist demzufolge von längerer dauer bei vertiefter, von kürzerer bei leichter sinnesscheide (im probetext ist sie durch komma bezw. ' angedeutet).

Die zweite art hat nur rhythmische bedeutung. Sie ist kurz und steht hauptsächlich am ende der senkungsstrecken, aber auch sonst ist sie im text stark vertreten, oft zwischen zwei gruppen zur bloßen psychischen einschnürung verflacht.

Sinn und form vernichtendes scandieren ist streng zu vermeiden. Die letztgenannte art rhythmischer pausen hat vielmehr die aufgabe, kraft der atemführung wie geistige spannung an gewissen punkten zu concentrieren, die für form wie inhalt wesentlich sind.

Zugleich fällt ihnen die aufgabe zu, innerhalb der reihen, zwischen den gruppen (die ihrer lautlichen füllung nach ja ungemein variieren), einen zeitlichen ausgleich anzustreben, soweit die zeitgleichung nicht durch tempobeschleunigung oder -verminderung erreicht wird.

Von besonderer eigenart ist die rhythmische pause am ende von halbzeilen, die durch doppelpunkt abgeschlossen werden. Auf diese soll indes erst bei den angaben über melodieführung eingegangen werden.

Im übrigen sind die pausen praktisch nicht fest an bestimmte stellen des zusammenhanges gebunden.

D. Melodische structur.

44. Die silbe. Im Heliand herrscht durchgängig steigender silbenaccent: alle silben zeigen eine deutliche tonbewegung von unten nach oben, mag eine silbe geschlossen oder offen, haupt- oder mindertonig sein. Ebensowenig einfluß hat darauf die dynamische abstufung der umgebung, und selbst stimmungsunterschiede können wohl das intervall vom silbeneinsatz bis zum silbenschluß modifizieren, nicht aber das durchgängige steigen wesentlich umgestalten. Die neigung, der satz-

schließenden silbe fallende bewegung zuzusprechen, bleibt gleichfalls unbefriedigt.

45. Das wort. a) senkung; b) hebung. Auch im (ein- oder mehrsilbigen) wort erleiden die silben keine einbuße des oben gekennzeichneten tonischen bestandes, wohl aber erhalten die wörter durch gewisse modificationen zum teil ein anderes melodisches gepräge als ihre einzelsilben. Dabei kommt es darauf an, ob die wörter ganz der senkungsstrecke angehören, oder ob ein teil in die hebungsstrecke fällt. Im ersten falle werden entweder die silben auf der grundlage ihrer tonischen eigenbewegung aneinandergereiht, so daß die folgesilbe immer von da ab aufwärts strebt, wo die vorhergehende aufhörte: z. b. *habda* 29 b, *thuru* 38 b (graphisch / /), *thesaro* 1656 a, 1668 b, *givvitun* 2802 a), oder das wort trifft einen absteigenden melodieast und erleidet dadurch fortgesetzt einen widerstreit melodischer gegensätze (wortton \, silbenton /), in welchem kampfe schließlich der wortton doch die führung behält (z. b. 35 a *endi* [graphisch / /], 1422 a *fellean, theson*, 1352 a *widerstandan* [graphisch / / /]). Die einzelnen silben des wortes rücken dabei auf merklich verschiedene tonstufen, von denen die folgende immer tiefer liegt als die vorhergehende, und behalten ihre tonale steigung innerhalb des neuen klangbereiches.

Hebungen liegen im Heliand (nach hochdeutscher intonation) auf hohem tonniveau. Stoßen in einem wort senkungs- und hebungsstrecke aneinander, so kann sich der hebungsteil entweder an die letzte senkungssilbe den ton nach oben fortsetzend anschließen (33 b. 29 b u. ö.), oder er ist von ihm durch verschiebung auf eine wesentlich höhere tonstufe getrennt. Dabei ist es im wesen gleichgültig, ob die senkung der hebung vorangeht oder folgt: nur die verschiebungsintervalle haben in der regel ungleichen umfang, der sich indes nach der gruppenzugehörigkeit und gruppenfüllung ordnet (kleines intervall 35 b *gi-sprac*. 39 b *gi-scuop*. 43 a *fas-to*, 46 a *al-dar*, 2364 a *far-fan-gan*, großes intervall 35 b *sel-ƀo*, 49 b *Cristes*, 2330 b *a-stan-dan*).

46. Die gruppe. Hiermit ist bereits die regelung an-

gedeutet, die hebungs- und senkungsstrecke innerhalb der gruppe erfahren. In der folge senkung—hebung (B, C) setzt die hebungssilbe die senkungsstrecke melodisch fort. Je nach der lautlichen füllung der senkungsstrecke ist das intervall, das diese durchläuft, ziemlich verschieden, klein bei schwacher, größer bei hoher silbenzahl (3343 b. 3346 b. 3353 b. 3400 b). Umgekehrt leitet die senkung (A, C, D, E), die der hebung (bezw. Nebenhebung) folgt, in abgestuften tonschichten von dem tongipfel der hebung herunter, wobei ihre lautliche füllung viel weniger für den umfang des durchlaufenen tonintervalls ins gewicht fällt als im vorhergehenden falle (4034 a. 4100 a. 4145 a. 4218 b. 4089 a. 4102 a. 4113 a. 4202 a).

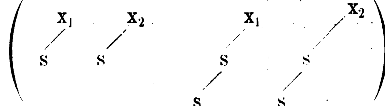
47. Die reihe. Auch die einzelnen verstypen treten untereinander in tonale beziehung. Die leitung übernehmen dabei die hebungen, die in dreifach verschiedenem verhältnis zueinander stehen können, wie Morgan, Beitr. 33, 96 ff. genauer ausführt: die erste stabreimende hebung jedes halbverses trägt den sogen. 'führton', und ihr ordnet sich die zweite haupthebung mit ('gleichton' in besonderen fällen, sonst mit) 'nah'- oder 'fernton' zu, der seinerseits 'gehoben' oder 'gesenkt' sein kann. Wie indessen der Heliandtext sowohl in form wie sprache dem Beowulf gegenüber eine wesentliche lockerung und starke gegenseitige durchdringung der einzelnen teile aufweist, so zeigt er auch in seinem melodischen aufbau eine nivellierung, die die beobachtung recht erschwert. Sind aber die differenzen zwischen führ-, nah- und fernton an sich nicht erheblich, so werden sie durch die außerordentlich starke dynamik der hebungen noch mehr überschattet. Zur feststellung der töne ist es deshalb empfehlenswert, den text nicht mit voller stimme (wie sie der sachgemäße vortrag erfordert), sondern teils murmelnd, teils flüsternd zu reproducieren.

48. Eine feste melodie, die gleichmäßig durch sämtliche reihen hindurchginge, besteht nicht; selbst für die einzelnen verstypen ist ein klares schema nicht aufzustellen, das ohne wandlung allen variationen des verses gerecht würde. Wohl besitzt jeder typus eine allgemeine melodiecurve, der er außerhalb des zusammenhanges folgen würde, und da ihr erfassen für die zustände im fortlaufenden werk wichtig ist, soll sie hier einzeln kurz skizziert werden.

49. Diese '**ideal**'-curven schließen sich an die rhythmischen grundlagen an. Infolge davon verläuft der A-typus zweimal fallend: $x_1 \searrow x_2 \searrow$ (x = hebung), während die meist starke senkungsfüllung den B-typus zum zweifachen anstieg treibt: $\nearrow x_1 \nearrow x_2$. Ähnlich ist der verlauf im C-typus, nur daß die hebungen tonal enger zusammentreten als in B: $\nearrow x_1\, x_2 \searrow$, wobei man sich durch die starke minderung des rhythmischen accentes auf der zweiten hebung nicht dazu verleiten lassen darf, der zweiten hebung tonsenkung unterzuschieben. D und E entsprechen ebenfalls dem B-C-typus, indem x_2 sowohl in D als in E höher liegt als x_1, die nebenhebung gleitet von der höhe der haupthebungen in beiden fällen hinunter: D $x_1\, x_2 \searrow y$, E $x_1 \searrow y \nearrow x_2$ (y = nebenhebung).

50. Innerhalb des zusammenhanges erleiden die 'ideal'-curven mannigfache änderungen, doch bleibt in der mehrzahl der verse die melodisch gebundene dipodie erhalten. Der grad ihrer bindung ist allerdings sehr verschieden, da der untergeordnete ton sowohl nah- wie fernton, sowohl gehoben wie gesenkt sein kann. Nur D- und E-verse meiden ferntöne in ihren haupthebungen. Daneben besteht die melodische monopodie, meistens indes an das vorhandensein zweier reimstäbe gebunden (dagegen 5270 a), ohne daß jedoch doppelalliteration auch unbedingt tonale coordination forderte (4025 a. 5191 a). Ferner gehören wörter der form ◡×, soweit sie in A, B, D, E hebungen und im C-vers die erste hebung bilden, nur éiner tonstufe an, während sich in der senkungsstrecke die zweite silbe tonal an die erste nach oben oder unten anschließt (A 995 a. B 1206 b. D 1117 a. E 1026 b. senkung 1359 b). Als zweite hebung im C- und als erste hebung im A_3-verse verhalten sich solche wörter dagegen genau wie in der senkungsstrecke, so daß ihr zweiter teil im C-vers tatsächlich als senkung gefühlt wird (A_3 971 a. C 913 b. 919 b). Ebenso die zweite hebung in den wenigen A_2k-versen wie *wilspel mikil* 519 b (dagegen 5271 b : B).

51. An und zwischen das tongerüst der hebungen schieben sich die **senkungssilben** vermittelnd an und ein, wobei die zwischensilben von den einführenden und ausleitenden zu scheiden sind. Über die letztere gruppe mit ihren beiden unterarten ist oben (nr. 45) bereits gehandelt und hier nur noch hinzuzufügen, daß die senkungsstrecken der gruppen in der reihe zueinander in beziehung treten, und zwar pflegt im A- und C-vers die erste senkungssilbe von ihrer zugehörigen gruppenhebung in der ersten gruppe tonisch ebensoweit entfernt zu sein, wie in der zweiten x_1 s s x_2 s (⟍ = tonentfernung der senkungssilbe (s) von der hebung x). Im B-vers liegen dagegen die gleichen senkungssilben auf gleicher tonstufe, soweit die zweite hebung gleichton oder gehobenen ausweichton trägt



Von ersterer art (senkungen zwischen hebungen) lassen sich zwei verschiedene klassen feststellen:

a) das ende der senkungsreihe liegt tiefer als beide hebungen;
b) der anfang der senkungsreihe liegt tiefer als die hebungstöne.

a) ist vertreten bei A-, E- und D-versen, wobei es gleichgültig ist, in welchem tonverhältnis die hebungen der verse zueinander stehen (gleich-, nah-, fernton).

Zur klasse b) gehören nur die B-verse. Im übrigen soll mit vorstehendem weder über die größe der jeweiligen intervalle zwischen hebung und senkung, bezw. senkung und hebung ein urteil abgegeben werden, noch soll gesagt sein, daß die genannten tonabstände bei den einzelnen typen gleich seien. Die differenzen zwischen den einzeltönen sind eben so gering, daß sie besser gefühlsmäßig erfaßt, als vernunftmäßig beschrieben werden können.

52. Eine besondere erwähnung erfordert der typus A_3. Gehört er seiner rhythmischen gestaltung nach zu den A-versen,

so sind seine melodischen verwantschaftsbeziehungen bei einem rhythmisch völlig entgegengesetzten typus zu suchen. Während beim gewöhnlichen A-vers nach der ersten stabreimenden hebung die senkungsstrecke stufenweis abwärts steigt, klimmt im A_3-vers die silbenfolge im anschluß an die hebung allmählich in die höhe bis in die nähe der alliterierenden hebung, die nach einem sprung über einen kleinen, tonisch unausgefüllten raum die begonnene tonreihe fortsetzt. Die scharfe scheidung der zweiten hebung von der vorhergehenden senkungsstrecke ist das einzige bindeglied zwischen A und A_3, während A_3 seiner melodie nach sonst zur ersten hälfte der verse vom B/C-typus neigt. Die vorliebe für fernton in der ersten hebung verstärkt beim A_3-vers die eigentümlichkeit seines rhythmischen baues und verleiht ihm den eindruck einer leichten dipodie.

53. Gelegentlich treten auch A_3-verse auf, deren erste hebung gehobenen nahton zeigt. Sie unterscheiden sich vom normalen A-typus nur durch ihre dynamischen verhältnisse und das raschere tempo in der ersten gruppe, melodisch sind sie A-versen mit gesenktem ausweichton gleich (vgl. 2898 a).

54. Besonderer erwähnung bedürfen außerdem einige reihen, die infolge syntaktischen einschnittes in ihrem innern eine niveauverschiebung erleiden, worüber man sich bei Kunze, Die bindung von haupt- und nebensatz im Heliand und der alts. Genesis durch mittel des satzaccentes, Leipzig 1911, s. 108 ff. näher unterrichten kann.

Für meine untersuchung kommen hierfür nur die verse 2561 a und 3883 a (und 3855 b) in frage, die ihre tonbewegung nach dem muster von 5191 a $\underline{\ x_1\ }\ \overline{\ x_2\ }$ regeln (3855 b wegen satzschluß $\overline{\ x_1\ }\,|\,\underline{\ x_2\ }$). In den beispielen mit A-vers nehmen beide stäbe an der alliteration teil. Die erste hebung wird durch ein verb gebildet und trägt gesenkten nahton (tonbeziehung in der reihe ;.). Daß indes auch ein substantiv die erste hebung tragen kann, ohne daß sich das verhältnis der hebungstöne ändert, zeigt 2442 a ($\underline{\ x_1\ }\,|\,\overline{\ x_2\ }$ tonbez. ;.).

Im ersten halbvers entspricht die tonbewegung der senkungssilben ganz der des A_3-verses (im zweiten halbvers

wie üblich in A an solcher stelle .;), so daß man von melodischem A_3-typus sprechen könnte.

55. Der **auftakt** bildet eine aufsteigende tonlinie. Auftakt wie eingangssenkung haben das gemein, daß sie unter der tonstufe der folgenden hebung liegen.

56. Gewisse modificationen entstehen, wenn der auftakt bei B und C von der ersten gruppe, bei A, D, E in seinem innern durch einen satzeinschnitt[1]) geschieden wird. In der hauptsache folgt die melodie über den einschnitt hinaus dem ansteigenden tonschema (115a. 130b. 133a. 584b. 592b. 557b. 600b), erleidet aber zuweilen an der schnittstelle einen geringen bruch, dem eine neue aufwärtsbewegung folgt (3751b. 4111b. 5267b). Tritt der satzeinschnitt aus auftakt und eingangssenkung, wo er im allgemeinen seinen platz hat, in das reiheninnere, so bedingt er, außer im A_3-vers, gewöhnlich eine geringe niveauverschiebung des ihm folgenden satzstückes nach oben oder nach unten (vgl. 659b. 2157b. 224b. 3774b. vgl. Kunze s. 110).

57. Die beiden reihen einer kette treten ebenfalls in melodische wechselbeziehung, indem ihre führtöne im allgemeinen auf gleicher oder mindestens nicht erheblich verschiedener tonstufe stehen, abgesehen von einer anzahl inhaltlich gesonderter reihen, die, meist einen satz abschließend, einen vorangegangenen begriff wiederholen und zugleich abrundend erläutern. Diese art von reihen gehört nur dem ersten halbvers an und tritt in ihrer gesamtheit auf eine tiefere tonstufe, zu der weder die voranstehende noch die folgende reihe in tonischem zusammenhang steht (1453a. 1458a. 1478a). Es bleibt fraglich, ob für diese verse stets gesenkter ausweichton in der vorangehenden reihe erforderlich ist.

58. Wie Kunze s. 11 festgestellt hat, tragen eine anzahl reihen auf ihrer letzten silbe einen gewissen ton, den K. im anschluß an Sievers den **signalton** nennt, dem am anfang einer späteren reihe ein gleicher **antwortton** entspricht. Durch den signalton wird die gesetzmäßige tonstufe der letzten senkungssilbe in der reihe (unter dem niveau der voranstehenden

---

[1]) Über den satzeinschnitt im auftakt finden sich nähere angaben bei Kunze s. 98—112.



hebung, vgl. nr. 51) verlassen und dafür der ton auf das niveau der hebung oder darüber hinaus nach obenhin erhöht.

Die mehrzahl der antworttöne ruht auf den eingängen von B- und C-versen. Während nun im allgemeinen die (oft sehr lange) eingangssenkung dieser reihen nur allmählich und in geringem umfange ansteigt, ruft der antwortton eine gewisse tempobeschleunigung und eine erheblich raschere tonsteigerung hervor, die den betreffenden versen einen gedrängten, impulsiven charakter verleiht.

59. Der melodische verlauf innerhalb der ketten kann durch den reihen- bezw. kettenabschluß wesentlich beeinflußt werden, indem sich die tonverhältnisse durch die einschaltung kurzer oder langer pausen ändern. Es lassen sich neben den ev. kleineren rhythmischen pausen am reihen- bezw. kettenende drei wichtigere arten von sinnesscheiden feststellen: a) die leichte sinnesscheide,[1]) b) die schwere sinnesscheide und c) der sinnesabschluß.

Wo die einzelnen scheiden anzusetzen sind, ergibt sich aus dem zusammenhängenden lesen des textes. Dabei bedeutet die einführung der leichten sinnesscheide eine technische neuerung gegenüber der bisherigen gepflogenheit, nach der sie durch komma angezeigt wurde, falls sie nicht völlig unbezeichnet blieb. Im text hat sie deshalb melodische bedeutung, weil vor ihr die tonreihe in zahlreichen fällen ansteigt, die zweite hebung also mit gehobenem nah- oder fernton gesprochen wird, soweit nicht andere gründe dem entgegenstehen. Diese hemmungen werden vermutlich mit einem gesetz zusammenhängen, dessen einzelheiten zu erfassen und zu erklären bisher noch nicht gelungen ist, dem gesetz der 'tonabwechslung', wie es vorläufig genannt werden mag. Wie oben (vgl. bes. nr. 36) gezeigt worden ist, findet sich im Heliand eine dauernde, gegenseitige durchdringung rhythmischer elemente, die einen ausgesprochenen drang nach abwechslung innerhalb äußerlich gleichartiger teile befriedigt. In melodischer beziehung zeigt sich die ganz gleiche erscheinung: in den beiden reihen einer kette sind gleichartige tonverhältnisse so selten, daß da, wo

---

[1]) a) wird im probetext mit ' bezeichnet, b) durch komma, c) durch ; und . angedeutet.



sie doch auftreten, offenbar besondere, noch nicht genügend erkannte gründe maßgebend sein müssen.[1])

Zeigt die vorderreihe gehobenen ton in der zweiten hebung, so pflegt die folgende reihe gesenkten ton aufzuweisen und umgekehrt (2450 ;·|·⁝ 2455 ·⁝|·,). Wo die aufstrebende tonbewegung vor leichter sinnesscheide dem entgegensteht, fällt bisweilen zu ihren gunsten die tonale kettendifferenz und verdunkelt so die bestehenden verhältnisse. Dem häufig auftretenden gleichton der ersten halbzeile könnte demnach eine reihe mit steigender oder fallender tonbewegung folgen. Wenn sie in der mehrzahl der fälle durch verse mit gehobenem nah- oder fernton ergänzt wird, ist darin wohl eine folge der allgemeinen neigung zu ansteigender tonbewegung[2]) zu erblicken, von der oben nr. 40 ff. ausführlich gesprochen worden ist und die sich möglicherweise beim zweiten halbverse zu einem bestimmten steigtrieb verdichtet hat, der ja freilich von haus aus nicht an den zweiten halbvers gebunden gewesen zu sein braucht.

Die schwere sinnesscheide (b) hat keinen directen einfluß auf die melodie, wohl aber einen indirecten, indem nichtbeachtung der scheide beim vortrag tonverschiebungen der folgenden reihe verursacht.

Vor vollem sinnesabschluß (c) ist die tendenz fallender tonbewegung vor ruhepausen stark ausgeprägt, so daß sie von den üblichen verstypen gesenkten ausweichton der zweiten hebung verlangt, aber auch von versen mit doppelalliteration, die sonst nahezu ausnahmslos gleichton haben, gesenkten nahton fordert.

---

[1]) D- und E-verse scheinen in der lage ihrer töne stabil zu sein und sich deshalb meist dem princip zu widersetzen, soweit sie im zweiten halbvers auftreten. Ihre zweite hebung behält hochlage über der ersten hebung, wenn auch der erste halbvers dasselbe tonverhältnis aufweist.

[2]) Eine stütze findet diese annahme vielleicht in dem umstand, daß der satzanfang, der ja in der hauptsache auf den zweiten halbvers beschränkt ist, fast ausnahmslos dieser intonation folgt, obwohl sie hier auch durch den fallenden, vorangehenden satzschluß bedingt sein kann. Daß diese tatsache nicht den wörtern als solchen anhaftet, sondern im zusammenhang des werkes seinen ursprung hat, zeigt das auftreten des gleichen wortlautes als erster oder zweiter halbvers mit gehobenen oder gesenkten tonbeziehungen (z. b. *Juðęo liudįo, suno drohtines*).

60. Daß alle drei arten von scheiden an sinnfälligkeit zunehmen, sobald sie mit kettenscheiden zusammentreffen, bedarf nach den früheren ausführungen über schnittverlegung und schnittvertiefung (s. oben nr. 34) nicht besonderer erwähnung. In solchen fällen treten jedenfalls so erhebliche tonabweichungen auf, daß der Helianddichter es so viel als möglich meidet, sinnesabschlüsse mit kettenenden zusammenfallen zu lassen, weil dadurch von kette zu kette melodisch leere räume entstehen würden, wie sie beim zusammenfall von reihenscheide und sinnesabschluß nicht zu verzeichnen sind.

61. Doppelpunkt am reihenschluß ist in die bisherige betrachtung nicht einbezogen worden, weil er in seinem melodischen gepräge einer reihe ohne sinnesscheide gleichkommt. Die geistige spannung bleibt am reihenende eine zeitlang bestehen und erregt das gefühl des fortsetzungstones, wie er sich bei fortlaufender geistiger bindung von reihe zu reihe zeigt. Während aber hier die folgereihe den fortsetzungston aufnimmt, beginnt sie nach doppelpunkt mit dem ton des 'indirecten einganges', den nr. 64, 2 näher erläutert.

62. Der satz als solcher ist auch für die melodie ohne besondere bedeutung. Weder äußere syntaktische verhältnisse, noch bedeutungsinhalte wirken zwingend auf die stilisierung der melodie im satzinnern. Sein allgemeines tonniveau liegt nach hochdeutscher intonation in mäßiger höhe. In seinem aufbau bevorzugt er ein aufsteigend-absteigendes melodieschema und verwendet deshalb für directen wie indirecten eingang mit vorliebe B- und C-verse. Oben (vgl. nr. 52) war auf die verwantschaft in der melodischen structur zwischen B-, C- und A_3-versen aufmerksam gemacht worden. Es ist deshalb verständlich, daß auch an der zahl der eingangsverse A_3 im verhältnis zu der häufigkeit seines sonstigen vorkommens einen wesentlichen anteil hat. Andererseits eignen sich A-verse mit ihrem 'idealen' fallenden melodieschema (vgl. nr. 49) besonders für satzschlüsse. Daß daneben auch D-verse mit ihrer natürlichen tonabstufung in nebenhebung und senkung häufiger als satzschluß auftreten, ist begreiflich. Immerhin üben der melodische satzanstieg und die absteigende tonlinie am satzende auf die verstypen einen gewissen druck aus, der nur in seltenen fällen abgeschüttelt wird. Unter ihrem einfluß

modificiert sich die melodiecurve des A-typus zum steigenden ($_{x_1}\nearrow^{x_2}$), die von B- und C-versen zum fallenden ($^{x_1}\searrow_{x_2}$) klangschema, wie sich ihrem zwange am satzende auch D- und E-verse unterwerfen, indem sie ihre zweite hebung tiefer legen als die erste.

Widerstand gegen tieferen satzschluß findet sich vor fragezeichen, das die hebungssilben aller typen auf gleicher tonstufe erhält, wenn nicht vereinzelt gar eine tonerhöhung der zweiten hebung stattfindet (3312 a. 3247 a. 2657 a).

E. Einteilung der verse.

63. Die fülle verschiedenartigster versformen, die dem leser begegnen, mögen diesen wohl zunächst zu der meinung veranlassen, daß so wechselvolles material kaum aussicht auf erfolgreiche untersuchung bieten könne, wenn es nicht gelänge, die fülle in ein gewisses grundlegendes system zu bringen. Das von Morgan (a. a. o.) eingeführte einteilungsprincip konnte aber nicht in betracht kommen, weil es hier vielmehr für die melodiebestimmung, wie überhaupt zur erkenntnis der gegenseitigen beeinflussung der einzelnen reihen auf anfang und ende der verse ankam. Ebenso konnte aber auch nicht auf grund der melodie oder des versschemas eingeteilt werden. So blieb zur bestimmung der eingangsform der verse nur deren stellung im satzzusammenhang und ihr inhalt, zur beurteilung der versausgänge das vorhandensein und die größe rhythmischer pausen an ihrem schlusse in betracht zu ziehen übrig.

Auf diese weise ergab sich ein system, dem alle verse des Heliand eingeordnet werden konnten, mit einziger ausnahme derjenigen, die vocativischen charakter haben und deshalb ohnehin des zusammenhanges mit ihrer umgebung entbehren.

64. I. Eingangsverse:

a) directe eingangsverse,

b) indirecte eingangsverse.

Eingangsverse sind solche, die einen satz oder einen neuen redeteil beginnen. Direct werden sie genannt, wenn sie den absoluten anfang einer gedankenfolge nach punkt oder semikolon bilden.

Verse nach schwerer sinnesscheide kommen sowohl in ihrer form (häufig B- oder C-typus) wie in ihrer melodie den directen eingangsversen sehr nahe; sie werden deshalb als indirecte eingangsverse bezeichnet.

Der directe eingangsvers scheidet sich vom indirecten, indem der letztere neben der verknüpfung der führtöne auch geistige spannung aus dem vorangegangenen behält und die tonlage seiner eingangssenkung in beziehung setzt zu den vorausgegangenen tönen. Der directe eingang ist in keiner hinsicht gebunden, weder in geistiger, noch in tonaler, weshalb er seine eingangssenkung meist ein größeres intervall durchlaufen läßt, als die rücksicht auf den vordervers beim indirecten eingang zuläßt.

65. II. Fortsetzungsverse:

a) reine fortsetzungsverse,
b) variationsverse.

Geht die geistige spannung auf den folgevers über, so kann man diese verse, da sie den begonnenen gedanken fortführen, reine fortsetzungsverse nennen.

Eine weitere große gruppe von versen, die nicht reine fortsetzung eines begonnenen gedankens enthalten, aber auch keinen neuen gedanken aufnehmen, gelten der ausdeutung, erläuterung, umschreibung, ev. auch der wiederholung eines vorangegangenen wortlautes in anderer form. Einen teil dieser verse hat man längst als epische variationen bezeichnet. Sie sollen deshalb auch hier den namen variationsverse erhalten. Mit den oben erörterten 'reinen' fortsetzungsversen bilden sie eine gruppe.

Ihren platz haben die variationsverse nach leichter sinnesscheide, und nur in wenigen fällen, wo es sich nicht um die variation eines vorangegangenen begriffes, sondern um die eines ganzen satzes handelt, geht ihnen eine schwere sinnesscheide voraus. Nicht selten werden sie auch von dem verse, den sie näher ausführen, durch eine oder mehrere reihen getrennt.

66. Ist am ende der eingangs- und fortsetzungsverse keinerlei pause festzustellen (so daß sich also die geistige spannung auf den folgevers unverändert fortsetzt), so erhalten sie die bezeichnung 'mit fortsetzungston', geringe psychische

entspannung wird mit 'leichter sinnesscheide' und starke mit 'schwerer sinnesscheide' bezeichnet, während das satzende mit seiner geistigen entspannung unter 'sinnesabschluß' untergebracht wird.

Anmerkungen.

67. a) In zweifelhaften fällen, in denen inhalt und form nicht übereinstimmen, entscheidet sich die einreihung nach der form: z. b. 2045 b indirecter eingang, trotz vorangehender leichter sinnesscheide, 2006 a indirecter eingang trotz variierenden inhalts. Ebenso 2217 a indirecter eingang.

b) Nicht selten wird die spannung von einem versende zum anfang des fortsetzungsverses unterbrochen, aber nicht beseitigt. Der fortsetzungsvers beginnt trotzdem mit fortsetzungston, z. b. 2031 b. 2238 a u. ö. Auch *quað hie* hat keinen einfluß: 2419 b / 2420 a.

c) Ebenso verliert der variationsvers seinen fortsetzungston (am anfang) nicht, wenn er durch reihen von seinem object getrennt ist: 2414 a. 2733 a u. ö.

68. Der deutlichkeit wegen folge nochmals das gesamtschema.

I. Eingangsverse:
- A. Directer eingang:
  - a) mit fortsetzungston,
  - b) mit leichter sinnesscheide,
  - c) mit schwerer sinnesscheide,
  - d) mit sinnesabschluß.
- B. Indirecter eingang:
  - a) mit fortsetzungston,
  - b) mit leichter sinnesscheide,
  - c) mit schwerer sinnesscheide,
  - d) mit sinnesabschluß.

II. Fortsetzungsverse:
- A. Reine fortsetzungsverse;
  - a) mit fortsetzungston,
  - b) mit leichter sinnesscheide,
  - c) mit schwerer sinnesscheide,
  - d) mit sinnesabschluß,
- B. Variationsverse:
  - a) mit fortsetzungston,
  - b) mit leichter sinnesscheide,
  - c) mit schwerer sinnesscheide,
  - d) mit sinnesabschluß.

69. Die scheidung des materials nach dem vorkommen in ersten und zweiten halbversen geschah lediglich, um zusammengehöriges (eingangsverse in b-, variationsverse in a-versen) nicht unnötig auseinanderzureißen.



70. Zur veranschaulichung der einteilung nach arten der atempause mögen die folgenden stellen dienen, deren tonstufen und typus zugleich mit angegeben sind:

4121 b	I A b	
	Thann was eft thes werodes so filo'	- B . !
II B a	I B a	
muodstarca mann:	*ne weldun thia maht godes*	E . . C . !
II A c	I B a	
antkenni̭an kûðlîco,	*ac sia wid is craft mikil*	D . . C . !
II A a	I B a	
wunnun mid iro wordon:	*wârun im waldandes*	A . . C . !
II A a		
lêra sô lêða:		A . . -
4147 b	I A a	
	habdun ina gicoranan te thiu	- B . '
II A a	II A c	
an them iârtale	*Juðg̭o liodi,*	C . ! A . ;
I B a	II A b	
that hie thes godes hûses	*gômi̭an scolda'*	C . ! A . ;
II B d		
wardon thes wîhes. —		A . ; -
4158 a		
I A c	I B b	
Ni was it thoh is willg̭on,	*that hie sô wâr gisprac'*	A . . B . !
II B c	I B a	
sô forth furi them folke,	*fruma mancunni̭es*	A . . D . !
II A c	I B a	
gimênda furi thero menigi,	*ac it quam im fan thero maht godes*	A . . C . !
II A c	I B a	
thuru is hêlagon hêd,	*hwand hie that hûs godes*	B . . C . !
II A a	II A b	
thar an Hi̭erusalêm	*bigangan scolda'*	B . ! A . ;
II B a		
wardon thes wîhes:		A . . -

III. Die quantität mindertoniger vocale.

Vorbemerkungen.

71. Auf den vorstehenden text wende man die oben (nr. 15 ff.) erwähnte methode an, probeweise gewisse willkürliche textänderungen vorzunehmen und die daraus resultierenden

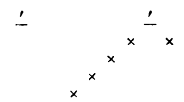
verhältnisse zu prüfen. Selbstverständlich muß, um etwaiger voreingenommenheit zu begegnen, dasselbe wort immer in zwei formen — z. b. mit vocalkürze und mit vocallänge — zur entscheidung gestellt werden. Dabei muß bei den zur probe vorgenommenen formenänderungen natürlich zunächst die rücksicht auf historische möglichkeit unterbleiben; denn es kommt hier in erster linie ja nur auf lautliche beschaffenheit an, und die probeänderungen sollen nur zur beleuchtung des richtigen dienen. Letzten endes fallen aber übliche melodiecurven und richtige wortform immer zusammen.

72. Setzt man z. b. in 4121 b für *muod* die in M wie C häufige form *môd* ein, so erhält dieses einen so hohen ton, daß die melodische coordination beseitigt wird, die in E-versen dieser art außer vor sinnesabschluß allein üblich ist. Stellt man willkürlich dennoch die gleichtonigkeit her, so weicht der folgevers auf ein zu hohes tonniveau aus, das ihn klapperig und fast weinerlich im klange macht und aus der melodie seiner umgebung völlig herausfallen läßt.

4122 b: **gôdes* für *godes* (wie Martin zu lesen vorschlägt). Zwischen **gô-* und *maht* entsteht ein intervall, das weder dem entspricht, das C-verse bei nahton (z. b. 4148 b) zu haben pflegen, noch dem intervall ferntoniger verse (z. b. 3907 b) gleicht. Außerdem steigt die silbe *-des* über die tonhöhe von **gô-*, während sie im gleichen falle sonst tiefer als die vorangehende hebung zu stehen pflegt. Der folgevers verläßt (wie immer bei tonfehlern in der vorhergehenden reihe) seine tonlage, die sich nach dem führton der folgereihe zu bestimmen pflegt. Daneben werden alle silben stark nivelliert, während doch sonst hebung von senkung deutlich geschieden ist. Allerdings läßt sich bei 4123 a die beschriebene wirkung durch eine starke pause hinter **gôdes* ausschalten, während der man sich gewissermaßen wieder auf das richtige stimmverhältnis einstellt. Gegen pause sprechen aber form und inhalt des verses. Durch sie würden die eng zusammengehörigen reihen 4122 b und 4123 a auseinandergerissen, und der sinn ginge verloren.

woldun für *weldun*: der gleichmäßige senkungsanstieg wird durch das tiefere *wol-* unterbrochen, so daß / in ◡ geändert wird.

4124 a **wunnûn* für *wunnun*. Als klangbild ergibt sich folgende curve:



*-*nûn* sinkt stark unter *wun-*, und *mid iro* schließen sich aufwärtsstrebend an bis zum höhepunkt in *wor-*. Dem gegenüber steht das übliche melodieschema, bei dem die senkungssilben von der tonhöhe langsam abwärtsgleiten, indem sich die folgesilbe immer harmonisch an die vorhergehende anschließt.

4158 b **gisprâc* für *gisprac*. Der tonschritt von *wâr* zu **-sprâc* ist nicht verwunderlich. Er findet sich häufig. Auch die aufwärtsbewegung der haupttöne wird nicht geändert. An 58 b ist also nichts auffälliges, das ohne weiteres auf unrichtigkeit des textes schließen ließe. Um so ohrenfälliger sind die wandlungen, die das **gisprâc* in der folgereihe hervorruft. Die dehnung entreißt der leichten scheide am reihenende soviel an zeit, daß man durch das herrschende tempo dazu getrieben wird, die scheide ganz zu beseitigen. Zugleich springt 59 a wieder auf ein tonniveau, das mit seiner umgebung nicht im einklang steht und außerdem nur einen stimmklang zuläßt, der der kopfstimme sehr ähnelt. Das intervall zwischen den hebungssilben wird so groß, wie man es sonst im Heliand nicht antrifft. Markiert man die scheide dennoch, so bleibt die reihe 59 a immerhin auf hoher tonstufe; hinzu tritt, daß die senkungen beharrlich auf dem niveau der hebungen bleiben und nur dynamisch von diesen unterschieden werden. Das verhältnis der hebungstöne in 59 a zur alliterierenden hebung von 59 b wird ebenfalls gestört. Regulär ist es nur möglich, daß der führton des ersten halbverses tiefer liegt als der des zweiten, nicht aber umgekehrt, wie es hier der fall sein würde.

5477 b *sicoran dâdi'*, 78 a *wrêðero werco*: *sicoran dâdi* verlangt .; mit leichter scheide. Setzt man dafür ein **sicôran* ein, so ändert sich der gleichton der silben *si-* und *-co* mit tieferliegendem *-ran* (◡◡× ×) in die nicht übliche tonfolge ◡ × × (**-cô-* höher als *si-*), und auch *dâdi* erhält statt seines im zusammenhang wahrscheinlichen und bei lesung mit der richtigen kürze von *-co-* tatsächlich erscheinenden gesenkten nahtones einen gehobenen ton, mit dem sich statt gesenkter silbe *-di* deren erhebung über das niveau von *dâ-* verbindet. Behält man die leichte scheide, so fällt 78 a wiederum aus dem tonumfang seiner nachbarschaft und legt ebenfalls die senkungssilben höher als die haupttonsilben, wobei die stimme einen unangenehm spitzen klang erhält, ganz abgesehen von dem psychischen unbehagen, das man bei solcher tonabstufung empfindet, weil die sonst übliche atemfülle fehlt. Der tonsprung von *werco* zu *wihtes* (78 b) ist über gebühr groß: sollten doch beide auf musikalisch gleicher, zum mindestens empfindungsmäßig nicht differenzierter tonstufe stehen. Die tempobeschleunigung in 78 a ist nicht bedeutend, aber dennoch nicht zu übersehen und für variationsvers nicht gebräuchlich.

4161 a **hĕd* für *hêd*. Gleicher anlaut der hebungen vor schwerer sinnesscheide verlangt melodische coordination. Am ende der reihe tritt eine gewisse entspannung ein, die sich in der rhythmischen pause fortsetzt, die sie von der folgereihe scheidet. Nicht so bei **hĕd*. Zunächst ändert sich .. in .! und damit verbindet sich entweder eine längere (tote) pause, durch die jeglicher zusammenhang des sinnes mit der nächsten reihe verloren geht, oder es stellt sich (bei weniger bewußtem lesen) ein drang zum vorwärtseilen ein, der das zeitliche ebenmaß erheblich stört. Dazu gesellt sich eine starke niveauverlegung von 61 b nach oben, so daß *hûs*, statt wie üblich mit *hê-* von *hêlag* tongleich zu sein, sich tonisch mit **hĕd* verknüpft. Man könnte meinen, daß der psychische wie melodische auseinanderfall der zwei reihen allein dadurch bedingt wäre, daß dem

A-vers durch kürzung von *hêd* eine zeiteinheit entrissen würde. Wäre dies der fall, müßte ein zusatz dieser zeitspanne an anderer stelle der reihe einen ausgleich herbeiführen. Man lese aus diesem grunde etwa versuchsweise **hêlagôn hĕd*. Ergebnis: zwischen *-la-* und **-gôn* entsteht ein großer tonsprung nach unten, und **hĕd* setzt sich auf gleiche tonstufe mit **-gôn*. Die tempobeschleunigung ist zwar tatsächlich behoben, aber der C-vers tritt in seiner gesamtheit in eine klangspanne, deren kernpunkt (mit *hûs*) weit unter der höhe des *hê-* von *hêlagon* liegt.

Es war außerdem oben (abschnitt 57) gezeigt worden, daß wohl eine gewisse gruppe doppelalliterierender reihen im ersten halbvers eine niveauverschiebung nach unten erleiden kann, daß aber weder die folgende zweite reihe mit ihrem stabträger jemals auf dieser melodischen tiefstufe stehen bleibt, noch etwa die ganze b-reihe im gegensatz zum a-vers sich in einem tiefer liegenden tonumfang bewegt. Nur die richtige länge am richtigen platz kann psychisch, physisch wie tonisch befriedigen.

73. Zusammenfassend seien die erscheinungen nochmals aufgeführt, die sich durch ansatz unrichtiger vocalqualität wie -quantität in hebungs- wie senkungssilben herausstellen, und zwar sowohl in der reihe selbst, wie in ihrer unmittelbaren umgebung:

a) Unmotivierter tonsprung (ungewöhnliche klangdifferenz oder zu große tonentfernung und änderung der tonrichtung),
b) Unterbrechung der sonst üblichen klangreihen (senkungssilben!).
c) Scheidenverwischung.
d) Niveauverschiebung der folgereihe.
e) Nivellierung der tonreihen von hebungs- und senkungsstrecken.
f) Änderung in der atemökonomie.
g) Tempoänderung.
h) Typusverwischung.
i) Verschiebung in der sonantenbildung.

Nach diesen gesichtspunkten soll nun im folgenden die quantität gewisser mindertoniger vocale im Heliand geprüft werden.

74. Dazu bedarf es zunächst noch einiger worte über die vocale, die hier untersucht werden sollen. Der reinen schallform nach sind die mindertonigen vocale 'die vocale der endsilben, der mittelsilben und der nicht accentuierten präfixe und suffixalen wörter' (Gallée, Gramm., 2. aufl., § 110). Auf rhythmische umgestaltungen bezw. tonverschiebungen ist hierbei naturgemäß keine rücksicht genommen. Sie alle zu untersuchen, hätte aber weit über den rahmen meiner arbeit hinausführen müssen.

75. Schon aus gründen allgemeiner art wird man kaum erwarten dürfen, daß das alts. in der erhaltung der quantitäten mindertoniger vocale conservativer geblieben sei, als das ahd. Deshalb sollen hier auch nur solche alts. mindertonvocale betrachtet werden, die im ahd. nachweisbar ihre länge erhalten haben oder bewahrt hätten, falls sie im überlieferten ahd. formenbestand vorkämen. Die übrigen mittelvocale, die auf vorhistorischer länge beruhen, sollen dagegen nur in einzelbeispielen herangezogen werden.

A. Endungsvocale.

a) in alts. ungedeckter stellung.

76. Zunächst wurden endungsvocale in ungedeckter letzter silbe untersucht, die ihren ursprung sicher in urgerm. längen haben, und bei denen die möglichkeit zur erhaltung als längen im alts. durch parallelerscheinungen im ahd. gewährleistet wird. Dabei wurden gleicherweise urgerm. gestoßene wie geschleifte langvocale berücksichtigt, ohne daß indes anspruch auf vollständigkeit erhoben werden soll.

A. a) 1. Femininabstracta auf *-i*.

77. 2175 b *thuo hie mid thero menigi quam'* (B.! I A b). Für den directen eingangsvers ist ansteigende tonlinie (gehobener ausweichton) zu erwarten, wie sie sich mit *menigĭ* ergibt. Die senkungssilbe *-gĭ* ordnet sich zwischen die beiden hebungen, in seiner tonhöhe etwa mit *-ro* von *thero* übereinstimmend. **menigî* legt diese senkung entgegen der gewohnheit unter das tonniveau von *thuo* und zieht damit zugleich *quam* aus seiner tonlage in die tiefe. Die folgende reihe ist bei correcter aussprache von 2175 b durch leichte atempause getrennt, die durch **menigî* zwar nicht beseitigt, aber doch um ihren größeren teil verkürzt wird. Tonisch schließt sich 2176 a an *quam* an, bleibt auch fast bis zum reihenende auf dieser tonstufe, wodurch die melodische dipodie zu monotoner silbenfolge herabsinkt. Auch die dynamische auszeichnung der hebungsstrecken macht eintöniger nivellierung der silbenschwere platz. Willkürliche vergrößerung des atemeinschnittes beseitigt zwar die melodischen hemmungen in reihe 2176 a, unterbricht aber auch zusammenhang und verständnis. So

ergibt sich *menigĭ* als richtig, weil es zu den im Heliand üblichen ton- und atemverhältnissen stimmt.

A. a) 2. Nom. sing. masc. der *n*-stämme.

78. 180 b *Thuo quam fruod gumo* (C.! I A a). Entgegen dem befund in A- und B-versen, wo die silben von wörtern der form ⏑⏑× auf gleicher tonstufe stehen, wird im C-vers die silbe, die der kurzvocaligen offenen hebungssilbe folgt, nicht allein als senkung empfunden, sondern als solche auch melodisch charakterisiert, also tiefer gesprochen als jene (vgl. 168 b. 169 b. 182 b usw.). Diese bedingung würde zwar auch die form **gumô* erfüllen, aber sie hält das verhältnis nicht ein, das beim vorhergehenden beispiel für die gruppen im A-vers betont wurde und das entsprechend auch für C-verse gilt. Regulär müßte der tonunterschied von *gu-* zu **-mô* dem von *fruod* zu *quam* entsprechen. Statt dessen liegt **-mô* wesentlich tiefer und verschiebt auch die folgende reihe auf ein tiefes tonniveau, das wohl abrundenden variationsversen, nicht aber einfacher fortsetzung eines begonnenen gedankens zukommt. Fühlbar ist auch die verlangsamung des redetempos, die **gumô* bewirkt. *gumŏ* ordnet den melodisch-dynamischen zusammenhang.

A. a) 3. Gen. sing. der *u*-declination.

79. 5788 a *suno drohtines* (D.! II B a). Dies wäre der einzige beleg für einen gen. sing. der alten *u*-declination (neben sonst üblichem *sunįes*), aber der gen. steht hier überhaupt nicht sicher. Die leseprobe zeigt, daß vielmehr ein acc. vorliegen muß. Variationsvers ist die reihe auf jeden fall, ob sie *lîchamon* oder *hêrren* erläutert. Die enge psychische bindung mit 5787 b verlangt auch im textzusammenhang stärkeren zusammenschluß und damit trennung vom übrigen, so daß 5788 a durch leichte atempause zu begrenzen wäre. *suno drohtines* als wiederholung des begriffes *lîchamon* hängt innerlich mit der folgenden reihe so eng zusammen, daß eine atempause unangebracht wäre und sinnstörend wirken würde. Der melodische befund (hohe tonlage, die eine bindung der führtöne von 88 a und b nicht zuläßt) spricht gegen die auffassung der form *suno* als gen.

Mangels anderer belege ist die quantitätsfrage für unseren casus nicht zu entscheiden.

A. a) 4. Nom. acc. plur. der *i*-declination.

80. 2060 b *Nû sind thîna gestĭ sada* (B.! I A c). **gestî* ergäbe dieselben lautlichen verhältnisse, wie sie bei **menigî* v. 2175 b besprochen worden sind: zu große tondifferenz zwischen hebung und senkung, änderung des verhältnisses der beiden haupttöne, niveauverschiebung der folgenden reihe, verlangsamung des redetempos und verkürzung der atempause.

1399 a *iuwa dâdĭ bidernid* (A.; II B d). *-*dî* wendet sich mit großem tonschritt von *dâ-*, so daß sich *bi-*, das zweite glied der senkung, in seinem ton nicht anzuschließen vermag, vielmehr höher liegt und zwischen *-*dî* und -*der-* vermittelt. Dies entspricht jedoch nicht der üblichen melodiecurve der senkungen. Legt man aber *bi-* absichtlich tiefer als **dî-*, so rückt -*der-*, das als nahton dem führton von *dâ-* zugeordnet ist, weit über ferntonlage von *dâ-* ab. Damit verbindet sich zerdehnung des halbverses und verwischen seiner dynamischen grundlage.

Kurzes -*ĭ* ist also in beiden fällen anzuerkennen.

Ebenso hat der acc. plur. kurzes -*ĭ* wie etwa 1887 a *thuru iuwa dâdĭ* (A,. II A a) vor allem durch die tondifferenz der führtöne in a und b zeigt.

A. a) 5. Nom. acc. plur. der *ô*-stämme.

81. 2450 b *lêră mînă* (A.! II A a). **lêrâ*: Wie bei den angeführten beispielen mehrfach erwähnt werden mußte, geht auch hier eine senkung *-*râ* zu tief herunter im vergleich zu -*na*. Sie drückt dadurch die ganze zweite gruppe (und auch die folgende reihe) auf tieferes niveau und läßt die üblichen erscheinungen nebenhergehen. Bei verschiedenen leseproben zeigte sich hier außerdem eine andere tongebung, die sich von der ersten nicht principiell, sondern nur der tonrichtung nach unterscheidet: *-*râ* schließt sich, statt unter die tonlage von *lê-* zu sinken, an dieses nach oben an und verschiebt *mîna* nach der höhe, wodurch auch die folgende reihe in eine zu hohe tonzone eintritt, die eine bindung der führtöne nicht mehr ermöglicht. Die abstufung der stärkegrade nimmt in

beiden fällen ab. *lêră* liegt dagegen im zusammenhang der melodie.

673 b *endi im thia gebă druogun'* (C.! I B b). Ein **gebâ* bildet statt des üblichen gleichklanges beider silben in der hebungsstrecke der ersten gruppe des C-verses ein aufsteigendes tonpaar. Die psychische einbuchtung, die im C-vers die gruppen voneinander zu trennen pflegt, wird beseitigt, ebenso die leichte atempause am reihenende. *druogun* entfernt sich weit von seinem führton nach oben und zieht die folgende reihe zu sich hinauf. 674 a ist nur mit schwächerer stimme zu sprechen, wobei die scharfe dynamische scheidung von hebung und senkung und die melodische differenzierung beider verloren gehen.

Ebenso liegen die verhältnisse beim gen. sing. *geba*, wie er etwa in 628 b *endi wesan is gebă mildi* (C.! I B a) vorliegt. **gebâ*, selbst zwei tonstufen angehörend, treibt die nächste reihe in hohe tonlage mit allen bekannten nebenerscheinungen. Dasselbe gilt für die entsprechenden adjectivischen und pronominalen formen, wie etwa in 2182 b *ût at thera burges dore*, wo *thera* in beziehung auf *burges* (wie M liest) für *them* C einzusetzen ist.

A. a) 6. Gen. plur. der starken declination (subst., adj. und pron.).

82. 5071 a *an thena hwarf werŏ* (C.. II A a). **-rô* vergrößert den üblichen tonabstand der hebungs- und senkungssilben, demzufolge es mit dem *-na* von *thena* auf etwa gleicher tonstufe stehen sollte. Dazu tritt tonsenkung der folgenden reihe mit gleichzeitiger zeitdehnung.

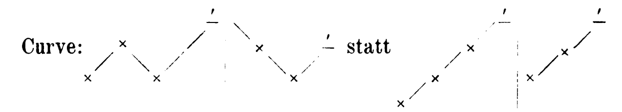
199 a *an liudęŏ lioht* (B.. II A a). Durch **-dęô* wird die gleichtonlage der alliterierenden hebungen in das verhältnis führton + gesenkter ausweichton verwandelt, während sonst die zweite hebung doppelalliterierender B-verse eher zu gehobenem nahton hinneigt. Tritt ferner die verkürzung der rhythmischen spannungspause vor doppelpunkt nicht besonders merklich auf, so zeigt doch die tieflage der reihe 199 b, die tonbindung der alliterierenden hebungen nicht zuläßt, die quantitative unrichtigkeit eines ansatzes **-ô*.

Eine menge ähnlicher belege beweisen dasselbe (z. b. 431 a.



454 a. 573 b. 578 a usw.). Deutlich spricht z. b. 2833 a *mannŏ menigĭ* (A .. II A a) für kürze beider endungsvocale. Das verhältnis von *ma-* zu **-nô* und von *meni-* zu **-gî* stimmt allerdings überein: beide endsilben entfernen sich erheblich von ihrer zugehörigen hebungssilbe (geminate *nn* deutlich sprechen!). Dadurch wandelt sich der gleichton der zweiten hebung in gesenkten ausweichton und die ganze reihe steigt so tief abwärts, daß sie aus dem tonzusammenhang völlig herausfällt.

Die gleichen tatsachen erweist 2662 a *torhterŏ têcnô* (A .. II B c); melodie wie rhythmus lösen sich auf, die reihe nimmt den klang stockender prosa an durch lange endungsvocale; in 359 b *thar irŏ bêđerŏ was'* (B .' I B b) zerstört **irô* die aufsteigende senkungsreihe durch tiefton in **-rô*, tonsprung zu *bê-*. Zu starke senkung des tones durch **-đerô*. Anschluß der zweiten hebung (*was*) an den tiefen vorhergehenden ton. Niveauverschiebung der folgenden reihe.

Curve: 

Die zahl der hierhergehörigen beispiele ist sehr groß. Sie ergeben alle mehr oder weniger gleiche bilder und bestätigen durch tonverschiebung nach oben oder unten bei *ô* die kürze des geschlossenen gen. plur.-*o*.

A. a) 7. 1. und 3. sing. opt. praes.

83. 1487 b *that hie ina fram werpĕ*[1]) (C .! I B a). 1488 a *endi thena liđ lôsịĕ* (C .. II A a). **werpê*: großer tonschritt von *wer-* zu **-pê*, tonniveauverschiebung der folgenden reihe, stärkeausgleich zwischen hebung und senkung, tempoverlangsamung. In verstärktem grade treten die gleichen erscheinungen in 1488 a bezw. 1488 b auf, den ton in außergewöhnliche tiefe drängend.

Entsprechend hat 1489 a *endi ina âno cumĕ* (B .! I B a) statt gleichtoniger silben *cu-me* bei aussprache mit **-mê* tonaufstieg, der auch die folgende reihe auf ein so hohes ton-

[1]) *werpa* M scheint mir nicht der melodie gemäß.

gebiet treibt, daß bindung der benachbarten führtöne nicht mehr stattfindet. Klangschwäche verbindet sich mit der höhe.

A. a) 8. 1. und 3. sing. opt. praet.

84. 1420 b *that ic bithiu an thesa werold quâmĭ*, (C.! I B c). Ein etwaiges falsches **quâmî* ergäbe tonsprung von *quâ-* zu **-mî*, niveauverschiebung der folgenden reihe, verschleppung des vortrages, nivellierung der dynamischen wie melodischen kennzeichen.

Ebenso stört ein **quâmî* die tonreihe der senkungsstrecke in 145 b *êr than quâmi thit wîf te mî*. (B.; I B d), indem **-mî* auf der tonstufe von *quâ-* bleibt, so daß zwischen *quâ-* und *thit* eine lücke entsteht, die nur ein tonsprung überdecken, nicht aber beseitigen kann. *thit* erscheint dadurch dem gehör zu hoch.

2949 a *that hie ina thuo gineridĭ*, (A,. I B c) ergibt mit **neridî* dieselben tatsachen, die bei **quâmî* länge des auslautenden vocals als falsch erkennen ließen, während *neridĭ* glatte tonverbindung mit den folgenden reihen ermöglicht.

A. a) 9. Adjectivadverbia auf *-o*.

85. 3866 a *thero manno sô garŏ* (B.! II A a). *-o* in *therŏ* und *mannŏ* war nach A a) und A b) als kürze erkannt worden. Die silben von **garô* lägen auf getrennten tonstufen übereinander. Wie sich melodische correcturen meist weniger deutlich an ihrem eigentlichen object als an dessen umgebung ausprägen, so ändert auch hier **garô* die allgemeine lage der folgenden reihe wie das specielle verhältnis ihrer hebungstöne (statt zu erwartenden gesenkten tones zeigt sich gehobener nahton).

86. Zusammenfassung. Haben die wenigen ausgeführten beispiele immer ungedeckten alts. endungsvocal als kürze richtig erscheinen lassen, so kann hier verallgemeinernd hinzugefügt werden, daß bei sehr oft wiederholten leseproben nicht ein einziger auslautender vocal ohne consonantentdeckung sich als lang herausgestellt hat, gleichgültig, ob ihm urgerm. gestoßene oder geschleifte, gedeckte oder ungedeckte länge, langvocal in letzter oder vorletzter silbe zugrunde gelegen hat.

Ebensowenig waren an dieser stelle längen zu finden, die etwa durch systemzwang oder analogie sich hätten ergeben können.

b) In alts. gedeckter stellung.

A b) 1. Nom. acc. plur. masc. der *a-*(*ja-*, *wa-*)stämme. Schriftvarianten: *-os*, *-as* (*-a*).

87. 795 a *erlŏs an them alahe*, (A.. II B c). Als variationsvers schließt sich die reihe nach leichter scheide an die vorhergehende reihe an. Mit *-lŏs* senkt sich die stimme nach *er-* und schreitet in dieser bewegung fort bis zur zweiten hebung *ala-*, dessen zwei silben auf gleicher tonhöhe stehen wie *er-*. Den ausklang der reihe bildet *-he* mit anschließender längerer atempause. — Aussprache **-ôs*: Die senkungssilben der ersten gruppe laufen ohne die geringste atemhemmung, die vor der zweiten hebung im A-vers üblich zu sein pflegt, in die zweite gruppe über, wodurch der eindruck der zweiteiligkeit beseitigt wird. Die reihe liest sich wie ein beliebiges prosastück. Dazu tritt die tonverschiebung zwischen *er-* und *ala-*, wodurch letzteres auf gesenkten nahton gedrückt wird. 795 b schließt sich an den tieferen ton von *ala-* an, wodurch nicht nur seine gesamtlage in ein falsches verhältnis zu 795 a rückt, sondern zugleich eine wesentliche verringerung der lautheit bewirkt wird.

Vergleicht man die lesungen *-ŏs* und **-ôs*, so wird man sich zweifellos für *erlŏs* entscheiden, da der vers so mit sonstigen A-versen mit sicheren silbenquantitäten übereinstimmt.

422 b *Thia hirdį̂ŏs forstuodun*, (A.! I A c). Mit *-į̂ŏs* bleibt der charakter als absoluter eingangsvers mit gehobenem ton der zweiten hebung bestehen, während **-į̂ôs* einen allgemeinen tonabstieg hervorruft, der sich bis in die letzte senkungssilbe der reihe (*-un*) fortsetzt und damit ein klangschema erzeugt, in dem die zweite hebung den ton der vorhergehenden senkungssilbe fortsetzt: eine curve, die im correcten A-vers nicht anzutreffen ist. Dazu tritt tonnivellierung in der folgezeile, so daß statt des ansteigenden indirecten einganges *that sia* mit *mah-* auf gleiche tonstufe treten. Man wird sich also auch hier für *-ŏs* (also *hirdį̂ŏs*) zu entscheiden haben, allerdings, wie auch bei *crlŏs*, für geschlossenes *o*.

829 a *thia werôs an them wîhe*, (A.. II B c). *werŏs* verursacht tonanstieg der senkungsreihe, an dem auch *-rŏs* als zweite hebungssilbe selbst teilnimmt, die sonst in wörtern der

form ◡́× mit der haupttonigen kürze in A-versen auf gleicher tonstufe steht. So ergibt sich ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ ⁄

als curve. Das tempo wird unangemessen beschleunigt, wie ein vergleich mit dem vorangehenden vers ohrenfällig lehrt. Mit *werôs* wird dagegen nicht allein das vortragstempo mit dem sonst üblichen und in der umgebung ersichtlichen zeitmaß in einklang gebracht, sondern die senkungssilben treten in das bekannte verhältnis zu den zwei hebungen, und *wî-* tritt mit **werôs* auf gleiche tonhöhe. Durch die verschiedene quantität der haupttonvocale (*ĕ* und *î*) lasse man sich in der tonhöhenbeurteilung nicht täuschen (man murmele zur controlle den text).

563 a *wordspâha werôs* (E.. II B a). Wenn auch die zweite haupthebung im E-vers höher zu liegen pflegt als die erste, so stehen beide bei doppelalliteration (abgesehen von stellung vor semikolon oder punkt) auf gleicher tonstufe. *werŏs* treibt aber die zweite hebung tonal über die erste hinauf. Die rhythmische pause nach doppelpunkt, die als bestandteil zum A-vers zählt, verliert nicht nur die eigentümliche spannung zum folgevers, sondern auch einen teil ihrer zeit. Dadurch geraten die beiden halbverse zueinander in ein zeitliches mißverhältnis, zugleich aber wird das zeitliche gleichmaß im b-vers in drängendes eilen geändert. Damit ist verschiebung auf höheres tonniveau verbunden, das seinerseits schwerenivellierung von hebungs- und senkungssilben bewirkt. Wenn man ferner beachtet, daß die sonst übliche, volle, atemkräftige stimme, die der vortrag des Heliandtextes erfordert, in eine dünne, schwachatmige tonverzerrung umschlägt, wird man die lesung *werŏs* als falsch ansehen dürfen. **werôs* beseitigt dagegen alle beschriebenen besonderheiten und muß deshalb als richtige lösung gelten.

440 b *Helid̄ŏs gisprâcun* (A.! I A a). **-ôs* setzt die übliche tonfolge ◡́ × × × | ⊥́ × um in ◡́ × × × | ⊥́ ×. Damit

zugleich verliert der vers seinen A-charakter und erzeugt,

wenn man ihn ohne besondere beachtung der alliterationsgesetze liest, den eindruck eines A_3-verses. Die wirkung auf den folgevers ist nicht beträchtlich, da die silbe *-*ôs* zwischen den zwei haupthebungen der reihe steht. Durch -*ŏs* gewinnt dagegen die reihe ihre übliche musikalische bauart zurück, wodurch sich -*ŏs* als richtig erweist.

In dieser art sind alle verse, in denen ein subst. masc. der *a-*, *ja-* oder *wa-*declination im nom. acc. plur. auf -*os* auftritt, auf ihre melodieform bei kürze und länge der endungssilbe untersucht worden, und es hat sich ergeben, daß weder länge noch kürze in allen fällen eine befriedigende lesung ergibt. Die quantitätsverteilung ist vielmehr einem bestimmten gesetz[1]) unterworfen:

Erhaltung der länge (-*ôs*) nach phonetisch kurzer haupttonsilbe: *we-rôs*;

Verlust der länge (-*ŏs*) nach phonetisch langer haupttonsilbe und nach mehrsilbigem stamm: *er-lŏs, gisî-đŏs* und *heli-đŏs*.[2])

Material.

a) *dagôs* a (= 1. halbvers) 3981. b (= 2. halbvers) 4084. 4131. — *hobôs* a 3310. b 4539. — *wegôs* b 1771. 1930; *ferr-* a 5517; *ford-* b 4754; *upp-* b 3458. 3595. — *werôs* a 352, 89. 484. 554, 63. 671. 797. 829. 905, 13. 1001. 150. 222, 83. 385. 582, 98. 614, 28, 65, 72. 776. 2130. 336. 414. 607. 827. 916. 3118. 417, 28, 48. 633. 746. 4168. 389. 447, 60, 67. 5024. 132. 496. 512. 762, 66. b 541. 658. 2244. 445. 640, 63. 3853. 4102; *liud-* a 3053.

b) *bergos* a 5528. — *birilos* b 2868. — *diublos* a 2279. — *driegerios* a 3818. — *druhtingos* a 2061. — *duomos* a 3316. 5255; *heri-* a 1102. — *ederos* a 4943. — *engilos* a 4301, 71, 82. 5842. b 2598. 3350. 5845. — *erlos* a 694. 795. 1515. 638. 856. 2297. 849. 3043. 464. 992. 4003. 819. 943. 5173. 296. 958, 71, 87. b 181. 441. 632, 83. 756. 903, 18. 1416. 636. 785. 2722, 93. 910. 3086. 447. 4522. 5208, 62. 799. — *êđos* b 1518; *mên-* a 1504. *fađmos* a 3527. 4918. b 5118. — *felisos* a 5664. b 3731. — *feteros* b 3796. *fiscos* a 1160. 2852. b 2845. — *folmos* a 4985. — *fuglos* b 2403. — *gardos* a 577. 4020. 496. 538. — *gadulingos* a 1266. 5214. b 3171. — *gêstos* a 1039. 865. 3075. 833. — *grurios* b 112. — *hagastoldos* a 2548. — *heliđos* a 346.

---

[1]) Das gleiche gesetz bildet mehrfach die grundlage für die erhaltung der ursprünglichen quantität.

[2]) Ob dehnung des endsilbenvocals unter dem einfluß des rhythmus etwa in schwellversen eingetreten ist, wurde nicht untersucht. Im normalvers kommen rhythmische dehnungen oder kürzungen jedenfalls nicht vor (vgl. *wilspel mikil* A_2k).

722. 1112. 409. 652. 744, 78. 2121. 493. 3007. 526. 4144. 438, 74. 5507. 947. b 440. 917. 1351, 86. 580. 2142. 266. 742. 5260. — *hirdios* b 422. — *hlôtos* b 5547. — *hwarbos* b 4136. — *hwelpos* b 3020. — *hundos* b 3017. — *mâgos* a 2205. b 1455. — *mêdmos* a 1198. 845. 3286. 4579. b 1470. 3761. — *muniterios* b 3737. — *naglos* b 200. — *ordos* a 3697. — *inwidrâdos* b 1755. — *rincos* a 1273. 2668. 4142. 5062. b 728. 2721. 5545. 779; *heri-* a 2115. — *gisîdos* a 733. 1204, 80. 3105. 958. 4676. 797. 932. 5019. 803, 39, 67. 912. b 952. 1361, 89. 2311, 88. 413. 799. 820. 983. 3798. 4555. 667. 807. 5501. 884. 979; *wrac-* a 3602. — *scalcos ehu-* a 388; *hildi-* b 68. — *scattos* a 3205, 14, 18. 767. 820. b 4592; *fehu-* a 1546. 648. 854. — *stênos* b 3730. 5663. — *strômos* a 2255. 963. — *swefnos* a 688. — *thegnos* a 1239. 2549, 54, 75. 4523. b 543. 1111. 4735. 5305. — *thiobos* a 3745; *regin-* b 1644. — *thornos* a 2412. — *wallos* b 3699. — *wardos* a 5777. 874. b 392. 415. 1088. 5800, 02; *erbi-* a 580; *heban-* a 2599; *scap-* a 2033. — *wêgos* a 1809. — *werdos* a 2020. — *wîgandos* a 5271. 543. — *wulbos* b 1874.

A. b) 2. Gen. plur. der *ô*- und *n*-stämme.

88. 572 a *sprâcŏno sô spâhi*, (A.. II A a). Eine aussprache **-ôno* läßt zweifache rhythmisierung zu:

a) als A-vers. Mit **-ôno* tritt statt des tonfalles ein tonanstieg ein, der sich bis ans reihenende fortsetzt, wo sich an stelle der inneren sammlung, die vor einem doppelpunkt auf die folgereihe hinweist und die gedanken concentriert, das gefühl psychischer unruhe einfindet. Will man eine tote pause zwischen a und b vermeiden, weil sie sonst vor oder nach doppelpunkt nicht zu stehen pflegt, und weil sie den syntaktischen zusammenhang der beiden reihen trennen müßte (indem durch sie 572 b in die kategorie directer eingänge gedrängt würde), so schließt sich 572 b unmittelbar an die a-reihe an und verliert seinen charakter als 'indirecter' eingangsvers, erhält vielmehr das gepräge einer in parenthese eingefügten nebenbemerkung, die keiner erheblichen tempobeschleunigung unterliegt. Sinn wie sprachlich-musikalische wirkung der stelle ist damit vernichtet.

b) als E-vers. Verschiebung des auszählschemas ist häufig die folge verschiedener schwere- wie quantitätslagerung und ohne weiteres begreiflich, da ja im Heliand die rhythmik sich zum teil so frei bewegt, daß A- und E-verse unter umständen tatsächlich nur durch den klang im zusammenhang der stelle zu unterscheiden sind (innere senkung und ausgang mit unbetonter silbe auch in E). Abgesehen von der niveau-

verschiebung zwischen *sprâ-* und *spâ-*, die in der abteilung II A a (mit doppelalliteration) als E-vers gleichtonig sein müßten, tritt eine tempoverschleppung ein, die unzureichende atemverteilung zur folge hat. Zugleich beachte man die änderung der klangfarbe der vocale und consonanten, die sich bei jedem leser bei dieser quantitätsverteilung einstellt, die sich aber nicht überall nach gleicher richtung vollzieht und daher hier nicht näher beschrieben werden mag. Es sei nur angedeutet, daß die vocale sich meist übermäßig ihrer extremen stellung zuwenden, während die stimmhaften consonanten (bes. *l*) ihre klangfülle einbüßen. Dieser wechsel vollzieht sich auch in der folgereihe. Durch die zerdehnung der zeiteinheiten, die den reihen innewohnen, scheidet er sich von seiner umgebung; reguläre E-verse fügen sich jedoch sonst wohl in die zeitliche abstufung (vgl. 575 a), wenn sich auch hin und wieder eine neigung zum feierlichen nicht verkennen läßt.

Die intonation der reihe bleibt dagegen unbeanstandet bei *-ŏno*, so daß kürze des *-ŏ-* als richtig erkannt werden muß.

1187 b *was im is helpŏno tharf* (B.! I B a). Außerhalb des zusammenhanges ließe sich die reihe mit **-ôno* wohl als E-vers rhythmisieren. Versucht man dies indes im textzusammenhang, so steht dem entgegen, daß eine solche häufung von E-versen (1186 b. 1187 a E) sich sonst im Heliand kaum findet, und ferner zeigt sich, daß die silben *was im is* tatsächlich nicht auftakt sind, sondern als eingangssenkung mit *hel-* zusammen die erste gruppe eines B-verses bilden. Kennt man auch im alts. nicht ausschließlich die strenge bauart der aengl. verse, die in der senkung zwischen den hebungen im B-vers nur leichte nebentöne gestattet, so ist immerhin eine ausgesprochene vocallänge an dieser stelle auch im alts. unwahrscheinlich. Ihr einsatz ergibt die gleichen unstimmigkeiten, die bereits beim vorhergehenden beispiel näher beschrieben sind.

5639 b *werod Judęŏno* (D.! I A a). Daß nicht unterdrückung der länge infolge stellung in der senkungsstrecke vorliegt, mag 5639 b beweisen. Hier ruht auf dem *o* der pänultima die nebenhebung des D-schemas. Aber auch hier steigt **-ôno* über die höhe von *Juđ-* hinauf und prägt dem folgevers eine tiefe tonreihe auf, die an sich wohl möglich

wäre (vgl. nr. 57). Hier ist indessen die vorbedingung dieser tieflage nicht vorhanden. Während außerdem bei jener verskategorie innerhalb der reihe die tonbewegung bestehen bleibt, hört hier jede musikalische abstufung auf. Die stimme geht in eine art flüsterton über. Dagegen schließt sich 5640 a mit *-ŏno* als echter D-vers leichtfließend an, ohne daß sich in ihm oder in 5639 b eine verschiebung der tonverhältnisse gegenüber sonst üblichem bemerkbar machte.

2422 a *gumôno gêsto*, (A .. II A c). Die zwei silben der aufgelösten hebung von der form ◡́× stehen (außer in der zweiten gruppe von C-versen) auf gleicher tonstufe (vgl. 2427a *witun*, 2428 b *firinon*). Das *gumono* unserer stelle läßt diese erscheinung zunächst nicht zu: *-mo-* liegt höher als *gu-*, *-no* liegt ebenfalls höher als *-mo*, auch *gêsto* schließt sich der tonsteigung an. Dazu tritt tempobeschleunigung, zu der bei so gleichmäßigem bau der gruppen, wie ihn 2422 a aufweist, jeder anlaß fehlt. Denn wenn auch zwischen den beiden gruppen der normalen A-verse nicht völlige zeitgleiche herrscht, so findet doch allenthalben das bestreben ausdruck, die teile dem empfinden gleich erscheinen zu lassen, so daß tempobeschleunigung in einer gruppe bei ihr auch stärkere sprachliche füllung voraussetzte. Der leichteren zweiten gruppe pflegt dann eine ergänzende pause unentbehrlich zu sein (vgl. 2436 a). *-*ôno* aber erzeugt an unserer stelle die für A-verse mit doppelalliteration übliche melodiecurve.

Zum vergleich betrachte man 4562 a *gômŏno niotan*, (A .. II A c). Hier würde **gômôno* entweder rhythmisierung nach E erfordern (dazu fehlt natürlich die dreiteilige grundlage und damit der anhalt für die atemverteilung, woraus sich der außerordentlich schleppende gang des verses erklärt, der wieder überstürzung der scheide und dadurch psychische bindung mit der nachbarreihe hervorruft, die mit dem satzinhalt nicht vereinbar ist), oder nach A: dann fällt die scheide, die, wenn auch noch so leicht, im A-vers doch immer gruppe von gruppe trennt. Die glieder der ersten gruppe sind ferner melodisch nicht voneinander geschieden. Die entspannung, die vor schwerer sinnesscheide einzutreten pflegt, macht einer toten pause platz, oder der impuls treibt zum nächsten halbvers, diesen mit sehr tiefer stimme intonierend.

Im rahmen der umgebung und im einklang mit der üblichen melodie des A-verses bleibt also nur *gômŏno.*

1543 a *thero gebôno te gelde*, (A.. II A c). Abgesehen von der lautlichen füllung liegen hier dieselben verhältnisse vor wie bei 2422 a, und dementsprechend erleidet auch das klangbild bei der aussprache *-ŏno* ein deutliches verwischen der schweren sinnesscheide. Daher ist **-ôno* erforderlich.

924 a *wîsaro wârsagono?* (D.. (II A d). *-uno* in M beweist nichts für kürze und nichts für länge im originaltext, wie sich ja auch gerade die mit großer consequenz in M durchgeführte pronominale dativendung *-mu* aus textkritischen wie aus melodischen gründen als unursprünglich erwiesen hat.

-ŏno bewirkt wiederum neben tempobeschleunigung der nebenhebung und senkung erhebung des tones von *-sa-go-* über *wâr-*, während sich regulärerweise vor fragezeichen nur die letzte silbe der reihe über das niveau der vorhergehenden silbe setzt. **-ôno* beseitigt diese klangsonderheit.

Material.

a) *banôno* b 4611. — *frumôno* a 1100, 59. b 1094. 546. 4802. — *gebôno* a 1543. — *gramôno* a 3359. b 2459. 3455. 5310. — *gumôno* a 355. 555. 957. 1019, 39. 149. 252. 418. 587. 696. 963. 2320. 422, 90. 703, 69. 3014, 75. 191. 229. 833, 84. 4434. 732. b 908. 1010, 20, 72. 261, 66, 99. 561. 747, 69. 2052, 65. 431, 51. 644. 847, 58, 70. 3224, 64. 635, 84. 708. 805. 4256. 5021. 341. 487. 566; *fridu-* a 619; *thiod-* a 972. — *heritogôno* a 2735. — *namôno* a 353. — *sagôno: fora-* b 928. 1422; *wâr-* a 631. 924. 3049. 399. 4935. — *sacôno* a 1568. 617. 2617. 5037. — *scađôno: mên-* a 5491; *wam-* b 5427. — *twehôno* b 2904. — *welôno* a 871. 1677. 2113. 488. 3143. 293. 377. 773, 75. 4440. b 1023. 2879. 3328.

b) *aldrono* a 5197. — *brôsmono* a 3021. — *buotono* b 2298. 3549. — *erdono* a 758. — *gêdiono: meti-* a 4331. — *gômono* a 4562. — *helpono* a 3574. b 1187. 566, 73. 849. 2098. 174. 3002. 370, 88. 743. — *iungrono* b 4505. 5956. — *Judęono* a 71. 2687. 733. 3783. 955. 4170. 203. 459, 65, 80. 826. 5057. 107. 232, 59. 345, 58. 525. 719, 65. 874. b 61. 628, 40. 766, 91. 1227. 2138. 703, 28. 805. 982. 3035, 42. 165, 76, 83. 521. 685. 734. 833, 58, 84, 96. 4094. 126, 52. 214, 39. 476. 552, 62, 77. 837, 50. 913, 25. 5127, 36, 54, 76, 80. 245. 326, 68, 79. 404, 09, 13, 70, 81. 533, 60. 639, 77, 89. 749, 61. 876. 968. — *lêrono* b 2491. 4245. — *menniscono* b 2635, 78. 3606, 30. — *seolono* b 2083. 4659. — *sorgono* a 2917. 5966. — *sprâcono* a 572. 1992. 2466. 719. b 613. — *sterbono: man-* a 4326. — *sundęono* a 734. 892. 1568. 617. 720. 4209. 5037. 440, 77. 511, 95. b 1014. 575. 717. 2319. 3744. 5352. — *tionono* a 2489. 5291. — *treuwono* b 4689. — *willjono* b 4015. — [illegible] b 2356.

A. b) 3. Das *-un* der fem. *n*-stämme.

89. Der in nr. 76 aufgestellten regel zufolge wurden die hierhergehörigen kurzstämmigen substantive von allen übrigen geschieden. In betracht kamen für erstere die verse:

2709 a *thie cuning te quenu*(*n*); C (B.; II A d)
the cuning te quenun; M.

Möglicherweise 5027 a *thuru thero thiuun uuord'* C (B.! II A b)
thurh thera thi uuord' M.

frumun, -on: 52 a *firio barnon ti frumun* C (E.. II B a).
5029 a *firio barnon te frumun*. C (E.; II B d)
firiho barnum te frumu. M,
3001 a C *ti froman*, M *te frumu*, (E.. II B c),
1018 b C *te frumi*, M *te frumun* (C.! I A a).

Nach der lautmelodischen prüfung beansprucht keins der beispiele länge des endsilbenvocals.

2709 a **quenûn*: **-ûn* bleibt nicht mit *que-* auf gleicher tonstufe, erzeugt vielmehr zwischen sich und *que-* einen tonsprung nach unten, wie er vor punkt sonst selbst in A-versen nicht zu finden ist. Zugleich erhält das *-û-* eine außergewöhnlich dumpfe färbung. Allerdings läßt sich die schwierigkeit der beurteilung eines solchen falles nicht verhehlen, weil hier nur ein beispiel vorliegt und bei ihm die wirkung der quantität nur am object selbst, nicht aber an seiner umgebung beobachtet werden kann, da **-nûn* die letzte silbe vor dem sinnesabschluß ist. Zwar beeinflußt schon die absicht, **quenûn* zu lesen, die melodie der vorhergehenden elemente, aber doch nur in so bescheidenem maße, daß es beim rhythmuswechsel der reihen der aufmerksamkeit entgeht. Neben dem gefühl für richtige melodie, das sich durch häufiges lesen festigt, kann hier nur der vergleich mit anderen, gleichgebauten versen aufschluß geben, z. b. mit 422 a *thuru hluttran hugi*. Man lese **hugî* und wird an der gleichheit der tonbildung mit **quenûn* die falschheit der quantität des letzteren begreifen.

Für 5027 a kann *thiwun*, **thiwûn* wie *thiuwun* die sprachlich richtige form darstellen. Die schreibung *thiuun* des Cottonianus beweist nichts für eine aussprache *thiwun*, wie ja überhaupt auf die schreibweise der beiden texte kein besonders großer wert zu legen ist. Ausgänge der form ⏑́⏑ × –̀ stehen überdies nur dem A-typus mit nebenhebung in der zweiten

gruppe zu (von Sievers A_2b benannt), wobei die nebenhebung teil von einem compositum ist. 5027 a wäre demnach so zu rhythmisieren, daß *thuru* die erste hebung trüge. Dadurch erhielte aber *thiwun word* die bedeutung eines zusammengesetzten wortes. Zu diesen technischen unmöglichkeiten kommt eine stolpernde, gezwungene tonreihe, die alle abstufungen vermissen läßt, ob man nun *-un* oder **-ûn* liest. Atemklemmung, kopftonklang, scheidenverwischung, wandlung der tonfolge in der senkungsstrecke: alles tritt hier als zeichen unrichtiger betonung auf. Dem tritt *thiuwun* gegenüber mit freier atem- und tonbewegung, im melodischen einklang mit der reihenumgebung.

Zu *frumun*: Am deutlichsten zeigt 3001 a, daß weder *frumŭn* noch *frumûn*, sondern das häufige *frumŭ* zu lesen ist. E mit doppelalliteration vor komma zeigt gleichton der hebungen, wobei der zweite teil eines wortes der form ◡◡× auf der tonstufe des ersten teiles steht. *froman* liegt höher als *folc. frumun* hat in der zweiten silbe höheren ton als in *fru-*, wodurch auch 3001 b in die höhe gedrückt wird. **frumûn* nimmt zuviel atemkraft für sich in anspruch, so daß sich 3001 b nur mit schwacher stimme auf tiefem niveau sprechen läßt, während *frumŭ* gleichton mit *folc* wie mit *ferh* (01 b) herstellt und weder atem- noch tonhöhenstörungen verursacht.

frumŭn in 52 a treibt 52 b zu hoch; **frumûn* tut dasselbe mit tempobeschleunigung und erschwerung der atmung.

frumŭ gibt auch hier die richtige lesart, obwohl hier wie 5029 a in C *-on* bezw. *-un* überliefert ist, das sich indes aus anlehnung an *helpun* (51 b) oder *barnon* (52 a. 5029 a) leicht erklären läßt. Übrigens steht *frumu* 5029 a in M.

5029 a ist weniger deutlich, da ausfall eines *n* in der folge *-mun* am reihenende an sich schwierigkeit in der auffassung bietet, die sich vor punkt vergrößert. Klar ist jedenfalls, daß **-ûn* keine einwandfreie lesung ergibt und somit zu verwerfen ist.

1906 b *thoh sia thero seolun ni mugun* (B.' I B a).

**seolûn*: Die tonbewegung beginnt mit **-lûn* einen absteigenden ast, der sich über *ni* zu *mugun* fortsetzt und infolge des fortsetzungstones der reihe auch auf die reihe 1907 a übergreift. Der schluß des satzes in 07 a fällt dadurch tief unter

das tonniveau, das er nach maßgabe des führtons (*wal-*) in 07 b innehaben sollte. Zudem erhält das reihenpaar 06 b bis 07 a ausgesprochenen staccato-charakter, der, verbunden mit schwacher stimmentfaltung, keine poetische wirkung aufkommen läßt, vielmehr den eindruck einer prosastelle erzeugt.

scolŭn gestattet dagegen freie stimme, sachgemäße betonung und sinnvolle auffassung des zusammenhanges.

Mit diesem beispiel stimmen alle belege für *-un* bei den fem. der *n*-declination überein, soweit sie langen oder zweisilbigen stamm haben.

A. b) 4. Der dat.-plur. der *ô*-stämme.

90. Die wortform ◡́◡× ist vertreten durch *gebon* 669 a. (1561 a schwellvers). 4434 b, *-karon* 4014 b, *sacon* 1045 a; die form ◡́◡× × weisen auf *idison* (5812 a schwellvers), *-(i)on* 5845 a *luginon* 1037 a. 5079 a, *fratohon* 380 a. 1738 a. 3331 a. 3763 a. 4543 a.

4434 b *geƀon*: *geƀŏn* erhält aufsteigende tonlinie, so daß *égun*, nicht für die einzelreihe an sich, wohl aber für den zusammenhang mit der folgereihe zu hoch geht. Durch verwischung der leichten scheide nach 34 b tritt 35 a auf ein niveau, das weder für satzschluß noch für die bindung mit dem stabträger der folgereihe geeignet ist. Verstärkt man probeweise die stimme, so erhält 35 b deutlich den charakter eines ausrufs und steht außerhalb des melodischen zusammenhanges. **geƀôn* verleiht der stelle ausdruck, melodische harmonie und bequeme atemverteilung, gleichklang von *ge-* und **-ƀôn* und zu *wald* stimmende tonlage der stabträger in 35 a.

4014 b *an muodkarôn* (C.! II A a). C-verse mit ausgang ◡́ × legen die senkungssilbe (im gegensatz zu der gewohnheit in erster hebung) tiefer als die hebungssilbe, vgl. 4007 b *faran*, 4008 b *schan*, 3950 b *sprikis*: *karŏn* aber erhebt das *-ron* über *ka-* und steht damit im widerspruch zu dem sonst üblichen.

Dazu tritt verschiebung der tonverhältnisse in 4015 a (/ /). **muodkarôn* ist also auch hier der melodisch richtige quantitätsansatz.

5079 a *thia liudi mid luginŏn*, (A.. II B c). *-ôn*: Die vocallänge bewirkt zwischen sich und *lugi-* einen toncontrast,



der nicht im einklang steht mit den tonschritten von *liu-* zu *-di* und *mid.* Die stärker gefüllte senkungsstrecke pflegt im A-vers ein größeres intervall zu durchlaufen, als die schwach gefüllte der gleichen reihe, nicht aber umgekehrt, wie hier. Falscher tonunterschied zwischen erster und zweiter halbzeile tritt auch hier zutage, zu ihm gesellt sich atembeschwerung und verzerrung der lautqualitäten: *luginŏn* aber schafft die ordnungsgemäße klangreihe.

3332 b *endi im at is gômŏn sat* (B.! I B a). Man spreche

sat.

môn

**gômôn*: die tonreihe steigt dann bis zum reihenende: *gô-*

Der gedehnten reihe 32 b folgt (im anschlußton) 33 a mit stark contrastierender schnelligkeit, zu der im text keine nötigung vorliegt, die vielmehr in dem stark erhöhten zeitanspruch von 32 b ihren grund hat. 33 a schnellt auf hohe tonstufe. Das *a* von *dago* wird heller als üblich, das *l* von *gihwilikes* wird mit kleinerem resonanzraum und gleichzeitiger abschwächung der lippenrundung zu einem zu hellen (postdentalen) laut. Es ist auch hier *gômŏn* zu lesen. *-mŏn* steht dann zu *sat* im gleichen verhältnis wie *is* zu *gô-*. Die atemverteilung ist der schwierigkeit in 32 b entbunden, und das tempo von 33 a steht im einklang mit den benachbarten reihen.

gômŏn kann als beispiel für den dat. plur. aller langstämmigen *ô-* usw.-stämme dienen.

Die endung des dat. plur. der *ô*-declination hat also die länge des *ô* bewahrt nach kurzem einsilbigen stamm, sie aufgegeben in allen übrigen fällen.

Material:

a) *gebôn* a 669. b 4434. — *karôn: muod-* b 4014. — *sacôn* a 1045.
b) *fratohon* a 380. 1738. 3331. 763. 4543. 5845. — *luginon* a. 1037. 5079.

A. b) 5. Der dat. plur. der *n*-stämme.

91. a) **Masculina mit kurzer offener stammsilbe:** *banon* 5306 b, *hand-* 5199 b, *bodon* 346 b. 915 a, *-dagon* 1240 a, *-hamon* 1669 a. 5798 a, *gramon* 3603 b, *gumon* 1287 a. 2171 a. 3132 a. 4002 a. 4295 b. 4670 b, *-sacon* 4421 b. 4443 a, *scađon* 1871 b. 3033 a. 5143 a; dazu ◡́ × ×: *abaron* 65 a. 491 a. 2126 b. 2221 a. 3006 b, *egison* 2216 b. 5845 a.

2171 a *godes willgon gumŏn*, (E.. II A c). **-môn* steigt über *gu-*, anstatt mit ihm auf gleicher tonstufe zu stehen. Der hörbarste einfluß auf die folgereihe läßt sich beheben durch einfügung einer toten pause nach **gumôn*. Wird aber dadurch einerseits keine tonsenkung und keine entspannung in 71 a hervorgerufen (vor sinnesabschluß!), so wird andererseits der indirecte eingangsvers 71 b in die gruppe der absoluten eingänge gedrängt, wogegen sich die tonbindung der führtöne wie die eingangssenkung der reihe sträuben. Wendet man trotzdem in 71 b die contrastreichere intonation des directen eingangs an, so werden seine hebungssilben nach oben verschoben, was niveauerhöhung in 72 a zur folge hat. Ohne tote pause geht auch die rhythmische verloren, dadurch nimmt der folgevers den klang der kopfstimme an, weil ihm ausreichender atem nicht zur verfügung steht. *gumŏn* schafft dagegen wieder den ausgleich in ton, stimme, wie schwereabstufung.

In 4421 b *godes antsacŏn'* (D.! II A b) ruf **-côn* ähnliche verhältnisse hervor wie **-môn* in 2171 a, die durch *-sacŏn* ins richtige geleis gebracht werden.

2216 b *egisŏn bifangan*, (A.; II A c). **-sôn* steht über *egi-* und reißt auch *bi-* mit auf hohe tonstufe. *fangan* intoniert indes nach unten, wodurch ein melodiebruch entsteht: ⏑́ × × × | –́ ×, den nur ein großer tonsprung überbrücken kann. *-ŏn* stellt die für A-typus übliche und hier durch 76 a (führton und gehobener nahton) geforderte curve her: ⏑́ × × × ¦ –́ ×, wodurch *-sŏn* als richtige lesung geboten wird.

2044 b *endi thuo te them skenkiŏn sprak*, (B.! I B c). Durch **-iôn* bewegt sich die reihe von *endi* bis *sprak* auf ansteigender melodiebahn. Die schon mehrfach besprochene wirkung auf die folgende reihe (höheres niveau, atemklemmen usw.) bezw. unmotivierte schnittvertiefung (tote pause) tritt auch hier zutage. Da *-iŏn* die sonst als richtig erkannten tonverhältnisse wahrt, wird es hier und nach ausweis der melodie auch in allen übrigen dat. plur. masc. von *n*-stämme als 'richtig' festgestellt.

b) Neutra. Von neutris kommen im dat. plur. nur die beiden langstämmigen *ôron* und *ôgon* im text vor (*ôgon* 1564 a.

1969 a. 1977 b. 3281 a. 4091 a. 4130 a, *ôgun* 476 b, *ôron* 2467 b. 2609 a, in M überall *-un*).

1969 a *for godes ôgŏn* (C.! II A a). **ôgôn*: *-*gôn* sollte als ausgang eines C-verses um eine tonstufe tiefer stehen als *ô-*. Im gegensatz dazu liegt es höher als *ê-*. Durch keinerlei scheide gehemmt, strahlt es seine tonbewegung auf die folgende reihe aus, die dadurch ebenfalls ihr niveau verläßt, *geld* sollte, mit *godes* durch stabreim verbunden, mit diesem auf gleicher tonstufe stehen. Statt dessen hat es denselben ton wie *ô-*, dem sich *ant-* anschließt und sich auch *fâ-* nicht entziehen kann. Erst mit *-han* stellen sich tiefere töne ein. Wie von einem strudel werden durch die beschwerung des *-*ôn* die folgenden silben mit fortgerissen, bis sie sich allmählich wieder in ruhiger stimmung bescheiden oder durch hemmungen zurückgebracht werden.

Diese wirbel vermeiden einwandfreie stellen des textes, und da *-ŏn* auch das gleichmaß der tonbewegung

(69 a × ´⌣ × | ´– × ‖ b ´– × | ´– ×)

nicht stört, ist längenansatz für das *o* zu verwerfen.

Dem etwaigen einwand, daß nur der versausgang kürze des mindertonigen vocales bedingen könne, möge v. 1977 b entgegentreten, wo die gleichen worte in anderer gruppierung (als B-vers) auftreten.

1977 b *for ôgŏn godes'* (B.! II A b). 1977 b bildet mit 77 a nicht nur metrisch, sondern auch syntaktisch eine einheit, die durch leichte scheide abgeschlossen wird, *-*gôn* zieht mehr zeit auf sich, als ihm in der zweiten gruppe des B-verses zukommt. Es stört den rhythmischen wie melodischen zusammenhang und erweist sich dadurch als falsch.

c) Feminina. Dat. plur. kurzstämmiger fem. der *n*-declination finden sich nicht im Heliandtext, wenn man nicht *frumun* dafür anzieht, das nach nr. 89 nicht zur melodie stimmt. Auch langstämmige sind nur spärlich vertreten. Als beispiele diene 4752 a.

4752 a *wallan fan wundŏn*: (A.. II A a). Da doppelpunkt ein längeres fortspannen der aufmerksamkeit bewirkt, fällt eine dehnung der silbe *-*ôn* (**wundôn*) in diese zeit hinein

und bleibt daher ohne besonderen einfluß auf die folgereihe. Immerhin wäre die verkürzung der ruhepause bemerkenswert. Für die reihe 52a bleibt tonerhöhung von *-*dôn* gegen *wun*-, wie sie höchstens vor fragezeichen oder signalton, nicht aber vor doppelton üblich ist.

Auch die annähernde zeitgleichheit von erster und zweiter gruppe im A-vers wird durch *-*ôn* sehr verschoben, dagegen gewahrt durch *wundŏn*, mit dem auch die übrigen merkmale des A-typus vor doppelpunkt erhalten bleiben, so daß *ŏ* als der richtige endungsvocal zu betrachten ist.

Im dat. plur. der *n*-flexion findet sich kein langer endungsvocal mehr, bei den kurzstämmigen fem. muß eine festsetzung mangels materials unterbleiben.

Material:

abaron a 65. 491. 2221. b 2126. 3000. — *banon* b 5306; *hand*- b 5199. — *bodon* a 915. b 346. — *êndagon* a 1240. — *egison* a 5845. b 2216. — *gramon* b 3603. — *gumon* a 1287. 2171. 3132. 4002. b 4295. 670. — *hamon: feder*- a 1669. 5798. — *sacon: and*- b 4421; *widar*- a 4443. — *scadon: wam*- a 3033. 5143. b 1871.

Anhang zu A. b) 5: Dat. plur. der adj. und mehrsilbigen pronomina.

92. Eine dem got. *blindaim* entsprechende form ist im dat. plur. der starken adjectiva und mehrsilbigen pronomina im alts. nicht erhalten; die casusendung dieser kategorie gleicht vielmehr derjenigen der subst. und sw. adj. Aus diesem grunde sind die dat. plur.-formen der adj. und mehrsilbigen pron. untersucht und, soweit sie wörter mit einsilbigem, offenem, kurzvocalischem stamm angehören, hier zur ergänzung der subst. herangezogen worden (schwach flectierte formen dieser wörtergruppe fehlen im Heliand).

Es ergab sich kürze des endungsvocales in allen beispielen jeden geschlechts, wobei es unentschieden bleibt, ob die vocallänge durch ausgleich verlorengegangen ist oder nie bestanden hat.

Beispiele: (fem.) 1815 b *sô thesŏn mînon ni wili* (B.; I B a). Hier liegt zwar **thesôn* : *-*ôn* in der ansteigenden tonlinie des B-einganges, der tonsprung von *the*- zu *-*sôn* ist indes größer als üblich. Auffälliger ist die wirkung auf *mînon*, das in

eine höhe steigt, die tonbindung mit dem stabträger der vorangehenden reihe ausschließt. Die oft bemerkte atemklemmung und der stärkeausgleich zwischen hebung und senkung, die sich meist in der folgereihe einstellen, wirken hier bereits in 1815 b. Daß sich auch **minôn* als falsch erweist, zeigt eine leseprobe.

(masc.) 3788 a *sumon wârun eft sô lêđa* (A_3;. I A a). Auch hier liegt **sumôn* nicht außerhalb der üblichen tonrichtung, es trägt aber die gleichen merkmale wie **thesôn* im vorigen beispiel und löst auch auf seine umgebung die gleiche wirkung aus, die sich hier auch dem folgevers noch mitteilt. *sumŏn* steht im einklang mit den sonstigen tonverhältnissen im A_3-vers.

Material:

quicon a 4307. b 4291. — *theson* a 824. 1286. 696. 735, 69. 2754. 838. 3727. 952. 4096. 339, 44, 51. 477. 610. 700. b 894. 1066. 332. 427. 667. 815. 2756. 830. 3083. 4513. 644. 5028, 89. 317, 23. 638. — *sumon* a 496. 3788.

A. b) 6. 2. sing. und 1./3. plur. opt. praet. (ohne die *-on*-verba).

93. Die alte quantität des *i* hat sich auch hier in gewissen fällen erhalten, während sie in anderen verlorengegangen ist, und zwar ordnet sich diese erscheinung wieder nach dem bau des stammes: *-în* (*-îs*) nach kurzvocalischem, offenem, einsilbigem stamm, *-ĭn* (*-ĭs*) in allen anderen fällen.

1881 a *that in thiu man ni mugîn* (B.. I B a). *mu-* und *-gin* müssen nach früheren angaben auf gleicher tonstufe liegen. Dies wird durch *-în* erreicht, nicht aber durch *-ĭn*, das vielmehr auf eine tonstufe steigt, die über der von *mu-* liegt. Die tonbindung zwischen *man* und *muod* der folgenden reihe geht ebenfalls verloren, weil das zu hohe *-gĭn* auch die reihe 1881 b auf zu hohes niveau drückt. Neben dem stärkeausgleich in *muod-githâhti* fällt die tempobeschleunigung auf, die weder durch inhalt und stimmung, noch durch die form des verses erklärlich ist. Eher wäre nach der starkgefüllten ersten gruppe verlangsamung des vortrages zu erwarten. Auch sie unterbleibt bei *-în*.

Entsprechend sind die verhältnisse in 2884 a.

2884 a *gicurîn ina te cuninge* (A.. II B a), wo *-ĭn* ebenfalls der reihe ein tempo verleihen würde, dessen schnelligkeit

weder von vorhergehenden, noch folgenden reihen geteilt wird. Vertiefung des psychischen bruches am gruppenende kann die rasche abfolge der silben nicht beseitigen und stört den zusammenhang. Dazu ist die dynamische beschwerung der senkungssilben, die mit der ersten hebung auf eine stufe treten, mehrfach als zeichen falscher lesung beobachtet worden. *-în* gibt dem vers das erwartete gepräge.

An *mugîn* schließt sich das allein vorkommende beispiel für die 2. sing. an: *mugîs* in 3202 b (B.' I B a), bei dem besonders die niveauverschiebung der folgereihe durch **mugĭs* wahrnehmbar ist.

4840 b *suokian quâmin* (A.' II A a). **-mîn* steigt hier selbst über das niveau von *quâ-* hinauf und zieht die folgende reihe nach sich. Dünne, leise stimme, ausgleich des dynamischen accentes und atemhemmung treten auch hier auf als merkmale falsch angesetzter quantität. *quâmĭn* ordnet den zusammenhang in dynamischer wie melodischer beziehung.

3266 b *lîđan muotis*, (A.; II A c). **-îs* geht zwar unter *muo-* herunter, verursacht aber einen großen tonsprung, der hier dem verhältnis zwischen hebung und senkung in der ersten gruppe nicht entspricht. Die folgende reihe erleidet eine verschiebung auf tiefe tonstufe, womit außergewöhnlich breite aussprache der vocale verbunden ist. Die tieflage von 3267 a ist nicht zu vergleichen mit den abrundenden variationsversen, weil sie sich von ihnen durch dumpfen, unnatürlichen stimmklang abhebt. Merkwürdig ist ferner die verlangsamung des redeflusses, während man (im A_3-vers 3267 a) eher eine geringe beschleunigung in der ersten gruppe erwarten möchte. Befriedigend wirkt nur *muotĭs*.

Material:

a) *mugîs* b 3202. — *dedîn* b 721. 2888. — *dugîn* b 1740. — *gicurîn* a 2884. — *mugîn* a 1736. 881. 905. b 1407. — *sculîn* a 1900. 3811. b 1663. 3394 (897 b *sculun*). — *tugîn* a 131. — *witîn* a 4095. 152. b 649.

b) *mahtis* a 5351. 574. b 4957. — *muotis* b 709. 3266, 83. — *scoldis* b 2064. 5573. — *wâris* b 3254. 4031.

c) *âhtin* a 3845. 5494. — *abâdin* b 5415. — *bârin* a 5953. — *brâhtin* b 5262. — *buottin* b 877. — *gidâdin* a 5860. — *gidorstin* b 5390. — *andriedin* a 3157. 5818. b 396. 3942. — *druogin* a 2015; *gi-* b 2309. — *êgin* b 1955. 2657. — *feldin* a 1141. — *fiengin: for-* a 3796. 836, 39. 4818; *gi-* a 4268. —



folgodin a 596. 1158. — *forhtodin* a 3943. — *fremidin* a 2701. — *underfundin* b 638. — *fuorin* a 3742. 4210. b 592. 641, 83. — *gâbin* b 5184. — *gerwidin* a 4248. — *giengin* b 1181. — *habdin* a 2275. 844. b 590. 692. 2833, 40. — *hieldin* b 130. — *hietin* b 134. — *gihuobin* a 2883. — *hôrdin* b 1232. 2263; *gi-* b 497. 1829. 5073. 140. 337. — *gihugdin* a 1584. 4430. — *gicûddin* a 642. — *aleskidin* a 4252. — *lêstin* a 187. — *lietin* b 1140. 3848, 57. 4171. 703. 5690; *for-* b 2034. 701. — *gilôbdin* a 2351. — *mahlidin* a 3930. — *mahtin* a 4889. b 857. 2688. 835. 3617. 329. 4174. 5112. 644. 745. — *mâridin* a 5883. — *muostin* a 1841. 5069. 198. b 149. 426. 691. 1168. 236. 2412. 579. 3577. 652. 797. 899. 4249, 69. 862, 64. 5066. 272. 788. — *muotin* b 1162. 791. 2426, 30. 3728. — *nâmin* b 5260; *bi-* a 306. b 780. 3844. 5437. — *quâmin* b 138. 1221. 3511. 4840. 5850, 84. — *quelidin* a 3848. 5418, 38. 859. — *sagdin* a 3166. b 5882; *gisahdin* a 2305. — *gisâhin* b 634. — *sâwin* b 4129; *gi-* a 3637. b 5373. — *sendin* b 3966. — *scoldin* a 24. 1139. 986. b 8. 234. 810, 54. 1290. 3189. 847. 923. — *sluogin* a 5467. b 5859; *a-* a 4471. — *farstâlin* a 5885. — *suohtin* b 345. 685. — *thigidin* a 1225. — *thurbin* b 898. — *warahtin* a 3726. — *wârin* a 1298. 2981. b 1300, 01, 04, 06. 3838. — *wêgdin* b 2669. — *weldin* a 4847. b 498. 2558. 905. 3861. 4701. 939. 5141, 74. 411. — *wendin* a 1233. — *wissin* a 5388. b 620. 2968. 5185. — *wurpin* b 2674; *a-* a 3853. — *wurdin* b 5173. 439. — Anm. 3743 b *biddian*, 3191 b *fargeldan*, 5698 a *farlietun*. 594 a. 4704 a: text unsicher.

A. b) 7. 2. sing. und 1./3. plur. opt. praes. (ohne die *-on*-verba).

94. *-ên* (*-ês*) nach kurzvocalischem, offenem, einsilbigem stamm, *-ĕn* (*-ĕs*) in allen übrigen fällen.

4333 b *Sô hwan sô gi thia dâdi gisehên* (B.! I A a). Der ton erfordert *gisehên*,[1]) weil andernfalls der melodische zusammenhang zerstört wird. **gisehan*: *-han* steigt im ton über *se-* hinauf und zieht die reihe 4334 a ebenfalls auf hohes niveau, so daß tonale bindung der stabträger in der kette verhindert wird. In höherem grade tritt die gleiche erscheinung bei **gisehĕn*, gemindert bei **giseăn* auf. Wohl läßt sich diese melodische unstimmigkeit durch einfügen einer pause nach

[1]) In C wie M ist die form *-an* (C *gisehan*, M *gisean*) überliefert, und die lautliche analyse zeigt, wie wenig wert der schreibung der hss. in bezug auf mindertonige vocale beizulegen ist; denn wie das *-e-* im infinitiv, das in M zahlreich auftritt, wohl ausnahmslos der melodie widerstrebt (und durch *-a-* zu ersetzen ist), so fügt sich meiner lesung nach im opt. praes. *-e-*, das in M bei schwachen verben (von starken nur *kumen* 3506 a) vielfach erscheint, besser der üblichen tonlinie als *-a-*.

4333 b ausgleichen, weil die stimme in der ruhezeit zur regulären tonstufe zurückzukehren vermag, nichts aber kann diese pause rechtfertigen; vielmehr stört sie das zusammenhängende verstehen des inhalts. Stärkeausgleich und dadurch bedingte zeitverkürzung der hebungsstrecken zugunsten der senkungen sind auch hier die begleiterscheinungen falscher quantität.

2105 b *that thû an mîn hûs cumês'* (C.! I B b). *-mĕs* schafft den ungewöhnlichen tonanstieg, der immer auch die folgereihe in mitleidenschaft zieht. Der impuls, der das wort **cumĕs* erzeugt, ist durch die beiden kurzvocale nicht erschöpft, so daß er zum raschen weiterlesen antreibt. Dadurch geht die leichte scheide nach 2105 b völlig verloren. Einschalten einer toten pause vor der rhythmischen bewahrt letztere, schädigt aber durch ungerechtfertigte dauer das verständnis der stelle. Daß die länge des endungsvocales im wort und in dessen form begründet ist und nicht durch rhythmische tendenzen gefordert wird, zeigt willkürliche dehnung des letzten *-i-* zu **-î-* in *gisprikis* 2109 b oder in *forgiƀis* 2111 b, die den melodischen zusammenhang zerstört.

1942 a *lêstịĕn iuwa lêra*, (A.. II B c). Für *-ịen* an stelle von *-ịan* spricht der reguläre tonabstieg der senkungssilben, der durch *-ịan* gestört wird, da dieses tiefer abfällt als das folgende *iu-*. Doch soll hier weniger wert auf die qualität als auf die quantität gelegt werden. **lêstịên* würde den ansteigenden ast eines bogens bilden, der sich von *lês-* bis zu dem *lê-* von *lêra* erstreckt. Ist schon diese tonbewegung im Heliand ungebräuchlich, so zeigt die starke beschwerung der mindertonigen silben (weil sich die länge des endsilbenvocals nur durch starken atemdruck erzeugen läßt) das vorhandensein falscher quantität, welchen eindruck die verzögerung des redeflusses unterstützt.

2122 b *that thû an mîn bû gangĕs'* (C.! I B b). Hier bietet ein **-gês* alle merkmale falscher quantität: zu hohe eigene tonlage, umgestaltung der zeitgleichung zugunsten der zweiten gruppe, verwischen der leichten scheide am reihenende, verlegen der folgereihe auf hohe tonstufe, stärkeausgleich, staccatovortrag und atemklemmung innerhalb 2123 a. *gangĕs* liegt in den normalen grenzen.

Material:

a) *cumês* b 2105. — *gisehês* b 1704. — *twahês* b 4509·

b) *farên* b 1627. 927. 2567. — *lesên* b 2568. — *nimên* b 2571. — *gisehên* b 4333. — *sprecên* b 4193.

c) *gidêles* a 1560. — *ganges* b 2122. — *gihuggies* a 5600. — *lâtes* b 482. *lêres* b 1590. — *alôsies* a 1708. — *suokies* a 2106, 23. — *wânies* b 4692. — *werdes* b 3894. — *willies* a 3077. b 3855. 4486.

d) *biddien* b 3743. — *binden* a 2572. — *bibrengien* b 1928. — *bidelben* a 4058. — *diurien* a 1571. — *dôien* a 4001; *duoien* b 2569. — *drîben* b 3746. — *frummien* b 1941. 3401; *gi-* a 1414. — *fulgangen* a 4644. — *halden* b 3745; *bi-* a 3400. — *hebbien* a 2570. 3002. b 1904. 3408; *af-* b 4477. — *lâten* a 2573. b 3999. — *lêstien* a 1942. b 4648; *gi-* b 1934. — *liesen* a 1733. b 1572. — *farstanden* b 1401, 13. 2441 (?). 4655. — *seggien* b 1731. — *bithekkien* b 4057. — *werpen* b 2572. — *werden* b 885. — *willien* a 1573. b 888. 1579. 630. 733. — *forwirkien* a 3394.

Anm.: 3191 b text unsicher.

A. b) 8. 2. sing. ind. praet. der schwachen verba (ohne die *-on*-verba).

95. Drei endungen treten auf: *-as, -es, -os*, von denen *-es* in M, *-as* und *-os* in C erscheinen. Im ganzen liegen nur acht fälle in normalversen vor: 821 a. 2550 a. 2952 b. 2955 b. 3376 b. 4095 b. 5574 a und 5637 b. Mit ausnahme des letzten beispieles (*dedôs*) sind die stämme naturgemäß lang und, wie zu erwarten, ist die länge des endungsvocales verlorengegangen.[1]) Berechtigt ist geschriebenes *-os* als **-ôs* nur in 5637 b *endi thîna helpa dedôs'* (B.! I B b). Was zu *cumes* 2105 b gesagt worden ist, gilt auch hier, und wie dort die melodischen verhältnisse durch *cumês* geordnet wurden, beseitigt auch hier *dedôs* die tonischen sonderheiten, die durch *dedŏs* hervorgerufen werden würden.

Material:

a) *dedôs* b 5637.

b) *habdes* b 2955. 3376. — *mahtes* b 2952. — *sagdes* a 5574. — *sâides* a 2550. — *sandes* b 4095. — *weldes* a 821.

A. b) 9. Zweite schwache conjugation (*-on*-verba).

96 a. Auch bei ihnen findet die hauptregel ihre anwendung: nach kurzer offener haupttonsilbe ist die länge des alten *-ô-* bewahrt, in allen andern fällen ist es zu *-ŏ-* gekürzt.

[1]) In bezug auf die qualität scheint M die ursprünglichen verhältnisse bewahrt zu haben, da sich *-es* überall besser in die tonlinie einfügt als *-os* oder *-as*.

Der praktischen erkenntnis dieser tatsache stellen zwei formengruppen besondere schwierigkeiten entgegen: die verba mit der stammform ⏑́× × (*faganon*) und die part. praes.

Erstere sind durch ihren bau nicht leicht in der lage, träger schwachgeschnittenen accentes zu sein, da ihre teile nicht dehnbar sind. Während sie deshalb zum teil durch pausen einen ausgleich zu schaffen suchen, verschieben sie andererseits zeitteile, die der hebung zukommen, in die dehnungsfähige senkungsstrecke. So erweckt der nebentonvocal leicht den eindruck einer länge, die sich aber beim vergleich mit den tonverhältnissen der nachbarsilben regelmäßig als irrig erweist.

Beim part. praes. folgen dem mindertonigen (im verszusammenhang auch starktonigen) *o* der participialendung zwei stimmhafte consonanten, die ebenso träger des schwachgeschnittenen accentes sein können. Je nach den zeitteilen, die man dem vocal oder dem ihm folgenden consonanten zuweist, erscheint der vocal länger oder kürzer.[1])

In beiden fällen ergaben sich bei genauer untersuchung nur kurze vocale in der endung.

3989 b ***wîtnŏn hogdun***, (A.! II A c). Hier erzeugt **-nôn* einen ungewöhnlich großen tonsprung von *wît-* nach *hog-*, während **-nôn* selbst, statt unter *wît-* zu stehen, über dieses aufsteigt. ***hogdun*** schließt sich, durch **-nôn* eines teiles des ihm zukommenden atems beraubt, schwachstimmig dieser aufwärtsbewegung an. Die pause nach 89 b wird verdeckt, und 90 a folgt in unnatürlicher stimmlage.

1866 a ***that man bisorgŏn scal*** (B.! I B a). Hier ergibt **-gôn* als tonbewegung / statt / /, mit vergrößerung des tonschrittes von hebung zu hebung. Hochtonlage und atemklemmung kennzeichnen die folgende reihe.

3603 b ***gramon thionŏdun'*** (D.! I B b). Hier prägt **-ôd-* der reihe wiederum aufsteigende tonbewegung auf, während D-verse das tonniveau der nebenhebung tiefer legen und daran

[1]) Eine entscheidung nach der melodie in jedem einzelfalle zu treffen, ist zwar theoretisch möglich, bei den außerordentlich geringen tondifferenzen im Heliand aber so schwierig, daß die ergebnisse für fernerstehende nicht immer zweifelsfrei sein werden.

die senkung auf absteigendem ast anschließen. Die leichte atempause fällt, und 3604 a geht in eine höhere tonzone über, oder die pause wird verlängert, um für 04 a die richtige lage zu ermöglichen, wodurch der enge zusammenhang der reihen 03 b — 04 a gelöst wird.

5205 *frâgŏda fruocno*, (A.. II A c). Diesem vers eigentümlich ist eine stärkere innenpause. Durch den gedankenfortgang aus 5204 b in 05 a wird die pause, die am reihenschluß nach *niudlîco* ihren platz haben sollte, verdeckt und dafür die nächste pausenstelle (in unserem falle die psychische einbuchtung am gruppenende) um etwas vertieft. Sie erhält etwa die länge einer leichten sinnesscheide, mit der sie auch insofern übereinstimmt, als letztere ebenfalls meist eine variation vom vorhergehenden trennt. Diese erscheinung ist im Heliand ziemlich häufig und deshalb hier ausführlich erwähnt.

Durch **-ôda* würde der zweiteilige A-vers in das schema des typus D gepreßt, seine gangart aber durch die unechte dehnung verlangsamt, so daß der zusammenhang gestört wird. Dazu weicht die toncurve von der übliche D-linie in bekannter weise nach oben ab.

4462 a *craftag' farcôpŏd* (A.. II B a). Auch diese reihe hat, ähnlich 5205 a, eine stärkere innenpause, die eine variation [1]) abschließt. Die psychische gruppeneinbuchtung vereinigt sich mit dieser pause und verläßt dadurch ihren üblichen platz. [2])

**-pôd* hält die gleiche tonstufe inne, auf der *cô-* steht, und beschleunigt das tempo der folgenden zeile bei gleichzeitiger schwerenivellierung.

1980 a *ređinŏn' wid thena rîkgon*. (A.; II A d). Der halbvers gehört mit seiner starken innensenkung dem erweiterten typus A an und verlegt demzufolge die psychische einbuchtung in der reihe, ohne sie jedoch zu verstärken.

Man spreche im zusammenhang **ređinôn*, und man wird an der ansteigenden toncurve, wie sie an sich bei doppelalliteration im Heliand nicht vorkommt und vor punkt un-

[1]) Variationen haben am ende meist leichte atempause, ohne daß dazu ein zwang vorliegt. Es gibt eine menge variationen, die im fortsetzungston zum folgenden text spannen oder nach ihrer stellung im satzzusammenhang auch schwere atempause oder abschluß erfordern.

[2]) Ähnliche erscheinungen beim erweiterten typus A, vgl. 1980 a.

möglich ist, leicht erkennen, daß die angesetzte vocalquantität der sprechgewohnheit des autors nicht entspricht. Einheit in rhythmus wie melodie wird nur durch *redinŏn* erzielt.

3823a *hwuo hie was gimunitŏd* (A!. I B a). Ein **-tôd* erhöbe sich über *-muni-* und drückt die folgereihe nicht allein auf zu hohes tonniveau, sondern ändert die beziehung der töne, die nach der tonabwechslung fallenden schritt aufweisen sollte, in führton + gehobenen nahton. *-tŏd* stellt die erwarteten verhältnisse her.

5872b *thar sia sorgŏndi* (C.! I B a). Zur beleuchtung der verhältnisse betrachte man zunächst 186b *that sia ûses waldandes* (C.! I b a). Da trägt *that* den antwortton, was geringe intervallsteigerung der ersten senkungsstrecke zur folge hat (vgl. 190b: directer eingang ohne antwortton). In geringen tonabständen folgen die silben einander, bis ihre reihe durch *wal-* abgeschlossen wird, dessen *l* wesentlich länger dauert als z. b. das *l* von *lêra* und *lêstien* in 187a. Nach einem geringen psychischen bruch setzt sich die zweite hebung *-dan-* an die tonstufe von *wal-* langsam steigend an, indem auch sie am längsten bei ihrem letzten consonanten, dem *n*, verweilt. Um geringes tiefer setzt die zweite senkungsstrecke ebenfalls schwach ansteigend ein. Die beiden gruppen entsprechen gut der üblichen zeitgleichung. Leicht schließt sich die reihe 187a auf einem mit *wal-* ungefähr gleichen tonniveau an. Wollte man in *-dan-* etwa ein *â* einsetzen, so verschöbe sich sowohl das *-des* wie die folgende reihe nach oben, ohne daß 187a zum erwünschten abschluß käme. Lag vorhin besonderer nachdruck auf dem *n* von *-dan-*, so würde es jetzt fast ganz unter der lautfülle des **â* verschwinden.

Zu 5872b: *thar* trägt ebenfalls antwortton. Wieder reihen sich die silben ansteigend aneinander, *sor-* bildet mit langem *r* den abschluß, es folgt schwacher psychischer bruch, *-gon-* mit gedehntem *n* und *-di* stehen zu *sor-* im gleichen verhältnis, wie *-dandes* zu *wal-*. *bidun* der folgereihe hat ungefähr gleiche tonstufe wie *sor-* und schließt sich leicht an 5872b an. Ein **sorgôndi* dagegen rückt *-di* und die folgende reihe höher als sie üblich stehen und läßt 5873a nicht zur schließenden entspannung kommen. Auch hier wird *n* durch *ô* wesentlich in seiner länge vermindert. Ergebnis: 186b und 5872b stimmen

im rhythmischen bau wesentlich überein. Ihr eindruck auf das gehör und ihre wirkung auf die umgebung sind dieselben bei gemeinsamer kürze wie bei gemeinsamer länge des vocals der zweiten hebung.

Würde man sich wegen des einklangs mit den benachbarten versen und mit der sonst in C-versen üblichen tonbewegung schon gefühlsmäßig für die lesung mit vocalkürze entscheiden, so bestimmt naturgemäß die willkürlich angesetzte falsche quantität des *â* in *-*dân-* zur abweisung dieser lesart, mit der zugleich über das schicksal des *ô* in **sorgôndi* entschieden ist.

Daß unter nebenton die gleichen verhältnisse herrschen, läßt sich bequem wiederum an einem verspaar parallelen baues wie etwa 5488 a *sorgondi sehan* und 277 b *waldandes craft* nachweisen.

Material (unter dem infinitiv sind sämtliche belege des betr. wortes ohne unterschied der flexionsendung registriert):

ahton a 3235. b 5156; *gi-* a 2164; *ahtoian* a 1714. — *aldron* a 79. — *ardon* a 4455. — *armon* a 3340. — *blîđon* b 2005, 53. — *bedrôragon* b 5510 (?). — *drûbon* a 4931. 5613. — *drusinon* b 154. — *endon* a 46; *-ion* b 1950. 4046. 328. — *êron* a 1540. b 2755. — *êscon* b 823. 5967. — *faganon* a 5982. b 526. 3029. 4106. 5294. — *fandon* a 4305. — *fâron* a 1230. — *fastnon* a 3385. 527. 4891. 959, 85. 5635. b 4790. 855. 5578. — *fergon* a 1795. 3536. b 2757. — *fiscon* a 1156. — *folgon* a 545, 96. 1158. 667. 947. 2370. 995. 3011. 586. 631, 64. 999. 4192. 938, 52, 89. 5517. b 2190. 4195. 537; *for-* a 1493; *folgoian* a 2428. — *forhton* a 3943. — *formon* a 1276. 5456; *gi-* a 2972. 4116. — *frâgon* a 210, 28. 815. 2741. 839. 3553. 846, 83. 4286. 605. 835. 972. 5180. 205, 76. b 552. 633. 911. 2951. 3241, 57. 713. 807, 25. 4529, 96. 5082. 341. 848; *frâgoian* a 5410. b 2417. — *frâhon* a 1451. b 1673. — *frêson* a 773. 4476. 660. b 4663; *gi-* b 5321. — *fruodon* a 208. b 150. 228. 3484. — *fundon* a 3991. — *gamalon* b 72. 481. — *gornon* a 1662. 4071. 717, 24. 859. 5051. 965. b 805. 5515. — *forgûmon* b 3219. — *hafton* a 2500; *a-* 2520. — *hangon* a 5667. 731. b 5337. 690. — *farhardon* a 5679. — *hêdron* a 5633. — *hêlagon* a 4634. b 5973. — *gihêrod* b 102. 4144. — *hwarbon* b 4965. 5465. — *côlon* b 5702. — *côpon* b 1847. 5153; *far-* a 3525. 4462. 577. 606. 837. b 4806. — *coston* a 1030. b 1079; *gi-* a 4764. — *langon* b 5372. — *lêbon* b 4001. — *leccon* a 3345. — *lêdon* a 3231. 486. — *lîcon* b 3149, 93. — *lînon* a 810. 1237. 731. 2470. 751. 3469. 786. b 2430. 3454. — *lônon* a 3083. 4416. b 1936, 62. 3459. — *lôson* a 1718. 2110. — *mâlon* b 4876. — *mangon* a 3737. — *marcon* a 128, 92. 1514. 2057. 4780. 5711. b 1671. 4893; *gi-* a 2792. 4979. 5279. — *meldon* a 305. 1753. 4838. — *minnîon* a 318. 1449, 55. 3970. 4253. 654. 5618. b 2535. — *minson* a 1631. 3834. — *mornon* a 721. 1663. 4728. — *mundon* a 2933. —

muniton a 3823. — *giniudon* a 1350. b 3275. — *niuson* a 1075. — *opanon* a 1709. 3581. 617. b 5670. 772. — *redinon* a 1980. — *redion* a 5211. — *ripon* a 2593. — *rôbon* a 5497; *be-* b 2193. — *rôton* a 1644. — *ruomon* a 3904. — *salbon* b 5788. — *samnon* a 1204, 45. 642, 47, 55. 2222. 866. 3071. 329. 4464. b 96. 349. 611. 791. 950. 1148. 651. 2090. 734. 812, 62. 3412, 16. 4015. 5056, 59. 131. 370. 750; *samnoian* a 4136. — *segnon* a 2042. — *sicoron* a 892. — *sîdon* a 425. 1988. 2150. 897. 906, 74. 4111. 5360. b 3546. 4824. 5511. 782; *sîdoian* b 594. — *scauwon* a 3820. 5668. 846. b 2347. 3359. 4572, 87. 5807; *scauwoian* a 4078. — *sorgon* a 1357. 927. 4588. 771. b 1858, 80. 2244. 517. 617. 4590. 5789. 872; *bi-* a 334. 1864. 66. — *stillon* b 2259. — *gisundion* a 5033. — *swîgon* a 1291. 2413. b 3724. 5381. — *trûon* b 2069. 350. 5680; *gi-* b 285. 2028. 3114; *gitrûoian* b 2952. 5944. — *tugidon* b 2752. — *thancon* b 4635. — *tharbon* b 1329. 3602. — *githingon* a 4593. 5416. — *thionon* a 118 (subst.). 178. 516. 862. 1111, 19. 2905 (subst.). 3535. 37. 4207. b 77. 108. 789. 1472. 636, 66. 2033. 980. 3283. 603. 4442, 59, 65; *gi-* a 506. 1188. 2767. b 1171; *thionoian* b 1145. 418. — *thorron* a 4317. — *githrôon* a 5324. — *wardon* a 300, 21. 1702. 3837. b 384. 1734. 4355. 547. 756; *gi-* b 1516; *bi-* a 2561; *far-* a 4980. — *giwâron* a 4348. 485. b 374. 597. — *wehslon* b 2486. 708. 4029. b 4627. — *giwerkon* a 1333. 3670. 5182; *far-* a 4824. 913. 5012. — *giwerdon* a 2448. 4039. — *wiodon* a 2561. — *wîson* a 3051. 544. 683. 705. 983. 4402, 29. 5063. — *wîtnon* a 501. 4224. 5135. b 751. 3945, 89; *gi-* a 3864. — *wundron* a 141. 203. 2336. b 160, 75. 816. 1826. 4109; *wundroian* a 2261. 5024.

96 b. Kurzstämmige verba.

4143 b *eftha wî sculun ûses lîbes tholôn'* (B.! I B b). **tholŏn* bildet gegen sonstige gewohnheit eine aufsteigende tonlinie. Ferner wird 4143 b der regel nach durch leichte atempause von der folgenden reihe getrennt, die hier eine variation der begriffe *wî* und *lîbes* enthält. Der leser wird durch den starken fortsetzungston in **tholŏn* veranlaßt, die atempause zu überschlagen. Indem er zugleich zwangsweise die tonzone von **tholŏn* auf die folgende reihe überträgt, entbehrt diese, im klange zu hoch, in der stärkeabstufung zu stark nivelliert, im tempo zu rasch, der befreienden entspannung vor sinnesabschluß. 'Selbstleser' (Sievers, Rhythm.-mel. stud. s. 82) werden möglicherweise nach **tholŏn* eine längere tote pause einschalten, die genügt, um sich auf die folgende reihe umzustellen. Damit ist letztere gerettet, der zusammenhang aber, und besonders der zusammenklang der stelle, ist vernichtet, auch abgesehen davon, daß schwere atempause vor variationsreihe nicht üblich ist. *tholôn* wahrt dagegen die gewöhnlichen tonverhältnisse.

Daß die länge des vocals hier nicht durch die stellung des wortes im rhythmischen schema gefordert wird, zeigt 4142 b, dessen ende ganz dem von 4143 b entspricht und sachgemäß doch nur durch *sculun* seiner tonalen umgebung sich anpaßt.

2185 a *karôda endi kûmda* (A .. I B a). Doppelalliteration und gleichton: das ist fast ausnahmslos bedingung. Diese forderung findet hier eine besondere stütze darin, daß zwei begriffe gleicher art, zwei verba, auch syntaktisch coordiniert sind. Eine tonprobe mit **karŏda* entspricht ihr dagegen nicht: sie gibt vielmehr völlig das klangbild eines A_3-verses mit geringer übertreibung der rascheren gangart in der ersten gruppe. Die zweite hebung übernimmt die tonführung, und ihr gleichen sich die beiden folgenden reihen im tonniveau an. Während jedoch beim regulären A_3-vers dieser führton dem führton des vorangehenden verses (falls er nicht gerade den 'abrundenden' variationen angehört) tongleich oder doch wesentlich tonähnlich ist, liegt er in 86 a beträchtlich höher als in 84 a und 84 b. Man wird also (auch abgesehen von der formellen schwierigkeit der doppelalliteration beim A_3-vers) auch aus tonalen gründen der intonation als A_3-vers nicht zustimmen. Man muß mithin aus formalen wie melodischen gründen nach maßgabe der praxis des Heliandtextes gleichtonigen A-vers erwarten, und dies kann nur durch die aussprache *karôda* geschehen, bei der sich auch die beziehungen zur umgebung dem gewohnten einfügen.

4802 a *manôda mahtigna* (D .. I B a). Tempobeschleunigung ist das typische zeichen falscher kürze in der endung kurzstämmiger *-on*-verba. Sie zeigt sich auch hier bei der aussprache **manŏda* und befindet sich im contrast zur zweiten haupthebung und zur nebenhebung, die durch verschleppung der gangart den ausgleich zu schaffen suchen. Außerdem wandelt sich das bei derartigen halbversen übliche tonverhältnis .. in .! um.

Zur leichteren erfassung dieser tatsachen seien einige fälle angeführt, in denen dem kurzstämmigen verbum mit langem endungs-*ô* ein ähnlichlautendes langstämmiges mit kurzem *ŏ* gegenübersteht.

822 a *gisĭdôn sulica sorga*, (A .. II A c) (mit signalton) und

1988 a *sîđŏn te seliđon*. (A.. II A d).

Besonders auffällig ist die tempobeschleunigung durch etwaiges **sĭđŏn* und die tempoverschleppung durch **sîđôn*, jedesmal außerhalb des zusammenhanges mit der tongebung.

4603 a *hlĭnôda mid is hôbdu*: (A.. II B a).

810 a *lâsun endi lînŏdun*, (A.. II A c (mit signalton).

Man beachte wie **hlĭnŏda* ansteigen, **lînôdun* abfall der tonbewegung in der reihe hervorruft, womit noch hemmungen der mehrfach besprochenen arten verbunden sind. *hlĭnôda* im einen und *lînŏdun* im andern falle fügen sich der umgebung ohne schwierigkeit ein.

4216 a *wărôdun an them wîhe*. (A.; II A d) und

4485 a *thîn word giwârŏn*, (A.. II B c), oder 597 b *Nû is it all giwârŏd sô'* (B.! I A b).

Wie neben der zeitteilung und ihrer änderung durch quantitätsminderung die melodie in der reihe als ordnendes moment wirkt, zeigt willkürliches vertauschen der quantitäten in 4216 a *wărôdun* zu **wârŏdun*, 4485 a *giwârŏn* zu **giwărôn* und ebenso in 597 b.

Schließlich sei noch 1721 a und 1836 a angeführt:

1721 a *iuwa merigriotun măcôn* (E.. II A a) und

1836 a *gimăcŏn mid mannon*, (A.. II A a),

als beweis, daß die langen vocale erhaltene alte langvocale und nicht rhythmischer herkunft sind, denn in letzterem falle läge kein grund für *ŏ* in *gimacon* vor. In **gimacôn* steigt jedoch das *-côn* über *-ma-* hinauf, zieht *mid* und *mannon* nach sich, gibt der ersten reihe der gruppe wesentlich mehr zeit als der zweiten und zerstört die tonbindung der stabträger, während *gimăcŏn* den einklang mit der gewohnten melodie herstellt. Andererseits betrachte man die glatten tonverhältnisse zwischen 1721 a und b bei *măcôn* und ihre auflösung durch **măcŏn*.

Material (vgl. oben s. 406 zu der materialreihe *ahton* usw.):

underbadôn a 4851. — *bedôn* a 644. 1104. b 1109. 590. — *bibôn* b 5662. — *fehôn: gi-* a 2898; *far-* a 3698. — *friđôn* a 3858; *gi-* a 3896. — *gebôn* a 2065. 3762; *gebôian* a 1545. — *gerôn* a 2774. — *bihagôn* a 2477. — *halôn* a 302. 1161. 2560, 68. 4922. b 2851; *halôian* a 2573; *gihalôn* a 5423. b 1451. — *hlamôn* b 2914. — *hlinôn* a 4603. — *karôn* a 2185. 4018. 5011. b 2197. — *biclibôn* a 2409. — *bilamôn* a 2301. — *lebôn* b 774; *gi-* a 3335. — *liđôn* a 684. 2682. — *lobôn* a 6. 1021. 404. 634. 2875. 3711.



b 417. 955. 1570. 2227. — *manôn* a 2027. 240. 330. 4710. 802, 86. 5164. b 3471; *gi-* a 337, 68. 3188. 349. 487. b 89. 423. — *macôn* a 241. 1721; *gi-* a 3626. b 3432. — *ginamôn* b 3626. — *aquicôn* a 2220. — *recôn* a 3749. b 932. — *gisidôn* a 822. — *spilôn* b 2764. — *talôn* a 2471. 4492. — *twehôn* b 1374. 2945. 4171; *gi-* a 2952. — *thagôn* a 1284. 386. 583. 2604. 3872. 911. 5078. 280. — *tholôn* a 3346, 92. 601, 42. 4431, 63. 569. 784. 833. 5054, 78. 119. 280. 492. b 1077. 346. 2933. 3016. 379, 82. 436. 551, 90. 4032. 143. 522. 5050. 171. 378. 562, 92. 608, 94; *gi-* a 502. 1890. 3097. 4919. 5504, 31. b 1895. 2136. 5290. 301; *tholôian* a 3996. 4795. 5015. b 1351. 3181. 4183. 677. 701. 5216; *gi-* a 4139. 894. b 1534. 3527. 4174. — *wacôn* a 4352. 708, 78; *wacôian* a 384. — *wanôn* a 3629. — *warôn* a 2913. 3764. 4216. b 1003. 3481. 4687; *after-* a 2322. 3760. — *wonôn* a 664. 707, 61. 827. 1936. 2086. 3959. 4188; *gi-* a 3960; *thuru-* b 3463; *wonôdsam* a 1098. 2137.

A. b) 10. Dritte schwache conjugation.

97. Von den verben, die ursprünglich der dritten schwachen conjugation angehörten, sind nur geringe reste alten bestandes erhalten geblieben. Augenscheinlich liegen solche alte formen noch vor in der 2. und 3. sing. ind. praes. *haƀes, haƀed*. Bei der frage nach der qualität und quantität der betr. endungsvocale wurden durch die lautliche analyse resultate erzielt, die mit der handschriftenüberlieferung sehr wohl im einklang stehen.

Erhaltung der ursprünglichen länge *-ês* nach kurzem einsilbigem offenem stamm zeigt sich in der zweiten sing. praes., einerlei ob sie als *haƀes, haƀas* (M) oder als *haƀis* (C) überliefert ist.

Auch die 3. sing. praes. verlangt in allen fällen *-ed* als endung gegen die überlieferung *-et, -ad, -at, -iđ, -it*. Das gesetz der längenerhaltung nach kurzer tonsilbe ist indes bei dieser person durchbrochen; **-êd* entspricht an keiner stelle der melodiecurve.

**haƀês* fand seinerzeit in den optativformen wie *cumês, gisehês* usw. eine stütze. Die endung *-êd* entbehrte jedoch jeder parallele und verfiel deshalb früher der kürzung, die ja zur zeit der handschriftlichen überlieferung offenbar schon in beiden formen (wenn auch in verschiedener richtung: *-as* : *-is*) eingetreten war.

Vergleichsweise wurden auch die formen *sagis, sagit-sagad, hugis, hugid, hugit* und *-hugida* herangezogen, bei denen wiederum in allen fällen kurzes *ĭ* melodisch gefordert wurde. Das original

des Heliand steht demnach mitten in der zeit der conjugationsverschiebung, deren etappen es in günstigem beieinander erhalten hat. — Beispiele:

2153 b *sô thû gilôbon habês* (B.! I B a).

habîs: Die tonstufe von *ha-* liegt unter der von *-bis*, wodurch die folgende reihe ebenfalls in übermäßige höhe steigt, die den tonabstieg vor punkt fast nicht zum ausdruck zu bringen vermag, wie sie auch umkehrung des melodischen lageverhältnisses von hebung und senkung bewirkt. Dazu tritt zu rasches tempo im vortrage der reihe 2154 a. Die gleichen erscheinungen sind in geringerem grade mit der aussprache *-es* und *-as* verbunden. Da außerdem die worte nicht in silben, sondern als complexe appercipiert werden, macht sich der einfluß der kurzvocalischen endung auch auf die vorangehende silbe bemerkbar, die dadurch zur ersten hebung (*-lô-*) in ungewöhnlich großen toncontrast tritt. *habês* erzeugt gleichmaß und harmonie.

1909 b *hwand hie habed bêđies giwald'* (B.. I B b). Während *habit* den gleichmäßigen, durch antwortton im intervall verengten anstieg der senkungssilben bis zur ersten hebung stört, indem es in seiner zweiten silbe die hebungshöhe übersteigt und dadurch eine gebrochene tonlinie erzeugt, liegt *habĕd* ganz in der linie die mit *hwand* beginnt und in *bê-* ihren abschluß findet. Mit der aussprache *habit* vergrößert sich auch das intervall *hie ha-*.

2434 b *hwand iu forgeban habed* (C.' I B a). *habid/t* löst die gleichen wirkungen aus wie *habis* in 2153 b. Der regel nach muß (was bei *habed* auch der fall ist) der zweite teil der zweiten gruppe im C-vers als senkung gefühlt werden. Davon kann bei einer aussprache *habid/t* (ebenso bei *-ad*) keine rede sein. Wohl aber zeigt sich im folgevers stärkeausgleich und verschiebung der articulationsstelle bei der lautbildung (a, 1 !).

3019 a *suođlîco sagis* (E.. II B a). Man spreche einmal **sagês*. Ist *sa-* in dieser verbindung schon für die tonbindung der stäbe zu hoch, so fällt die tonlinie **sa- gês* völlig aus dem rahmen des gewohnten und zwar so stark, daß man bei lautem lesen der stelle die unrichtigkeit der quantität ohne weiteres erkennt. In gleicher weise, wenn auch





weniger stark, stört *sages* den üblichen melodieverlauf, dem nur *sagis* genügt.

2493a *heliđos gihugida* (A.. II B a). Ein **gihugda* läßt vermöge seiner höhe keinen gleichton mit *heliđos* zu, den auch **gihugèda* durch seine toncurve (ausbuchtung nach oben) vereiteln würde. Nur *gihugida* befriedigt.

Material:

a) *habês* a 2056. 751. 3024. 282. b 118. 260. 1065. 103. 547. 706. 2107, 53. 419. 3265, 87, 89. 695. 4063. 406, 85. 511, 14. 768. 5215. — *habed* a 151. 1482. 2486. 3193. 4296. b 127. 771. 893. 902. 1007, 86. 405. 679. 715, 53, 56, 61. 806. 909, 54, 58. 2147. 435, 65, 76, 78, 93. 587. 881. 3302, 24, 72, 84. 779. 808, 10, 28. 939. 4610. 806, 23, 92. 912. 5031. 186. 330; *a-* a 5364; *ant-* b 1813; *be-* b 5978. — Anm. 1099 b *birid.*

b) *hugis* b 1546, 50. — *sagis* a 3019. 5090. b 3951. — *hugid* a 2467. b 3304; *gi-* a 2493. 505. 665. 3799. b 1861. 2445. 3043, 45. 5331.

B. Wortbildungssuffixe.

B. 1. *-în* : *-in*.

98. Es handelt sich hier einerseits um einige adjectiva, die von substantivis abgeleitet sind, andererseits um das substantiv *drohtin*.

Bei den belegten adjectiven ist ursprüngliches langes *î* in keinem falle erhalten; offene kurze einsilbige stämme (hinter denen andere vocale ihre länge sonst bewahren) liegen allerdings auch nicht vor.

5902a *lînĭn liggįan*, (A.. II A c). Bei einer aussprache mit **-în* müßte die silbe **-nîn* als senkung der ersten gruppe im vers mit fallender melodie tonal unter das *lî-* hinuntersinken. Statt dessen steigt sie über *lî-* hinaus und drängt auch das *ligg-* in die fortsetzung dieser tonreihe. Nach dem starken atemverbrauch der ersten gruppe bleibt für *liggian* nur noch wenig übrig, das deshalb mit dünner, farbloser stimme ausklingt. Zwar kann man dem wort *liggįan* die übliche vollstimme geben, man muß aber dazu den leichten psychischen bruch zwischen erster und zweiter gruppe in eine längere atempause umwandeln, die durch nichts im text gerechtfertigt ist. An der ungewöhnlichen höhenlage von **nîn* ändert sie auch nichts. Dagegen stellt *-ĭn* die üblichen verhältnisse her.

Daß auch rhythmische motive nicht imstande waren, die alte länge zu erhalten, beweist

3416a *silubrĭnna scat*. (E.; II A d).

Normalerweise schließt sich bei E-versen der form ´ ` × | ´ die senkung an die nebenhebung als tonale fortsetzung der begonnenen richtung an (╲), welche bedingung *-ĭn* auch erfüllt. Ein **-în* verläßt dagegen mit großem tonschritt die lage von *silu-* und stellt aus der tiefe durch *-na* die verbindung zu *scat* her: **silu- brîn- na scat.*

Durch bewußte verschiebung der töne kann man zwar die betreffenden silben (mit größeren intervallen als üblich) in das schematisch geforderte lageverhältnis bringen, man muß sich aber dabei mit staccatoartigem vortrag bescheiden, der wirkung wie zusammenhang aufhebt.

Sehr reiches material bietet das wort *drohtin*. Nach der in den bisher besprochenen fällen beobachteten regel hätte das wort, wenn es überhaupt altes *î* hatte, dieses zu *ĭ* verkürzen müssen, und das ist in den flectierten formen in jeder stellung (ohne rücksicht auf den nebenton) auch geschehen. Die unflectierte form hat dagegen die länge erhalten. Die erklärung für diesen zwiespalt ist wohl in dem besonderen, formelhaften gebrauch des wortes *drohtîn* als anruf an gott zu suchen.

drohtîn findet sich sowohl im ersten wie im zweiten halbvers, in den normalen, wie in den erweiterten typen.

5641a *drohtîn furi them dôđe* (A.. II B a). Das intervall der senkungsstrecke der ersten gruppe wird durch die starke lautliche füllung einerseits auseinandergezogen, andererseits sind die tonabstände von silbe zu silbe kleiner als der tonschritt von *dô-* zu *-đe* in der zweiten gruppe (vgl. nr. 46). Die tonstufen der einzelnen senkungssilben liegen trotz rhythmischer beschwerung von *furi* harmonisch untereinander. Die psychische einschnürung vor *dô-* ist ebenfalls vorhanden. Ein gekürztes **-ĭn* dagegen legt nicht allein die töne der senkungssilben in einen bogen, der sich von *droh-* zu *dô-* spannt, sondern verwischt auch den leichten psychischen bruch vor *dô-* und nimmt damit der silbe *dô-* die dynamische

belastung, durch die im doppelalliterationsvers die beiden hebungen gleiche tonstärke erhalten. Erst die silbe *drin-* 5641 b erhält die gleiche rhythmische schwere wie *droh-*. Bemüht man sich bewußt, der silbe *dô-* die reguläre schwere zu geben, so verliert die reihe den für ihre art üblichen gleichton. Dazu tritt eine tempobeschleunigung, die im verein mit den andern erwähnten tatsachen eine aussprache mit *-ĭn* als ungeeignet erscheinen läßt.

4550 a *hêlag drohtîn* ' (A .! II B b). Ein **-tĭn* ginge als letzte silbe (wie nur vor fragezeichen und mit signalton üblich) über *droh-* nach oben. Die leichte scheide würde verwischt. Die melodie geht dabei von *droh-* bis *cuman* in einem bogen, auf dessen scheitel *hûs* steht. Die tonbindung mit *hê-* geht verloren. Wie sonst oft kann man auch hier die intuitiv angeschlagene melodie bewußt corrigieren, indem man beispielsweise die pause nach **-tĭn* verlängert und so 50 b in sein richtiges geleis zurückbringt. Diese pause wäre aber nicht zu rechtfertigen und ist deshalb unzulässig.

Schließlich sei noch ein beispiel für gesenkten ausweichton vor satzschluß angeführt:

3026 a *an thena liudio drohtîn*. (A .; II B d). Der vers enthält zwar inhaltlich nicht eine reine variation der vorangegangenen begriffe *god* oder *maht*, aber eine begriffliche synthese beider: 'groß ist dein glaube an die macht gottes, an den menschenbeherrscher'. Er hat also weniger variierenden, als abrundenden charakter und ist demzufolge mit melodischen sonderheiten (vgl. nr. 57) behaftet. Sind somit die führtöne der kette nicht miteinander durch gleichton gebunden, so stehen sie doch in einem combinatorischen verhältnis, dessen nichtachtung melodische, wohl auch rhythmische veränderungen in der umgebung des stabträgers hervorruft. Man versuche 3026 a in der tonlage von 3025 a zu lesen, und man wird deutlich wahrnehmen, daß die reihen 26 a und 26 b aus dem zusammenhang herausfallen, weil sie auf hohe tonlagen geschoben werden, die ihnen nicht zukommen. Nicht so stark, aber qualitativ gleich ist die wirkung, die ein **-ĭn* auf 26 b ausübt. Da es in 26 a die zeitverteilung sehr zuungunsten der zeitgleichung verschiebt, fehlt dem abschlußvers die befreiende entspannung, die *-în* allein herbeizuführen vermag.

drohtĭne: 1047 b *that hie warđ is drohtĭne lêđ'* (B.! IBb). *that* trägt einen antwortton, womit die in nr. 58 besprochenen eigenheiten verknüpft sind.[1]) Zum ausgleich der verschieden stark gefüllten senkungsstrecken ist **-îne* nicht erforderlich. Eine geringe bruchverstärkung am ende der ersten gruppe stellt das gleichgewicht in der reihe wieder her, während durch **-îne* von *droh-* bis *lêđ* eine aufsteigende tonreihe entsteht, die die zweite gruppe verschleppt, die strenge schwerescheidung zwischen senkung und hebung beseitigt und neben atemklemmung und kopfstimme auch zu hohes niveau der folgereihe hervorruft. Gleiche und ähnliche tonverschiebungen zeigt auch eine etwaige lesung **drôh-* (vgl. Kluge, Urgerm. § 199), womit dessen falschheit mindestens für diesen vers erwiesen ist.

Daß *drohtĭne* auch die zweite hebung im A_3-vers tragen kann, zeigt 4646 a: *mid thius sculun gi iuwon drohtine* (A;. I A a).[2]) Ein **-îne* würde auch da wieder die üblichen begleiterscheinungen falscher quantität zeigen.

4250 a *iro drohtĭnes* (C.' II A a). Der tonschritt von *droh-* zu einem angesetzten **-tînes* ist größer, als er zwischen zwei hebungen bei fernton zu sein pflegt. An **-tî-* schließt sich dann *-nes* noch oben an. *diur-* 50 b ist nicht mit *droh-*, sondern mit **-tî-* durch gleichton verbunden. Diese zeichen falscher lesung fallen bei der aussprache mit *-ĭn-* weg, und die kette erhält ihr übliches melodisches gepräge.

Haben die flectierten formen von *drohtîn* bei stellung des *-in* in senkung wie hebung das alte *î* in *i* gekürzt, so ist anzunehmen, daß auch unter nebenton die ursprüngliche länge des *i* verloren gegangen sei. Dem ist auch wirklich so:

3542 b *barn drohtĭnes* - (D.! II A a). Diese halbzeile steht mit zwei andern reihen in parenthese, wodurch neben geringer verlangsamung des tempos eine allgemeine reducierung der lautheit verursacht wird. Ein **î* würde hier eine tondifferenz zwischen haupt- und nebenhebung schaffen, wie sie

---

[1]) Um sich die eigenart des verses mit antwortton deutlich zu machen, vergleiche man etwa 1040 b (sonst ähnlicher bau, aber ohne antwortton).

[2]) Daß völlig gleichgebaute reihen nicht schematisch, sondern je nach dem zusammenhang zu rhythmisieren sind, ergibt sich aus dem vergleich von 4646 a (A) mit 4864 a (C).

im Heliand nicht üblich ist. Statt des gewöhnlichen tonabstiegs von der haupthebung zur senkung würden sich die töne in einem dreieck lagern, und trotz trennung durch parenthese würde die folgende reihe auf tiefes tonniveau heruntergedrückt.

Material:

a) *drohtîn* a 27. 83. 383. 710. 1054. 670. 2828, 40, 54. 966. 3026, 98. 563, 84. 722. 892. 953. 4241. 550, 70. 788, 94. 827. 5016. 146. 446. 510, 13. 641, 99. 834. 909, 49. b 37. 53. 401, 30, 39, 85, 90. 681. 846. 967, 71. 1025, 27. 133. 208, 18, 53, 84, 92. 386. 576. 607. 790. 831. 917, 60, 94, 99. 2169. 208, 28. 330. 420. 578. 892. 925, 37, 50. 3112. 244. 312. 411, 24. 614, 23. 706, 49, 63 (?), 81. 865. 960. 4037. 185, 87. 207, 13, 96. 304, 65, 87. 415, 39, 52, 90. 507, 20, 59, 79. 699. 765. 833. 5030. 288. 331. 491. 504. 613, 36. 56, 71. 715, 35. 818, 58, 60, 79; *man-* b 1200; *sigi-* a 1575. 3744. 4093.

b) *drohtin-* a 140. 446. 515. 702, 70. 939, 40, 61. 1000, 05. 229. 798. 2084. 284. 366. 808, 15. 999. 3046, 91. 313. 532. 994. 4001, 26, 44. 250. 338, 71. 772. 864. 940. 5110, 53. 207. 431. 539, 44. 68. 788. 806, 37, 50. 905. b 264. 316. 418. 505, 34. 834, 89. 1045, 47. 198. 560, 71, 96. 2073. 199. 279. 621. 797. 857. 969, 74. 3005. 115. 316. 542. 611, 63. 787. 978, 80, 84. 4012, 53, 88. 259, 72. 353. 409. 563. 604, 31. 705, 44, 57 (?), 72. 800, 60. 992. — *êrin-* a 3767. — *gerstin-* b 2844. — *guldin-* a 3205, 14. — *hêdin-* a 3238. b 2835. 4167. — *cristin-* a 2426. 3074. — *lînin-* a 5902. — *nîdin-* a 3272. — *silobrin-* a 3416. 822.

B. 2. *-îg* : *-ig.*

99. Die trennung von *-ig* und *-îg* folgt wieder der allgemeinen regel: *-îg* steht nach kurzem offenem einsilbigem stamme, in allen übrigen fällen gilt *-ig.*

Für die erste klasse finden sich im Heliand nur fünf beispiele: *hebîg* 1707 a, *lubîgo* 2475 a, *wlitîg* 1393 a, *-a* 201 a, *-ost* 271 a (s. auch *-ost* nr. 102).

1393 a *wlitîg endi wunsam* (A.. II B a). Der halbvers gehört zur gruppe der abrundenden verse (nr. 57). Ein vergleich mit 1392 a zeigt deutlich die ihm anhaftende tiefere tonstufe. Gekürztes *-îg* vernichtet dagegen nicht nur die übliche tongleichheit der silben *wli-* und *-tîg*, sondern verschiebt zugleich das verhältnis zwischen *-ig* und *endi*, indem es die töne der reihe in eine ansteigende linie[1]) drängt.

[1]) Da diese erscheinung sich beim wechsel der quantität außerordentlich häufig einstellt (weshalb auf sie im laufe der arbeit wiederholt aufmerksam gemacht werden mußte), sei hier eingeschaltet, daß in ihr wohl

Zugleich wird der starke dynamische accent, der der hebung zukommt, verwischt, so daß **wlitĭg* und *endi* mit fast gleicher stärke nebeneinander stehen, dem vers einen klappernden gang verleihen, der an dieser stelle die wirkung tötet. *-îg* rückt dagegen das *endi* tiefer, als es selbst steht, beseitigt damit die sonstigen unstimmigkeiten, die oben angegeben sind und stellt die psychische einbuchtung vor *wun-* wieder her.

1707a *hard trio endi heƀîg*. (E.; II B d). Mit **-ĭg* fehlt dem satzschluß die entspannung, wodurch man geneigt ist, die tote pause nach punkt durch eine rhythmische zu ersetzen, wobei man zugleich das niveau von 1707 b verlegt. *-îg* ist die richtige lesart.

2475a *thie luƀîgo gilôƀo*, (A.. II B c). **-ĭg* ruft hier die gleichen erscheinungen hervor, die bei 1393a (*wlitîg*) beschrieben worden sind. Besonders auffällig ist das beschleunigte tempo, das ein **luƀĭgo* erfordert, und das im gegensatz zu der umgebung steht. Absichtliche überdehnung der reihen 2474a bis 2476a hebt diese tatsache deutlicher hervor.

-ĭg nach langer stammsilbe:

2627b *than is man ênĭg* (C.! II A a). Man versuche ein **ênîg*: die erhöhung des eigenen tones der silbe *-îg* teilt sich auch der folgereihe mit, die dadurch entweder der entspannung vor sinnesabschluß entbehrt oder die tondifferenz zwischen den stabträgern in 2628a der gruppe führton—fernton angleicht: ein tonverhältnis, daß zwischen alliterierenden silben im Heliand sonst nicht vorkommt. Ferner beachte man die besondere aussprache des *â* in *wânie*, die durch **-îg* hervorgerufen wird. *-ĭg* bringt dagegen die reihe wieder in übereinstimmung mit ihrer umgebung. Auch unter hauptton erhält sich das ursprüngliche **-îg* bei diesen wörtern nicht:

2304b *that sia sô thurftĭges* (C.! I A a). Das wort *that* trägt antwortton. **-îg* vergrößert den tonschritt von *thurf-* zu **-tî-*. Die wirkungen auf die folgende reihe gleichen den zu 2627b besprochenen. Schaltet man hinter *thurf-* eine kleine

---

eine unterart des gesetzes von gerade und ungerade (vgl. Sievers, Metr. stud. 4, § 21) zu sehen ist. Hier stünden nur anstelle der silben zeitteile, die durch die lautenden elemente eines wortes zueinander in beziehung treten.

pause ein, so fällt das tonverhältnis der hebungen in die gruppe führton—gesenkter nahton, wobei die senkung des nahtons nach gleichtonigem erstem halbvers allerdings der sonstigen gewohnheit zuwiderläuft, ohne indes unbedingt falsch zu sein. Wurde bei der ersten lesung die reihe 2305 a zu hoch, so gleitet sie jetzt auf das niveau der abrundenden variationsverse, zu denen sie inhaltlich nicht gehören kann. *-ig* löst alle schwierigkeiten.

Material:

a) *hebîg* a 1707. — *lubîg* a 2475. — *wlitîg* a 201, 71. 1398.

b) *mêndâdig* a 2472. — *elilendig* a 5139. — *elithiodig* a 2819. — *ênig* a 264. 844. 923, 42. 1477. 508, 13. 691. 844, 48, 55. 2787. 837, 92. 994. 4299. 426. 933, 87. 5322. 700. b 25. 164, 78, 84. 229, 63. 571. 1003. 492, 98. 511, 47, 61. 648, 69, 95. 703. 847, 54, 97. 2097. 338. 411. 529, 51. 627, 87, 89. 712, 58, 92. 807, 28, 88. 3190, 98. 224, 46, 63. 383, 85. 483. 520. 747, 70. 875. 80. 4042, 83. 138, 92. 243. 405, 60, 97. 514, 48, 93. 867. 5008, 15. 486. — *ênig* a 1785, 96. 3059. 325. 617, 53. 5087. b 947. 1661. 789. 3081. 667. 924. 4416, 20, 50. 642. — *gibiđiga* 1348. b 80. 195. 3378. 586. 4268. — *gihôrig* a 68. 82. 2981. b 837. 2115. — *ungilôbig* b 3006. — *ginâdig* a 2248. 3275. 5602. — *giweldig* b 3185. — *hriuwig* a 804. 2184. 3179. 4589. 672. 718. 5612. b 712. 4446. — *-hugdig: arm-* a 823; *balo-* a 4721. 5081; *gram-* a 4812. 5355; *nîđ-* a 1056. b 616; *wrêđ-* b 5201. — *craftig* a 2674. 804. 4217. 831. 5963. b 754. 1030. 3130. 525. 607, 18. 4021. 223. 5011. — *mahtig* a 241. 337, 72. 423. 583. 798. 828, 87. 937. 1378. 514, 44. 903, 99. 2024, 38. 193. 229, 33, 62. 325. 576, 81. 792. 927. 3013, 99. 172. 548. 646. 934, 53. 4204. 405, 24. 766, 80. 802. 5274. 505, 41. 610, 14, 51. b 357, 94. 753. 812, 63. 996. 1039, 44, 58. 248. 632. 827. 2103. 178. 846, 73. 924, 38. 3084. 509, 18, 92. 614. 4028, 79. 137. 229. 304. 528. 601, 45. 758. 886. 5064. 279. 380. 491. 621, 74; *alo-* a 245. 476. 1110. 619. 2337. 4052. 893. b 31. 416. 1087. 766. 2168. 957. 4038. 5635. 977. — *-muodig: gêl-* a 4948; *hard-* a 3137; *obar-* b 2705; *slîđ-* a 5247. — *ôdig* a 3298. — *sâlig* a 468. 611. 802. 1024. 180. 336. 440. 940. 2092. 296. 795, 99. 862. 3071. 174. 412. 958. 4390. 5509. b 76. 400. 587. 892. 1300, 04. 655. 998. 2172. 582. 3111. 477. 784. 838; *lof-* b 176. — *sculdig* a 4592. 5319. 647. b 3820. 5232; *un-* a 752. 3086. — *strîdig* b 4854. — *sundig* a 5019. b 1363. 2106, 23. 3894. 5857; *un-* a 2722. *tuomig* a 2489. 616. — *thurftig* a 525. 1541. 966. b 2304. — *willig* b 3399; *guod-* a 421. — *wirđig* a 20. 200. 1858, 62. 2879, 85. 4000. 5017, 92. 106, 08. 237. b 938. 1466. 611. 729. 933. 2104. 3227; *gi-* a 1188; *bar-* b 2932. 4597. *wittig* a 3718. b 569; *un-* a 1818. — *sîđwuorig* a 670, 98. 2238. b 660, 78.

B. 3. *-lîco.*

100. Der melodische befund bestätigt die allgemeine gewohnheit, *-lîco* mit langvocal anzusetzen. Es hat sich mir kein fall einer kürzung des *î* gezeigt. Schon das häufige

vorkommen des *-lîco* in A-, D- und E-versen spricht aus rhythmischen gründen für erhaltung des *î*.

328 a *hêlaglîco*. (A.; II B d). **-lĭco* steigt über *hêlag-* aufwärts und zerstört damit die entspannung vor sinnesabschluß, wie es auch die tote pause in eine rhythmische umzuwandeln trachtet. Schwereausgleich zwischen hebung und senkung geht nebenher. Bewußtes niederdrücken der toncurve gibt der stimme unnatürlichen klang.

3175 a *ac hie im opanlîco* (C.! I B a). **-lĭco* behält zwar die principielle tonverschiebung bei, welche *-lîco* zwischen sich und *opan-* aufweist, vergrößert aber das intervall. Dazu tritt weiter störend die ausstrahlung auf die folgende reihe, die dann nach oben drängt und zwangsweise mit dünner stimme gesprochen wird.

4841 a *so niudlîco an naht*, (E.. II A c). Auch in der nebenhebung des E-verses bewahrt *-lîco* seinen langen vocal. **-lĭco* nivelliert die stimme von hebung und senkung, womit sich klappernder gang der reihe verbindet. Dazu kommt eine beschleunigung der gangart und verschiebung der hebung *naht* aus dem melodischen gleichklang mit *niud*. Wohl infolge der größeren rhythmischen pause am reihenende und des einstellens auf directe rede unterbleibt stärker fühlbare einwirkung auf 4841 b. *-lîco* regelt wieder das verhältnis der hebungen in bekannter weise und bringt den dreiteiligen bau des E-verses ohrenfällig zur geltung.

Material:

arbêdlîco b 3462. — *baldlîco* a 915. 2929. — *baralîco* a 1424. b 5193 (*bar-*?). — *berhtlîco* a 8. 1674. — *diurlîco* a 883. 967. 3167. 4507. 698. 5735. 909. — *ferhtlîco* a 109. 659. 1637. 2667. — *firiwitlîco* b 815. 2771. 839. 3553. 5276. — *flîtlîco* a 5328. — *frôlîco* a 2677. 3041. — *gâhlîco* a 5864. — *garolîco* b 5962. — *griolîco* b 5152. — *hardlîco* a 640. — *hêlaglîco* a 328, 33. 448. 5844. — *holdlîco* a 1870. b 4573. — *hônlîco* a 5026. — *hriuwiglîco* a 3690. 4748. — *craftiglîco* a 2652. — *cûđlîco* a 857. 4123. 5951. — *lêđlîco* a 1563. — *lioflîco* a 381. — *mârlîco* a 3141. — *mislîco* a 2446. 3512. — *niudlîco* a 210. 353. 616. 1155, 78. 2468. 4803, 41. 971. b 1448. 5204. — *obastlîco* a 5896. 935. — *opanlîco* a 3175. 4180. 5386. 443. 948. — *sâliglîco* a 2158. b 48. 1169. — *spâhlîco* a 238. 1381. 901. 2650. — *suođlîco* a 494. 565, 81. 637. 1361. 2651. 3019. 5090. — *swâslîco* a 4500. — *swîđlîco* a 4977. *tîrlîco* a 1137. — *torhtlîco* a 89. — *thiolîco* a 99. 1111, 19. 574. 3221. 537.

4207. — *wânlîco* a 2396. — *waralîco* a 4352. — *wârlîco* a 300, 98. 620. 868. 905, 13, 74. 1428. 520. 668. b 1001. — *werđlîco* a 417. 2419. 4402. — *wîslîco* a 233, 37. 622, 55. 3764. 4284. 5559. — *wundarlîco* a 2056.

B. 4. *-lic.*

101. An das adverbium auf *-lîco* schließt sich die gruppe der flectierten adjectiva auf ursprüngliches *-lîk* mit der beibehaltung der länge des *î* an, während die endungslosen wortformen kürzung des vocals (in *-lĭk*) zeigen (*hwilik* und *sulik* sind in allen formen hier zunächst von der betrachtung ausgeschlossen).

2427 b *wârlic bilidi* (A .! II A a). **-lîc* erweitert hier die tondifferenz zwischen *wâr-* und *bi-* zu ungewöhnlicher größe, indem es selbst sich über *wâr-* erhebt und *bi-* mitreißt. Durch die hohe tonlage der zweiten gruppe von 2427 b wird auch 2428 a in die höhe getrieben. Neben kopfstimme und atemklemmung zeigt sich verwischung des verstypus, da 28 a sich der regulären rhythmisierung nach typus D widersetzt. Zugleich kann man eine von der üblichen abweichende aussprache der consonanten (z. b. des *l* in *bilidi*) beobachten.

(*wâr*)*lĭc* stellt die regulären ton- und stärkeverhältnisse zwischen hebung und senkung wie zwischen reihe 27 b und 28 a wieder her und hat deshalb als die aussprachsform des originals zu gelten.

2416 a *sulĭc suodlĭc spell* (B .. II A a) mit falschem **-lîc* zeigt dieselben erscheinungen, wie sie zu 2427 b angeführt wurden, in einem B-vers, besonders die beeinflussung der folgenden reihe, die erst durch *-lĭc* ihren gewöhnlichen abschluß findet.

Zweimal findet sich *-lĭc* als zweite hebung in einem B-vers: 1303 a. 3588 b. Schon die seltenheit dieser verwendungsart an haupttoniger stelle (im gegensatz zu *-lîco*) läßt kürze vermuten, und die klangbeobachtung bestätigt das.

1303 a *suîđo hêlaglĭc* (B .! II B a). Auf dem *-lic* ruht ein starker dynamischer accent, und trotzdem verträgt die zeile nicht eine (namentlich probeweise übertriebene) dehnung des *i*. Will man zugleich die richtigen pausen einhalten (leichte sinnesscheide nach 1302 b und 1303 b), so bringt **-lîc* schlechte atemverteilung mit sich, insofern der atem durch zu starke

inanspruchnahme in 03a (*-*lîc*) nicht bis zur nächsten atempause ausreicht.[1]) Eine pause etwa nach 1303a einzuschieben, verbietet der starke fortsetzungston in 03a, der unbedingtes weiterlesen erfordert. Auch bei regulärem lesen zeigt *-*lîc* durch niveauverschiebung in der nachfolgenden reihe die falschheit der quantität an.

Auch im nebenton ist die ursprüngliche länge des *i* aufgegeben. Schwierig ist die entscheidung in fällen wie 1397a *wrisilic giwerc*, (E.. II B c), wo sich das *-lic* an zweisilbigkurzen stamm anschließt (vgl. auch 1779a. 4320a. 5678a. 5907a). Man ist in diesen versen allzuleicht geneigt, rhythmische beschwerung für sprachliche länge zu halten, was damit zusammenhängt, daß der stamm keine dehnfähigkeit besitzt. Das *gi-* springt bei der aussprache *-*lîc* von ungewöhnlich tiefem zu hohem ton empor, während sonst die senkung die nebenhebung tonal nach unten fortsetzt, wie das bei der aussprache *-lĭc* auch hier der fall ist.

Die stellen, welche die aussprache *-lîc* erfordern, gehören vorzugsweise dem typus E an, vereinzelt den typen C und A, wo sie die haupthebung ausfüllen, und nur einmal (2515a) steht *(mis)lîcan* in der senkung eines A-verses, allerdings unter beschwerendem nebenaccent in beiden senkungsstrecken.

252a *munilîca magad* (E.. II B a). Falsches *-*lĭca* spannt wieder den melodischen bogen von *muni-* zu *magad*. Zugleich verliert sich bei beschleunigter sprechweise der dreiteilige vortrag des E-typus. Die folgende reihe beginnt nicht mit dem indirecten eingangston, wie sonst nach doppelpunkt, verfällt vielmehr in die art tonschwacher parenthetischer verse, wie sie allerdings bei namensnennung mehrfach vorkommt (vgl. 4147a). Dazu steht aber der inhalt von 252b seiner wichtigkeit wegen im directen gegensatz.

Damit vergleiche man die wirkung gerade von 252b mit seinem novum *Maria*, wenn *munilîca* gelesen wird. Daß es sich hierbei nicht um bloß rhythmische dehnung im vers,

---

[1]) Daß daran nicht die überdehnung schuld ist, erweist z. b. 1288a bis 1289a, wo drei reihen mit mehreren langen vocalen in einem atemabschnitt zu sprechen sind, ohne daß bei gemeinsamer überdehnung atemklemmung eintritt.



sondern um die benutzung schon sprachlich gebotener länge handelt, zeigt 1397a mit *-lic* bei gleichem rhythmischen bau.

336a ***guodlîcon gumon*** ' (E.. II B b). Mit **-lĭc-* verbindet sich tonbogen nach *gumon*, schwereausgleich zwischen hebung und senkung und typusverwischung.

Anders liegen die verhältnisse bei den kurzstämmigen *hwilik* und *sulic*. Sie werden beide nach gleichem princip behandelt und können sowohl kurzes wie langes *i* haben, und zwar auch in flectierten formen. Bei ihnen gibt vielmehr die stellung im versschema den ausschlag. Tragen sie haupt- oder nebenton, so ist das *î* bewahrt, im übrigen ist es zu *ĭ* geworden. Es ist darin offenbar die wirkung der gerade bei diesen wörtern so häufigen proklise zu erkennen.

4520a *sulîc gidêli*, (A_3;. II A c). Der für den A_3-vers übliche tonaufstieg wird durch das *gi-* von *gidêli* bei einer aussprache *sulĭc* zwar gewahrt, aber die zu erwartende gleichtonigkeit von *sulic* weicht einer ansteigenden linie. Außerdem treibt *sulĭc* zu einem drängenden vortrag, der die schwere scheide am reihenschluß überstürzt und die folgende reihe in die höhe drückt, so daß die bindung der stabträger durch gleichton fällt. Zugleich wird die rhythmische form des halbverses verwischt (man beachte auch die veränderte aussprache des *ê* in *gidêli*). *sulîc* bewahrt dagegen den gleichton seiner silben, den rhythmischen charakter des A_3-verses, die reihenscheide und die harmonie der tonverhältnisse.

Ganz entsprechend sind die unterschiede bei **sulic* und *sulîc* bei anderer rhythmischer form in 4120b (B.! I B a).

1464a *barno gihwilîcon*, (A.! II A c). Der signalton, der dem *that* von 1464b vorausgeht, ruht auf *ôc* 63b, so daß das *-con* von *gihwilicon* regulär unter der tonstufe von *hwili-* liegen müßte. Statt dessen steigen die töne von *-hwi-* bis *-con* und verdrängen so die scheide, die 64a abschließen soll. Befriedigend wirkt dagegen wieder die lesung *-lîc*.

376a *thuro hwilĭc ôdmuodi* (C.! I B a). **hwilîc* stört hier den ansteigenden eingang des typus C durch tonsprung zur silbe *ôd-*. Hier ist also *hwilĭc* zu fordern.

Entsprechend liegen die verhältnisse in 433b *hwilĭc im thar bilidi ward* (B.! I B a). Auch im B-vers stieg die eingangssenkung silbe um silbe bis zur ersten hebung. Daran

wird sie hier durch die aussprache **hwilîc* gehindert. Man vergleiche die glatten tonreihen der eingangssenkung etwa in 409 b. 403 b usw., und man wird heraushören, daß der toncontrast zwischen *-*lîc* und *im* größer ist als zwischen *im* und *thar*. Er wird gleich durch die aussprache *-lĭc.*

4594 a *sulĭkes inwiddies* (C.' II A a). Die tondifferenzen bei der aussprache mit langem und mit kurzem vocal sind bei nicht haupttonigen wörtern nicht so auffällig, weil innerhalb der senkungsstrecken die tonunterschiede selbst nur bescheidenen umfang haben. Immerhin ist auch hier zu hören, daß **sulîkes* eine reihe von drei gleichen tönen bildet, von der ein sprung zu der hebung *in* aufsteigt, während *sulĭkes* sich in drei tönen hintereinander anordnet, die in gleichen abständen zu dem *in* hinführen.

Wie in den drei angeführten beispielen zeigt die tonbewegung an allen hierhergehörigen stellen abweichungen von den üblichen curven bei einer aussprache mit *-*lîc*-, übereinstimmung mit ihnen bei der aussprache *-lic-*. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sich bei *sulic* oder *hwilik* in langen senkungen durch einfluß stärker oder schwächer accentuierter umgebung durch eigene rhythmische beschwerung noch mancherlei graduelle unterschiede bezüglich der vocalquantität werden feststellen lassen, aber in keinem falle werden sie — das kann auf grund zahlreicher proben gesagt werden — an eine zweifelsfreie länge heranreichen.

Material;

a) *armlîc-* a 736. — *diurlîc-* a 988. 1790. 2797. — *frîlîc-* b 3967. — *guodlîc-* a 336. 2085 (subst.). b 4275. — *iâmorlîc-* a 735. — *lêđlîc-* a 2587. *lîhtlîc-* a 2055. — *lioblîc-* a 1277. 828, 61. 2830. — *mislîc-* a 1876. 2515. 3735. b 2492. — *munilîc-* a 252. 1997. 5784. — *ôđarlîc-* b 155. 3123. — *seldlîc-* a 3158. 5457. — *suođlîc-* a 183. — *wundarlîc-* b 36.

b) *berhtlic* a 3122. — *diurlic* a 961. 1005. 592. 3046. 994. 4751. 909. 5806. b 255. — *egislic* a 1779. b 4323. — *gêstlic* b 1323. — *guodlic* a 865. 1101. 3135. 4295. b 4283. 541. — *harmlic* a 5514. — *hêlaglic* a 1303. — *hetilic* a 4215. 320. — *holdlic* b 3413. — *lêđlic* a 1624. 2343. — *lioflic* a 1558. 3515. — *mahtiglic* b 2349. 3588. — *mârlic* a 1295. — *gimêdlic* b 2658. — *mislic* a 1891. 5380. b 3467. — *seldlic* a 5678. 872, 78. 907. b 3128. — *suođlic* a 2416. 4908. — *torhlic* a 1212. — *wânlic* a 207; *un-* a 4957. — *wârlic* b 1802. 2427. — *wîslic* a 23. 1205. 740, 60. — *wrisilic* a 1397. — *wundarlic* a 4309. 5622.

c) *hwilîc* a 44. 308. 1019, 73. 298. 485. 539. 803, 15. 2230, 83. 415. 535.



623. 3207. 963. 4538, 91. 842 (text?). 5548. b 1170. 368. 530. 964. 2644; *ên-* a 929; *gi-* a 954. 1113. 218, 53. 418, 64. 536. 607, 99. 752. 917, 63, 87. 2051. 169. 347. 490. 616, 18. 732. 3200. 333, 36. 628. 781. 874. 932. 4191. 249. 377. 587. 5035. b 56. 342, 53. 908, 75. 1008, 20. 344. 412. 504, 92. 602. 16, 70. 712, 48. 824. 2065. 284. 592. 879. 3188. 216. 811, 51. 913. 4050. 115, 53. 375. 595. 773. 5253. 357. — *sulic* a 872. 1215, 80. 417. 829. 4513, 20. 5156. b 925. 4120.

d) *hwilic* a 376. 553, 55. 2262. 5248. 877. b 433. 537. 1394. 753. 974. 3519, 54. 808, 68. 4308. 972. 5031; *ên-* a 3048. — *sulic* a 284. 355. 592. 822, 51. 1099. 444. 636, 79. 749. 2416, 91. 979. 3237. 849. 4023. 324. 404, 06. 594. 920. 5106. 235, 44. 334. 873. b 118. 590. 817, 41, 50. 1404. 699. 724, 37. 56, 61. 2156. 429, 46. 606, 49, 56. 716. 815, 81. 3082, 96. 202, 53. 777, 79. 936. 50, 51. 4032. 191. 314. 890. 918. 5020. 101. 365, 88. 530, 90. 606. 868, 91. 939, 45.

B. 5. *-ost.*

102. Kurzstämmige einsilbige adjectiva (etwa wie *sad*) kommen in superlativformen im Heliand nicht vor.

Ein beleg für die wortform ◡́ × × findet sich in 760 a *fagarŏsta*, das sich (wie gleichgebaute substantiva der *a*-declination usw.) den langstämmigen wörtern anschließt und damit auch wieder der allgemeinen regel; sie haben also das superlativsuffix mit kurzem vocale. Besonderer erwähnung bedürfen die superlative *wlitigost, craftigost, egislicost* und *guodlicost*. Die beiden ersten folgen auch als superlative der quantitätsverteilung der *-ig*-adjectiva : *wlitîgŏst* : *craftĭgŏst*. Ebenso schließen sich die zwei letzten der regel an, die für ihren positiv maßgebend ist: sie haben also *-lîcŏst-*. Beispiele:

3254 b *hêrŏst wâris* ' (A .; II A b). An diese reihe schließt sich eine variation an, die v. 3254 a näher ausführt. Diese art, eine variation von dem eigentlichen gegenstand der erläuterung durch eine oder mehrere verse zu trennen, ist nicht selten, aber auch dann wird die variation wie die übrigen variationsverse durch leichte atempausen von der unmittelbar vorangehenden reihe getrennt. Läßt man dies außer acht, so tritt leicht eine schwere atempause an die stelle der leichten. und damit wird nicht allein die beziehung der haupttöne der vorderreihe geändert (hier in 3254 b wird .; in ., gewandelt), sondern auch die folgereihe in eine tiefere tonzone gedrückt. Die variationszeile wird dadurch zum abrundenden vers modificiert und dessen verhältnis zum stabträger der nächsten reihe getrübt. Dies ist beim lesen zu beachten.

Falsches *-*hêrôst* statt *hêrŏst* ruft, bei leichter atempause, die beschriebenen änderungen ebenfalls hervor, und zwar noch wesentlich gesteigert. Die entfernung der töne von *hê-* zu *wâr-* übersteigt ziemlich stark den weitesten sonst üblichen tonschritt von führton zu fernton und verhindert durch ungewöhnliche tiefe der reihe 3255a tonale verbindung mit 3255b. Schwere atempause nach 3254b drängt die reihe 3255a in ihr natürliches geleis, zerreißt aber die inhaltliche beziehung zum voranstehenden und damit das verständnis der stelle. Der ansatz *hêrŏst* löst dagegen tonale wie inhaltliche schwierigkeiten.

821b *manno liobosto* (D.!). Diese reihe gehört als vocativ keiner der im einteilungssystem (nr. 63 ff.) aufgestellten klassen an, sie steht vielmehr (als einschub in den zusammenhang des satzes) ohne verbindung zu den benachbarten reihen, von denen sie zwar, wie hier, meist durch leichte atempause getrennt ist, die aber für sich mit fortsetzendem ton enden (821a) und mit fortsetzungston beginnen (822a).[1] Tonisch steht reihe 821b in verbindung mit ihrer umgebung, so daß sich auch hier falsches *-*ôsto* durch verlegung der reihe 822a auf tieferes niveau bemerkbar macht.

760a *fluodo fagarŏsto*[2]. (D.; II B d). Durch die aussprache *-*ôsto* wird der tonschritt von *faga-* zu *-*rôs-* zu groß, so daß auch die letzte silbe (*-to*) zu tief gelegt wird: eine selbst für sinnesabschluß nicht übliche tonlage. Durch *-ŏsto* wird die gewöhnliche intonation vor punkt erreicht.

2613a *that is egislîcŏst* (C.' I A a). Der größte im Heliand sonst übliche tonschritt wird durch *-*lĭcŏst* noch erweitert. *-*lĭ-cŏst* und die folgende reihe treten auf gleiches tonniveau. Damit verbindet sich ausgleich der schwere in *-*lĭcŏst.* Die feierlichkeit des tones, die bereits auf die folgenden schwellverse hinweist, geht dadurch verloren. Daß aber *-ŏst* nicht mehr langen vocal hat, zeigt der tonaufstieg von *-*ôst* über

---

[1]) Ähnliches verhalten der reihen bei rhythmisch nicht gezähltem *quad hie* am reihenschluß.

[2]) Im gegensatz zu MC scheint *fagarosto* der melodie besser zu entsprechen als *-a*, ohne daß jedoch darauf viel gewicht gelegt werden soll, da solche qualitätsunterschiede am satzschluß vom einzelfall aus ohne beachtung des übrigen materials schwer zu bestimmen sind.



-lic hinaus, dem sich reihe 2613 b anschließt. Die melodie erfordert eben die aussprache *egislîcŏst.*

3119 a *cuningo craftigost* (A d .. II B a). *-ĭg* oder *-îg? -ŏst* oder *-ôst? *-îg* wie **-ôst* und deren verbindung üben auf die folgereihe die gleiche, nur der intensität nach verschiedene wirkung aus: sie verschieben das tonniveau von 3119 b auf eine falsche tiefe. Auch atemklemmung tritt in beiden fällen auf, während tempoverschleppung und typusverwischung bei **-îg* mehr zutage treten als bei **-ôst.* Befriedigen kann nur *craftĭgŏst* im zweiteiligen auszählschema.

Material:

armost a 4436. — *brêdost* a 2595. — *egislicost* a 2613. — *fagarost* a 760. — *ferrost* a 2141. — *gilîcost* a 5810. — *guodlîcost* a 5741. — *hêlagost* b 5739. — *hêrost* a 2046. 3414, 41. 556. 4949. 5030. 887. b 2883. 3254, 58. 790, 93. — *hlûdost* a 746. — *hôhost* a 278. 419. 1083. 5075. — *craftigost* a 371. 973. 1134. 599. 2315. 696. 3119. 5634. — *lêđost* a 5649. — *liobost* a 485. 3149. b 821. 2283. 697. 4600. — *lofsamost* a 2063. — *rîkiost* b 404. 1138. 249. 334. 993. 2089. 577. 901. 4380. 606. 745. 5630. — *scôniost* b 270. 379. 438. 2017, 32. — *snellost* b 5027. — *spâhost* a 613. — *strangost* b 370. — *swârost* b 1215. — *swâsost* b 202. — *werđost* a 1299. — *wîdost* a 45. — *wîsost* a 2786. b 4467. — *wlitîgost* a 271. — *wunsamost* a 871. 3143. 687. 5549.

B. 6. *-or.*

103. Als vertreter der comparativendung wurde nur der comparativ vom adverbium untersucht, der in C ausnahmslos auf *-or* endet. Es fanden sich im stamm nur phonetisch lange silben, so daß sich, wie zu erwarten, allgemein *-ŏr* als richtige endung ergab.

4857 a *nâhŏr mid nîđu*, (A .. II A c). Bei einer aussprache **nâhôr* entfernt sich das **-hôr* weiter von seiner hebung, als es die senkung zu tun pflegt, und es drückt zugleich auf den rest der reihe, dessen töne sich nun auf absteigender linie bewegen. Der bei doppelalliteration übliche gleichton wird beseitigt. Stärkeabschwächung im allgemeinen und besonders zwischen hebung und senkung im folgenden vers kennzeichnet **-ôr* als unrichtig.

4119 b *sîđŏr sia is hêlagun werc* (B . ! I B a). Mit *sîđŏr* klimmt der ton von silbe zu silbe aufwärts bis zur ersten hebung, ohne sprünge, in gleichmäßigem tempo. Bei der aussprache **sîđôr* tritt dagegen ein nicht zu überbrückender

tonsprung von *-*ôr* zu *sia* ein. Dazu verlangsamt sich das tempo, das erst bei *is* wieder in seinen gewohnten gang eintritt. Der eingang eines B-verses verträgt aber normalerweise eher eine beschleunigung der silbenfolge (um bei stark gefüllter eingangssenkung die zeitgleichheit mit der schwachen senkungsstrecke der zweiten gruppe zu bewahren), als ihr gegenteil. Auch hier stellt *sîđŏr* den ausgleich her.

Material:

diopor b 1436. — [*elcor* a 207. 2510. b 2338. 432. 3770. 4306. 5077. 577]. — [*ellior* b 2707]. — *fullicor* a 1454. — *furđor* a 1173 (text?). 437. 2512. 3209. 484. 4566. 5007. 578. 700. b 449. 2265. 5652. 813. — *hôhor* b 4734. — *nâhor* a 182. 2482. 4857. 971. 8204. 693. 825. b 231. 579. 1056, 75. 255, 79. b 1061. 2102. 382. 468. 3516. 4031. 5713. — *ôđor* a 3299. — *rûmor* a 2384. — *sâftor* a 3301. — *sêror* b 5010. — *sîđor* a 4180. 5421, 26 (text?). b 147. 507, 71, 81. 1117. 330. 470. 710, 18, 19. 2067, 69, 77. 887. 900. 3168. 289. 421. 504. 661, 66. 4119. 257. 625. 5033. 426. 949. — *wîdor* a 536.

B. 7. *-ari.*

104. Wie im ahd. *-âri* und *-ĕri* < *-ari* nebeneinander stehen, so finden sich auch alts. belege für *-eri* neben solchen auf *-ari*. Von letzteren ist nur noch das lehnwort *solâri* 4542 a erhalten, während *fiscari* 3209 a, *altari* 107 b. 1471 a und *carcari* 2723 a. 4400 a. 4680 a nur mit kurzem *a* erscheinen:

4542 a *hôhan solâri*, (A.; II B c). Bei einer aussprache **solări* steigt das *i* in die höhe. Die schwere scheide wird durch den starken fortsetzungstrieb, der bei dem worte **solări* eintritt, übersprungen, und dadurch verliert die folgende reihe ihre rhythmische gliederung, und beschleunigt sie wesentlich ihr zu erwartendes tempo. Auch innerhalb 4542 a geht die zeitgleichung verloren, da die enge zusammengehörigkeit der begriffe *hôhan* und **solări* keine ausgleichende pause verträgt. Also ist *solâri* anzusetzen.

In 3209 b würde **fiscâri* rhythmisierung der reihe nach typus E verlangen und damit zerdehnung der reihe und mangel an atemökonomie eintreten. Auch die leichte atempause am reihenschluß ginge verloren. Langes *-â-* wäre also falsch.

Material:

a) *solâri* a 4542.

b) *altari* a 1471. b 107. — *driogeri* a 3818. — *fiscari* b 3209. — *carcari* a 2723. 4400. 680. — *muniteri* b 3737.

C. Zusammenfassung.

105. Vorhistorisch lange mindertonvocale haben in alts. gedeckter stellung

A. ihre länge allgemein bewahrt
  a) nach kurzem offenem einsilbigem stamm:
    1. im nom. acc. plur. masc. der *a*-(usw.)stämme: *-ôs*,
    2. im gen. plur. der *ô*- und *n*-stämme: *-ôno*,
    3. im dat. plur. der *ô*-stämme: *-ôn*,
    4. in der 2. sing. und 1.—3. plur. opt. praet. aller verba: *-îs, -în*,
    5. in der 2. sing. und 1.—3. plur. opt. praes. aller verba: *-ês, -ên*,
    6. in der 2. sing. ind. praet. der sw. verba: *-ôs*,[1])
    7. in der 2. sw. conjugation: *-ô-*,
    8. in der 3. sw. conjugation: *habês*,[2])
    9. bei den adjectiven auf *-îg*,
    10. bei den substantiva auf *-âri*.

B. ihre länge unter besonderen bedingungen bewahrt:
  a) nach kurzem offenem einsilbigem stamm:
    1. in *sulîc* und *hwilîc* mit flectierten formen und compositis, wenn sie haupt- oder nebenton tragen,
  b) nach langem stamm:
    1. bei *drohtîn* im casus rectus,
    2. bei adjectivis auf *-lîc-* in den casus obliqui.

C. ihre länge allgemein aufgegeben:
  a) nach kurzem offenem einsilbigem stamm:
    1. im fem. der *n*-stämme: *-un*,
    2. im dat. plur. der *n*-stämme: *-on*,[3])
    3. in der 3. sw. conjugation: *habed*,[4])
  b) nach langem stamm:
    1. in den oben unter A. a) 1—10 genannten fällen,
    2. im comparativ auf *-or*,[5])
    3. im superlativ auf *-ost*,[5])

---

[1]) Nur *dedôs* belegt.
[2]) Sonst außer *habed* [vgl. C. a) 3] nichts erhalten.
[3]) Fürs fem. bietet der Heliand keine belege.
[4]) Vgl. anm. 2.
[5]) Kurzstämmige belege nicht vorhanden.

D. ihre länge unter besonderen bedingungen aufgegeben:

a) nach kurzem offenem einsilbigem stamm:

1. in *sulic* und *hwilic* mit flectierten formen und compositis, wenn sie der senkung angehören,

b) nach langem stamm:

1. bei *drohtîn* in den casus obliqui,
2. bei den adjectivis auf *-lic* im casus rectus.

106. Die gewonnenen resultate zeigen, daß die entstehung des Heliandtextes selbst einer zeit angehört, in der noch beträchtliche reste altertümlicher lautgebung mit kräftigen neuerungen im lautstand hand in hand gingen, einer zeit des überganges aus einer sprachperiode in die andere.

(LEIPZIG)/DRESDEN. A. KNÖRNSCHILD.

Inhaltsübersicht.

ST. EMMERAMER STUDIEN.

I.

In meinem aufsatze ‘Muspilli’, Berliner sitzungsber. 1918, s. 414 ff., habe ich mehrfach (s. 427 f.) auf die verwandtschaft des gedichtes mit der ahd. bearbeitung des 138. psalms hingewiesen.

Daß diese, wie sie vorliegt, aus Regensburg stammt, besagen vielleicht schon die $v = uu$ (v. 1. 10. 11. 19. 25), die wir noch aus den Regensburger urkunden (a. a. o. 424), aus Lond. Can. (a. a. o. 428), aus dem Emmeramer Clm. 9534 (*vilda* I. 444, 3) und die regelmäßigen $u = uu$, die wir aus Clm. 9534 (*kiuati* I. 456, 11), Musp. und Hrab. kennen (a. a. o. 415, auch aus Musp. II, wie nachzutragen ist: *heuigon* 41, *ueliha* 64 [1]); das $v = uui$ (*givzida* $>$ *givizida* 11) findet verwandtschaft an dem urkundlichen *Vudamot* Ried, Cod. chronologico-diplomaticus

---

[1]) Hierauf verweist mich Jellinek brieflich, wie auf *far-* II, 61. Er wendet ferner ein, daß in II worte fehlen, die wie *suonnen* und dergl. in I gemination nach länge aufweisen könnten, daß auch vielleicht die *l, m, n* statt *ll, mm, nn* nach andern buchstabenauslassungen wie in *phhe* 26, *kipgan* 76 (wo aber der fehlende gleich dem folgenden vocal ist) zu beurteilen seien. Diese letzte gleichsetzung von nichtgeminieren und auslassen will mir freilich nicht einleuchten, und ich hoffe hier darzutun, daß der zusammenhang anders ist. Noch weniger Steinmeyers forderung, daß die graphischen eigentümlichkeiten einander ausschließen müßten, wenn sie von der scheidung überzeugen sollten, daß also etwa für I $h < k$, für II $hh < k$, nicht für I h und $hh < k$, für II $hh < k$ zu fordern wäre. Das scheint mir an sich willkürlich und unbillig, namentlich in betracht der kraft orthographischer tradition, hier aber besonders falsch, weil I und II von derselben hand abgeschrieben sind. Auf andere mir höchst förderliche einwände Steinmeyers komme ich noch zu sprechen.

An der scheidung aber darf ich nun wohl festhalten, die ja doch auch durch inhalt, versbau und stil gefordert und mir wenigstens privatim sonst zugestanden ist. Übrigens hat bereits Neckel (Sitzungsber. der Heidelberger akademie der wiss. 1918, VII) darauf gefußt.

Episcopatus Ratisbonensis, nr. 21 anno 821, wohl auch an *uuze* = *uuize* Musp. II. 62 u. dgl.; die falschen vereinfachungen von geminationen in *anegine* 4, *ale* > *alle* 18 an *alero* Musp. I. 19. 34, *mano* 19. 81, *dene* 65. 65, *hele* > *hella* 21 und urkundlichen schreibungen wie *Pilinc* und *Ano*; die merkwürdigen vortonigen sproßvocale in *spiricho* 10, *cherist* 11, *chereftti* 23 an mehrfachem *cheneht* des Emmeramer Clm. 14747 s. X. (Schatz, Altbair. gramm. § 54) und besser an dem urkundlichen *Folcherat* 79 a. 900. Das regelmäßige anlautende *g* ist im 10. jh. ein zeichen für Regensburg (in Freising ist es ausnahme, vgl. Schatz § 70 a).

Nun liegt aber die psalmbearbeitung nur in abschrift vor. Das zeigen die reime *zun* statt *zoum* : *goum* 7, *gitan* : *intrinnen* (so ausdrücklich Steinmeyer, Die kl. ahd. sprachdenkm. XXII) 12, *finster* : *sar* 29 und das fehlerhafte *daz* statt *de scefti* 23. wie wegen des *se* 24 und des plurals *tela nequissimi* des vorbildes Ephes. 6, 16 gelesen werden muß: *de* = *diu* steht auch v. 11 und 26 (*se* = *siu* 24), und dem schreiber war die form nach ausweis von *den* statt *de finstar* 29 ungeläufig (vgl. auch die lesart s. 105, nr. 12 bei Steinmeyer: '*de*] *e* scheint aus ansatz von *i*[*diu*] corrigiert'). Ohnehin würde man den einschub 22—24, der den gedanklichen wie den grammatischen zusammenhang (*fienta* 19 plur., *imo* 23 f. sing.) zerstört und im psalmentexte keine vorlage hat, nicht für das werk des dichters halten.

Aber die verwandtschaft mit Muspilli wird schon im original begründet gewesen sein. Das läßt sich, glaube ich, an der verskunst dartun.

Ich knüpfe da an die darlegung Berliner sitzungsber. 419 an, wonach das gleichstellen oder gar überordnen der vierten haupthebung des langverses durch ihre bestabung die alte vorherrschaft der dritten gebrochen erscheinen läßt, und es sei jetzt deutlicher ausgesprochen, daß ich das eindringen des endreimes mit seiner starken betonung für einen hauptgrund dieser gewichtsverschiebung halte: bei stumpfem wie klingendem ausgange ist diese hebung trägerin des endreims, nur bei vollem — so regelmäßig im ursprünglichen Otfriedverse — fiele er auf die abschließende nebenhebung: aus *súonà* : *ságetà* wird (mit übertreibender accentuierung) *súoná* : *ságetá*, aus 4/4 ♩́ ♩ ♩̀ ♩ | ♩́ ♩ ♩̀ ♩ wird 2/4 ♩́ ♩ | ♩́ ♩ | ♩́ ♩ | ♩́ ♩.

Diese überführung läßt sich aber auch anderweit erkennen. Liest man den Steinmeyerschen text von Muspilli II (außer v. 48 und 61/62, die stablos oder endreimend sind) nach den alten betonungsgesetzen, so erhält man als längste zwei siebensilbige auftakte: *denne uuirdit untar in* 39 b und *dar man dar eo mit sinen* 60 b, außerdem einen trotz alliteration nicht stabenden vers: *múòr uarsuuílhit sìh, suilizot lóugiù der hímil* 53. Aber augenscheinlich ist doch der stab erstrebt: die drei beanstandeten verse haben sozusagen verborgene stäbe und ihre hervorhebung (*uuírdit, mán, suílizot*) beseitigt sofort die schweren auftakte. In v. 37. 57. 58. 59 stehen sie an falscher stelle, und in v. 49 ist einer überflüssig, d. h. dem dichter ist das anbringen von alliterationen wichtiger als ihre anordnung und die einhaltung des alten versaccents. Man hätte also zu lesen (die acute als zeichen monopodischer messung):

39 b *denne uuírdit úntar in uuíc arhápan*,

53 b *suílizot loúgiú der hímil*,

60 b *dar mán*[1]) *dar éo mit sinen mágon píehc*,

und dann auch

57 a *dar ni mác denne mák ándrémo*.

Es fehlt dann zum neuen verse nur noch der endreim, der entweder der alliteration noch platz läßt (37. 49. 62) oder ganz ohne sie auskommt (61).

Wie der dichter von Musp. II allmählich in die neue kunst hinübergeglitten ist, habe ich a. a. o. s. 419 darzulegen versucht.

Eine vorstufe läßt Muspilli I erkennen: die bestabung der vierten haupthebung (3. 90), namentlich im verein mit der zweiten (15. 30. 76. 80) und in verbindung mit endreim (78); endreim mit zweifelhaften stäben (79); verborgener stab der besprochenen art, der das verbum auf die betonungsstufe des nomens erhebt, die dipodische abstufung ausgleicht (22); verse ohne stab (13. 18. 97); dazu regelrechte verse mit schlußreimen (7. 28. 87. 96), die dann ihrerseits auf *líntùn* : *wúrtùn* und *mán* : *giwínnàn* Hild. 67 und 56 zurückweisen. Denn daß man solche klänge zu empfinden wußte, zeigen die zusammenstellungen von Fraenkel, Zs. fda. 58, 61 f. (*haptbandun*

[1]) *man* ist also wohl substantivisch; es fehlt sonst in II: vgl. I. 78, 16. 27. 66. 70; 63. 93; 94, 19. 34. 72. 81. 90; 103.



: ***uigandun***, ***westar*** : ***swestar***, ***enteo ni uuenteo*** usw.), und ich wüßte nicht, wo man die grenze des zufälligen ziehen wollte. Wie haben aber diese zufälligkeiten von Hild. zu Musp. zugenommen!

Von den verfallserscheinungen in der verskunst des Musp., die schon Sievers in seiner Altgerm. metrik §§ 130 ff. zusammenstellt und die ihn von einer 'art endglied in der entwicklung der alliterationsdichtung' sprechen lassen, 'das mit aufgebung einer reihe älterer charakteristica die brücke zu der bald erblühenden neuen dichtungsform bildet', führe ich noch an, daß nur noch zweimal ein satz ohne einschnitt nach alter weise in die nächste langzeile hinübergreift (22 f. 51 f.): der monopodische rhythmus mit oder ohne endreim hebt die bedeutung des versschlusses.

Der vers des Musp. begreift sich als übergang nicht nur vom stab- zum endreim, sondern auch vom vier- zum zweiverteltakt, und das gilt auch wohl in dem gedichte schon weiter als es erweislich ist.

Von dieser eigenen übergangskunst im versbau zeigt Ps. 138 die unmittelbare fortsetzung auf der linie Musp. I—Musp. II. Es gibt 1. einen allenfalls vierviertelaktig lesbaren alliterationsvers mit stabstellung 1. 2. 4 (v. 31, vgl. Musp. I. 15); es gibt 2. vierviertelaktig lesbare alliterationsverse mit endreim (v. 17. 18. 27; vgl. Musp. I. v. 7. 28. 78. 79. 87. 96; Musp. II. v. 37. 49. 62); 3. einen zweiviertelaktigen alliterationsvers ohne endreim (v. 4, vgl. II. 39. 53. 57. 60); 4. zweiviertelaktige alliterationsverse mit endreim (v. 3. 36, vgl. Musp. I. 78. 79, II. 62); 5. vierviertelaktig lesbare endreimverse (v. 1. 9. 23. 32. 33, vgl. Musp. II. 61); 6. zweiviertelaktige endreimverse mit gelegentlichen alliterationen (die übrigen).

Die reime der psalmbearbeitung unterscheiden sich beträchtlich von den Otfriedischen. Daß die vocale der schlußsilben in germ. $\acute{-}\,\grave{\times}$ nicht zueinander stimmen (*hanton* : *gertun*, *firdanen* : *ginadon*) kommt bei O., soweit überhaupt gereimt ist, in den fünf büchern 1, 2, 0, 5, 1 mal vor,[1]) in Ps. 8 mal,

[1]) Die zahlen hier und im folgenden aus den angaben bei Holzwarth, Zu Otfrieds reim, diss. Leipzig 1909, besonders § 31, errechnet.

das sind dort 0,12, hier 22,2 % der reime! Umgekehrt gibt es bei O. reime mit germ. –́ x̀ : –́ x̀, in denen nur die schluß-silben stimmen (*loufa* : *diafa*) 1126, d. i. 15,2 %; in Ps. 3 (einschl. *himile* : *herie* mit stab), d. i. 8,3 %. Es liegt nahe zu sagen, dieser starke unterschied sei folge der schwächung, die den endsilben nicht mehr gestattet hätte, das gewicht des reims allein zu tragen (vgl. Zarncke, Berichte der sächs. gesellsch. der wissensch. 1874, s. 40; Kögel, Gesch. der deutschen lit. II, 123). Aber in wahrheit sind die endsilben im Ps. fester als bei O. (Die einzelheiten bei Pongs, Das Hildebrandslied s. 156, und bei Ingenbleek, Über den einfluß des reims auf die sprache Otfrieds), und dementsprechend sind auch die reime –́ x̀ : –́ in Ps. häufiger als bei O.: 8 gegen 938 oder 22,2 gegen 12,7 %. Es ist vielmehr so: Ps. macht die durch den Otfriedischen vers geforderte gewaltsame und sprachwidrige hebung der endsilbe nicht mit, er bevorzugt die alte natürliche wort-betonung, wodurch dann der reim von selbst die von Ehris-mann, Gesch. der deutschen literatur s. 205, empfundene mehr gedank- als klangliche bedeutung zurückgewinnt.[1]) Es fragt sich nur, ob diese rückgewinnung des alten klingenden vers-schlusses auf dem wege von O. zum mhd. liegt oder ob wir hier, wie Kögel II, 122 wollte, einen selbständigen vers haben. Für das zweite spricht das dargelegte hervorwachsen aus dem alliterationsverse mit der vorstufe der bestabung der vierten haupthebung, d. h. der siebenten hebung des langverses, die dann den klingenden reim trägt. Ferner spricht dafür, daß Ps. mit der vernachlässigung der endsilben im klingenden reim ebenso vereinzelt ist wie überhaupt in der ahd. überlieferung: Sigih. Sam. Bienens. Augsb. Petr. Georgsl. Rhetor. haben nichts dergleichen, bei O. spuren, nur in dem volkstümlicheren Ludw. liest man *ellian* : *uuillion* 39, *sungun* : *eleison* 47. Und die gegenprobe: die zahl der auf die schwachen endsilben be-schränkten vocalreime steigt in nachahmung der neugefundenen, bequemen Otfriedischen art in Bienens., Sam. und Ludw. auf

[1]) Wenn bei O. die vernachlässigung der endsilben trotz des schluß-accents nicht ab-, sondern zunimmt (s. die zahlen s. 434, auch Zarncke a. a o. s. 23) und die zweisilbigen reime auf germ. –́ x̀ sich mehren (Holz-warth § 69), so liegt das wie die beseitigung sprachwidriger synalöphen (Beitr. 36, 375 ff.) im erstarkenden widerstande des sprachgefühls begründet.





20, 22,6 und 28,8, in den klösterlicheren werken Georgsl., Rhetor., Sig. und Augsb. gar auf 41, 42,3, 50 und 50 %: das ist fremde pergamentene kunst; aber Ps. mit seinen 8,3 % steht hierin nicht allein: im Petrusliede fehlt derartiges ganz.

Damit führt mich die herleitung eines endreimverses aus dem stabreimverse wieder auf die pfade Fraenkels (s. oben s. 434). Aber seiner behandlung Otfrieds muß ich laut widersprechen.

Ich hatte schon Zs. fdph. 41, 100 mit aller schärfe geschieden zwischen dem verse Otfrieds und etwaigen andern deutschen endreimversen. Jener war etwas neues und fremdes: das zeigen die lesehilfen (a. a. o. s. 98 ff.) der accente und synalöphezeichen, das zeigt die art der synalöphe selbst und namentlich die sprachwidrige betonung von germ. $\acute{-}\ \grave{\times}$ im reime (*loufa* : *diafa*). Freilich sehe ich dann die selbstzeugnisse in dem briefe an Liutbert anders an als Fraenkel. Er klammert (a. a. o. s. 50) die worte von *non quo* z. 74 bis *sonoritatem* z. 77 ein. In der hs. V, die wir als das von O. corrigierte original betrachten dürfen, die nachträgliche zusätze von seiner hand hat, an dieser stelle aber weder rasur, noch absatz, noch irgendeine äußere unebenheit aufweist! Man kann zugeben, daß der ganze abschnitt nicht wohl geordnet ist, daß er vielleicht, wie der brief an Liutbert auch sonst, schichten erkennen läßt, aber was dasteht, ist O. und muß interpretiert werden, und ohnehin ergibt jene einklammerung den unsinn: *per hanc (scil. figuram metaplasmi, quam doctores — vocant sinalipham) saepissime patitur (haec lingua) conlisionem sinaliphae.* Der sinn des eingeklammerten aber ist unerhört verzerrt, wenn schließlich (s. 51) zusammengefaßt wird: ‘nicht eine kunstvolle metrik (wie im latein), sondern der streng durchgeführte reim mache das wesen deutscher verskunst aus’. *Series scriptionis huius* heißt nicht ‘die deutsche dichtung’ (s. 51), sondern ‘der hier angewandte vers’, und was das schema homöoteleuton betrifft, so wird es zweimal erklärt: *apta et priori decens et consimilis verborum in fine sonoritas* und *consimilis verborum terminatio*: das ist das besprochene reimen nicht der letzten worte, sondern der endsilben, auch wenn sie nur schwach betont sind. Dieser reim ist lateinischer import wie der ganze vers, neu und fremdartig wie er, er wird gefordert

von dem *ornatus huius linguae*, d. h. wenn man in dieser sprache (der klassizistischen überlieferung gemäß!) dichten will, und er dient zugleich *ut legentibus, quod lectio signat, apertior fiat (sensus)*: beim lesen gliedert der mit gehobener stimme gesprochene reim interpunctionsartig die langen sätze. (*Ut* 86 bezieht sich natürlich auf *observare* 85, es ist etwa ein kolon davor zu setzen.) Seinem erzbischof zu erzählen, daß 'die deutsche dichtung' endreimend sei, wenn sie es wie die lateinische war, hatte Otfried wohl auch keine veranlassung; noch weniger, wenn sie es noch nicht war.

Fehlerhaft scheint mir auch die auffassung des satzes *et hoc nisi fiat* usw. z. 79: 'wenn man sie (die verschleifung) unterließe, würden die wörter sonderbar lang klingen; wie auch die umgangssprache stark der verschleifung huldigt'. Eine deutsche umgangssprache gegenüber einer geschriebenen? Vielmehr: die umgangssprache hat die häßlichen langformen, d. h. sie beachtet barbarischerweise den hiat nicht. Die *sinalipha* ist ja ausdrücklich ein *metaplasmus* genannt, und *Metaplasmus est transformatio quaedam recti solutique sermonis in alteram speciem m e t r i o r n a t u s v e* (*ornatus* = poesie) *c a u s a* (Zwierzina, Zs. fda. 31, 296): die synalöphe geht in diesem verse über das natürliche hinaus (Beitr. 36, 375 ff.). Von dem satze Fraenkels: 'die verschleifung hat keine metrischen, sondern sprachliche gründe' ist also das gegenteil richtiger.

'Aber die aus der überlieferung von Otfrieds werk zu erschließende tatsache seiner geringen verbreitung und wirksamkeit ist ein ernster gegengrund' gegen die annahme, daß er den endreim eingeführt habe (s. 44). In wahrheit ist kein ahd. dichtwerk so reich überliefert, von keinem lassen sich so die wirkungen schon an der handschriftlichen überlieferung verfolgen (vgl. Einführung s. 6), und jetzt ergibt sich ein weiterer maßstab an den endbetonten reimen, der nur etwa den 138. psalm und das Petruslied, d. h. Bayern, außerhalb stehen läßt. Man kann dabei ruhig zugeben, daß sich ein stilistischer einfluß Otfrieds auf die andern literarischen gattungen angehörigen gedichte Sam. Ludw. Georgsl. nicht erweisen lasse — mir scheint das dafür von Ehrismann, Lit.-gesch. s. 202 und s. 224, Sievers, Beitr. 39, 111 ff. und nun von

Fraenkel beigebrachte nicht hinlänglich —, daß aber auch nur eins von ihnen (Ludw.) als unabhängig erwiesen wäre (s. 53), ist eine recht leichtsinnige umkehrung.

Etwas anderes ist es mit dem Petrusliede, von dem aus wir zu diesem abstecher kamen. Da möchte ich Fraenkel (s. 54—59) recht geben, der es vor Otfried ansetzt, freilich nur, sofern ich nun O. I, 7. 25 ff. für nachahmung einer endreimstrophe ansehe, wie sie in Petr. 7 ff. erhalten ist. (Vgl. übrigens auch v. Unwerth, Gesch. d. deutschen lit. s. 175 f.). Diese scheidung erklärt zugleich das fränk. *fir-* 7 in dem bayerischen gedichte. Der ursprüngliche deutsche text (v. 7 f.) ist, wie zu erwarten, von (Rhein-)Franken ausgegangen, die erhaltene bearbeitung bayerisch. Und wir verstehen nun auch jene metrische sonderstellung des gedichtes neben Ps. und gegenüber O. (s. 12): es erwuchs vor und neben diesem, das gebe ich nun zu, ein natürlicherer deutscher endreimvers, der die metrische entwicklung später maßgeblich beeinflußte. (Zu diesen metrischen überlegungen vgl. auch v. Unwerth a. a o. § 54.)

Diese verknüpfung von Musp. und Ps. braucht nicht die beziehungen zu O. auszuschalten, von denen Berliner sitzungsberichte s. 426 f. die rede war. Verse und reime wie Musp. 62 können nach wie vor von dort beeinflußt sein, und auch die *ua* weisen dorthin. Nur ist mir zweifelhaft geworden, ob wir den Freisinger text als den gebenden ansehen dürfen, weil er wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, erst seit 902 geschrieben ist (Steinmeyer, Kl. ahd. sprachd. s. 102) und der urkundensammler Anamot, nach dessen lautstande wir Musp. II auf etwa 890 datierten, spätestens 891, im todesjahre des bischofs Embricho, mit seinem werke begonnen hat (Bretholz, Mitt. des instituts f. österr. geschichtsforschung 12, 5 ff.).

Die erhaltene niederschrift des Psalms (der codex Vindob. 1609 enthält bl. 9 a ff. briefe des erst 912 verstorbenen Notker Balbulus) ist sprachlich nicht viel jünger als die von Musp. I + II, die noch ins 9. jh. gehören mag (a. a. o. s. 426). Der vocalismus der stammsilben ist gleich: *uo* < *ō*, *ou* < *au*, *ie* < *ē* hier und dort, die regelmäßigen *io* von Ps. entsprechen denen des Muspillischreibers. Eine verjüngung zeigen die praefixe: *ir* ist für *ar*, *ze* ist für *za* und *ze*, *pi* und *pe* für *pi* eingetreten. Jugendlicher erscheint auch die regelmäßigkeit von *ch* < *hh*, ausl.

ch < *g* und anl. *g*. Aber anderseits hat Ps. im dat. plur. noch *-un*, Musp. II schon *-on*.

Für eine schärfere erfassung ist es böse, daß die nichtköniglichen Regensburger urkunden zwar bis 902 reichlich, dann aber so spärlich sind: je eine von etwa 925. 930. 974. 990. 991. 996. Und jene *ch* < *hh*, *-en* < *-in*, ausl. (*c*)*h* < *g* ergaben zwar den terminus a quo, der schon durch Musp. vorgeschrieben war, aber regelmäßig wie im Ps. war damals keine dieser erscheinungen in Regensburg: noch 930 und 973 finden sich wieder *Huc*, *Hartuuic* und dergl., noch 973 *Riutun* und 990 *Franchinpach*, noch 990 und 996 *Adalhoh* und *Rihholf*, wie denn auch *uo* von 900—974 wieder durch *ō* verdrängt scheint (*io* < *eo* zuerst in *Gotesdieo* 979, anderseits aber auch schon 902 *ie*). Regelmäßig ist nur seit 902 das anl. *g* auch in den königlichen Regensburger urkunden.

Eine untere grenze ergibt sich von hier aus nicht. Aber noch unter bischof Tuto, also vor 930, ist laut eintragung der Clm. 14754 nach Regensburg gekommen, der die Zs. fda. 58, 241 ff. behandelten Isidorglossen enthält, darunter nach s. 262 als eigene lesarten noch *ochasa* und *innovili*, doch auch schon *dunuuenge* und zwei *ge-*, d. h. wir dürfen solche vocalschwächungen, wie sie Ps. aufweist, schon vor 930 annehmen. Aber selbstverständlich sind sie auch später möglich, die hs. wird ans ende des 10. jh.'s gesetzt, und wir müssen, wenn das mit recht geschieht, eben annehmen, daß die abschrift lautlich recht treu ist.

Was das original betrifft, so scheint es nach der s. 434 ff. besprochenen behandlung der endsilben äußerst fraglich, ob wir *fliogan* : *nioman* 32 f. ansetzen dürfen; die reimänderungen *guoton* > *goton* 1, *tuon* > *ton* 16 verbieten sich durch *mansleccun* : *gituon* 16, *rieton* : *rihtuom* 17 und *rietun* : *rihtuom* 18 — daß in *gruozte* v. 2 *o* nachgetragen ist, führt sogar am ehesten auf ein *uo* des originals —. Wenn aber *Pe-* 32 vielleicht aus *Pi-* verbessert ist und *nacht* 30 sicher aus *naht*, so braucht die vorlage weder geschwächte präfixe noch regelmäßige *ch* < *h* gehabt zu haben, d. h. sie brauchte sprachlich überhaupt nicht von Musp. II abgerückt zu werden.

Der zusatz 22—24 hat starke anklänge an O.: ich wüßte nicht, woher die beiden *mo* für *imo* sonst stammen sollten, otfriedisch wäre die betonung *dínerό* und der endsilbenreim, der

den anlautenden consonanten mit umfaßt und der hier sonst fehlt: *muosse* : *skiosse*. Es ist ein gebet vom schlage der Sigihartschen, entstanden wie sie unter dem eindrucke Otfrieds (vgl. im übrigen Ehrismann s. 206). Ich glaube sogar, daß die durch ihre wiederholung so besonders einprägsame strophe V, 23, 11 = 79 = 95 = 105 = 115 = 145 = 157 des besonders einprägsamen schlusses mit ihrem *Biscirmi uns, druhtin guato* vorbildlich gewesen ist: sie würde durch die dann folgenden worte *therero arabeito lichamon joh sela* zugleich unser unerklärtes *iogiuuedrehalp* erklären. (Mit 22 a vgl. *Nabuchodonosor* [Waag, Kl. dt. gedichte IV] v. 63 *got mit sinir giwalt.*) Die art der anknüpfung an einen begriff des vorausgehenden zusammenhangs ist die gleiche (*fiente* 21 > feind 22, wie *arabeiti* O. V, 23, 9 > *arabeito* 11 usw.).

Daß es sich bei den übrigen versen um eine bearbeitung, nicht um eine übersetzung handelt, beweisen die auslassungen und zusätze (Kögel s. 119 und 121, Ehrismann s. 204), dazu die nicht zu beseitigende umstellung von v. 9 und 12 der Vulgata, wobei *Far ich* 29 mit abweichung vom sinne des urtextes nach 13 (< Vulg. 8) gebildet ist. Damit fällt die berechtigung, die versreihenfolge der Vulgata herzustellen oder ihren gedankengang festzuhalten. Wegweiser müssen vielmehr die schlüsse der dreizeiligen strophen und die refrainzeilen sein, zumal sie in v. 15 und 35 zusammenfallen.

Eine dritte grenze entsteht dadurch, daß 29—35 durch die umdeutung des urtextes (s. oben) und die anapher in *Far* wie durch die wiederkehr des refrains offenbar parallel zu etwa 5—15 gebildet sind. Aber über alle diese grenzen führen gedankenbrücken: 15/16 da ich überall in deiner gewalt bin, muß ich mich vor mord hüten; 28/29 ich muß wieder zu erde werden, aber auch da in der finsternis hast du mich in der hand; 35/36 wohin ich mich kehre, hast du mich in der hand, so füge du, daß ich den rechten weg einschlage. Wir dürfen also nicht umstellen; die wiederkehr des gedankens von 5—15 in 29—35 ist durch die form als beabsichtigt hervorgehoben, wie denn auch zweimal (durch *Nu* 16 = 36) die folgerung daraus gezogen ist, sie gehört zum hymnischen charakter des gedichtes: v. 15 = 35 ist sozusagen das thema.

Wenn das wahr ist, kann die vorlage des erhaltenen

originalniederschrift, braucht nicht aufzeichnung aus dem gedächtnis gewesen zu sein, über die erst eine weitere stufe zum dichter führte. Und nun bestätigen sich die formale herleitung und die sprachliche festlegung gegenseitig: *Ps. schließt unmittelbar an Musp. II, und auch hier ist Otfried doch wohl im spiele. Wenn die negation mit *trof* 27 sonst ganz und der umlaut in *megih* 5. 15. 35 so gut wie ganz auf den Otfriedvers beschränkt sind, und mehr als ein fünftel (21,2 %) aller reime (*gidanchun* : *giuuanchon* 5, *ist* : *Christ* 11, *fart* : (*gegin*)*uuart* 14, *lant* : *hant* 15. 35, *ruom* : *tuon* 21, *gipurti* : *uurti* 28) dort seinesgleichen hat, kann ich das nicht geringfügig finden, wie Kögel es (s. 123) unter dem banne seiner (und meiner) anschauung von diesem verse tut. (Vollends ist es ein sprung aus dem fenster, wenn Fraenkel, ohne etwas von dem material abzustreichen, s. 54 folgert: 'der deutsche psalm hat also nichts mit O. zu schaffen'.) Übrigens bedeuten ja die reime auch anderweite anklänge: mit v. 5 f. vgl. O. II, 21, 8 *then hugu in then githankon ni lazet uuergin uuankon* und V, 19, 38 *thaz sar man in githankon thar megi uuiht biuuankon,* mit v. 11 O. V, 23, 25 *Wio harto fram thaz guat ist, thar uns gibit druhtin krist.* Zu 8 b und 36 b stelle ich O. I, 4, 37 *Filu thesses liutes in abuh irrentes ist er zi gotes henti uuola cherenti,* zu 15 u. 35 O. V, 16, 20 *gigeban sint mir zi henti ellu uuoroltenti,* zu 21 b O. III, 8, 2 *duan zi kuninge* und I, 4, 44 *thie dumbon duat — zi uuisemo manne* (diese fügung finde ich sonst im ahd. nicht belegt), zu 34 b O. IV, 13, 53 *Nist er, quadun, thare, ther io thih so irfare,* zu 36 a O. II, 7, 51 *kius thir selbo thaz uuar.* Das schlußgebet ist ganz in der art der Otfriedischen, etwa V, 23, 297 f., 25, 101 ff.

II.

Die in den Berliner sitzungsberichten von 1918 s. 428 f. als 'etwas luftige construction' vorgetragene vermutung von Regensburger ursprung des Clm. 22053 und des Wessobrunner gebets verliert noch eine stütze, die ihr ein einspruch Steinmeyers entzieht. Die glossierten städtenamen der hs. müssen nicht wegen (Steinmeyer, Die ahd. glossen) III, 610, 36 ff. aus einer Emmeramer quelle stammen. Denn es wird nicht durch 38 *Allofia radasponsa* ein zusatz (38—40) eingeführt, der nur in Regensburg

verständlich wäre, sondern 38 gehört, wie ein vergleich mit 611, 6, *Radasbona Regenesburg*, ergibt, zu 610, 36 *Norica reganespuruc*. Zur unterstützung meiner localisierung bleibt dann nur das ✱ = *ga-* der hs., das dringend verdächtig ist, emmeramisch zu sein.

Aber es gibt ersatz. Namentlich an der urkunde, die in der hs. unmittelbar auf das gebet folgt. Sie lautet (wo ich in der schreibung der namen von dem drucke Mon. Boic. 7, 373 abweiche, geschieht es nach der hs.): *Ego Jacob dimisi liberum servum nominatum Herimotan cum licentia Richolfo magistro nostro et rege nostro Carolo ante presente Ortleipo comite in loco nuncupato Hesilinlih V. Kal. Nov., ut sit liber inter liberos ... et sunt testes Regino presbiter, Hiltipereht, Tasso, Hato* (zu *t* vgl. s. 432), *Marcheo, Ehso, Heriprant, Chunipereht, S.ifrih. Ego Bonefacius scripsi.* Von den namen kehren in Regensburger urkunden wieder: *Riholf* in nr. 6 a. 787, *Richolt* als presbyter 17 a. 814, *Chunipht* (so) 8 a. 791 und 18 a. 814, *Herimot* 15 a. 810, *Ato* 16 a. 814, *Hatto* 20 a. 819, *Jacob* 21 a. 821. Den *comes Ortleip* finde ich in dem *Ortleip*, der nach Bitterauf (Die Tradd. des hochstifts Freising) 50 a. 772 eine Emmeramkirche an Freising übergibt und dabei als zeugen u. a. hat: *Riholf* (s. oben), *Chuniperht* (s. oben), dazu *Helmuni* (in den Regensburger urkunden 5 a. 778), *Popo* (14 a. 808), *Toto* (18 a. 814), *Ratolt* (*Ratolf* 18 a. 814. 21 a. 821, *Rodolt* 20 a. 819), dazu wie in unserer urkunde einen *Regino*. Diese würde also doch wohl Regensburgisch und — Karl wird könig genannt — auf 788—800 zu datieren sein. Der *magister Richolfus* könnte dann mit dem besitzer des Emmeramer Clm. 14500 gleichgesetzt werden, der bl. 68b einzeichnet: *hocce Richolfus depascitur ut bene cibo*, und mit dem laut inschrift Clm. 14210, bl. 2a *Eranrih dedit istum librum pro anima Riholfi ad altare sancto* (*o* > *i*) *Emmerammo* (*o* > *i*) verstorbenen; denn diese inschrift wird wegen ihres langen *r* wohl nicht erst dem 10. jh. zugehören (Swarzenski, Die Regensburger buchmalerei s. 18).

Es ist ferner wohl auch nicht zufällig, daß Clm. 22053 die bl. 21ab nachgetragene wetterprophetie[1]) und die mitteilung

[1]) Daß sie noch im 16. jh. weitergegeben wurde, zeigt das Utrechter arzneibuch, Nd. jahrb. 15, 138; vgl. ebenda 47, 79.



vom tode Karls (99 b in einem andern teil der hs.) mit dem 823 geschriebenen Clm. 14456 bl. 75 b u. 78 a gemein hat; ferner die geographica mit Clm. 14689 (St. III, 610, Kl. ahd. sprachd. 17 A.), die berechnung der weltjahre seit Adam (99 b, Victorius: vgl. Neues archiv 10, 89 f.) mit Clm. 14096 bl. 65 a. Wahrscheinlich auch teilweise die excerptensammlung 35 b ff., St. IV, 575, 37 ff. (ich habe sie leider nicht ausgeschrieben) mit dem schluß-sammelsurium des Clm. 14469, das im katalog nicht verzeichnet steht und so lautet: *Allegoria. Decem uerba dí. Scripta ad moyſen hyſtoria* (vgl. 22053 bl. 41 a: *Haec sunt X uerba legis que loquutus est dominus ad moysen dicens*). *omniſ ſcriptura diuina antequam ꝑ doctoreſ exponantur Anagogem. Intellectuſ. ſcripturarum. tybicuſ. ſimilitudo. Treſ uiceſ uadunt ad regnum caelorum. Virginitaſ. quae ē ſoci&aſ angelorum. Et caſtitaſ quae ē inconiunctione ꝑfecta! E tpoenitentia* (so) *per p&rata ꝑducit hominem ad uitam a&ernam* (vgl. 22053, 46 a: *Quattuor ale sunt. que uolant ad caelum*, 51 b *Septem Scale sunt quibus ascenditur ad regna cęlorum*); darunter ·M·CC·LXVI· ꝺ ꝺCCLXIIII· Alles dies von derselben hand, die auch (154 a — 165 b) die *Notitia Cassiodori de expositione librorum* schrieb: man hat den eindruck, als sei die letzte seite einer vorlage samt späteren eintragungen und federproben abgeschrieben. (Daraus auch die verstümmelung des Cassiodortextes — cap. 1—14, Migne, S. l. 70, 1110 bis 26 — zu erklären.) Die zahlen am schluß mögen aus berechnungen wie Clm. 22053 bl. 99 b, 14096 bl. 65 a verderbt sein. Jedenfalls sind das lauter Emmeramer hss., und nun ist wohl zufall ausgeschlossen.

Es wird damit die alte ansicht K. Roths (Deutsche pred. [1839] s. XVIII, Örtlichkeiten des bistums Freising 3 [1857] X. XVII f.) wieder zu ehren gebracht. Was kann man auch von dem entlegenen kleinen Wessobrunn erwarten? Es gehörte nach beschluß des Aachener conzils von 817 zum dritten und untersten range der klöster, *quum nec dona nec militiam, sed solas orationes pro salute imperatoris et filiorum eius et stabilitate imperii facere possit*, und schon Gessert sprach (Serapeum 2, 7) die ansicht aus, daß die hs. in Wessobrunn bei der zerstörung des klosters durch die Ungarn (955) hätte zugrunde gehen oder, durch die drei überlebenden mönche gerettet, in deren neues kloster mitwandern müssen. Man wird also auch der meinung

Hagers (Oberbayr. archiv 48 [1894] s. 214 f.) näher treten, daß die hs. bei oder nach der neueinweihung des klosters (1065) von St. Emmeram hergeschenkt wurde, vielleicht zusammen mit dem prächtig neu gebundenen Clm. 22021; zu vergleichen ist die wanderung des Clm. 9534 von Regensburg nach Oberaltaich (St., Ahd. Gll. IV, 531, 27 ff.).

Daß ich die *v* und *u* = *w*, *7*, ✱ nicht für ursprünglich regensburgisch halte,[1]) so wenig wie das ags. in Musp. und Wessobr. gebet habe ich schon gesagt (a. a. o. s. 429). Vielleicht führen uns aber diese schreibarten einen sichreren pfad als allgemeine erwägungen.

Freilich die Londoner Canonesglossen (Steinmeyer nr. 599[2])), die alle drei vereinigen, scheinen zunächst unter der bayerischen keine andere mundart mehr erkennen zu lassen: formen wie *dis*u 149, 48, *virdar-* 150, 19 lassen sich auch sonst im bayerischen nachweisen.

7 finden wir außerdem noch in den Würzburger, Leipziger und Frankfurter Canonesglossen (St. 588. 597. 598: II 91, 16 u. 57. 141, 57. 145, 28).

Die vorlage der Canonesglossierungen 583—90, also auch der Würzburger, will Wesle, Die ahd. glossen des Schlettstadter codex usw. s. 124 ff., als bayerisch von etwa 810 erweisen. Das sei vorläufig dahingestellt: es ist für die Würzburger sammlung nicht viel damit gesagt, weil sie nur wenige glossen mit den übrigen gemeinsam hat. Fr. kennzeichen sind formen wie *erzogonon*u *sahhon*u 91, 28 (Einf. in das ahd. § 37, 1), *bifolaheno* 92, 30, *erfundenan* 69 (§ 29, II a); *enti* 91, 36 u. dergl. führen ins ofrk., die *n*-losen infinitive *forsnide* 91, 56, *uuese* 92, 6, *firo* 52 angeblich nach Würzburg.

Die Frankfurter glossen sind aus dem gleichen grunde längst nach Würzburg verlegt (vgl. Kögel, Lit.-gesch. 2, 521 ff.), gewiß auch unter dem druck der annahme, daß die hs. nach dort gehöre (vgl. Steinmeyer IV, 433, 39). Indessen ist wenigstens

---

[1]) Über die sonstige verbreitung des zeichens *7* — in Freising ist es nicht gefunden, Lindsay, Notae latinae s. 76 — s. Centralbl. f. bibliothekswesen 26, 304 und 29, 266, Ders., Contractions in early latin minuscule mss. 1908, s. 12 u. 34. In St. Emmeram hat sich *7* bis auf Otloh gehalten (Clm. 14490, Petzet und Glauning, Deutsche schrifttafeln I. XIII, 4).

[2]) Ich ersetze hier die ungefügen lat. nummern durch deutsche, als bandzahl ist II zu ergänzen, sofern nichts anderes angegeben ist.

der heute entsprechende gänzlich endungslose infinitiv nicht auf Würzburg beschränkt, auch Fulda gehört zu seinem gebiete (Behaghel, Gesch. d. d. spr. § 267), und daß man schon im 9. jh. in Fulda *spana* u. dergl. schreiben konnte, zeigt Tγ, mag er nun Oberdeutscher sein oder nicht. Es würden sich auch *prasma* 144, 64 und *thorp* 147, 60. 148, 29 so wenig auf Würzburg reimen wie *pentinga* Lex Sal. 31 *peffur* Rez. I, 7 und auch in den Frankfurter Aratorglossen (St. 529) kehrt der *n*-lose infinitiv zusammen mit ausgeprägt rheinfrk. erscheinungen wieder (*ratfrage* 34. 61 — *gimelduda* 50, *scadahafda* 62 usw.). *cad* 147, 14 bedeutet nicht oberd. verschiebung, sondern alte schreibung *c* für *g*, wie *glagon* 148, 53 ausweist (vgl. Kauffmann, Germ. 37, 249 f.).

In den Leipziger Canonesglossen zweiter hand (597[2]) scheint eine streng bayerische mundart durchzuschlagen, wenn man formen liest wie 141, 9 *frākenkiu*, 29 *sundriken*. Indessen vertragen sich damit die unverschobenen *b* und *d* des an-, in- und auslauts nicht (*bitid* 143, 22, *ubil* 142, 66, *urdeili* 9, *moder*- 141, 66, *sundriken* 29, *strid* 143, 37 usw.), ebensowenig die *p* in *drepso* 144, 5, *bidarp* 141, 48. Es handelt sich vielmehr um die alte westfr.-ags. orthographie, die für etymologisches *g* vor *e* und *i k*, vor *a, o* und *u g* schreibt (*frākenkiu* 141, 9, *sundriken* 29, *kekeben* 30, *zikenkit* 46, *brinkent* 142, 10, *brinken* 143, 20, *ke*- 9 mal, *ki*- 142, 27 gegen *baga* 141, 13. 142, 11, *eginigo* 143, 1, *[brun]gan* 19, *forgap* 21, *gagant* 45, *saganc* 144, 1, vgl. Kauffmann a. a. o.), und die aus den nach insularer vorlage geschriebenen fr. glossen des cod. Fuld. A a 2 (aus Weingarten) zu belegen ist: *einstritike* II, 318, 29, *zurkenkida* 31, vgl. IV, 437, 20 ff. Sonst dient *g* nach merowingischer weise zur bezeichnung der frikativa (*bog*, also auch *drog* 143, 17 f., *burg* 141, 66), aber auch des nasals (*gegun* 143, 42, *gagant* 45, *hagan* 47, *stugidu* 48). Als abweichungen, die wir dem abschreiber zuschieben mögen, bleiben *gezelid* 141, 36, *eginigo* privet 143, 1 (schon *g* = *j*?), *gegun* 42, *zogeng* 144, 3. Er hat auch die alten *c* für germ. *k* (*cund* 141, 1, *harcust* 143, 35) in *k* zu modernisieren versucht: daher *cosko* 141, 55 statt *cosco* (wie *gescidiu* 142, 13) und *sokha* 141, 14. Neben dem *n*-losen inf. *bitte* 142, 44 ein *n*-loses particip *kekanka* 144, 35. Es weist auch Behaghel, Gesch. d. d. spr. § 267, 1 auf einen bezirk,

innerhalb dessen auch die *d* und *g* $= \chi$ zu hause sind: w. von Weißenburg, Dürckheim, Oppenheim, Bingen, Andernach, s. von Adenau und Blankenheim; also rund auf Trier (vgl. *Extorsit aruurinkit* I, 707, 30).

Die erste hand (597[1]) hat auch reste der rheinfr. *dh* bewahrt: *dhohc* 140, 46, *holdher* 142, 38 (*tholenti* 37). Andere rheinfrk. kennzeichen: *indi* 140, 23, *loopdun* 143, 55, *uolgendi* 144, 6; kein ausl. *d*. Es ist aber ofrk. eingedrungen: p*agari* 143, 9, *tragan*tero u. dergl. 141, 57, 142, 19 f., 37 usw.; auch die weit überwiegenden *uo* sind wohl dahin zu rechnen. Die schreibung *k* für germ. *g* ist hier auch vor *a, o* und *u* zu finden (*þaku* 142, 22, *þekonnes* 31 usw.). Für germ. *k* gilt die alte frk. regelung *ch* vor *e* und *i* (*chebis* 141, 3, *þerche* 47, *stinchit* 143, 27 usw.), *c* vor (*a*) *o* (*u*) und im auslaut (*ungecorenlihchost* 143, 12, *þerc* 141, 32).

Der sachverhalt wird also so zu verstehen sein, daß die 1. hand eine ofrk., die 2. eine mfrk.-rheinfrk. abschrift eines rheinfrk. originals mit *k* für *g* und *n*-losem inf. bedeutet. Die hs. ist nach der inscription (St. IV, 484, 28) vor 845, wahrscheinlich auch vor 835 anzusetzen, und 597[2] überliefert wohl unser ältestes mfr.[1])

Nach dem von Wesle (s. 97 ff., besonders s. 123 ff.) entwickelten verwandtschaftsverhältnisse ergäbe sich also, daß die sammlungen der Canonesglossen einen rheinfrk. archetypus mit *n*-losen infinitiven voraussetzen,[2]) dem wohl auch das zeichen 7 schon angehört hätte. Seine rheinfrk. verschiebungsstufe würde noch durch *Philacteria* p*leh* 591, 113, 11, *scaz*v*urp*u*n* 120, 42 bestätigt, und es fügten sich auch gut besondere eigenheiten wie *uuihsal* 598, 148, 14, *minniaria conductores* 147, 51, *niman* 597[2], 141, 19; ai*lliu* 590, 102, 1 und IV, 323, 48; *mua*z*a* 598, 148, 67; *unsi*p*bi* 145, 22, *ub*p*ig* 588, 92, 29 (Is. Lorsch. B.); *gratid*u *diligentia* 598, 147, 26, *inderse*z*cid*iu *interstitium* 597[2], 142, 13 (Kögel, Beitr. 9, 320).

---

[1]) Ihre sprachlich-orthographischen merkmale finden sich größtenteils auf engstem raum beieinander in dem *ke*i*ken molt petritto* des Straßburger blutsegens: $k = g$, *ē*, ausfall des *n* vor *g*, ungebrochenes *i*, *e* in praefix und endung, abfall des *n* im infinitiv.

[2]) Es ist sogar die form *spane* 588, 93, 38 durch *spane* 598, 148, 36 und die corruptelen *skuntam l spanam* 583, 83, 37, *skuntan ul spanå* IV, 319, 22, *skuntet* oder *skunta* 592, 138, 1 für ihn gesichert.

Die Leipziger glossen zeigen zugleich, woher unser $v = w$ rührt: nur die zweite hand schreibt *v*, die erste verwendet noch das zeichen *ƿ* (vgl. auch I, 707, 8 f.), das wir sonst im deutschen nur aus Fuld. Aa 2 erschließen[1]) (St. IV, 437, 20 ff.) und nur aus Hild. und Lex Sal. kennen, d. h. aus dem dialektgebiete, das wir eben ermittelt haben, und zwar aus Fulda.

Auch dies zeichen gehört dem archetypus an: es hat sich gleichermaßen als *u, v* auch in 591 erhalten: *Suspitiones zur*u*ari* 107,36, *Spernunt int*u*erdont* 116,13, *verđ* 135,57 (vgl. s. 778); dazu der umgekehrte fehler: 110, 32 *Repudiasse* w*irsprehan*, 123, 19 *Inhibemus* w*irpitewir*; vgl. auch *gi*ᵘu*alte* 598, 145, 78, *halm*uᵘ*rf* 597², 142,41). Übrigens ist auch in der englischen heimat *ƿ* schon durch *u, v* ersetzt; im norden zeigen dort die glossen zum ritual von Durham das *v* noch im 10. jh. (Keller, Ags. paläogr. s. 12).

Das dritte der zeichen freilich, von denen wir ausgingen, ✳, scheint sich nicht so weit zurückführen zu lassen. Indessen glaube ich doch eine spur davon in diesen participialformen zu erkennen: *Damnati nidarite* 598, 144, 44, *Proveatur furdrit* 146, 24, *Flagitata betan* 597¹, 142, 39, *Diriguntur sendid [sint]* 597², 143, 6, *Aguntur sintdriben* 143, 49 und sogar 591, 123, 61 ff. *Obtenditur ingagansprochan uvirdit* a und ähnlich bcdgh: ich meine, das seltsame auslassen des praefixes *ga-* beruht darauf, daß der oder die abschreiber das zeichen ✱ der vorlage nicht mehr kannten. Es hätte also auch dem archetypus der Canonesglossen angehört.

In Fulda würden uns für den vergleich auch die Rez. zur verfügung stehen, die denn auch in vielen punkten der lautgebung verwandt sind: vgl. *arinnę* II, 24, *uuiz*sae 26 und *gifar*æ 598, 144, 46, *zibringann*æ 148, 46, *hus*ę 590, 98, 76, *teri*ę 103, 4 f., *bit*æ*ilida* 99, 9, *dæa* IV, 322, 33 (so auch Hild. *huitt*ę 66, æ*non* 2 usw.); *uui*dh*ar* II, 21 und dh*ohc* 597¹, 140, 46, *hol*dh*er* 142, 38, dʰ*oraf* 586, 88, 18, dh*oh* 587a, IV, 321, 11, *dhie* 592, 151, 7; *trin*c*en* I, 11, *uuirce* I, 17 und *dencenti* 598, 146, 15, c*iricha* 147, 60 (dazu *furi*ch*elle* 591, 119, 13, *chur*ch*i* 122, 55 mit falschem ersatz des *c* der vorlage, das also vor *e* und *i* als *k*, geschrieben *ch*, aufgefaßt werden konnte); *piize* I, 15 und *loopdun* 597¹,

[1]) *Cartillago uuldupaexhsue* St. I, 497, 1 (aus dem St. Galler Cod. Lugd. 69 des 9. jh.'s) mit *p* < *ƿ* ist ags. Vgl. auch Glogger, Das Leydener glossar, 3 A s. 18 (zu 20, 17).



143, 55, *noodliho* 597², 141, 22, *thee* 590, 99, 50, *noot* 99, 11 *naama* 591, 109, 24, IV, 322, 16 (vgl. *daar* Lex Sal. 29, *heer* 20, *mooter* 30, *huuse* 16 usw.); *gigesen* I, 10, *gemiscę*, *hręne* II, 22. *zęsamone* 25 und *gelerit* 598, 145, 16, *kekeben* 597², 141, 30, *ungecorenlihc'ost* 597¹, 143, 12 usw. (vgl. *goten* Hild. 47).[1]

Mit diesen drei denkmälern Hild. Rez. Lex Sal. hat unsere Canonesglossierung auch die meisten lautlichen merkmale hohen alters gemein: *ē* (*presta* 598, 146, 29, *gemeten* 147, 50, *ve* = wie 597², 144, 37), erhaltenes *į* (*minniaria* 598, 147, 51, *hehtio* 145, 43, 147, 53, *geantuurtie* 146, 60, *cundie* 61, *dohondie* 597², 141, 18, *keosie* 143, 23, *uparuangie* 591, 118, 57, 590, 103, 33, *pannea* 121, 52, *ehteo* 99, 37), auslautendes flexions-*m* (*sachum* 598, 144, 53, *varum* = *warum* 597², 142, 60, *chirichum* 590, 99, 18) mit Hild. und Lex Sal., anlautendes *hw, hl, hr* (*huuelli* 590, 104, 37, *hliumunt* 103, 53, *hrofungun* 598, 146, 44, *hromes* 148, 31) und *au* (*forcauften* 598, 145, 76, *zaupar* 583, 83, 7, 584, 85, 29, *zaubar* 585, 86, 39, 589, 95, 61 usw.) auch mit Rez. Nur *ai* Rez. II (*ae* Hild.) ist schon ganz durch *ei* ersetzt (*laitsamit* 591, 110, 37 einzig in einer hs. des 11. jh.'s). Die reichlich in 598 und 590, aber auch in 597 und 591 erhaltenen *th* (*tholen* 598, 144, 32, *sistabothe* 148, 68, *tholenti* 597¹, 142, 37, *thivpo* 591, 121, 15, *vuinilioth* 113, 29, *&hesuudz* 590, 97, 19, dazu *tiv* 591, 108, 43, *tie* 110, 59) können hier nicht zur zeitbestimmung dienen. Formen aber wie *leumunt* 598, 147, 76, *unleube* 591, 120, 72 und *geantuurtie*, *cundie*, *dohondie*, *keosie*, *uparuangie* (s. o.) wären altertümlicher als alles, was jene drei denkmäler aufzubieten haben. Aber wir haben ja auch spielraum bis zu dem durch die überreichung des urtextes an kaiser Karl gegebenen terminus post quem 774, und wenn sich unser Frankfurter codex, dessen glossen als copien zu verstehen sind (falsch 146, 19 *thiurf* statt *thurfi*, vgl. 591, 110, 14, unvollständig *Indifferenter ungesce* 147, 29, *Ciuilia bur* 58), durch inscription als abschrift des originals zu erkennen gibt (Kögel, Lit.-gesch. II, 521, Traube, Textgeschichte der Regula Sti. Benedicti 74), so kann es sehr wohl schon den archetypus unserer glossierung enthalten haben.

[1]) Diese altertümlichen *e* dürfen nicht mit den späten, geschwächten, vermengt werden: in den endungen beruhen sie auf hebung infolge hoher indifferenzlage (Einführung § 37), beim praefix sind die *ge-* vorstufen des *gi-* auf dem wege von *ga-* zu *gi-* (§ 43 f.).



Daß es jedenfalls zu anfang des 9. jh.'s in Fulda die Canones gab, bewiese, wenn es erforderlich wäre, der Casseler Cod. theol. 4° 24 der Exhortatio und Casseler glossen.

Wir wollen aber nicht vergessen, daß diese ansetzungen auch ihr unsicheres haben. Hild., Rez. und Lex Sal. sind ja selbst nicht mit letzter sicherheit localisiert. Und ✱ ist nicht in Fulda nachgewiesen.

Die *ct* = *ht* (*unrecte* 598, 146, 73, *rect* 148, 7, *hunreettiu* 597², 142, 12, *unret* 590, 100, 2, *kasuoctun* 101, 15) fehlen, wie es scheint, sonst in den ags.-literarischen denkmälern von Fulda, sind aber reichlich in den auf westfr. kanzleitradtion ruhenden urkunden vertreten (*Folcberct* usw.). Das wiese dann auf eine mehr höfische niederschrift, der auch die alten *ch* = *hh* (z. b. *sachum* 598, 145, 53) zuzuschieben wären, und die dem charakter der aufgabe ja auch entspräche. In summa glaube ich, daß die verbindung von *n*-losen infinitiven und rheinfränkischen eigentümlichkeiten uns Fulda leidlich gewährleistet, daß aber auch ein schreiber des fuldischen gebiets dergleichen in den karolingischen centren, in Frankfurt und Mainz, wo wir deutsche niederschriften der zeit nicht festzulegen vermögen, auch in Weißenburg oder Lorsch geschrieben haben könnte. Für Würzburg spräche nur, daß wir in Mp. th. f. 3 Canonesglossierungen (St. 604b) schon des 8. jh.'s haben; die Canones des Ms. th. f. 146 gehen nicht auf die Dionysio-Hadriana zurück, sondern sind mit denen des Freisinger Clm. 6243 älteren ursprungs (Maaßen, Gesch. der quellen und der lit. des can. rechts, I, 476 ff., 551 ff.).

Jene drei zeichen sind also in der Canonesglossierung aus Rheinfranken nach Bayern getragen. Auch die vereinfachung der geminaten, die wir dann für Regensburg charakteristisch werden sehen? Denn sie wird durch *uueti* 598, 148, 43, *svelandi* 597², 141, 56, *arquike* 143, 50, *sagane* 144, 1, *hueli* 590, 104, 38 *unmanaheiti* 587a, IV, 321, 17 (vgl. *uuizod* 598, 147, 32, *uiẑodo* 588, 92, 48) auch für den archetypus der glossen höchst wahrscheinlich gemacht. Und so könnte auch prothetisches *h* (Berliner sitzungsberichte s. 424) import sein.

Dieser zusammenhang wird für Wessobrunner gebet und glossen noch dadurch bestätigt, daß 583, 91, 14 *Pentapoli daz lant dar rabana ana stat* in den Wessobr. gll. als *Pentapoli sic*

nominatur illa patria. ubi rapana stat III, 610, 28 wiederkehrt, zumal *Germania* 610, 7 mit *franchonolant* glossiert ist; dazu das verräterische *ae* in *hrindirarae* II, 341, 11, *peigirae* III, 610, 1. Beides bestärkt uns wiederum in der annahme localen zusammenhangs. Dann bedeutet *paigira* III, 610, 19 insofern eine datierung, als *ai* in Regensburger urkunden seit 792 nicht mehr vorkommt. In der oben besprochenen urkunde heißt es *Ortleipo*, das nächste beispiel ist *Leidrat* 15 a. 810. Das hieße: die Canonesglossen sind spätestens in den 90 er jahren des 8. jh.'s nach Regensburg gelangt.

Man könnte annehmen, daß das in dem archetypus X der glossierungen 583—91 geschehen sei, den Wesle s. 132 als eine bayerische hs. von vor etwa 810 ansetzt, nachdem er C, den archetypus von 583—90, als bayerisch von etwa 810 zu erweisen versucht hat. Daß dieser bayerisch war, ergibt sich freilich wohl aus dem stand der germ. *b* und *g*. Aber mit der datierung hapert es. Erhaltenes *ō* — es ist aber kein sicher hochtoniges beigebracht — beweist nichts für den anfang des jahrhunderts, das fehlen von *ai* und *ao* ist aus der frk. vorlage zu erklären, ebenso die *c*-schreibungen. Wohl aber stellen *zauruurzon ist* 590, 102, 3 f. und die erhaltenen *th* die hs. neben Exhort. X könnte mit seinen *th, uparuangie* 118, 57, *unleube* 120, 72 gut noch älter sein. Von jenen archaischen schreibungen freilich haben die hss. dieser gruppen nur spuren erhalten (s. oben s. 447 ff.). Um so wichtiger ist es für uns, die Londoner canonesglossen (St. 599) mit ihren offenen *v* = *w*, ✱ und 7 an die alte fränkische sammlung anzuschließen: *h*-ausfall wie in *vi* 149, 52 ist altbayerisch nicht belegbar, vielmehr zu erklären aus *uuiari* 598, 144, 42, *sean* 148, 59, *kaer* 590, IV, 323, 52, *kai* 592a, IV, 324, 8; die entsprechende prothese in *meinheidan* 149, 8 hat ihre gegenstücke in *huobit* 598, 144, 10, *hehtio* 145, 43, *harrekid* 597[2], 141, 43, *kaheiscoteru* 590, 99, 15, *ḥehto* 99, 37 usw. (vgl. *fohlogi paucitatem* 584, 85, 21, 585, 86, 21, 588, 91, 41 und *fohem* Hild. 9); auch *virdar* 150, 19 wird (wie *disu* 149, 48) nun doch (vgl. s. 444) für frk. überbleibsel zu erklären sein: vgl. *uuirdar* 590, IV, 322, 60 und namentlich das fehlerhafte *uvindar* 585, IV, 320, 46); parallelen zu der vocalverdoppelung in *siin* 150, 36 s. 447 f. Was das alter betrifft, so ist wiederum aus dem fehlen des *ai* nichts

zu folgern, weil schon das original *ei* gehabt haben wird. Das fehlen des *th* würde die niederschrift dieser glossen unter die Exhort. (nach 802) herabdrücken. Aber die *th* von nr. 590 f. zeigen ja, daß die sammlung schon früher nach Bayern gedrungen sein kann.

Es steht also auch von hier aus nichts im wege, daß das bereits etwa 790 geschehen ist.

Die geschichte ergibt als terminus a quo 788, das jahr der unterwerfung Bayerns, das auch in dem Emmeramer Clm. 14456, bl. 81b als epoche empfunden ist: *Carolus primo in Baiouuaria* heißt es dort lapidar; 791—93 war Karl in Regensburg. Beziehungen zu Fulda ergibt schon die vermittlerrolle, die der Bayer Sturmi, abt von Fulda, zwischen Tassilo und Karl spielte.

Das wäre auch die zeit, in der den Regensburgern noch eine älteste encyklopädische grundlegung gelehrter studien mitgeteilt werden konnte, wie es die vorlage des Clm. 22053[2] mit dem Wessobrunner gebet war.

Geben wir so den vorbehalt Regensburgischer herkunft des originals auf, unter dem 'wir sprachlich durch nichts gezwungen sind, über den beginn des 9. jh.'s hinaufzurücken' (Sitzungsberichte s. 428 f.), lassen wir die verse vielmehr aus dem gebiete der Fuldaischen schreibschule stammen und eine nachahmung ags. kunst sein (Sitzungsberichte s. 429), so erklären sich — abgesehen von andern paläographischen resten — alsbald die *d* nach art der des Hild., d. h. aus *đ* und wir vermissen kein *th*: namentlich das erste wort *Dat* verlangt geradezu nach dem strich durch das *d*. Daß Clm. 22053 selbst noch ins 8. jh. gehört, möchte ich wegen *mannun* und *tiuflun* nicht glauben: das letzte *m* findet sich in Emmeramer urkunden 814 (nr. 18): *Niuuinhusum*; in derselben urkunde aber auch schon zwei *-huson*; die lit. denkmäler ergeben entsprechendes (Wüllner, Das hrabanische glossar s. 126).

Auch die prosa hat frk. grundlage. Das verrät das zweimalige *uuilleon*, das verraten auch anderweitige zusammenhänge.

Zu bestreiten (Steinmeyer, Kl. ahd. sprachd. s. 312), daß die ältere bayerische beichte mit dem anschließenden gebete (St. XLI f.) nach St. Emmeram gehöre, da doch eine von den hss. mit wahrscheinlichkeit, die beiden andern sicher oder so gut

wie sicher dorther stammen, scheint mir gewagt. Es weist indessen auch noch anderes auf dieselbe heimat. Ehrismann (a. a. o. s. 326 ff.) hat das Gebet einleuchtend zerlegt. Es ergibt sich da, wenn man die von Steinmeyer s. 313 f. abgedruckte altslavische fassung heranzieht, daß der erste unterteil, der auf den alten beichttext folgt (Steinmeyer z. 23—30), in A erweitert, in B, der Emmeramer hs., nach seinem umfange richtig erhalten ist: *got almahtigo, kauuerdo mir helfan enti gauuerdo mir fargeban keuuizzida enti furistentida, cutan uuillun mit rehtan galoupon za dinemo deonosta.* Der vergleich dieses wortlauts mit dem des 'Fränkischen gebets' (St. XI) gewährt nicht nur für dieses die besserung *rehtan galaupun* und *guodan uuilleon* (so schon Scherer), sondern auch für jenes (einschl. des slavischen textes) die umstellung *rehtan galoupon* und *cutan uuillun*, ohne die ja das durch den schluß des Wessobrunner gebets (*cotan uuilleon — tiuflun za uuidarstantanne enti arc za piuuisanne enti dinan uuilleon za gauurchanne*) zu erläuternde *za dinemo deonosta* unverständlich wäre. (Mehr solche umstellungen in dem weiteren gebettexte: Ehrismann s. 327; auch *thina minna* Fr. geb. ist wohl nicht am platze.) Das recht, nach dem Fr. gebet zu bessern, wird erhärtet durch die frk. endung in *galaupon*, vielmehr schon durch die masculinische form statt des bayr. *galaupa.* (Ich halte auch *galaupo* Pa, *kilaupo* KRa für ō-stamm; vgl. Kögel, Ker. gl. s. 149, Bremer, Zs. fda. 31, 206 f., Schatz § 110a, Einführung §§ 79, 2. 103, 2.) Es ist auch weder *gaotan* A noch *cutan* B 28 eine richtige bayerische form: ursache der verkehrtheit und des abweichens der hss. ist das fränkische vorbild *guodan* (das also wirklich seinen platz vor *uuillun* hatte).

Ich glaube, daß dieser zusammenhang mit dem sicher nach St. Emmeram gehörigen Fränkischen und dem Wessobr. gebet die alte heimatbestimmung bestätigt. So erklärt sich auch, daß z. 28 in B *enti* gegen A und Slav. fehlt, z. 27 A *ia*, B *enti* hat: diese zusammengehörigen unstimmigkeiten ergeben sich daraus, daß die vorlage das unverständlich gewordene zeichen 7 hatte, das ich in diesem zusammenhange für Emmeramisch halte. Dasselbe gilt vielleicht für *saman mit* A, *mit* B 29 anstelle des *enti* im Frk. und Wessobr. gebet. Es kommt aber noch hinzu, daß gerade die hs. A, deren Regens-

burger herkunft nicht sicher ist, in einem zusatze (311, 4 *kauuerdo mir helfan suntikemo enti fartanemo dinemo scalhe*) *uuanentemo dinero kanadono* aufs nächste an Musp. I, 27 f. anklingt: *enti imo hilfa niquimit, uuanit sih kinada diu uucnaga sela.* (A ist zwischen 828 und 76 geschrieben.)[1]

Daß auch die mit dem Emmeramer gebet zusammen überlieferte Erste bayerische beichte fränkischen ursprung hat, ist längst aus den *gi*- und *uo* gefolgert, die sie vor dem gebetsteil voraus hat (*u* in *hurono* St. 310 B 12 und *musa* B 14 sind doch wohl schlechte wiedergaben des frk. *uo*). Ich kann auch die *-io* (statt *-eo*) in *suntiono, missatatio* St. 309 O 1, *meinsuartio* 5, *firinlustio* 6, *missatatio* 9 so wenig wie *io* < *êo* 2 für bayerisch halten. Die constructionen Steinmeyers (s. 313), der die *gi*- nachträglich eingeführt sein lassen will (wozu nichts zwingt), lehne ich schon deshalb ab, weil gerade das *ki*-, in dem alle drei hss. übereinstimmen, *kihukkiu* 309, 3 = 310, 6, in der formel *des ih kihukkiu eddo nigahukkiu* steht, die unsere beichte mit der Fuldaer, der Mainzer, der Vorauer, der jüngeren bayerischen teilt; und gerade in ihr schreibt A *ky* mit dem *y*, das mir fränkisch am ehesten erklärlich scheint (Zs. fda. 58, 260). Ich denke dabei an das ausdauernde festhalten von lauteigentümlichkeiten der vorlagen in den beichten, das sich Anz. fda. 40, 50 zeigte. Entsprechendes gilt für *huorono* O 6 A 12, *hurono* B 12 neben *huores* der Fuldaer beichte St. 327, 6, mit der die unserige außer der eingangsformel *ih uuirdu pigihtik* auch das *slafanti eddo uuachenti* und *meinsuartio, lugino, kiridono, firinlustio in tranche* teilt. Und am schlusse die zusetzung eines nahe verwandten gebetes. Denn wie sich aus dem vergleich der slavischen fassung ergibt (St. s. 314), ist die bayerische beichte der hs. O erst nachträglich bis auf die nun nachhinkende anrede *alles uualtantio truhtin* um das gebet gekürzt (so auch Seemüller, GgA. 1918, 59), und es ist einander gegenüberzustellen:

---

[1]) Die form *ia* bedeutet nicht etwa einen gegenbeweis (Kögel s. 556): sie kommt auch in dem Emmeramer Clm. 14747 in der zusammenziehung *iauh* = *ia auh* vor: II, 101, 49 (vgl. Sehrt, Zur geschichte der westgerm. conj. *und*, Göttingen 1916, s. 10 ff.); *iouh* noch bei Otloh im Emmeramer Clm. 14490.



Bayr. gebet.	**Fuldaer gebet** (St. 328. 23 ff.).
Alles uualtantio trohtin got almahtigo	*Almahtig trohtin*
kauuerdo mir helfan enti gauuerdo mir fargeban	*forgip uns*
keuuizzida enti furistentida, rehtan galaupon enti guotan uuilleon	*mahti inti giuuizzi,*
za dinemo deonoste	*thinan uuillon ci giuuircanne inti ci gifremenne,*
(*soso du uuelles* AB 311, 1).	*so iz thin uuillo si. Amen.*

Es sind nun zwei möglichkeiten: entweder das gebetstück z. 23—30 ist schon in Franken oder es ist erst in Bayern angefügt. Für die erste spricht das fränkische seiner sprache, spricht wohl auch, daß die beichte selbst in der fassung O dies anhängsel hatte. Und drittens: das Frk. gebet ist nicht etwa als vorlage des unsern anzusehen: wir lesen 310, 29 noch das frk. *galaupon*, wo jenes schon *galaupun* 60, 2 hat. Wir haben auch wohl nicht eine ofrk. (Fuldaische) vorlage anzusetzen: das nebeneinander von h*riuun* 309, 9 und i*o* 309, 2 wäre dann kaum verständlich. Wir werden also in das gebiet geführt, dem der archetypus der beichten L S V R F M P entstammt (Anz. fda. 40, 50 f.), was doch wohl eine rechtfertigung der zuvor angestellten überlegungen ist, und es liegt kein grund vor, von Lorsch abzurücken. Messen wir demnach die vorlage am Weißenburger katechismus (ca. 790), so erscheinen sie etwa gleich alt: er stimmt mit bewahrung des *ịo* und des *h* vor consonanten zu unserem texte. Die Capitula de examinandis ecclesiasticis (Boretius, Capitularia 1, 109 ff.) machen es aber wahrscheinlich, daß unser archetypus erst nach 802 entstand. Indessen ist er wegen seines lautstandes doch noch in den anfang des jahrhunderts zu setzen (*uu*e 310, 12, *slaffe* 15, h*riuun* 309, 9), insbesondere wegen *augo*m 309, 8 vor unsere niederschrift des Wessobr. gebets und vor etwa 814 (s. 451), und es bestätigt sich, daß wir an diesem stücke unsere älteste beichtüberlieferung haben. Der ring schließt sich dadurch, daß von 784—804 Richbod, der schüler Alkuins, bauherr, urkunden- und briefschreiber (MG. Poetae I, 248 f., Epist. IV, 119 nr. 78, 93 nr. 49, 38 nr. 13, 318 nr. 191), vielleicht auch verfasser der Lorscher annalen, als Makarius zu Karls kreise

gehörig, in Lorsch abt war (Neundörfer, Studien zur ältesten gesch. des klosters Lorsch, Berlin 1920, s. 11 f.).

Der restteil des gebetes (310, 31 ff.) ist, soweit wir erkennen können, rein bayerisch. Die hs. A hat in einem zusatze noch *eo* < *ʒo* (*milteo* 311, 8), das in den Emmeramer namen zuletzt 834 vorkommt (*Eckeo*). Danach müßte man sie zwischen 828 (s. 453) und 834, die gemeinsame vorlage vor 834 ansetzen. Dürfte man das fehlen der vier *ia* von A 311, 12—14 in B auf unverstandenes 7 dieser vorlage zurückführen, so kämen wir mit ihr wohl in das zweite jahrzehnt.

Mit den drei auf frk. ursprung zurückgeführten gebeten hat das Wessobr. nicht weniger als sechs punkte gemein:

Cot almahtico, *du himil enti erda gauuorahtos enti du mannun so manac coot forgapi* aus dem verstext entnommen (vgl. auch Ehrismann s. 139).	*Truhtin god* Fr. G., *Alles uualtantio trohtin got almahtigo* EmG., *Almahtig truhtin* FuldB.
forgip mir	*thu mir hilp indi forgip mir* Fr. G., *kauuerdo mir helfan enti gauuerdo mir fargeban* EG., *forgib uns* FB.
in dino ganada rehta galaupa	*rehtan galaupun* (s. 452) Fr. G., *rehtan galaupon* EG.
enti cotan uuilleon,	*indi guodan uuilleon* (s. 452) Fr. G., *(ia) guotan uuillun* EG. (s. 452).
uuistóm enti spahida enti craft,	*keuuizzida enti furistentida* EG., *mahti inti giuuizzi* FB.
tiuflun za uuidarstantanne enti arc za piuuisanne enti dinan uuilleon za gauurchanne.	*za dinemo deonoste* EG., *thinan uuillon ci giuuircanne inti ci gifremenne* FB.

Daß diese gebete lateinische gegenbilder haben, wird nicht bezweifelt, auch nicht, daß dergleichen einst die grundlage der deutschen gewesen sind. Ihre verwandtschaft beruht aber nicht darauf, sondern auf ihrer übersetztheit, die eben nicht, wie es unserer heutigen anschauung naheliegt, etwas viel-, sondern etwas einmaliges, eine besondere leistung ist. Das verrät die dem Frk. gebet beigegebene übersetzung ins lateinische. Das verraten die immer wieder durchschlagenden lautlichen verwandtschaften in unmöglich beabsichtigten nebendingen. Sie alle führen auf frk. heimat, die ja für das Frk. gebet und die Fuld. B. selbstverständlich ist und die so völlig der geistesgeschichtlichen entwicklung entspricht. Ihre verwandtschaft schreibt sich schon von dorther, nicht, wie ich

Sokrates 8, 173 falsch annahm, erst aus St. Emmeram. Das Wessobr. gebet stellt die erste übertragung nach Bayern dar, und ich meine, sie ging noch im 8. jh. vor sich (s. 451).

Auch jetzt würde ich die verse Musp. 50—56 gleichartig und gleichzeitig mit ihm sein lassen. Aber ich glaube nach dem vorigen nicht mehr, daß sie erst in Regensburg ags. kunst nachgeahmt sind, sondern daß das schon im westen, am ehesten in Fulda geschehen ist. Und ich gewinne eine neue stütze für diese meinung daraus, daß die $\bar{e}$ < *ai*, die das übrige gedicht nicht hat, in den Canonesglossen wiederkehren: *biteli* 598, 144, 59, *kehecit* 597[2], 141, 45, *helison* 583, 82, 35. 584, 85, 19. 585, 86, 19. 590, 99, 54 f. usw.; auch die *rhene* Rez., *ęnan, wet, enic* Hild. darf man nun wohl heranziehen. Daß der fremde einfluß aber auch später fortwirkt, zeigt nun neben dem versbau und den *u* = *w* auch die vereinfachung der geminaten (s. 432). Und so mag noch anderes fränkische an Musp. zu erklären sein: die *gi-* (wobei wir nicht vergessen wollen, daß ✱ eigentlich eine ligatur von X und |, *g* und *i* ist) und schließlich auch das Otfriedische. Clm. 14754 mit Hrabans Isidorglossen bestätigt ja, daß der zusammenhang mit Fulda auch in der späteren zeit gewahrt blieb; auch Clm. 14704 mit der vita des Bonifatius; wie denn die insulare schrift sich nicht auf die anfänge beschränkte (Clm. 14653. 14210. 14641 [unter Baturich aus Fulda gekommen], 14096. 14459. 14429). Vgl. auch Swarzenski s. 14 f. 18. 21 ff.

III.

Es bleibt noch ein größeres bayerisches denkmal mit *u* = *w*, das Pseudohrabanische glossar oder, wie der älteste bezeugte und echte name hübscher lautet, die *Samanunga uuorto fona deru niuuiun anti deru altun eu.*

Überlieferung in

α = Cod. Vindob. 162, 9. jh's., s. 10a—43a, vollständig; dazu in den bruchstücken

β = Vorderseite des ‘ursprünglich wohl selbständigen’ letzten blattes (87a, rückseite leer) im Cod. Vindob. 482, *lib[s] augie maioris*, 9. jh's.;

γ = Cgm 5153a, 9. jh's., octavdoppelblatt, losgelöst vom rückendeckel des Emmeramer Clm. 14429, dem es innen um-

gekehrt aufgeklebt war, so daß es in der hs. als letztes blatt (229) mitgezählt werden konnte;

δ = das zweite der 'Fragmenta duo glossarii latino-theotisci seculi IX.', die C. Sanftl in seinem kataloge der Emmeramer hss. III, 1805 f. vom jahre 1809 mit der bemerkung abgeschrieben hat: 'haec erui ex quodam codice cui ligando adhibita fuerunt'; α—δ bei Steinmeyer I, 3 ff.;

ε = Cod. Aug. IC in Carlsruhe, 8. jh's., s. 102 b — 104 d innerhalb des glossars Re;

ζ = Cod. Jun. 25 in Oxford, 9. jh's., s. 88 d — 106 c innerhalb des glossars Jb; ε und ζ bei Steinmeyer II, 314 ff.;

η = Clm. 19410 aus Tegernsee, 9. jh's., innerhalb des glossars von s. 36 f., bei Steinmeyer IV, 222, 13 ff.;

ϑ = s. 118 a[1] — 121 b[4] der hs. von ζ, innerhalb des glossars Jc, bei Steinmeyer IV, 1 ff.

L. Wüllner behandelt in seiner schrift über 'das Hrabanische glossar und die ältesten bayerischen sprachdenkmäler', Berlin 1882, nicht dieses, sondern die hs. α, und was er s. 72 f. von ihrem verhältnis zu $\beta\,\gamma\,\delta$ sagt, ist namentlich in seinen folgerungen geradezu kindlich; ε und ζ sind erst von Kögel, Zs. fda. 26, 326 ff., doch ohne einreihung, zugezogen; desgleichen ϑ von demselben Beitr. 9, 334 ff.; η überhaupt noch nicht: wir müssen versuchen, über das verhältnis der hss. zu α klar zu werden und zum original vorzudringen.

Ich benutze außer den abdrucken bei Steinmeyer photographien von α (s. 10. 29 b. 30 a. 31 b — 33 a. 42 b. 43 a), β, γ, ε, die mir herr D. v. Kralik in Wien und die bibliotheksverwaltungen bereitwilligst besorgt haben, und eine von herrn Herbert Thoma in München freundlichst zur verfügung gestellte collation von δ mit einer copie der Sanftlschen abschrift von γ (a. a. o. III, 1805).

γ umfaßt 4×14 zweispaltige reihen von glossen, die so geordnet sind, daß entweder die linke spalte einer reihe das lat., die rechte das deutsche wort enthält (*Jocundissima* | *uunnisamosta*) oder jede beides (*Insignis mari* | *Inops armida*) oder die rechte die links begonnene glossierung zu ende führt (*Jurgat litigat* | *edo sahhit ł pagit*); niemals wird eine glossierung rechts begonnen und auf der nächsten zeile beendet.

Die glossen gehören dem I der Samanunga an. Der vergleich mit α ergibt, daß die beschneidung des oberen randes je drei zeilen (177, 3—8 und 193, 11—14) gekostet hat und daß zwischen seite 2 und 3 ein gleichartiges innerstes lagendoppelblatt (179, 23—191, 8) verloren ist.

Es sind aber auch bis auf den zufällig erhaltenen rest *frequenter* 191, 23 und *coniector iudicator* 193, 1 (durch voranstellung des *iudicator* erhalten)[1] die nicht mit I anlautenden interpretamente beseitigt.

Dem entspricht, daß aus den andern teilen des wörterbuchs mit I anlautende interpretamente nebst ihren übersetzungen gesammelt und vor den vorhandenen I-lemmaten eingereiht sind. Die interpretamentglossen haben die reihenfolge, die sie in den Samanunga hatten (93, 35. 113, 18. 147, 26. 155, 32. 161, 24 u. 27. 171, 4. 173, 6), diese sind also systematisch ausgezogen.

Demnach haben wir hier die reste einer bearbeitung der Samanunga, die sie erst völlig in ein alphabet brachte und dadurch dem suchenden einigermaßen erschloß.

Aber diese bearbeitung hat auch mancherlei unebenheiten mit sich gebracht.

Die I-lemmata folgen zwar auf die neu eingereihten I-interpretamente, aber eine zeile von ihnen, die erste (173, 32 + 175, 26) ist unter diese geraten. Die interpretamente waren also wohl einmal randschrift.

Nach auslassung von *consecutus* 179, 11 stand *indeptus* 179, 9 allein auf der zeile; es wurde neben *indicare* 177, 33 gestellt, das nach streichung von *suggerere* 177, 32 allein stand. Entsprechendes gilt, wenn *instat* 175, 26 auf 173, 34 statt auf 175, 26, wenn *Insinuare* 177, 35 auf 177, 16 statt auf 177, 33, *Insons* 197, 18 auf 195, 40 statt auf 197, 14 folgt: hier waren *destitutus* 175, 24, *nuntiare* 177, 36, *cogor* 197, 17 weggeblieben, nur läßt sich in diesen fällen nicht mehr erkennen, durch welcherlei zusammenrückungen usw. der neue platz freigeworden war. Jedenfalls sieht man, daß der bearbeiter die entstehenden lücken zunächst offen ließ und sie dann mit dem

[1]) Ich unterscheide mit Steinmeyer durch kleine anfangsbuchstaben die lat. interpretamente von den lemmaten.

nächsten überschuß füllte: d. h. er wollte die anordnung der vorlage nicht verändern. Dasselbe ergibt die reihenfolge

195, 10 *Jubar splendor*	19 *Jupiter semper*
17 *Jugibus continuis*	*edo emazigem*
22 *Jubilate singat*	27 *Jurgium litis*
25 *Jurgat litigat*	*edo sahhit ł pagit*:

durch die umordnung von 17 und 25 wurde die verteilung der doppelglossen auf zwei zeilen vermieden.

Wir sind damit um zwei stufen über die vollständige hs. *γ emporgestiegen: schon der bearbeiter der Samanunga fand diese eigenartig zweispaltige anlage vor. Aber das nimmt uns nicht wunder, denn sie erhält erst einen sinn, wenn wir uns ein wörterbuch zugrunde liegend denken, in dem links das lemma, rechts das interpretament stand und beide nachträglich eine verdeutschung hinzugesetzt erhielten.

Die übrigen umordnungen brauchen erst in γ entstanden zu sein.

Die reihenfolgen 179, 12. 15. 14. 16 und 193, 23. 25. 24 (nicht auch 195, 37. 32. 40: die hs. hat 32. 37. 40) beruhen darauf, daß mit natürlichem irrtume die spalten von oben nach unten statt von links nach rechts gelesen wurden.

Durch den gleichen irrtum wird auch ein teil der auslassungen in γ entstanden sein. Wenn der schreiber vorfand

193, 15 *in abruptis montibus*	*in stechlem pergum*
16 *Intestinum uiscera*	18 *Incubat ana gatoot*
22 *Ingemuit arquar*	23 *Ingemesco chlagom*
24 *insinuat zeikot*	25 *Incola aduena*
28 *Incuruat kapiukit*	31 *Jus fas*

und, von oben nach unten lesend, auf 16 gleich 22 folgen ließ, dabei aber 18 vergaß, so waren rechts und links vertauscht, bis er abermals eine glossierung (31) ausließ:

193, 15 *in arubtis montibus*	*in stechlem pergum*
16 *Intestinum uiscera*	22 *Ingemuit arquar*
23 *Ingemesco clagom*	25 *Incola aduena*
24 *insinuat zeigot*	28 *Incuruat kapiugit.*

So verfiel γ von 197, 10 gleich auf 14, ließ darüber 12 aus, setzte falsch mit 24 statt mit 20 wieder ein und stopfte dann die lücke nachträglich (s. oben) mit 199, 6:

197, 3	10	< vorlage	197, 3	10	<	197, 3	10
14	199, 6		12	14		12	14
197, 24	24		20	20		17	18
			24	24		20	20
						24	24.

179, 6 ff. hatte die vorlage: γ:

Igitur inunu	*ł inu danne*	*Igitur inu nu*	*Id daz ideo pidiu*
Id daz	*Idcirco pidiu*	*Idcirco pidiu*	*ideo danta Idē* [*derselpo.*
ideo pidiu	*ł danta*		
Idem daz selpa	*ł der selpo*		

γ ließ, von oben nach unten lesend, auf *Igitur* gleich in derselben zeile *Id daz* und *ideo pidiu* folgen und vergaß darüber *ł inu danne*; dann kamen auf die nächste zeile *Idcirco* und das verwaiste, neu mit lemma versehene *danta*; dazu wurde noch *Idem der selpo* gequetscht, aber die andere glossierung *daz selpa* mußte aufgegeben werden.

Von den plusstücken in γ sind wenigsten 191, 9 und 23, 195, 17 durch das Keronische wörterbuch (*K) für die Samanunga bezeugt. Es sind zweite glosseme, die die rechte spalte füllen. Das tun auch 175, 34, 177, 10 u. 31, 193, 1 u. 22, 195, 25. Sie werden, wie jene, eben aus diesem grunde in α fehlen: α schrieb zwar auch in zwei spalten, aber untereinander, konnte also leicht diese zweiten übersetzungen auslassen. Nur einmal ist es scheinbar eine erste: da aber hat γ gegen alle gewohnheit die lat. und deutsche glossierung umgestellt: 179, 21. In 175, 17 verlor α durch einschleppung (vgl. *K) des *Inclitus* von 175, 6 den platz für *mari*.

Wir sehen, daß uns α durch preisgabe der alten anordnung vieles entzogen hat.

Dagegen wird *sonari* γ 193, 1 zutat sein, vielleicht in zusammenhang mit der auslassung von 191, 30. Denn erst wenn 191, 37 mit 191, 29 zusammenrückte, konnte *Judicator coniector* auf derselben zeile deutsch glossiert werden. Die glossierung wiederum setzt die umstellung von *Coniector* und *iudicator* voraus, die allein den bearbeiter veranlassen konnte, die glosse unter I aufzunehmen.

δ liefert glossen aus dem S der Samanunga (Steinmeyer I, 243, 13 – 253, 36). Voraus gehen, unabgesetzt, die St. IV, 220,

1—28, 331, 15—23 u. 37—332, 4, 332, 5—11 u. 27—37, 330, 10—13 u. 21—24 und 220, 29—40 abgedruckten alphabetischen I-, K- und M-glossen. Die erste und letzte gruppe ist nach ihrer zugehörigkeit nicht bestimmt, doch lassen sich beziehungen zu *K erkennen: vgl. IV, 220, 28 und I, 200, 13 (auch in *a*), 36 und I, 210, 2, 37 und I, 212, 11. Ich nenne sie *Kx. Mit der zweiten bis vierten gruppe, Glossen zu Gregors homilien I u. II und zu den Dialogen beginnt das M, das dann wieder von den 'Adespota' fortgesetzt wird. Also ein buchstabenweis zusammengeschobenes wörterbuch, wie wir es im Aug. IC (Rbdef) fast entstehen sehen. Es läßt sich vermuten (vgl. St. IV, 585), daß die glossen aus I K M das eine, die aus S das zweite der fragmente gebildet haben, von denen Sanftl spricht. Das erste zerfällt in zwei teile, zwischen denen — bei K gab es wohl nichts hinzuzufügen — das L (Glossen *Kx, zu Greg. Hom. I, II, Dial. I, Samanunga) und vielleicht der anfang des M, etwa das innerste doppelblatt einer lage, ausgefallen wären. Das zweite würde, falls es ein doppelblatt war, eben das innerste einer lage gewesen sein und schon im S der Samanunga begonnen haben, ohne es zu ende zu führen.

Aber berechnungen sind sehr mißlich, wie ein vergleich der γ-excerpte Sanftls mit dem originale lehrt. Außer den sämtlichen lateinischen sind da nicht weniger als 17 deutsche glossen ganz weggelassen — das verstümmelte *pulula* zu *Inoleuit* 177, 27 erhielt sich vielleicht, weil es für deutsch gehalten wurde —, und zwar fehlt die erste spalte der vierten und die zweite der dritten seite als zum teil schwer leserlich fast ganz. Auch Sanftl las von oben nach unten, so daß er *edo emazigem* 195, 17 ohne lemma und umgekehrt zu *Ingluuies* 177, 16 die halbe übersetzung *unga* verzeichnet (beides ist dann wieder gestrichen) und zu *Inuio* 191, 9 die zweite übersetzung fallen läßt; er las auch erklärlicherweise die 4. seite vor der ersten, und erst hier fand er sich leidlich in die anordnung. Die reihenfolge ist also völlig zerstört. An abweichenden lesungen (um das in diesem zusammenhange zu erledigen) verzeichne ich *Inclytus* 175, 6, *compunctio* 175, 34, *aruuethit* 175, 35, *anagatragan* 177, 20 (*anaistkaforit* richtig gegen St. 177, 21), *edo* fehlt 177, 31, *ingameitun* 177, 10, *inuuertu* 177, 29, *Intercapedo* 191, 24: es sind, namentlich im deutschen texte,

nur ganz zarte abweichungen, wir können also δ für lautlich ziemlich treu halten.

Auch δ stammt aus einem exemplar der neu alphabetisierten Samanunga: die S-interpretamente sind gesammelt und den S-lemmaten vorangestellt (243, 13—36 sind bei St. vor 7—11 zu setzen, die in δ fehlen). Aber im gegensatze zu Sanftls γ ist hier die reihenfolge von α *K eingehalten. Ausnahmen machen nur die umstellungen von 49, 16 und 41, 19, 67, 17 und 65, 41, 248. 33 und 249, 16, und zwar folgt 65, 41 auf 67, 17 offenbar, weil diese doppelglossierung eine ganze langzeile in anspruch nahm, und die vorlage hätte so ausgesehen:

	61, 5 *syricum mezih*
63, 9 *synodale in synodo consultum*	65, 38 *summitas opanontic*
67, 17 *sculptam kagrapanaz*	*l kaprahtaz*
65, 41 *stramen strao*;	

in den beiden andern fällen hätte *δ (wie γ: s. 459 f.) versehentlich von oben nach unten, statt von links nach rechts gelesen.

Die vorlage von *δ hatte also eine anordnung wie γ.

Sieht man aber, daß Sanftl die alte reihenfolge bewahrt, und dabei so viele zweite glossierungen vermissen läßt (67, 17. 89, 36. 245, 10. 246, 24. 252, 37; nur 73, 26 und 247, 17 sind sie erhalten, man mag auch 115, 32 hinzunehmen), so wird man beides (vgl. s. 460) auf umschreiben von lang- in kurzzeilen zurückführen.

γ und *δ hätten also, beide in Regensburg, verschiedenen hss. angehört.

Nehmen wir an, *δ hatte noch alle glossen, die α gewährt, und schrieb wie α die zweiten glossierungen unter die ersten (in wahrheit werden, wie in α, auch zu lange einzelglossierungen getrennt, kürzere doppelglossierungen [s. oben] vereint gewesen sein), so kommen wir für 29, 24 — 254, 2 genau auf 160 kurzzeilen: das könnten die 8 × 20 kurzzeilen eines doppelblattes sein, wie sie in α vorliegen, und *δ wäre ganz so eingerichtet gewesen wie α. Aber eine betrachtung der lücken läßt das als sehr unwahrscheinlich erkennen.

Sanftl läßt wie bei γ die lat.-lat. glossierungen beiseite, wiederum (vgl. γ) mit einer bezeichnenden ausnahme: *sacrum scin* statt *sc̄m* = *sanctum* α 244, 5. Man kann aber daran,

daß auch die deutschen worte gruppenweise fehlen, vielleicht ältere lücken erkennen.

Zu beginn fehlen die fünf interpretamentglossen 5, 17 l(ateinisch), 7, 17 d(eutsch), 11, 11 d., 19, 16 d., 21, 35 d.

Es folgen kurzzeilen 34 (29, 24—161, 14),
Es fehlen kurzzeilen 8 (165, 4—177, 18),
Es folgen kurzzeilen 35 (177, 32—245, 34),
Es fehlen kurzzeilen 5 (245, 35—246, 9),
Es folgen kurzzeilen 35 (246, 11—249, 33),
Es fehlen kurzzeilen 8 (249, 34—250, 35),
Es folgen kurzzeilen 35 (251, 1—254, 2),
Es fehlen kurzzeilen x

Das gäbe etwa folgendes bild, in dem freilich die obere begrenzung der letzten lücke (249, 34), weil es sich um lat.-lat. glossen handelt, zweifelhaft bleiben muß (l. = lateinische, deutsche glossierung unbezeichnet, [] = fehlt): s. folgende seite.

Natürlich könnten die lücken auch oben stehen — wir begönnen dann mit x, statt damit zu schließen — oder auf oben und unten verteilt werden — dann wäre das fragment doppelt statt einfach beschnitten gewesen — jedenfalls lassen sich, wenn überhaupt, nur vier lücken gruppieren, von einem doppelblatt zu 8 × 2 spalten kann also nicht die rede sein — wie wäre es möglich, daß entweder die geraden oder die ungeraden spalten unverkürzt blieben? — und es bleibt nur übrig, an ein einfaches blatt zu 4 × 2 höchstens zweiundvierzigzeiligen spalten oder ein doppelblatt ohne absetzung der glossen, wie β, zu denken. Im zweiten falle hätten wir wegen 61, 5 ff. (s. 462) wohl zwischen dem vollständigen $^*\delta$ und der langzeiligen vorstufe eine weitere zwischenhandschrift anzusetzen; im ersten kämen wir auf ein recht großes format, das doch aber für eine compilation wie diese passen mag, und überdies werden wir ja auch schon für $^*\delta$ so viele lücken anzunehmen haben, daß wir mit viel weniger zeilen auskämen.

$^*\gamma\delta$. γ und δ lassen sich nicht unmittelbar vergleichen, aber die textanordnung verbietet, $^*\gamma$ aus $^*\delta$ abzuleiten. Dagegen könnte $^{**}\delta$, die vorlage von $^*\delta$, die ja nach s. 462 wie $^*\gamma$ angeordnet war, ihre Samanungaglossen wohl von dort genommen haben, denn beide hss. heben sich durch lautliche gemeinsam-

29, 24	177, 32	246, 11	251, 1
31, 8	185, 26	15	[*4*]
[*31, 14*]	233, 14	[*17*]	11
35, 15	238, 22	17	[15 l.]
49, 16	[243, 7 l.]	[*19*]	[33 l.]
41, 19	[9 l.]	[20 l.]	37
[55, 9 l.]	[11 l.]	[*22*]	[38 l.]
59, 31 ¹)	243, 37	24	[252, 3 l.]
61, 5	[244, 2 l.]	[24 l.]	8
[63, 9 l.]	[5 l.]	26	[12 l.]
[*65, 38*]	7	[37 l.]	[14 l.]
67, 17	[8 l.]	[247, 2 l.]	[14 l.]
[*67, 17*]	[10 l.]	[6 l.]	[16 l.]
65, 41	12	9	[18 l.]
[69, 17 l.]	[15 l.]	10	20
[69, 17 l.]	[17 l.]	11	22
73, 26	[20 l.]	[13 l.]	24
73, 26	25	17	24
81, 9	[29 l.]	17	[34 l.]
[83, 1 l.]	[31 l.]	[20 l.]	[36 l.]
[85, 4 l.]	33	23	37
85, 15	37	[26 l.]	[37]
89, 36	[245, 1 l.]	[30 l.]	[253, 5 l.]
89, 36	3	[248, 8 l.]	[9 l.]
105, 15	6	[15 l.]	[12 l.]
109, 1	7	22	[12 l.]
115, 32	10	[27 l.]	[16 l.]
129, 28	[*10*]	[249, 1 l.]	[20 l.]
131, 17	[13 l.]	16	[*21*]
[*139, 3*]	[16 l.]	248, 33	[28 l.]
[143, 24 l.]	[21 l.]	[249, 19 l.]	[31 l.]
155, 19	[23 l.]	[23 l.]	[31 l.]
[*159, 14*]	[26 l.]	[25 l.]	[34 l.]
161, 14	[30 l.]	27	36
	34	[33 l.]	[254, 2 l.]
[*165, 4*]	[*35*]	[34 l.]	x
[*165, 23*]	[39 l.]	[250, 10 l.]	
[*165, 23*]	[246, 2 l.]	[18 l.]	
[167, 37 l.]	[4 l.]	[20 l.]	
[*173, 12*]	[*9*]	[22 l.]	
[*175, 16*]		[26 l.]	
[*177, 17*]		[32 l.]	
[*177, 18*]		[*35*]	

¹) Umstellung in α.

keiten von den übrigen ab — es fehlt ihnen außer der accentsetzung auch $k < g$ im inlaut und im anlaut ohne worteinsatz —, und ich wüßte nichts altertümlich lautliches in δ, das entscheidend dagegen spräche. Dann wäre $^{*}\gamma\delta = {}^{**}\gamma$.

Daß ε und ζ, die bei Steinmeyer II, 314—18 unter nr. DCLXXVII vereint sind, zur überlieferung der Samanunga gehören und auf eine gemeinsame vorlage *εζ zurückgehen, zeigte Kögel, Zs. fda. 26, 326 ff. Es läßt sich aber wohl noch mehr ermitteln.

In *εζ waren zwei alphabetische wörterbücher, eins, mit fremden bestandteilen untermischt, zum zweiten buche der Homilien Gregors und eine auswahl aus den Samanunga vereinigt. Sie waren so zusammengefügt, daß bei jedem buchstaben die worte aus den Homilien voranstanden. Das ist noch ohne weiteres ersichtlich bei

	aus Gregor	aus den Samanunga
C:	II, 315, 6—12	13—15
D:	16—21	22—40
F:	64—69	70—316, 5
L:	316, 29	30—33
R:	317, 37—42	43—47
T:	318, 1— 4	5— 7.

Bei E folgen in ε die Gregor- auf die Samanungaglossen, in ζ stehen sie zwischen B und C, d. h. in *εζ waren sie noch abgesondert (daher auch die verluste in ζ) und die Gregor-, nicht die Samanungaglossen sind nachträglich hineingetragen.

Bei P weichen ε und ζ in der reihenfolge stark voneinander ab. Sievers, Murb. hymnen s. 6 f. sah daraus, daß ε eine dreispaltige vorlage spaltenweis, ζ reihenweis abschrieb. Das ist nun so zu ergänzen, daß die erste spalte das Gregorianische P enthielt, das also am linken rande hinzugefügt war; *parsimonia* aber gehört mit in die zweite spalte. Also (mit den nummern der Samanunga):

	I, 149, 9 *parsimonia*	
	236, 14 *placitum*	
II, 316, 59 *Presumens*	125, 17 *profuges*	223, 25 *Passim*
61 *Punirent*	193, 13 *precipitium*	225, 16 *Pactio*
63 f. *Pignus predia*	224, 5 *Palmis*	231, 23 *Procax*
vgl. Ra 228, 37		
65 *Patronos*	*Palpitat*	
67 *Preditus*	226, 5 *Priuilegia*	231, 38 *Proceres*

II, 316,69 *Perpetrat* = Ra 228,81	I, 226,32 *Presagum*	
317, 1 *Prouectus*	227,11 *Pernicies*	
3 *Presto est*	227,15 *Peruicax*	227,17 *Pertinax*
5 *Principantur*	228, 1 *Pepigit*	
7 *Palmam* = KRa 224,19	227,39 *Preuius*	229,32 *Propagatum*
	233,13 *Poplites*	

So ergibt sich zugleich, daß *Perpetrat, Palmam, Pignus predia* nicht mit Kögel zu α zu ziehen sind; *Palpitat* hat (als doppelglosse!) wohl vom rande in die erste spalte geragt und ist so zwischen die Samanungaglossen geraten.

Rechts aber blickt uns nun das wohlbekannte schema von γ an, erhalten, trotzdem $^*\varepsilon\zeta$ nur ein auszug der Samanunga ist, und wir brauchen uns keine gedanken mehr über die scheinbaren lücken in der dritten spalte zu machen. Wie in γ und δ sind den lemmata- ausgezogene interpretamentglossen mit p vorangestellt: die vorlage von $^*\varepsilon\zeta$ gehörte zu derselben neu alphabetisierenden bearbeitung der Samanunga; die reihenfolge wird verständlich, wenn wir annehmen, daß $^*\varepsilon\zeta$ nach den interpretamentglossen erst aus den lemmaten der linken spalte (bis 226, 5), dann aus denen der rechten spalte seiner vorlage (223, 25—231, 38) auswählte; von 226, 32 an, das wir also als beginn einer neuen seite betrachten könnten, ist die anordnung ganz wie wir sie in γ erwarten würden. Daraus aber, daß die lemmataglossen rechts statt links beginnen, schließen wir, wie bei γ, daß die interpretamentglossen vom rande her nachträglich eingerückt sind.

Beim A stehen voran 3 glossen zu Gregor (von denen die erste, 314, 14, in ζ von dritter hand nach Jc IV, 4, 15 ergänzt ist), den schluß macht eine aus den Samanunga. Dazwischen stehen, doppelt beziehbar:

II, 314, 19 *Adeptus est kahalota* zu Gregors *adepturi sumus* oder *Adeptus cahalonti* α 21, 12;

21 *Alabastrum salpfaz* zu Gregors (Lucas') *alabastrum* oder *Alabastrum salpfaz* α *K 49, 27;

37 *Auaritia nef kiri* zu Gregors *auaritiæ* oder *auarus nefkerer ł arc* α (*K) 33, 25;

39 *Anclat fnastot* (*atmitzit*[3] nach Jc IV, 2, 6?) zu Gregors *anelat* oder *anhelat fnaasteot* α 125, 37;

II, 314, 41 *Animaduersio r*]*not*[*e*]*suan*[*did*]*a* zu Gregors *animadversionis* oder *Animadversio moates uuandida* *K 38, 21.

und es folgen, wieder eindeutig:

II, 314, 43 [*Aruspes*] *parafriđ* [< parauari de *za demo parauue ploassit* *K 36, 34;

II, 315, 1 *Su*]*auide*[*r suaslihho* < *suaslihho* *K 78, 21.

Die beziehung von 314, 19—39 auf die Samanunga ergäbe zerstörung der alten reihenfolge von *αK, voranstellung der lemmata- vor den interpretamentglossen, hineinmischung der Samanunga- zwischen die Gregor- und *K-glossen. Wir beziehen also nach der bei P beobachteten reihenfolge 314, 19—39 zunächst mit Steinmeyer auf Gregor, nur II, 314, 41 bliebe zweifelhaft. *εζ hätte also 7—8 Gregor-, 2—3 *K- und 1 Samanungaglosse, A-interpretamente sind (wie bei G H I N Q) nicht mit aufgenommen. Wir glauben hier zu erkennen, was die erweiterung des wörterbuches veranlaßte: die übereinstimmungen Gregors mit den Samanunga.

Bei M kann man für *εζ voraussetzen:

316, 35 < ?		34 < lemm.
36 < Gregor		
38 < Gregor	40 < interpr.	
	41 < interpr.	42 < lemm.

Dann erklärt sich das vorhandene aus dem einschub der worte erster und zweiter spalte in die dritte. Es ist aber natürlich auch möglich, daß 34 durch irgendeinen irrtum an den anfang geraten ist.

Von G H N Q sind nur glossen aus den Samanunga vorhanden. *Benignum enstic* II, 315, 4 ist auf Gregor und auf *benignus enstic* I, 55, 31 beziehbar. Unter den 10 I-glossen eine fremde (316, 25).

Bei O geht den glossen aus Gregor (II, 316, 51—54 und den Samanunga (55—57) noch eine fremde voran. Bei S erst eine fremde glosse (II, 317, 48), eine (50) halb zu *K (I, 253, 5) und Jc (IV, 20, 15) stimmende, eine aus Gregor (52), dann vier aus den Samanunga (54—59), von denen aber die erste wieder auch auf Gregor bezogen werden könnte.

Von den U-glossen gleicht die erste (318, 34 ι) Jc IV, 25, 1.

35 und 36 stammen vielleicht aus *K 267, 17 und 21, dann folgt noch eine Samanungaglosse, und 38 ε = Jc IV, 23, 3.

Also bis auf M (und vielleicht U) keine abweichung von der reihenfolge: 1. Gregor, 2. Interpretamenta, 3. Lemmata der Samanunga, unter den Gregorglossen fremde, die zu *K und Jc stimmen; *εζ auswahl aus einer vorlage, der am linken rande die Gregor-, *Kx-(und Jc-)glossen hinzugefügt waren, die aber sonst die anordnung von γ hatte, also mit *γδ gegen α zusammenstand. Die sprache ist südrhfr.-alemannisch wie die übereinstimmung von ε und ζ in *ua*, *ki-* und unverschobenen *b* beweist (*muas* 315, 29, *puah* 316, 21, *ki-* 315, 42 und 316, 15, *to*b*ot* 315, 33, *chu*b*isi* 318, 5). Für die heimat Murbuch sprechen sprechen außer ζ die beziehungen zu *Jc, das wir nach Kögel, Beitr. 9, 358 ff. wohl als entlehnenden teil anzusehen haben, und zwar wäre, in Murbach, aus *εζ oder der vorlage, nicht aus ε entlehnt. *ila* ζ II, 314, 14 von dritter hand dagegen wird aus *Jc IV, 4, 15 stammen, desgleichen *atmitzit* ζ 314, 39 < *Jc 2, 6.

In *εζ oder seiner vorlage ist auch eine bearbeitung vorgenommen. Vgl. *uuntarsiuni* *εζ 317, 57 *untarsiun* αδ 252, 22, *asnita* *εζ 317, 56 *asnita uuinarepono* αδ 245, 3. Und gewisse arten von änderungen sind nur in *εζ, nicht auch in γ oder δ zu finden.

Namentlich die einführung neuer lat. grundformen gegenüber α*K: *decollatum* 109, 12 > *-us* 315, 26, *Dira* 109, 21 > *-um* 315, 35, *Furua* 149, 32 > *-um* 316, 3, *Latibulum* 205, 8 > *-a* 316, 31, *maleficium* 139, 36 > *-a* 316, 41, *Palmites* 224, 5 > *-mis* 317, 14, *In precipiti* 193, 13 > *precipitium* 317, 12, *Presaga* 226, 32 > *-um* 317, 19, *Expromimus* 117, 19 > *-it* 315, 42, *uacillans* 70, 22 > *-at* 318, 38, *Obstat* 222, 35 > *-are* 316, 56. (Dazu würde *benignus* 55, 13 > *-um* 315, 4 schlecht passen, s. oben s. 467.) Auch verbesserungen wie *Obstinatus* 223, 22 > *-atio* 316, 55, *repensatio* 155, 13 > *Reconpensatio* 317, 43, *Tegurium* 257, 17 > *Tugurium* 318, 5, *Desapit* 103, 6 > *Desipit* 315, 31. Von orthographischen änderungen gehört hierher der wechsel von *i* und *e*: *Dissidiosus* 101, 10 > *Des.* 315, 28, *Dapis* 101, 30 > *-es* 315, 29, *delerat* 103, 7 > *Delirat* 315, 33, *elegans* 117, 7 > *Eligans* 315, 41.

Wir werden also auch die mit den lat. verknüpften deutschen wortänderungen in *εζ hier anreihen:

*εζ	α
unhiuri 315, 35	*unhiuriu* 109, 21,
prun 316, 3	*pruinu* 149, 32,
palotati 316, 41	*palotát* 139, 36,
einstrit 316, 55	*einstriti* 223, 22,
uuanchot 318, 38	(*instabilis* 71, 20);
dazu *meinfoller* *εζ 315, 71,	*meinfol* α, *faruuoraht* *K 140, 15,
eiuuuillic *εζ 317, 34	-*i* α*K 227, 17,
uuidarlon *εζ 317, 43	*uuidarmez kepa* α *uu. laones* ł *kepono* *K 155, 13.

Daran schlössen wir dann ohne unterstützung von *K:

unsprahhi ε 315, 13	*ursprachi* α 127, 1,
helanthelm *εζ 316, 31	*helothelm* α 205, 8,
skinleihhi *εζ 316, 42	*scinleih* α 212, 11,
chuma *εζ 318, 39	*chumunga* α 235, 7.

Jc (darin ϑ) hat seine verdeutschungen zwar noch zwischen den zeilen, ist aber nur eine (um ein doppelblatt verstümmelte) abschrift eines *Jc mit gleichfalls zwischenzeiligen glossen: vgl. die anmerkungen zu IV, 3, 3. 4, 37. 5, 55. 11, 8. 12, 2. 14, 19. 17, 73. 18, 28.

'Mehr als fünf sechstel des glossars Jc stellen einen auszug aus den Affatimglossen dar, welcher im ganzen deren folge wahrt' (Steinmeyer IV, 1, [4]). Es sind aber andere glossen hinzugekommen, besonders zu den Isidorischen schriften und zur Benediktinerregel.

Diese fremden glossen stehen immer gruppenweise zusammen, und zwar vor (A und D), nach (M ff.) oder inmitten der Affatimglossen (C), sind also nur äußerlich mit ihnen verknüpft. Sie beginnen und füllen die ganzen spalten 118^{a1}. 118^{a2}. 118^{b2}. 118^{b3}, wie es die Affatimglossen mit 119^{a2}. 119^{a4}. 120^{b4}. 121^{a3} tun; beim O ist versehentlich 119^{4a} vor 119^{b1} gestellt. D. h. der spaltenumfang ist in Jc und *Jc gleich. Man wird also anzunehmen haben, daß das Affatimwörterbuch zweispaltig war, jeden buchstaben mit einer neuen spalte beginnen ließ, am schlusse jedes buchstaben also leicht platz für nachträge übrig haben konnte (z. b. 118^{a4}. 119^{a3}). Neben jede Affatimspalte konnte dann noch eine mit fremden glossen gleichen buchstabens geschrieben werden. Aber diese ordnung

ist in der abschrift Jc nur anfangs festgehalten: wir sehen von M ab — zwischen D und M fehlt ein doppelblatt —, wie die fremden glossen bei jedem buchstaben nicht mehr spaltenweis neben-, sondern zeilenweis nachgeordnet sind, wobei sich dann leicht der buchstaben- vom spaltenbeginn verschiebt.

Auf s. 118b folgen einander in den vier spalten:

1.	2.	3.	4.
Affat. B Schluß von Affat. C und anhang	Fremde glossen mit C	Fremde glossen mit C	Anfang von Affat. C Fremde glossen mit D.

Hier sind also die C-glossen aus Affatim schon vor hinzufügung der fremden umgestellt gewesen; ein mittleres stück C (Goetze, Corpus gloss. lat. IV, 496, 46—499, 2) fehlt wie der anfang von A (Goetze IV, 471, 1 —472, 33).

Auch aus *K sind lemmata herübergenommen, wie sich am deutlichsten dort verrät, wo ein Affatim-lemma noch einmal mit einer *K-glossierung wiederkehrt:

Baratrum tiufin IV, 4, 51 < *B. uorago carens fundum uel fossa* Affatim, Goetze IV, 487, 19,
Paratrum hol cruaba 15, 23 : *Baratrum toalle* *K *hol a fouea cropa* *K I, 54, 1 ff.,
Remotum sublatum kikepan 17, 65 < *R. sublatum* Affatim IV, 562, 54,
Remotum erruarit 18, 40 : *R. arhrorit a* 33, 21.

Auch eine ganze anzahl von einzelnen lemmaten ist aus *K entlehnt. Aber hier kann die verwandtschaft enger sein, in die den beiden glossaren von ihren lateinischen vorstufen her (vgl. Brans, Das Reichenauer glossar Rf, s. 100 ff.) gemeinsamen lemmata hineinreichen.

Bei der mehrzahl der von Kögel, Beitr. 9, 334 ff. angeführten gleichen lemmata freilich weichen die übersetzungen mehr oder weniger voneinander ab, und es ist nicht zu sagen, wie weit da *Jc selbständig oder nach andern vorlagen auf die seinen verfallen ist, wie weit sie bearbeitungen eines *K-textes sind. Auch die übereinstimmungen könnte man ja für zufällig halten. Aber ihre menge macht es denn doch höchst unwahrscheinlich, daß keine beziehungen vorhanden gewesen wären. Mehr noch, wenn von zwiefachen verdeutschungen in Jc die eine einer lemma-, die andere einer zugehörigen interpretamentglosse von *K gleicht, z. b.:

Aditus zoacanc *introitus incanc* *K I 32, 7	*Aditus incanc zuakanc* Jc IV, 3, 62,
Cassa lotara *uana umpitharpi* *inania italida* *K 70, 17	*Cassum italin umbiderbi* Jc 6, 25,
Nidores stenke *odores suuecke* *KRa 214, 1.	*Nidore suuecho stanche* Jc 8, 29,

Hier und in den ähnlichen fällen erforderte die doppelte übereinstimmung doppelten zufall, wäre nicht *K vorbild gewesen.

Es kommt noch hinzu, daß die übereinstimmenden glossen einiges enthalten, was zwar zu *K, aber nicht zur Murbacher sprache von Jc und *Jc (Schindling, Die Murbacher glossen, s. 128 ff.)[1] paßt, z. b.:

kihoupit pantot Jc 17, 31	*cahaupitpantot* *KRa 238, 12,
cacan Jc 9, 43	*inkagan* α 222, 10.

Und schließlich werden sich auch gewisse fehler durch übernahme aus *K erklären, z. b. das unsinnige

Serium (< *S. modestum ornatum* Aff. 566, 23) *antreit* Jc 19, 34,	*series . . . antreiti* α 73, 26, δ 243, 22, ferner:
Censet erteilit setit Jc 6, 37	*Censetur nemnit ł celit* (*c* auf rasur!) α 93, 20,
Osanna *heili* *kehalt* Jc 10, 25	*Osianna osanna* *saluifica kiheli* *uel saluum fac cdho kihaltanan kitoa* K 221, 33,
Tedit suuein. unlust Jc 21, 32	*tedium unlust* *K 40, 33.

Welche fassung aber von *K hat *Jc vorgelegen? Nach

Conperi pifandh *K *cognoui inchnata* Pa *irchanta* K 60, 39	*Conperi archanta. fand* Jc 4, 67

wäre es die vorstufe von K (vgl. auch *K 46, 35 > Jc 1, 6), die bereits von Müllenhoff und Kögel (vgl. Lit.-gesch. II, 431 f.) ins Elsaß verlegt ist und die also in Murbach war.

---

[1]) Diese localisierung wird nun noch dadurch gesichert, daß die verbliebenen unebenheiten ihre erklärung finden.

Zugleich aber lassen viele glossen keinen zweifel, daß die Samanunga benutzt sind.

Die annahme mehrerer quellen für dasselbe lemma hat nichts beängstigendes bei einer glossensammlung, die spaltenweis geschrieben ist, also ergänzungen leichter platz ließ. Man brauchte zwar nicht überall, wo glossen neben- statt zwischengeschrieben sind, nachträgliche hinzufügung zu folgern, namentlich wenn der raum dadurch beengt wird, daß zwei lemmata auf einer spaltenzeile stehen (Jc 6, 48 ~ *K 60, 28, 13, 40 ~ *K 229, 13, 19, 48 ~ *K 248, 9, 20, 15 ~ *K 253, 5), aber in manchen fällen läßt sich eine solche annahme kaum umgehen:

h[i]milisc halba *Plaga halba* Jc 11, 46	—
ferzoran throsca" *Atritus. fer* Jc 2, 22	*Attritus farthroscan* *K *fardroscan ł phinot α* 32, 15,
ingunnan *Adnixus kifuagit* Jc 3, 50	*Adnixa* *coniuncta cafoagit* *K 4, 29,
kiuuisso *Quippe luzil* Jc 16, 36	*Quippe cauuisso* *K 236, 17,
feste *Rati anfangane* Jc 17, 7	*Ratum festi* *K 237, 28,
thorf. kizimbri *Opidum chas tella* Jc 9, 47	*Oppido castella α* 219, 6.

Am leichtesten kenntlich sind die Samanungaglossen, wenn ihr lemma in Affatim fehlt und die verdeutschung gegen Pa K Ra mit *α* (die andern hss. kommen kaum in betracht) übereinstimmt:

1a) *Absque fedcre ana uuara* Jc IV, 2, 18	*Absque federe uzzena moatscaffi* *K *anu triuua ł uara* *αβ I, 2, 20
Amenticus urmuati 2, 20	*amenticus unmez pittenti* *K *urmoti α* 111, 28
Abacta fona kitanen 2, 23	*Abacta oba kätanemu* *K *fona gatanem α* 46, 32
(*Acomoda zikiuuerre* 2, 25	*Adcomodā za gamezze* *K *Ad commodum za gafore α* 39, 29
Consultum kiratan 5, 42	*Consultum pflec* *K *karatan α* 62, 7

Cerimonia kelt	Jc IV, 5, 46	*Caerimonia anthaiza* *K *Cęrimonia kelt ł ploostar α*	66, 33
Contumax einstritic	5, 47	*Contumax zaplahanner* *K *einstriti ł frauali α*	62, 18
1. *Citra enont*	5, 48	*Cys uel citra in aina halp upiror* *K *Cis hinont citra enont α*	74, 5 f.
1. *Cenum horo*	5, 51	*Caenum cor* Pa, *zost* K, *dost* Ra, *horo α*[1])	66, 27
2. *Clemens kenadiger*	5, 52	*Clemens kanathhaft* *K *kanadíc α*	66, 40
(1. *Carina schef*	5, 53	*Carene prunchulle* *K *Carina sceffes podū α*	68, 3)
Curia mahal	5, 56	*Curia kamahitha* *K *mahal α*	72, 29
Coaceruant uffont *paront*	5, 57	*Coaceruans kamahonti* *K *huuffonti α*	74, 17
Coaptans fuaganti	5, 58	*coaptans kamahonti* *K *kafogenti α*	74, 20
Constibata kithrungan	5, 59	*Constipata citigchit* *K *umpi pidrungan α*	74, 23
Paratrum hol *cruaba*	15, 23	*Baratrum fouea toalle cropa* K *Baratrum hol α*	54, 1
Remotum erruarit	18, 40	*remotum aruuagit* Pa K, *kihrorit* Ra *Rem. arhrorit ł secretum α*	32, 21
Uegitatus kimaget	25, 2	*uegitatus festinonti* *K *uegitatus kamakď' α*	46, 19.

1 b) Dazu die glossen, in denen bei gemeinsamem lemma von *K und Affatim Jc zu *α* gegen Pa K Ra stimmt:

2. *Area tenni*	Jc IV, 3, 32	*Area flazzi* *K ·*tenni α*	38, 26
Bellicosus chuoni inuuige	4, 43	*bellicosus choner α*, fehlt Pa K Ra	57, 36
1. *Censet erteilit* setit	6, 37	*Censetur pisihit* *K, *nemnit ł celit*, c auf rasur *α*	92, 20
2. *Connectit kisamanoT* kima^chot kifuagit	6, 48	*Connectere kascaidan* Pa, *kisnithan* *K Ra, *kacnupfen α*, *coniungere kafogen* *K, *kamahhon α*, *coaptare kasiton kafogen α*	60, 28

---

[1]) Auch wenn *cor* Pa auf *horo* zurückgeht, was wegen des folgenden *lutum horo* nicht wahrscheinlich ist, kommt es für ϑ nicht in betracht: s. s. 476.

Obiciunt cucan sezant	9, 43	*Obiciunt faruuerfant* *K Ra, *Inkagan uuerfant α ob-ponunt arleckeant* *K Ra, *Inkagan sezent α*	222, 10
Opidum thorf. kisimbri chas tella	9, 47	*Oppido fara* K, *fuara* Ra *castella α*	219, 6
Obsecro pisuerro. *pittu*	10, 31	*Obsecrat pitit* *KRa *pisuerit α*	222, 24
Onustum follan.kilatanan	10, 57	*Onustum kiscoppot* *KRa, *kahlatan α, oneratum kihlatan* K	221, 29
(*Olus karuur*	10, 63	*Olus chol* *KRa *uurz α*	220, 33)
1. *Precipitat ferscurgit*	13, 30	*Precipitet aruuankit* *KRa *Precipitet haohana scurkit α*	233, 16
Pignore chind	13, 60	*Pignora uetti* Ra *chind α*	228, 37
1. *Priuat* piteilit. *hilit*	13, 62	*Priuat pilosit* Ra *piteilit α*	229, 16
2. *Procella* tunst. *hagal*	14, 17	*Procella unstilli* Ra *unst α*	230, 31
(*Prosapia* chunni *adal*	14, 29	*Prosapia adal* Ra *framchunni α*	231, 12)
Quatenus thaz	15, 43	*Quatenus thiu huuitharu* *KRa *daz daz α*	234, 36
2. *Ritu situ* uuisa	18, 7	*Ritus picanc* *K Ra *uúisa α*	241, 33 f.
Robustus strenger	18, 9	*Robustus stranclih* *K Ra *strenger α*	242, 6
2. *Robor strengin*	18, 13	*Robore krefti* *KRa *Robor strengi α*	241, 38
2. *Seuum* crim *pulh*	19, 30	*Seuus slithic* *KRa *crimmer α*	246, 15
2. *Serium antreit*	19, 34	*ordo series enti prurtnassi makanes* *K	72, 26
		series enti ł antreiti α	73, 26
		entiprurtida vel antreiti δ	243, 22
Talamus pruti chamara	21, 13	*Talami kheminatun* *KRa, *cubicula chamara* *KRa *Thalamum pruutchamara α*	256, 16
Tinniens chlinganti uuei-onti	22, 12	*hinians anttoanti* *Ka *hinniens hueionti α*	97, 8
Tronus hoh sedal	22, 33	*Thronus sedal* *KRa *hao(h)sedel α*	260, 10
Uellere zīm bron. liochan	23, 26	*Euellere aruualcen* *K *arliuhhan α*	126, 11

Uenustum sconi. *tiurlih*	23, 37	*Uenusta froad* *KRa *Venustus scaoni ł smecharlih α*	264, 13
(*Ueneficus eittar uurcho*	23, 59	*Veneficus zauprari* *KRa *Veneficus eitargerio ł luppari α*	263, 24)
1. *Uiget* maget *snellet*	23, 68	*Uget uuekit* K *Viget camak& α*	265, 31.

Daß diese liste vollständig wäre, will ich nicht behaupten: ohne ein vollständiges ahd. wörterbuch lassen sich solche quellenuntersuchungen nicht erledigen. Anderseits habe ich zweifelhaftes in klammern aufgenommen und zähle es nicht mit. Wo zwei glossierungen auf einer spaltenzeile stehen, habe ich durch die ziffern 1 und 2 angezeigt, welche stelle die übernommene hat. Man sieht, sie stehen in 1a zweimal an erster (5, 48 und 51), einmal an zweiter stelle (5, 52, mit 51 zusammen), in 1b viermal an erster (6, 37. 13, 30 und 62. 23, 68), siebenmal (3, 32. 6, 48. 14, 17. 18, 7. 13. 19, 30. 34) an zweiter. Es gewinnt also den anschein, als ob an den zweiten stellen nicht nur übersetzungen, sondern lemmata mit übersetzungen aus den Samanunga herübergenommen sind. Aber das gilt nicht für alle fälle, sonst bliebe unerklärlich, daß so vielfach die lemmata zu Affatim, die übersetzungen zu α *K stimmen (außer Jc 6, 37. 9, 47. 18, 7. 19, 30. 23, 37 vgl. 13, 60. 22, 12. 23, 26 und besonders das unsinnige stückchen 19, 34), überdies *uuisa* 18, 7 in Jc hinter *situ* steht. Es folgt ja auch aus dem nebeneinander von 5, 51 und 52 auf einer zeile: der platz ist wenigstens mit maßgeblich, und so erklären sich die umstellungen auch der Affatimlemmata, soweit sie für uns in betracht kommen: Affat. (Goetze) IV, 476, 54 (= Jc 3, 32) steht neben 473, 48 (Jc 30) statt unter 476, 22 (Jc 3, 34), weil neben 476, 54 noch platz war; entsprechendes gilt für Jc 7, 4. 14, 17 und 18, 13: wie bei der in *γ erhaltenen umschrift sind noch während der arbeit die entstehenden zwischenräume baldigst ausgefüllt. Und die reihenfolge

Affat. 565, 45	= Jc 19, 28	566, 31	= Jc 19, 30
47	32	23	34
51	36	33	38

zeigt nur, daß *Jc hier Affatim spaltenweis abgeschrieben hat. Daß auch nachträge gelegentlich an zweiter stelle der spaltenzeile untergebracht werden konnten, ist damit nicht ausgeschlossen.

Die ausgezogenen glossen sind in gruppe	1a	1b
I. einfache:	14	11
doppelte:	2	10
davon die Samanungaglosse an 1. stelle:	2	6
die zweite dann aus *K:	—	1
aus anderer quelle:	2	5
II. die Samanungaglosse an 2. stelle:	—	4
die erste dann aus *K:	—	—
aus anderer quelle oder selbständig:	—	4
dreifache glossierungen:	—	2
davon die Samanungaglosse an 3. stelle:		1
an zweiter und dritter:		1
die übrigen fremd oder selbständig:		2.

In den affatimfremden lemmaten (1a) überwiegen also die einfachen glossierungen stark: sie sind so aus den Samanunga übernommen, nur mundartlich umgestaltet; bei doppelten steht die Samanungaübersetzung an erster stelle. In den Affatimlemmaten (1b) nehmen die doppelglossierungen zu — möglich, daß hier wie dort unter ihnen manches ist, was α nur ausgelassen hat: vgl. z. b. 10, 31 und 14, 29 —, und es gewinnt wieder (s. 475) den anschein, als wären da die Samanunga nur zur erweiterung von *Jc herangezogen. Aber noch in 6 von 10 fällen stehen sie voran: da können sie nicht wohl in ein fertiges Affatimglossar hineingearbeitet sein, am wenigsten in eins mit der einrichtung von *Jc, vielmehr entsteht *Jc erst unter heranziehung der Samanunga (I). Wo deren glossen erst an zweiter oder dritter stelle stehen freilich müssen wir gelten lassen, daß sie nur bereicherungen von vorhandenem sind (II). Die fremden verdeutschungen gehen teils voran, teils folgen sie; unter jenen mögen selbständige sein; aber nirgends folgen Samanunga- auf Keronische glossen.

Der verfasser und compilator (vielleicht waren es mehrere) würde also so verfahren sein, daß er einer sammlung lat. Affatimlemmata zuerst eigene und fremde übersetzungen überschrieb, dann aus den Samanunga die lemmata ergänzte, aber nicht nur deren verdeutschungen, sondern auch andere zu schon vorhandenen lemmaten mit herübernahm, meist nur eine. Dabei setzte er seine Murbacher mundart mit ziemlicher

folgerichtigkeit durch, zeigte aber sonst geringe selbständigkeit (etwa indem er 10,31 die erste person einführt, 5,57 aus *huuffon* ein *uffon*, 14,17 aus *unst* ein *tunst* macht, 4,43 *inuuige* zufügte). Er verfuhr aber mit den Samanunga sehr ungleichmäßig, nahm zuerst viel, dann nur vereinzeltes, unter C einmal eine halbe spalte, unter N nichts. Eine dritte, hier nicht zu untersuchende schicht bilden die Keronischen glossen (manchmal sogar mit wiederholung des lemmas: vgl. *K 234,36ff. > Jc 15,43 u. 16,66, *K 126,11 u. 264,24 > Jc 23,26 u. 30), und noch andere, jene in ihren interpretamentglossen weit häufiger als die Samanunga gelegenheit bietend, eine bedeutung auseinanderzufalten.

Aus der liste s. 476 geht zugleich hervor, daß, wo Kero und die Samanunga gemeinsam mit Jc übereinstimmen, die Samanunga als quelle zu betrachten sind, und dadurch gewinnen wir noch eine reihe weiterer glossen. Es bedarf nur noch einer einschränkung.

In der Samanunga-hs., die *Jc vorlag, waren die interpretamente einalphabetisiert: *amenticus, remotum, serics, tedit, uegitatus* stehen unter A (Jc 2,20), R (Jc 18,40), S (19,34), T (21,32), U (25,2) statt unter *Dementicus* (α 111,27), *Abstrusum* (α 32,17), *Cathalogus* (α 73,25), *Adficior* (α 41,32), *Animatus* (α 47,18); nur wo interpretament und lemma den gleichen anfangsbuchstaben haben, ist die alte *K-reihenfolge gewahrt: *citra* Jc 5,48 stand in der vorlage bei *Cis* (α 74,4), *coaptans* 5,58 bei *Conglutinans* (75,19), *coniungere* und *coaptare* bei *Connectere* (α 60,28), *obponunt* bei *Obiciunt* (α 222,10), die beiden letzten fälle besonders deutlich, weil da statt der lemma- gleich die interpretamentglossen benutzt sind (Jc 6,48 und 9,43).

Also stammt *Oblicus missiuuentit* Jc 9,32 nicht aus *transuersus missauuentit* α, sondern aus *Oblicus transuersus missuuentit* *K 221,10, und entsprechendes gilt für Jc 4,24 und *K 8,25, falls da überhaupt abhängigkeit vorliegt, und für Jc 5,39 *K 84,18ff.[1])

---

[1]) So erklärt sich wohl auch der fehler

Tinniens chlinganti — *Tinniens chlinganti* α 258,38
uueionti Jc 22,12 — *hinniens hueionti* α 97,8:

in der vorlage war das interpretament *hinniens* mit verschreibung *h* > *t*

Dann bleiben aus den Samanunga

2a) affatimfremde lemmata:

Arrogantes hruomli	2, 14	*Arroganter hroamliho* *K *hroomlihho* *αβ	6, 4
Abdicat ferqhede	2, 17	*Abdicat farquidit* *K *farquidit* *αβ	2, 28
Atritus ferzoran ferthro-scan	2, 22	*Attritus farthroscan* *K *fardroscan ł phinot* α	32, 15
Cremunt cremizont	5, 60	*Fremunt cramizzont* *K *cremizont* α	154, 20
Discolis unsenfte	6, 52	*Discola unsemfti* *K *unsemfti* α	108, 32
Tedit suucin. unlust	21, 32	*tedium unlust* PaK α	40, 33,

2b) Affatimlemmata:

Beneficus uuala. tuanti	4, 59	*Beneficus frumahaft* PaKRaα *benefactor uuela toandi* *K *uuela toantere* α	54, 28
2. *Mos situ. uuisa*	7, 4	*Mos situ edo uuisa* *KRa *situ* α	211, 22
(*Neutrum noh thizi noh thaz niuuedrisc*	8, 16	*Neuter noh uuethar* *KRa *noh huedar* α	215, 7)
1. *Nitet schinit*	8, 44	*Nitiscit scinit* *KRa *Nitescit* (*e* < *i*) *scinit* α	213, 37
(*Obtare keuuellan.* kiuunscan	10, 22	*Obtio uunsc* *KRa *Optio uunsc* α	221, 38
Patruus fatro	11, 16	*Patruus fataro* *KRa *fatureo* α	225, 18
(*Palmatus kihoupit pantot*	11, 42	*Laureatus kihoupitpantot* *KRa, *cahaupitpantot* α *redemtus pipundan* K	204, 39
Redemptus kihoupit pantot	17, 31	*Redemitus kihaupitpantot* *K Ra, *Redemitus coronatus* α	238, 12)
Quondam giu uuennio	16, 57	*Quondam iu* KRa *olim forni* K *forn* Ra *giu forn* α	237, 3.

Die folgerungen hieraus sind dieselben wie die aus 1 a b (s. 476), sie sollen nicht wiederholt werden.

---

unter die T-lemmata geraten. Auch cremunt cremizont Jc 5, 60 und *uellere* Jc 23, 26 müssen nach ausweis des alphabets schon in der vorlage den platz gewechselt haben (*Fremunt* 154, 20, *Euellere* 126, 11). Vgl. auch die vorige anmerkung zu *Cenum lutum.*

Obsida (< *Obsita obsessa aut circumdata* Aff. 545, 41) *piseizan ūbicancan* Jc 9, 52, *Obsessus pisezzan* K *α*, *pisezit* Ra 220, 19 zeigt, daß Affatim noch vorlag und zur heranziehung der Samanunga benutzt wurde. Aus der neuordnung der interpretamente folgt zugleich, daß die vorlage von *Jc eine hs. der gruppe *γ*—*ζ* war.

Wo die lemmata neu von *Jc herübergenommen sind, stimmen sie i. a. zu *α*, nur *Arrogantes* Jc 2, 14 ist fehlerhaft. (*Arroganter* *K 6, 4), in *Coaceruant* Jc 5, 57 < *-ns* *K 74, 10, wohl auch *Discolis* Jc 6, 52 < *-a* *K 108, 32 und namentlich der auffassung von *Abdicat* 2, 17 < *K 2, 28 als conjunctiv erkennen wir die s. 468 f. besprochene bearbeitung von **εζ* oder seiner vorstufe. Unter den deutschen worten haben denn auch *kanadíc* 66, 40 > *kenadiger* 5, 52 und *einstriti* 63, 18 > *einstritic* 5, 47 genaue parallelen an *meinfol* 140, 15 > *meinfoller* **εζ* 315, 71, *einuuilli* 227, 17 > *einuuillic* **εζ* 317, 34, vgl. s. 469. Da Jc vieles hat, was in **εζ* fehlt, muß die bearbeitung auf der vorstufe stattgefunden haben, und die setzen wir nun um so zuversichtlicher der vorstufe von **ϑ* gleich (***εϑ***), als sie für **ϑ* in Murbach vorhanden gewesen und die auswahl **εζ* wo nicht in Reichenau, wie *ζ* in Murbach entstanden sein wird.

**εϑ* war noch bayerisch: *haupitu* **εζ* 315, 26 = *α* 109, 12, *repa-* **εζ* 317, 14 = *K 224, 5, *cratake* **εζ* 316, 10 = *α* 171, 4 usw.

η ist in andere z. t. biblische glossen unbestimmter herkunft eingesprengt.

η stimmt gegen *K zu den Samanunga:

Censura urteili *η* IV, 223, 29 *scauuitha* *K *iudicium ł urteilida* *α* 70, 2,

Parsimonia spari *η* 222, 34 *teilnemanti* *K *spari ac parcitas* *α* 148, 9 *spari* **εζ* 316, 58;

zu *Anelat frastot* *η* 223, 27 *anielam* ... *arhafit* *K *anhelat fnaasteot* *α* 124, 37 *fnastot* *εζ* 314, 39 s. s. 466 f. 468.

Aber *α* ist nicht quelle gewesen:

Asperum uncpaner *η* 222, 13 *Aspera sarf* *K fehlt *α* 34, 37,

Protoplausto erist kiscaffanemo. man *η* 222, 14 *Protoplaustum primo plasmatum aeristo az erist kiscaffot* Ra *Protuplaustus primus plasmatus* *α* 231, 34,

Rubigo ro[s]t η 223, 13 *Rubiginem rost* *KRa *Rubiginem eruginem* α 242, 22,

Orsus est sprah η 223, 31 *Orsus ... sprehhanti* *KRa *Orsus est inchoans est* α 217, 36 ff.

Die normalisierung der lemmata *Asperum* und *Rubigo* weist vielmehr auf die bearbeitung von *εϑ, und zwar war nicht *εζ quelle für η:

Satrape haupitman η 222, 41 *Satrapi puosta* *KRa *Satrapes haupitman* αδ 244, 25 fehlt *εζ.

Auch nicht ϑ oder *ϑ:

Parsimonia spari η 222, 34 *fasta. furi purt* Jc 11, 51,

Rubigo ro[s]t η 223, 13 *Rubiginem uuaffan* Jc 18, 28,

Satrape haupitman η 222, 41 *Satrapa herostun. uuisun* Jc 19, 3.

Vielmehr also — unmittelbar oder nicht — die vorlage von *εζ, die wir = *εϑ gesetzt haben:

Contumax einstritic. enti frauali η 223, 11 *saplahanner* *K *einstriti ł frauuli* α 62, 18 *einstritic* ϑ 5, 47.

Vgl. auch η 222, 18 und α*K 90, 23, η 222, 19 und α*K 238, 12, η 222, 42 und α*K 269, 19, η 223, 4 (*ni [ist] kuris[i]t*) und α*K 140, 36 ff., η 223, 8 und α*K 88, 22, η 223, 24 und α*K 98, 26.

Auch zu Gregor scheinen beziehungen vorhanden zu sein: vgl. 222, 15 und II, 303, 27. 315, 66; zu der unter den Gregoranhängen gedruckten nr. DCLXXVIII aus dem Fuld. Aa 2 stimmen 222, 20 (∼ II, 319, 30), 223, 11 (∼ II, 318, 29), 223, 30 (∼ II, 318, 14).

Da auch *εζ solche *K- und Gregorzusätze hat, wird es wahrscheinlich, daß sie beiderseits aus *εϑ herrühren. Der beweis dafür liegt darin, daß sie in *εζ noch sprachliches an sich tragen, was nicht wohl in Murbach hineingekommen sein kann: *kihertomit* II, 317, 5, *eruuirdiker* 317, 37 und für die *K-glossen *lohunka* II, 316, 51, *si ki nuft* II, 317, 7; *parafrid* II, 314, 43 setzt bayr. *d*, nicht *th* K I, 37, 34 voraus (vgl. s. 467).

Vielleicht rühren auch die *εζ-glossen dritter hand in Jc (s. 468) aus *εϑ her.

Auch in *δ war, wenn wir aus dem vergleich des M- und S-fragments von δ schließen dürfen, dem text der Samanunga buchstabenweis eine compilation aus verschiedenen wörter-

büchern vorangestellt: Gregors Hom. I u. II, Dial., *Kx. Vergleichen wir damit *$\varepsilon\vartheta$ (*$\varepsilon\zeta$ und ϑ) und erinnern wir uns, daß wir für die vorlage von *δ die anordnung von γ erschlossen, so ergibt sich für die zusätze von *$\varepsilon\vartheta$ und *δ eine gemeinsame zweite quelle. In der tat treffen *$\varepsilon\zeta$ und δ in den beiden einzigen M-glossen aus Gregor, die zum vergleich zur verfügung stehen, zusammen: *Maculas meilun* II, 316, 36 = IV, 331, 43, *Mediocrita*tem *metamscaf* II, 316, 38 ~ *Mediocrita*tem *metamvnscefti* IV, 332, 36.

$\gamma\vartheta$. Aus den s. 465 angeführten sprachlichen gründen ist *$\gamma\delta$ (ev. = **γ) nicht die vorlage von *$\varepsilon\vartheta$ gewesen. Wohl aber können — und das genügt für das stemma — die vorlagen von *$\gamma\delta$ und *$\varepsilon\vartheta$ identisch gewesen sein = *$\gamma\vartheta$, der umalphabetisierung der Samanunga mit noch nebengereihten interpretamentglossen, davon *$\gamma\delta$ und *$\varepsilon\vartheta$ copien mit einreihung der randschriften, *$\varepsilon\vartheta$ zugleich mit normalisierung und neuen randschriften aus Gregor u. a.

Schon in *$\gamma\vartheta$ wäre *hiantes* zu *Inhiantes* 171, 4 (*Insolerter* > *Solerter* 187, 13 und II, 317, 54?) geworden, *coniector* und *iudicator* 193, 1 umgestellt. Auch die s. 477 A. verzeichneten änderungen gehören wohl hierher.

β umfaßt die Samanunga von 3, 8 bis 11, 11 auf 22 absatzlosen zeilen. Die interpretamentglossen sind nicht herausgelöst, so daß sich β gegen *$\gamma\vartheta$ zu α stellt und beide unmittelbar zu vergleichen sind. Sie gehen auf eine gemeinsame vorlage *$\alpha\beta$ zurück: vgl. *cafori* *K, *kaforiu* β, *kafoorlihhiu* α 8, 16, *unodi* β *K Ra, *unodo* α 8, 25. β hat die glossen 3, 18 und 7, 11 vor α voraus, von denen wenigstens die erste durch *K bestätigt wird; es fehlen 9, 34 und die hälfte von 7, 8, dazu alles lateinisch-lateinische mit ausnahme von *Nidor odor* 3, 11, das aber hier nicht in den text gehört (< 214, 1) und in α, unabgesetzt und abgeklammert neben der überschrift stehend, seine fremdheit noch verrät.

Die halbe überschrift in β ist natürlich nach α zu ergänzen (s. s. 456). Die ganze verträgt sich nicht mit der ersten von α, *Glosae Hrabani Mauri*, die ja schon aus chronologischen gründen nicht echt sein kann. Sie kann nicht neu erfunden sein, weil sie nicht zum inhalt, wohl aber zu der von *K (*Glosae ex nouo et uetere testamento*) stimmt.

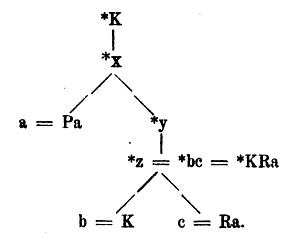
Die alte reihenfolge der glossen war schon in *$\alpha\beta$ von anfang gestört: wenn 5, 10 hinter 3, 18, 5, 11 hinter 3, 26, 5, 12 hinter 3, 33, 5, 9 hinter 3, 37 ausgelassen wurde, so erklärt sich das wieder aus einer umschrift von lang- in kurzzeilen: *$\alpha\beta$ fand vor:

3, 16 + 18	*5, 10*
3, 20	3, 20
3, 21	3, 21
3, 23	3, 23
3, 24	3, 24
3, 26	*5, 11*
3, 28	3, 28
3, 29	3, 29
3, 32	3, 32
3, 33	*5, 12*
3, 37	*5, 9*
5, 8	5, 14.

*$\alpha\beta$ schrieb zuerst die linke spalte der ersten seite ab, bis er bei 5, 8 bemerkte, daß er noch nachzutragen hatte. Er begann mit dem nächststehenden, 5, 9, und ließ dann das fehlende von anfang an folgen (5, 10. 5, 11. 5, 12). Es sind so natürlich namentlich interpretamentglossen weggefallen. In dem einzigen falle, wo sich eine lemma- mit zwei interpretamentglossen auf einer zeile vertragen mußte, fiel auch die erste weg: 3, 18. Sie stand, nachgetragen abseits mit 3, 11. Das verweisungszeichen ist dann von β falsch bezogen, so daß beide die plätze tauschten, α ließ 3, 18 ganz weg. Der spaltenschluß mit 3, 37 in α bedeutet also vielleicht einen seitenschluß schon in der vorlage von *$\alpha\beta$. Sie war noch in langzeilen, zweispaltig geschrieben nach dem schema von γ (s. 457).

Der vergleich der lesarten $\alpha\beta$ mit α*K, β*K usw. ergibt keine lautlichen unterschiede, die uns nötigen könnten, eine weitere zwischenhandschrift anzusetzen.

Daß das pseudohrabanische wörterbuch (*$\alpha\vartheta$) nur eine abzweigung vom pseudokeronischen (*K) ist, stand bereits den herausgebern fest. Die verwandtschaft der *K-handschriften ist nach Kögel, Über das Keron. glossar, s. XX, diese:



Steinmeyer streicht Anz. fda. 6, 136 ff. *y als überflüssig und fügt zwischen *z und b ein bearbeitetes *b ein. Heinemann, s. 4 ff., ließ die Samanunga *αϑ nun aus *x stammen. In wahrheit haben sie einerseits eine menge glossen mit a gemein, die in *bc fehlen und stimmen anderseits in vielen lesarten mit *bc gegen a (*ferlaugnen* K*αϑ *pauhan* Pa 2, 16, *unodi* KRa*αϑ *unsest* Pa 8, 25, *lustlih* KRa*αϑ *gauualit* Pa 10, 4, *unarpittentlih* *αϑ *unarpetontlih* *KRa *ungap&lih* Pa 193, 4 usw.). Das kann aber nicht in *x begründet sein, weil Pa dann altertümlicher und schlechter als *x sein müßte: wir brauchen dazu, weil *z durch die gemeinsamen auslassungen von KRa in anspruch genommen ist, ein *y.

Aber es ist ein anderes als Kögels, es enthielt die glossen nicht, wie Kögel wollte, zwischenzeilig, sondern (oben s. 459) nebengeschrieben; das geht auch aus den von Kögel s. XVIII aufgeführten stellen hervor: *b schrieb von oben nach unten, c von links nach rechts ab.

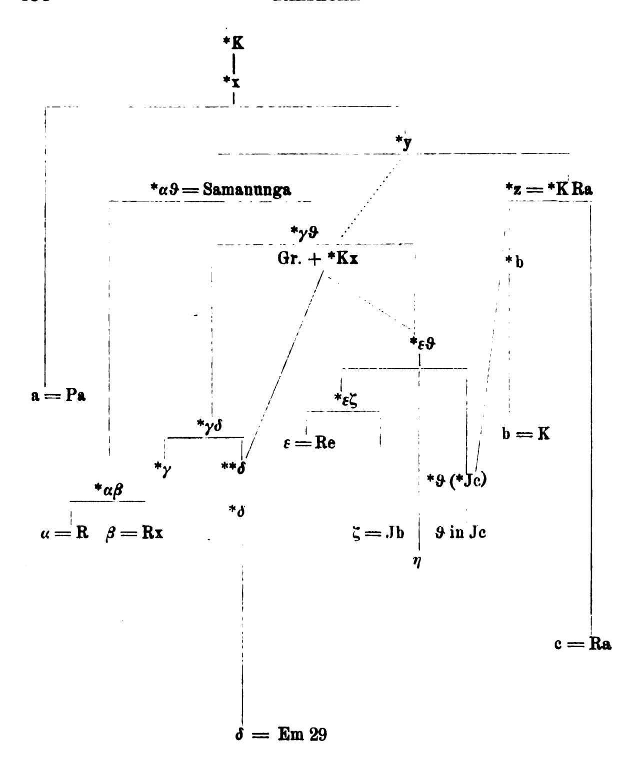
Danach stelle ich mir die überlieferung der Samanunga vor, wie der stammbaum s. 484 zeigt.[1])

Der lautstand, der sich hiernach für *αϑ ergibt, ist sehr einheitlich: *ao* < *au*, *iu* vor *p*, *ō* (kein *oa*), *au*, *p* < *b* im an- und inlaut, *ch* < *k* im anlaut, dazu an altertümlichkeiten zwei *ai* und einige unumgelautete *a* αβε, einige *th* αεϑ, *hw-* αεζ, *hl-* αβδ, *hr-* αβγ, *i̧* nach cons. αβγ, fehlen von *u* = *f* usw. (vgl. Wülker a. a. o.).

Uneinigkeit herrscht nur in der wiedergabe von wgerm. *g*

---

[1]) Für das Keronische wörterbuch soll das vorige und die zeichnung nur vorläufig gelten.



bei durchgehender neigung, das *k* (*c*) von *K durch *g* zu ersetzen: γ und δ haben *g* im inlaut und im anlaut ohne worteinsatz durchgeführt, γ hat sogar zwei *gr* im reinen anlaut; $\alpha\beta\vartheta$ erhalten noch einige inlautende *k*, α führt aber *g* auch in den anlaut ein, während $\beta\vartheta$ diesen doch rein bewahren; *$\varepsilon\zeta$ ist am conservativsten: *g* nur im inlaut neben cons.; η kommt kaum in betracht. Was das ursprüngliche war, zeigt eine tabelle, die zugleich den gedanken ausschließen mag, daß das hier vor unsern augen durch *k* verdrängte *c* etwa in einem orthographischen wechsel nicht mit *k*, sondern mit *g* stehe:

Westgerm. g im praefix *ga*

mit worteinsatz

	*ε ζ α *K			
315, 34	*ka*	*ka*	*ca*	103, 9
42	*ki*	*ca*	*ca*	117, 19
45	*ka*	*ca*	-	125, 12
48	*ka*	*ga*[1])	-	129, 30
72	*ka*	*ca*	-	143, 23
316, 5	*ki*	*ca*	-	157, 17
317, 24	*ka*	*ca*	-	228, 1
30	*ka*	*ca*	-	225, 16
	γ α *K			
177, 21	*ka*	*ca*	*ca*	
31	*ka*	-	*ca*	
193, 28	*ka*	*ka*	-	
	δ α *K			
31, 8	*ka*	*ka*	-	
67, 17	*ka*	*ka*	-	
109, 1	*ka*	*ka*	*ca*	
247, 10	*ka*	*ca*	-	
	β α *K			
5, 8	*ka*	*ca*	*ca*	
14	*ka*	*ka*	*ca*	
33	*ka*	*ka*	-	
7, 10	*ka*	*ka*	-	
12	*ka*	*ka*	*ca*	
9, 11	*ka*	*ka*	-	
16	*ca.*	*ka*	*ka* -	
	ka	*ka*	*ca*	
	η α *K			
222, 14	*ki*	-	*ki* Ra	231, 35
	ϑ α *K			
2, 23	*ki*	*ga*	*ka*	46, 32
5, 42	*ki*	*ka*	-	62, 7
5, 52	*ke*	*ka*	*ka*	66, 40
5, 59	*ki*	-	(*ci*)	74, 33
25, 2	*ki*	*ka*	-	46, 19
6, 48	*ki*	*ka*	-	60, 29
6, 48	*ki*	*ka*	*ka*	60, 30
10, 57	*ki*	*ka*	*ki* K	221, 29
11, 42	*ki*	*ca*	*ka*	204, 39

ohne worteinsatz

	γ α *K		
173, 6	*ga*	*ga*	*ca*
177, 11	*ga*	-	-
16	*ga*	*ga*	-
19	*ga*	*ka*	-
20	*ga*	*ga*	-
23	*ga*	*ca*	-
179, 9	*ga*	*ga*	-
193, 5	*ga*	*ga*	*ka*
10	*ga*	*ga*	-
	β α *K		
5, 23	*ka*	*ga*	-
29	*ka*	*ga*	-
7, 17	*ka*	*ca*	*ca*

Westgerm. g im anlaut

mit worteinsatz

ga-, go-, gu-

			α *K	
*εζ	315, 36	*kast*	*k* -	105, 4
δ	238, 22	*kahingun*	*c. k.*	
β	7, 5	*k(a)illihho*	*k.* -	
ϑ	9, 43	*cacan*	(*k*) -	222, 10

ge-, gi-

			α *K	
γ	177, 16	*kirida*	*k.* -	
β	10, 10	*kerni*	*k.* -	
ϑ	5, 46	*kelt*	*k.* -	66, 33

cl-

			α *K	
*εζ	317, 54	*claulihho*	(*cl.*) -	187, 1
γ	175, 12	*clauuida*	*cl.* -	

cr-

			α *K	
*εζ	316, 10	*cratake*	*gr.* -	} 171, 4
γ	171, 4	*gratage*	*gr.* -	} 171, 4
	191, 29	*gratach*	*gr.* -	
	175, 40	*kremit*	(*cr.*) -	
δ	155, 19	*krimmisot*	*cr. cr.*	
	161, 14	*krazlihor*	*gr.* -	
ϑ	19, 30	*crim*	*cr.* -	246, 15
	5, 60	*cremizont*	*cr. cr.*	154, 20

ohne worteinsatz

Inkagan α

*εζ 315, 15 *uualukires* α *k.*, *K *k.* 79, 4

*εζ 316, 17 *pikenko* α *k.*, *K - 185, 2

uncland. α *K

kacremit α

δ 67, 17 *kagrapanaz* α *g.* *K -

[1]) *diu gamezzu.*

Westgerm. *g* im inlaut

Zwischen vocalen:

			α	*K	
*εζ	317, 26	*uueca-*	*g*	-	227, 39
	316, 11	*zeikot*	*g*	-	193, 24
	316, 10	*cratake*	*k*	-	171, 4
	[316, 23	*steikel.*	-	-	193, 14]
γ	177, 35	*zeigon*	g	-	
	177, 20	*gatragan*	g	*k*	
	193, 23	*clagom*	g	-	
	193, 24	*zeigot*	g	-	s. o.
	161, 24	*sculdige*	g	-	
	171, 4	*gratage*	*k*	-	
	193, 28	*piugit*	*k*	*k*	
	195, 17	*emazigem*	-	-	
	195, 25	*pagit*	-	-	
β	3, 37	*farzogan*	g	*c*	
	5, 8	*kasaket*	*g*	-	
	9, 16	*cafokiu*	*k*	-	
ϑ	5, 58	*fuaganti*	g	-	74, 20
	9, 43	*cacan*	*g*	-	222, 10
	25, 2	*kimaget*	*k*	-	46, 19
	6, 48	*kifuagit*	g	*k*	60, 30
	23, 68	*maget*	*k*	-	265, 31

nach l, r:

			α	*K	
*εζ	317, 46	*scurgit*	g	-	240, 14
γ	193, 15	*pergum*	g	-	
δ	246, 26	*folgenti*	*k*	*k*	
β	7, 8	*sorga*	g	-	
	9, 22	*-pergi*	*k*	-	
ϑ	13, 30	*ferscurgit*	*k*	-	233, 16

nach n:

			α	*K	
*εζ	316, 16	*dihunga*	g	-.	183, 17
	17	*pikenko*	*g*	-	185, 2
	45	*chlinga*	g	*c, k*	213, 31
γ	177, 10	*arauuingun*	-	-	
	16	*gadunganiu*	g	-	
	195, 22	*singat*	g	-	
δ	41, 19	*arhangane*	g	-	
	238, 22	*kahingun*	g	*k* *KRa	
β	7, 12	*cadŭngan*	g	g	
	9, 26	*angar*	g	g	
ϑ	18, 9	*strenger*	g	-	242, 6
	18, 13	*strengin*	g	-	241, 38

vor consonant:

			α	*K
δ	247, 17	*pihuctich*	*c*	-
	247, 23	*zungla*	(g)	-
		(*sorchaft*	*c*	-)
β	3, 16	*farlaugnen*	g	*c*

Rest: *anthlognan* α 236, 15 *antluagan* *εζ 317, 9?
proceres hringa α 231, 38 *hrincha* ε *rinc cha* ζ 317, 33 *fordarom* Ra 231, 38
(verwechslung von *hrinc* und *rinch*, falsches *h* in *αϑ, falsches *g* in α).

Es ist also nur das nasale *g* unverschoben für *$\alpha\vartheta$, durch *K, zu erweisen, alle andern *g* ließen sich — das ist z. b. bei *ga-* $\alpha\gamma$ 173, 6 und 193, 5, *gatragan* 177, 20, *farzogan* $\alpha\beta$ 3, 37, *farlaugnen* $\alpha\beta$ 3, 16 durch *K gestützt — durch gemeinsame neigung erklären, die bei $\beta\varepsilon\zeta\vartheta$ ohnehin selbstverständlich ist. Das gilt namentlich für *ga-* ohne worteinsatz (vgl. *$\alpha\beta$!), aber auch wohl für *gr-* $\alpha\gamma\delta$ (vgl. $\varepsilon\zeta\vartheta$!), und für den inlaut zwischen vocalen, wo die hss. alle nicht folgerichtig sind; nur nach consonanz möchten die *g* schon in *$\alpha\vartheta$ häufiger gewesen sein, wiewohl selbst das nasalierte *g* nach ausweis von *$\varepsilon\zeta$ 316, 17 und *KRa 213, 31, K 238, 22 *k* geschrieben sein konnte.

Nun kann Freising die heimat der Samanunga nicht sein, weil trotz der keronischen vorlage das Freisinger *oa* < *ō* fehlt (vgl. Schatz, Zs. fda. 43, 12 ff.); 15, 9 ist sogar *gaomono* aus *coamono* *K gemacht, vgl. *heertaom* α 45, 17. Anderseits findet sich inl. $k = g$ zwar in Freising und Passau, aber nicht im Salzburger verbrüderungsbuch, in den bayerischen namen des Reichenauer verbrüderungsbuches, in den Monseer und Regensburger urkunden (vgl. Schatz a. a. o. s. 30 ff.). So scheint nur Passau übrigzubleiben.

Aber in Regensburg haben denkmäler fremder herkunft das *k*: WessGeb., EmGeb., Can.: sie zeigten, daß es aus dem westen stammt, und in Fuld. Aa 2 war es unmittelbar insularer vorlage entnommen (s. o. s. 445 f., dazu *ubersekita* 591, 130, 52, *unbitrokanlihu* 590, 102, 53). Und es fand eine stütze an *K; denn nicht alle *k*-schreibungen von *$\alpha\vartheta$ rühren aus *K her.

Wir sollen uns also wieder von der orthographie leiten lassen.

Doppelvocale sind durch *zuun* $\alpha\delta$ 245, 34 für *$\alpha\vartheta$ bezeugt, in den übrigen fällen (α 8 mal, β 8 mal, γ 3 mal) gehen die hss. merkwürdigerweise nie zusammen. Das ist wohl nur so zu erklären, daß die sämtlichen schreiber ihnen abgeneigt waren; am consequentesten δ, *$\varepsilon\zeta$, ϑ.

In *K sind doppelvocale spärlich, in Lex Sal. und Can. reichlich (s. 447 f.).

Accente stehen dreimal in ε (*zâla* 315, 52, *tutisôt* 316, 9, [von derselben hand?] *uúito* 317, 29), häufiger nur in α (Wüllner, Das Hrab. glossar s. 9 ff.), aber nur durch *uúito* 223, 25 ergibt sich ein zusammentreffen. Auch hier also abneigung der schreiber

(außer *α*, der in ***armér*** 175,23 den accent erst einführt) und spärliche accente in *K. Die accentuierung in *α* hat nicht die lat. art (acut auf kürzen, circumflexe auf längen), wie sie Notker ausbildet, sondern die englische: acut auch auf längen.

So steht im Hl. *érhina* neben *áenon* und *sê*, in Can. 587a *halón* II, 89, 29 in dreien der vier hss. (vgl. IV, 321, 24), in Can. 597[1] (Cod. Lips.) *úffqmit* II, 142, 52, in Can. 590 viele den unserigen verwandte acutsetzungen aus Clm. 19440 (P. Sievers, Die accente usw., s. 75 f.). Namentlich zeigt aber das WessGeb., wie inl. *k* und doppelvocale, so auch, in *uuistóm*, die fuldisch-englische art der accentuierung.

Und so kommen wir schließlich von selbst wieder zu unserem *u* = *uu*. Sehen wir ab von den lautgesetzlichen fällen *eu β* 3, 10 (*euu α*), *gadunganiu γ* 177, 16 (***gaduungan** α*), ***cadungan*** *K *kaduͧngam β* 7,12 (*kaduungan α*), ***piduͧngan** α* 89, 31, ***pithungan*** *K 61, 38 (***kaduungan*** *α*), so bleiben in

- *ζ*: ***uiton*** 317,29, ***stur muͥnt*** ‘*i* in offenes *a* hineincorrigiert’ 318, 7,
- *β*: *anu uara* 3, 20, ***uan** ist* 5, 11, *kauͧahsanui* 5, 33,
- *α*: *auerf* 103, 20, (*aruingun* 147, 2), *untarsiun* 252, 22.

Von diesen fällen ist *muͥnt ζ* durch verlesen, ***uara*** *β* und ***untar*** *α* durch verwechseln mit andern worten entstanden, demnach waren diese *u* schon in **εζ* und **αβ*. Ich setze sie danach auch für **αϑ* an und lasse sie wie *th, ai, c* = *z* durch die abneigung der schreiber (die wohl schon *u* = *f* kannten), beseitigt sein.

Die herkunft dieser *u* haben wir (s. 447) festgestellt, und wir setzen nun die Samanunga unter die nach Fuldischer art geschriebenen denkmäler von St. Emmeram. Hier aber wären die neuen bemühungen einem altheimischen denkmale zugute gekommen, dem alten Keronischen wörterbuche — welcher art die verbesserungen und änderungen waren, sieht man einstweilen bei Heinemann a. a. o. —.[1]) Dann war offenbar **αϑ* jünger als die eingeführten ursprünglichen fassungen von WessGeb., Musp. 50—56 und Can., und es ist als terminus

[1]) Bei der gelegenheit sei erwähnt, daß *himilzungal* Musp. I, 4 nach Graff sonst nur in **αϑ* 247, 23 und *Talpa* mu *uuarf* III, 447, 2 in dem Emmeramer 14747 wiederkehrt.

a quo die eroberung Bayerns, 788, gegeben. Das stimmt zu der alten ansetzung 'um 790'; denn wir dürfen wegen der *ai* methodischerweise nicht unter 792 (s. 450) herab.

*γ und *δ sind ebenfalls in Regensburg beheimatet. δ zeichnet sich vor γ außer durch die vollständige beseitigung der anl. *c*, *k*, die fast vollständige der doppelvocale noch durch seine *h* = *hh* und *f* = *ff* aus (*kasmaha* 243, 14, *-lihor* 243, 32, *rihi* 251, 36, *slafor* 247, 11). Wenn sie nicht auf *αϑ zurückgehen (vgl. ***uuidarsahan*** β 3, 18, *forauuizac* α*K 226, 32 f., ***farlazen*** αγ 175, 38, ***mezih*** αδ 243, 19, ***kasezit*** δ ***kisezitha*** *K 109, 1 — ***kasezit*** α 103, 9 ***kiseszit*** ζ ***casacit*** *K 315, 34, — ***uuazar*** ε 316, 45, ***aatmazit*** α 125, 37 ***emazigem*** γ 195, 18 und oben s. 449) so möchte man auf die schreibstube Ellinharts raten (Berliner sitzungsberichte 1918, s. 424) und **δ (auch *δ?) in die zeit etwa 814—21 setzen. (243, 29 hat δ nicht *ou*, sondern *au* in *uparscauuari*, 247, 23 ist aber bereits das offene *a* verkannt.)

Auch *γ scheint wegen seiner schrift nicht viel jünger als der Wessobrunner codex zu sein (vgl. s. 451): wie dort das offene *a*, die ligatur *st*, dazu aber das hohe englische *e*, das gestürzte *t*, das gebrochene *c* und angehängte *i* (alles dies auch in ε). Und dann die form *selpfarlazen* 175, 38: vgl. s. 448. Aber *grata*ch 191, 29 und nichts von den orthographischen eigentümlichkeiten Ellinharts (BSB. 1918, s. 424): also nach 821?

*γϑ hätte also noch zu anfang des jahrhunderts die γ und δ gemeinsame folgerichtige umgestaltung der *g*-orthographie in *γδ erfahren. Das dürfen wir nun wohl als angleichung an die schreibweise der einheimischen urkunden deuten. Die unverschobenen ***clagom*** γ 193, 23 ***kacunden*** γ 177, 31, ***kleini*** δ 243, 16 können wir in den kauf nehmen, da wir dergleichen auch in den urkunden finden (***Crumpald*** 14 a. 808, ***Cunfrid*** und ***Cummar*** 16 a. 814, ***Cunrio*** 21 a. 821). Offenbar hindert folgender consonant die verschiebung: vgl. ***piclipanti*** *K 150, 28, ***crumbo*** Ka 19, 18 (einziger fall), ***kruhkhe*** Kb 200, 13; für die einzigen fälle von α, ***kacnupfen*** 61, 28, ***francnehta*** 87, 24, zeigt ***kacgnuphit*** β 5, 23 (***gachnuphit*** α) mit seiner schreibung den grund, die nasalierung des gutturals.

War aber *γδ emmeramisch, so war es wohl auch die vorlage *γϑ, wenn sie zugleich bearbeitung einer Emmeramer vorlage *αϑ war.

Für *γϑ können wir zwar kein ai mehr, wohl aber noch th aufbringen (außer thaulihc ε 316, 40, kithrungan ϑ 5, 59, thaz ϑ 15, 43: ferthroscan ϑ 2, 22 = *K 32, 15), aber die hs. gehört ohnehin noch dem 8. jh. an, wenn ε ihm mit recht zugewiesen ist, und andere altertümlichkeiten stimmen dazu (z. b. missa uuarbida 315, 50 missahuarpida α 131, 12, haubitu 315, 26 haupites α 109, 12).

Wenn *εϑ bayerisch war (s. 479), *γϑ abschrieb und mit dem wahrscheinlich Regensburger **δ aus einer gemeinsamen nebenquelle Gr + *Kx schöpfte, so war wohl auch *εϑ Regensburgisch. Dazu stimmt u = uu in notsuana II, 314, 41 < moates uanditha *K 38, 21. Zugleich würde uns durch *Kx bestätigt, daß eine *K-hs. in Regensburg vorhanden war und die umarbeitung des Keronischen glossars (*K > *αϑ) dort vorgenommen werden konnte.

Noch bevor *εϑ nach Murbach wanderte, wo es dann vorlage für *εζ und *ϑ wurde, mag sich η oder *η abgezweigt haben.

β ist eingelegt in einem liber augie maioris: zumal stimmt die einführung von ubar 7, 17 (upar α *K), pe(r)gi 9, 22 (perki α), ki- 7, 11. kaŭahsanui 5, 33 (-iu α) weist auf St. Gallen (Zs. fda. 58, 261). Es findet sich bereits der im späteren 9. jh. in St. Gallen, dann auch in Reichenau auftauchende horizontalstrich ('fuß') am letzten stamme des m (teſtam̃ 3, 10, vgl. Merton, Die buchmalerei in St. Gallen, Leipzig 1912, s. 21 und 29), aber auch noch offenes a und gestürztes t.

Die herkunft von α kennen wir noch nicht, wissen nur, daß die hs. erst 1665 von Ambras nach Wien gekommen ist. Es ist viel modernisiert, aber das bayerische des vocalismus, die p < b sind so gut wie unangetastet gelassen, auch die behandlung des g kann völlig aus dem bayerischen erklärt werden und für die qhu- und qh- lassen sich parallelen aus der Freisinger wie Emmeramer hs. des Altbayerischen paternosters beibringen. (Freilich bezweifle ich, daß man aus dem Murbacher qh in ferqhede ϑ 2, 17 neben farqhuidit α farquidit β *K 3, 28 auf qh(u) *αϑ schließen darf.) Der schreiber hat zwar noch offene a neben geschlossenen, ligaturen or, ri, ct, ci, et, nt, st (5, 23 fälschlich einem ct nachgemalt), aber auch schon das neue r und e caudata. Ausschließlich Emmeramisches

finde ich nicht, glaube also, daß die überschrift mit dem namen Hrabanus Maurus aus der vorlage und von dem orte stammt, wo er sinn hatte: in St. Emmeram wird er zu einem zeugnisse, daß man sich der zusammengehörigkeit der Samanunga mit Fulda bewußt blieb.

Jedenfalls sind α, β und wohl auch *αβ unsere jüngsten hss., denn 'Hrabanus Maurus' kann nicht gut vor den zwanziger jahren in die überschrift gelangt sein. Wahrscheinlich geschah es erst viel später: unter bischof Baturich (817—48), der Hrabans schüler und auch später mit ihm in berührung war, hätte sich eine solche legende schwerlich gebildet.

Ich glaube also: die Samanunga (*αϑ) sind bearbeitung einer Regensburger hs. (*y = *Kx?) des Keronischen wörterbuches, in Regensburg entstanden und in αβ erhalten. Sie sind ebendort noch einmal umalphabetisiert: *γϑ; bearbeitet und mit randzusätzen versehen: *εϑ. *γϑ ist nur in bruchstücken, γ und δ, einer modernisierung *γδ auf uns gekommen; ein bruchstück, δ, mit zusätzen wie *εϑ. Reste von *εϑ haben wir an η, auswahlen nach verschiedenen gesichtspunkten an *εζ > ε, ζ und *ϑ > ϑ. Die erste fassung ist in β oder einer vorstufe nach Alemannien gelangt, die dritte in η nach Tegernsee, in *εϑ (> *εζ > ζ) nach Murbach, in ε nach Reichenau gelangt.

Es ist nun nicht mehr schwer, die von Wüllner s. 72 ff. zusammengestellten unterschiede des wortlauts und bestandes unserer hss. — sie wären aus εζηϑ zu ergänzen — sinngemäß zn ordnen und die folgerungen für unsere einzige vollständige, aber zugleich jugendlichste und wahrscheinlich heimatfremde überlieferung α und die herstellung des archetypus zu ziehen.

So treffen die ergebnisse dieser untersuchungen aufs genaueste mit denen Swarzenskis zusammen, der 'das erwachende geistige leben in St. Emmeram in der denkbar engsten beziehung zu einer der bedeutendsten schulen Deutschlands', nämlich Fuldas, stehen sieht (a. a. o. s. 14). Er erörtert nach den früheren zusammenhängen, die wir mit Karls einzug in Bayern am stärksten werden sahen, namentlich die bedeutung der gemeinsamkeit könig Ludwigs und bischof Baturichs (auch



in ihrem verhältnis zu Hraban und Fulda) für die neue hauptstadt, indem er sie reichlich aus den handschriftlichen beständen belegt (Clm. 14743. 14098. 14456. 14738; 14510. 14468. 14437. 14469. 14727. 9534. 14288. 14391), und dann den abermaligen aufschwung unter könig Arnulf und bischof (vorher bibliothekar) Tuto, der außer neuer bau- und kunsttätigkeit den Codex aureus, 'die reichste bilderhs. der karolingischen zeit', die handschriftenschenkungen des Balderich und Louganpert u. a. erbrachte (Clm. 14690. 14754 [die hs. A der Isidorglossen: Zs. fda. 58, 241 ff.]. 14540. 14704. 14253).

In diese drei gruppen ordnen sich auch die behandelten literarischen überlieferungen ein: Musp. 50—56, WessGeb. und Gll., Can., Samanunga *αϑ, *γϑ, *εϑ; Musp. I, EmGeb. und B., FrGeb., Samanunga *γδ, *γ, **δ und *δ, ältere traditionssammlung; Samanunga *αβ (?), Anamots und Tutilos trationssammlungen, Musp. II, Ps. 138, Isidorglossen im Clm. 14754.

Wir sehen das neue in den stabreimgedichten ags. art, in den Canonesglossen, den deutschen Beichten und Gebeten aus dem fränkischen westen einströmen, aber — im Keronischen wörterbuch — auch altheimisches benutzt und gebessert. Wir spüren Karls geist und kraft.

Daß dann auch innerhalb Regensburgs eine literarische entwicklung anzunehmen sei, ergab außer den immer neuen bearbeitungen und vervielfältigungen der Samanunga namentlich der weg von WessGeb. und Musp. zu Ps., vom alten zum neuen verse, von dem epischen bericht über weltanfang und -ende zu predigtartiger und gelehrter bedichtung des Jüngsten gerichtes, zu dem hymnus auf die göttliche macht, der den höchsten der ahd. reimpoesie beschiedenen schwung darstellt.

Diese feststellungen, auch wenn sie ohne ausnahme zu recht beständen, hätten nichts erstaunliches: sie würden ja nur die untersten grundlagen der vormacht im deutschen schrifttum enthüllen, die Regensburg noch im 12. jh. bewahrte und die seinem damals noch jugendfrischen hauptstadtrange entspricht.

Es muß allmählich gelingen, eine geschichte der ahd. literatur zu begründen, die mehr ist als erläuterungen zu sachlich geordneten sprachdenkmälern mit bequem anachronistischen

ausschluß der Glossen. Ihr zuliebe müssen auch wieder vermutungen gewagt und verziehen werden. Und es muß allmählich (z. t. sehr nachträglich) gelingen, die philologischen grundlagen für die grammatische und sprachliche verwertung der glossen, gerade der ältesten, zu gewinnen, von der überlieferung, nicht von zufälligen und widerspruchsvollen hss. aus. Damit möge man es rechtfertigen, wenn es hier an ein haarspalten ging.

Zuerst dem verständnis für diese aufgaben, das ich im preußischen ministerium für wissenschaft, kunst und volksbildung fand, dann aber auch dem bereitwilligen entgegenkommen aller bibliotheksverwaltungen hatte und habe ich es zu danken, daß ich die besprochenen texte, soweit sie sich in München, St. Gallen, Basel, Würzburg, Fulda, Cassel befinden, an ort und stelle benutzen konnte.

Besprochene quellen.[1])

[1]) Vor den seitenzahlen ist 4 zu ergänzen.



Handschriften:

HALLE a. d. S. GEORG BAESECKE.

HERMANN PAUL †.

1. MEIN LEBEN.

Ich bin geboren am 7. august 1846 zu Salbke, einem dorfe oberhalb Magdeburgs an der Elbe, das jetzt von der stadt eingemeindet ist. Den ersten unterricht erhielt ich in der dorfschule. Daneben durch privatunterricht im lateinischen vorbereitet, wurde ich michaelis 1858 in die oberquinta des gymnasiums zum kloster Unser lieben frauen in Magdeburg aufgenommen. Unter den schulfächern zog mich zuerst die mathematik am meisten an. Aber schon in tertia beschäftigte ich mich auch mit der deutschen sprache und literatur des mittelalters.

In obersecunda wurde ich von einer augenentzündung befallen, die eine dauernde schwächung hinterließ. Wenn die augen sich auch später wieder etwas besserten, so mußte ich doch fortan für immer sehr haushälterisch mit ihnen umgehen.

Nachdem ich die abgangsprüfung bestanden hatte, bezog ich michaelis 1866 die universität Berlin, wo ich besondere anregung durch Steinthal empfing. Schon ostern 1867 vertauschte ich Berlin mit Leipzig. Hier hörte ich eine fülle von mannigfachen vorlesungen. Neben dem lehrer in meinem hauptfache Zarncke wirkte auf mich nach der literarischen seite besonders der romanist Ebert. In die vergleichende sprachwissenschaft wurde ich zuerst durch die vorlesungen von Georg Curtius eingeführt. In der letzten zeit erfuhr ich nachhaltigen einfluß durch den unterricht des slawisten Leskien. Vielfache anregungen ergaben sich aus dem verkehr mit meinen studiengenossen Ed. Sievers und W. Braune.

Im august 1870 erwarb ich in Leipzig die doctorwürde und habilitierte mich dort im october 1872. Im mai 1874 folgte ich einem rufe als außerordentlicher professor der deutschen



sprache und literatur an die universität Freiburg i. Br. Im märz 1877 wurde ich zum ordentlichen professor ernannt. Ich fand dort für meine wirksamkeit sehr ungünstige verhältnisse vor. Die zahl der studierenden in den philologisch-historischen fächern war äußerst gering. Die regierung suchte mit den spärlichsten mitteln auszukommen. Die ganze philologie war außer durch mich nur durch zwei klassische philologen vertreten, die zwar besser als ich, aber immer noch kärglich genug besoldet waren. Es kostete große anstrengungen, allmählich eine ergänzung der philologischen fächer durchzusetzen, was denn auch eine erhöhung der frequenz in mäßigen grenzen zur folge hatte.

Aussichten auf eine berufung an eine andere universität zerschlugen sich immer wieder, obwohl ich in Kiel, in Jena, zum zweitenmal in Kiel, dann in Tübingen von der facultät an erster stelle vorgeschlagen wurde. Im sommer 1888 erhielt ich einen ruf an die universität Gießen, lehnte ihn aber ab, nachdem mir von der regierung endlich ein gehalt bewilligt wurde, wie es damals anderwärts minimalgehalt zu sein pflegte. Später wurde ich als nachfolger von Sievers in Halle an erster stelle vorgeschlagen, wieder ohne einen ruf zu bekommen. Ostern 1893 folgte ich einem rufe an die universität München.

Meine wissenschaftlichen arbeiten, die nach den ersten anfängen zunächst meistens in den von mir in gemeinschaft mit W. Braune begründeten Beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und literatur erschienen, bewegten sich im anfang auf zwei verschiedenen gebieten. Einerseits bezogen sie sich auf interpretation und textkritik, sowie auf literarische beurteilung mittelhochdeutscher dichtungen. Hierbei geriet ich in gegensatz zu manchen anschauungen Lachmanns, die damals noch vielen als unumstößliche dogmen galten; ferner zu den gleichfalls weite kreise beeinflussenden, durch geistreichigkeit imponierenden, aber oft der soliden grundlagen entbehrenden hypothesen W. Scherers. Geplante kritische ausgaben von Freidanks Bescheidenheit und Gottfrieds Tristan kamen trotz ausgedehnten vorarbeiten aus verschiedenen gründen nicht zur ausführung. Dagegen erschienen eine kritische ausgabe von Hartmanns Gregorius und mehrere beiträge zu der von mir geleiteten Altdeutschen textbibliothek.

Anderseits war es die laut- und flexionslehre der germanischen sprachen, der meine tätigkeit gewidmet war. Auf diesem gebiete blieb ich immer in engster fühlung mit meinen freunden Sievers und Braune. Gleichzeitig setzte eine neue bewegung in der vergleichenden indogermanischen sprachwissenschaft ein. Es handelte sich dabei wie bei der behandlung der altgermanischen verhältnisse um die übertragung der aus den neueren sprachperioden gewonnenen erfahrungen auf die älteren entwicklungsstufen. Dies führte insbesondere zu einer genaueren untersuchung des lautwertes der schriftzeichen, zu einer strengeren durchführung der lautgesetze und zu einer richtigen würdigung der großen bedeutung, die der analogie im leben der sprache zukommt. Die neue bewegung stieß vielfach auf widerspruch. Dadurch war ein antrieb gegeben, durch zurückgehen auf die grundlagen alles sprachlebens zur klarheit zu gelangen. Dies war der nächste anlaß zur entstehung meiner Principien der sprachgeschichte, die 1880, in zweiter erweiterter auflage 1886 erschienen. Natürlich durfte ich mich aber darin nicht auf die gerade umstrittenen fragen beschränken, sondern mußte alle seiten der sprachentwicklung gleichmäßig berücksichtigen. Dabei suchte ich vor allem zu zeigen, welche bedeutung die wechselwirkung der individuen aufeinander für die entwicklung der sprache hat.

Von meinen eigenen plänen wurde ich etwas abgezogen dadurch, daß ich an stelle von E. Sievers die leitung des von der Trübnerschen verlagsbuchhandlung unternommenen Grundrisses der germanischen philologie übernahm. Für diesen bearbeitete ich die einleitenden abschnitte über geschichte und methode der germanischen philologie, ferner die deutsche metrik, in der ich einerseits eigene zu der textkritik mittelhochdeutscher gedichte in beziehung stehende sammlungen, anderseits theoretische anregungen von E. Sievers benutzen konnte.

Meine berufung nach München machte es mir zur pflicht, abhandlungen für die dortige akademie der wissenschaften zu liefern. Von diesen schlossen sich einige an meine bisherigen literarisch-kritischen arbeiten an, andere an meine Principien.

Schon früher war meine aufmerksamkeit mehr und mehr auf die neuhochdeutsche sprache gerichtet worden. Was dazu

beitrug, war einerseits die arbeit an den Principien, anderseits die vertretung der neueren literatur in meinen Freiburger vorlesungen. Als eine frucht meiner neuhochdeutschen studien erschien mein Deutsches wörterbuch, das in Freiburg begonnen, in München vollendet wurde. Mein hauptaugenmerk war dabei auf die bedeutungsentwicklung gerichtet.

Daneben reifte der plan zu einer umfassenden neuhochdeutschen grammatik auf geschichtlicher grundlage. Mit der ausarbeitung hatte ich begonnen, als ich im november 1913 von einer lungen- und rippenfellentzündung befallen wurde. Als ich mich von ihr leidlich erholt hatte, stellte sich im april 1914 plötzlich netzhautablösung am linken auge ein, wodurch mir fortan das lesen unmöglich gemacht wurde. Meine akademische tätigkeit suchte ich, so gut es ging, noch fortzusetzen, bis ich zu meinem 70. geburtstag von der verpflichtung vorlesungen zu halten entbunden wurde. An der vollendung meiner grammatik hatte ich ursprünglich verzweifelt. Doch gelang es mir allmählich, mit hülfe fremder augen die arbeit daran wieder aufzunehmen, und ich sehe jetzt der nahen vollendung entgegen.

Das erscheinen des ersten bandes von Wundts Völkerpsychologie nötigte mich zu einer auseinandersetzung mit dem verfasser. Es zeigte sich eine tiefe kluft zwischen den beiderseitigen anschauungen. Wundt hatte zwar eine große belesenheit in sprachwissenschaftlichen werken, aber der exacten detailforschung, auf die mein werk gegründet war, stand er doch fern. Vor allem aber mußte ihm seine auffassung der volksseele das, was mir so wesentlich war, die beobachtung der wechselwirkung zwischen den individuen, überflüssig erscheinen lassen. Wundt gegenüber vertrat ich meinen standpunkt in zusätzen in den späteren auflagen der Principien, sowie in einer rectoratsrede über völkerpsychologie vom jahre 1910. In starkem gegensatz zu Wundt befindet sich auch meine schrift 'Über aufgabe und methode der geschichtswissenschaften'.

---

2. SCHRIFTEN.

Über die ursprüngliche anordnung von Freidanks Bescheidenheit. Diss. Leipzig 1870.
Zur kritik und erklärung von Gottfrieds Tristan. Germ. 17, 385—407. [zugleich habilitationsschrift.]
Gab es eine mittelhochdeutsche schriftsprache? Halle 1872.
Gregorius von Hartmann von Aue. Kritische ausgabe. Halle 1873.
Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und literatur, herausgegeben von H. Paul und W. Braune. Halle 1874 ff.

Darin von Paul:[1])

Zur lautverschiebung. 1, 147—201.
Über das gegenseitige verhältnis der handschriften von Hartmanns Iwein. 1, 288—404.
Zum leben Hartmanns von Aue. 1, 535—539.
Zum Parzival. 2, 64—97.
Zu Hartmanns liedern. 2, 172—176.
Zu Wolframs Willehalm. 2, 318—338.
Kritische beiträge zu den minnesängern. 2, 406—560.
Zur kritik des Gregorius. 3, 133—139.
Zur Iweinkritik. 3, 184—191.
Zum Erek. 3, 192—196.
Zur Nibelungenfrage. 3, 373—490. (Auch besonders Halle 1876.)
Die vocale der flexions- und ableitungssilben in den ältesten germanischen dialekten. 4, 315—475.
Nibelungenfrage und philologische methode. 5, 428—446.
Zur geschichte des germanischen vocalismus. 6, 1—256.
Beiträge zur geschichte der lautentwicklung und formenassociation. 6, 338—560. 7, 105—170. 8, 210—221. 9, 101—134.
Zu Walther von der Vogelweide. 8, 161—209.

Mittelhochdeutsche grammatik. Halle 1881; 10.—11. aufl. 1918.
Altdeutsche textbibliothek. Halle 1881 ff.

Darin von Paul bearbeitet:

Die gedichte Walthers von der Vogelweide. 1881; 4. aufl. 1911. [5. aufl. 1921.]
Hartmann von Aue, Gregorius. 1882; 5. aufl. 1919.
Hartmann von Aue, Der arme Heinrich. 1882; 5. aufl. 1912. [6. aufl. 1921.]

Zur orthographischen frage. Deutsche zeit- und streitfragen. Berlin 1880.
Principien der sprachgeschichte. Halle 1880; 5. aufl. 1920.
Grundriß der germanischen philologie. Straßburg 1891—96. [2 bände]; 2. aufl. 1896—1909. [3 bände]; 3. aufl. 1911 ff.

---

[1]) [Vollständiges verzeichnis s. inhaltsverzeichnis zu bd. 1—40 am schlusse des 40. bandes Beitr. (s. 560 f.). Dazu ist noch in bd. 43, 355 ein kleiner artikel 'Zu Reinmar von Zweter' gekommen.]

Darin von Paul:

Begriff und aufgabe der germanischen philologie. 1, 1—8.
Geschichte der germanischen philologie. 1, 9—151.
Methodenlehre. 1, 152—337.
Deutsche metrik. 2, 898—993. 2. aufl. 1905. 2, 2 abt., 39—140.

Deutsches wörterbuch. Halle 1896; 3. aufl. 1921.

Aufgaben der wissenschaftlichen lexikographie (Sitzungsberichte der philos.-philol. klasse der bayerischen akademie der wissenschaften 1894, s. 53—91).

Tristan als mönch, deutsches gedicht aus dem 13. jahrhundert (ib. 1895, s. 317—428). [Nachtrag dazu ib. 1897, s. 687—91.]

Zur wortbildungslehre (ib. 1896, s. 692—713).

Über die ursprüngliche anordnung von Freidanks Bescheidenheit (ib. 1899, s. 161—294).

Thidrekssaga und Nibelungenlied (ib. 1900, s. 297—338).

Die umschreibung des perfectums im deutschen mit 'haben' und 'sein' (Abhandl. d. kgl. bayer. akad. d. wissenschaften I. kl. bd. XXII. 1. abt. München 1902). Nachtrag dazu: Sitzungsberichte 1918, 11.

Über contamination auf syntaktischem gebiete (Sitzungsberichte 1909, 2).

Die bedeutung der deutschen philologie für das leben der gegenwart. Akademische festrede. München 1897.

Das wesen der wortzusammensetzung. Indogerm. forschungen 14, 251—258.

Beiträge zum Deutschen wörterbuch. Zeitschrift für deutsche wortforschung 10, 66—96, 97—128. 11, 81—96. 12, 47—69.

Gedanken über das universitätsstudium. Rectoratsrede. München 1909.

Über völkerpsychologie. Rectoratsrede, gedruckt in den Süddeutschen monatsheften 1910, 2, 363—373.

Deutsche grammatik. Bd. I Halle 1916. II 1917. III 1919. IV—V 1920.

Über aufgabe und methode der geschichtswissenschaften. Berlin-Leipzig 1920.

Über sprachunterricht. Halle 1921.

[HERMANN PAUL.]



3. NACHWORT.

Am 29. december 1921 ist **Hermann Paul** im 76. jahre seines lebens verschieden. Die deutsche philologie hat damit ihren ältesten hervorragenden vertreter verloren. Was Paul nicht nur im engeren gebiet unseres faches, sondern auch für die vergleichende und allgemeine sprachwissenschaft geleistet hat, braucht den lesern dieser zeitschrift, deren erste bände seine grundlegenden arbeiten brachten, nicht ausführlich dargelegt zu werden.[1] Die vorstehende kurze darstellung seines lebensganges und seiner wissenschaftlichen bestrebungen, welche Paul im jahre 1919 dictiert hat, bringt alle wesentlichen tatsachen. Sein neffe, herr studienrat dr. Paul **Gereke** in Berlin-Friedenau, hat mir dieselbe freundlichst zu verfügung gestellt, wofür ich ihm auch an dieser stelle herzlichen dank sage. Auch das schriftenverzeichnis rührt in der grundlage von Paul her und ist nur teilweise ergänzt worden.[2]

Hier will ich dem teuern freunde nur noch einige worte treuen gedenkens widmen. Im sommersemester 1870 lernte ich Paul kennen in den Eddaübungen bei unserem gemeinschaftlichen lehrer Friedrich Zarncke. Ich war im dritten studiensemester als anfänger, er dicht vor der promotion stehend und allen andern teilnehmern an wissen weit überlegen. Ich durfte es daher als auszeichnung betrachten, daß er mich aufforderte, mit ihm mhd. texte zu lesen. Da er seine augen schonen mußte, übernahm ich das vorlesen, er leitete die besprechung schwierigerer stellen. So haben wir mehrere semester hindurch eine große zahl mhd. dichtungen zusammen gelesen. Auch außer diesen gemeinschaftlichen übungen entwickelte sich bald ein immer enger werdender freundschaftlicher verkehr, in welchem ich den nach außen

[1]) Würdigungen seiner wissenschaftlichen persönlichkeit bringen von den mir bisher bekannt gewordenen nekrologen der ausführliche nachruf seines amtsnachfolgers Carl von Kraus in den Münchener neuesten nachrichten vom 3. januar 1922 (morgenausgabe), ferner die artikel von Eugen Lerch in der Frankfurter zeitung vom 5. januar (1. morgenblatt), sowie von Friedrich Panzer in der Zeitschrift für deutschkunde 1922, s. 123 ff.

[2]) Die in eckige klammern geschlossenen nachträge rühren von mir her. Aber auch herr dr. Gereke hat schon einiges ergänzt.



hin nicht sehr zugänglichen, etwas wortkargen freund auch als menschen hochschätzen lernte. Vom wintersemester 1871/72 an genossen wir zusammen den unterricht August Leskiens, dessen am slawolitauischen geübte sprachgeschichtliche methode uns für die germanische grammatik neue wege zeigte. Die gründung dieser Beiträge im spätherbst 1872[1]) brachte uns die gemeinsame redactionsarbeit, welche in engstem zusammenwirken bis pfingsten 1874 währte. Dann folgte mit Pauls abgang nach Freiburg die räumliche trennung, durch welche die eigentliche leitung der Beiträge mir zufiel. Aber der zusammenhang blieb doch rege, auch durch persönliche berührung, da Paul ostern und im herbst regelmäßig nordwärts reiste, um seine mutter zu besuchen. Dabei kam er auch nach Leipzig und später nach Gießen und Heidelberg. Erst nachdem er 1893 nach München gegangen war, sahen wir uns seltener. Auch den Beiträgen trat jetzt Paul ferner, da er für seine veröffentlichungen auf die schriften der Münchener akademie angewiesen war. Aber die freundschaftliche gesinnung blieb unverändert, wie sie in dem halben jahrhundert unserer gemeinschaft überhaupt niemals auch nur durch eine vorübergehende trübung gestört worden ist.

Wer Paul nur nach seinen veröffentlichungen kannte, besonders in der ersten hälfte seiner wissenschaftlichen tätigkeit, der konnte ihn wohl für schroff halten. Jedoch war er im umgange ein liebenswürdiger und rücksichtsvoller mann, der niemandem wehe tun wollte. Freilich sprach er nicht viel, aber was er sagte, war wohl überlegt und sachgemäß. So waren auch seine wissenschaftlichen äußerungen ergebnis reiflicher überlegung. Da er ein selbständiger denker war und alte probleme in angriff nahm, deren lösung vielen fachgenossen schon festzustehen schien, so erregte er unmut und widerspruch, wenn er in unbeirrtem wahrheitssinn seine abweichenden anschauungen darlegte. Die hierdurch erwachsenen gegnerschaften dürften wesentlich dazu beigetragen haben, daß mehrere berufungen aus Freiburg vereitelt wurden, die dem dort in engen verhältnissen befindlichen gelehrten willkommen

[1]) Näheres hierüber in meinem nachrufe auf Max Niemeyer, Beitr. 37, 342 ff.



gewesen wären. Durch solche enttäuschungen wurde der seines wertes sich bewußte zeitweilig recht verbittert, bis er durch die berufung nach München befreit wurde. Aber bis ins alter lebten diese erfahrungen fort, wie aus seiner erwähnung der fälle (oben s. 496) hervorgeht.

Das letzte jahrzehnt seines lebens war für Paul durch körperliche leiden sehr getrübt. Insbesondere büßte er infolge der netzhautablösung das augenlicht ein, so daß er für wissenschaftliche arbeiten auf fremde hülfe angewiesen war. Trotzdem war seine tätigkeit auch unter den schmerzen der leidenszeit rege und er fand die kraft, das bedeutende werk seiner fünfbändigen Deutschen grammatik in diesen jahren abzufassen. Die kleine schrift 'Über sprachunterricht' ist die letzte frucht seines nimmermüden geistes.

Das beigegebene bild zeigt Paul als siebenzigjährigen.

WILHELM BRAUNE.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Baumgartner, Heinrich, Die mundarten des Berner seelandes. Mit einem kärtchen [= Beiträge zur Schweizerdeutschen grammatik ... hrsg. von Alb. Bachmann XIV]. Frauenfeld, Huber 1922. — 208 s. Fr. 10.00.

Bock, Eug. de, Hendrik Conscience en de opkomst van de vlaamsche romantiek. Antwerpen, 'De Sikkel' [o. J.]. — 319 s.

— Beknopt oversicht van de vlaamsche letterkunde, hoofdzakelijk in de 19e eeuw. Antwerpen, 'De Sikkel' [o. J.]. — 108 s.

[**Crul, Cornelis**] Een schoone ende gheneuchlicke historie of cluchte van Heyneken de Luyere warachtelyck gheschiet seer verheuchlyok om lesen ende deur Cornelis Cruls eerst in dichte ghestelt. Ghedruct Thantwerpen op de Lombaerde veste, in den witten hasewint by Jan van Ghelen Anno MDLXXXII. [Neudruck Antwerpen, 'De Sikkel' o. J.]. — 64 s.

Edda, die lieder der älteren (Sæmundar Edda), hrsg. von Karl Hildebrand, völlig umgearbeitet von Hugo Gering. 4. aufl. (= Bibliothek der älteren deutschen lit. VII). Paderborn, Schöningh 1922. — XXVIII, 480 s. M. 90.00.

Hammerich, Louis L., Zur deutschen akzentuation (= Det k. Danske videnskabernes selskab. Hist.-filol. meddelelser VII, 1). — København, Høst & søn 1921. — 330 s.



Jente, Richard, Die mythologischen ausdrücke im altenglischen wortschatz. Eine culturgeschichtlich-etymologische untersuchung (= Anglist. forschungen hrsg. von J. Hoops, heft 56). Heidelberg, Winter 1921. — XX, 344 s.

Kleinpaul, Rudolf, Die deutschen personennamen, ihre entstehung und bedeutung. 2. verm. u. verb. aufl. neubearbeitet von Hans Naumann, Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissensch. verleger 1921. — 127 s. M. 4.20.

Kurath, Hans, The semantic sources of the words for the emotions in sanskrit, greek, latin an the germanic languages. Diss. Chicago. (1921). — VIII, 68 s.

Lussky, George Frederic, Die mit dem particip des praeteritums umschriebenen tempora im altsächsischen. Diss. Univ. Wisconsin 1915. Borna-Leipzig 1921. — 57 s.

Meissner, R., Zur Eggjuminschrift (Aus den Nachrichten der k. gesellsch. d. wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. klasse 1921) s. 89—100.

Ogier, Guilliam, De gulsigheydt, herdrückt, ingeleid en aangeteekend door Dr. Willem van Eeghem en versierd met houtsneden door Hansi van Straten. Antwerpen, 'De Sikkel' 1921. — XXX, 40 s.

Panzer, Friedrich, Deutschkunde als mittelpunkt deutscher erziehung (= Ziele und wege der deutschkunde, heft 1). Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. — 18 s.

Seiler, Friedrich, Deutsche sprichwörterkunde (= Handbuch des deutschen unterrichts . . . von Adolf Matthiae, IV. band, 3. teil). München, Beck 1922. — X, 457 s. M. 68.00.

— Die entwicklung der deutschen cultur im spiegel des deutschen lehnworts. V. Das deutsche lehnsprichwort. 1. teil. Halle, Waisenhaus 1921. — VIII, 305 s. M. 45.00.

Tannhäuser, Der, hrsg. von S. Singer. Tübingen, Mohr 1922. — 47 s.

Vogt, Friedrich, Geschichte der mittelhochdeutschen literatur. 1. teil. Frühmhd. zeit; blütezeit 1: das höfische epos bis auf Gottfried von Straßburg. Dritte, umgearbeitete auflage (= Grundriß der deutschen literaturgeschichte 2). Berlin und Leipzig, Verein. wissensch. verleger 1922. — X, 363 s. M. 55.00.

— Französischer und deutscher nationalgeist im Rolandslied und im Nibelungenlied (= Marburger akademische reden, nr. 40). Marburg, Elwert 1922. — 28 s.

Wiget, Wilhelm, Altgermanische lautuntersuchungen (Aus: Acta et commentationes universitatis Dorpatensis B. II, 3). Dorpat 1922. — 34 s.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle (Saale).







